



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Universitätsbibliothek Paderborn**

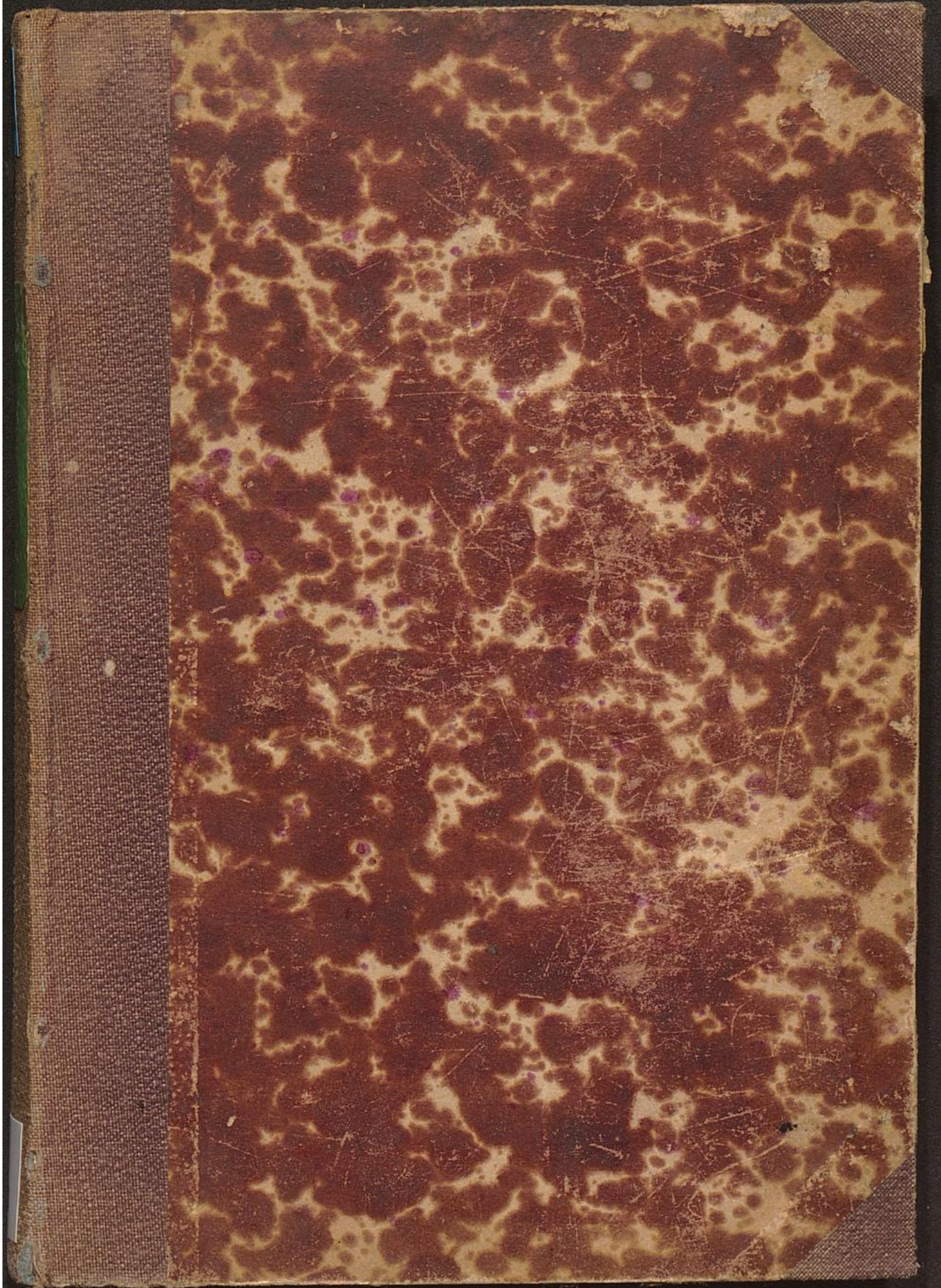
**Aus Italien**

**Rebbert, Joseph**

**Paderborn, 1877**

**urn:nbn:de:hbz:466:1-31650**





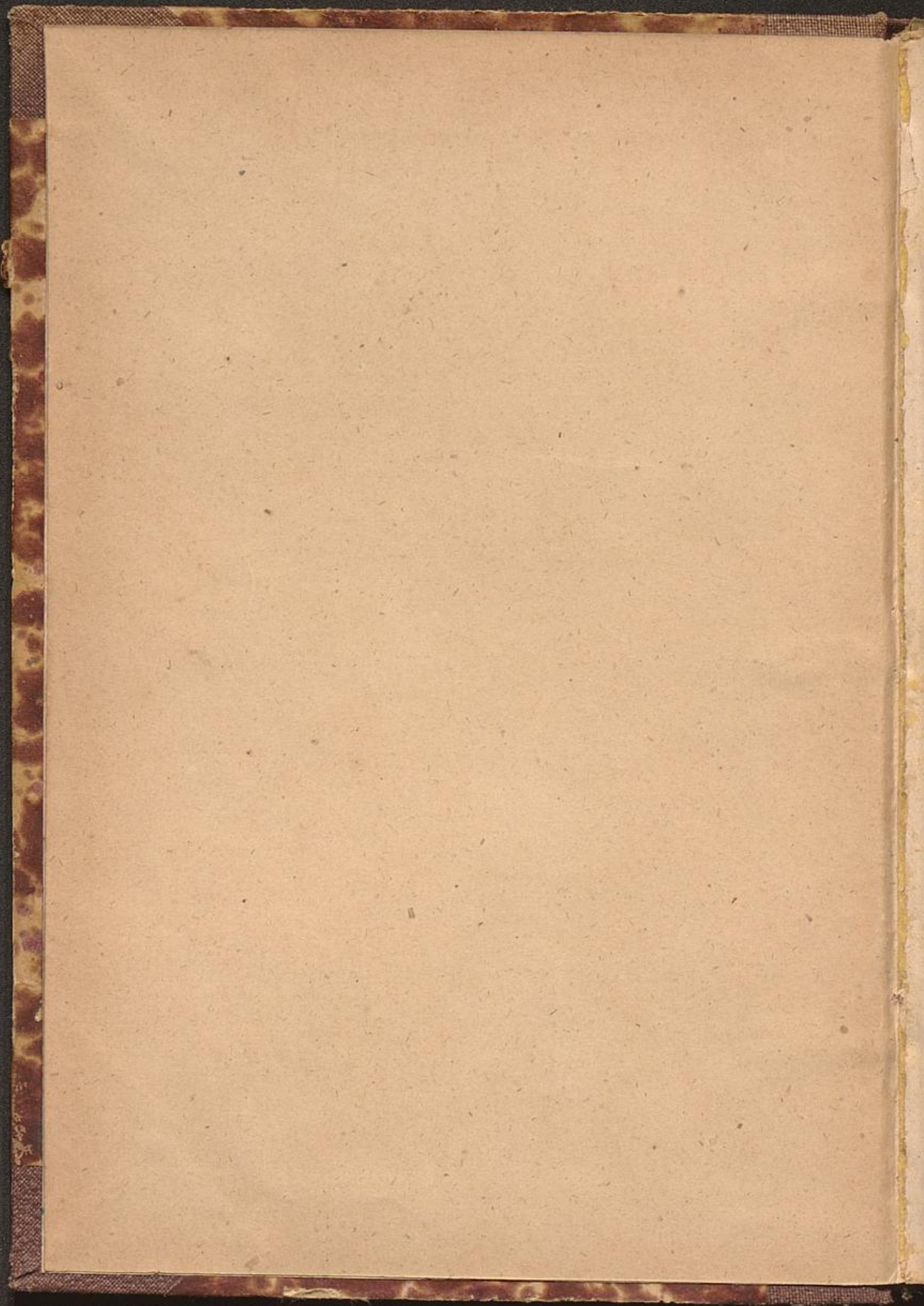






Kopie von  
M. D. St.  
10. 6. 89







# Aus Italien.

---

## Reise- und Erinnerungsblätter

zur

## Unterhaltung und Belehrung

für

katholische Familien.

Von

Prof. Dr. Joseph Rebbert.

---

Mit besonderer Rücksicht auf Padua, Assisi, Florenz,  
Rom und Neapel.

*Rebbert*

---

Paderborn, 1877.

Druck und Verlag der Bonifacius-Druckerei.  
(J. W. Schröder.)





03  
SR  
4180

15/3981



Seiner lieben Vaterstadt

# Winterberg

und ihrer hiedern glaubenstreuen römisch-katholischen Bürgerschaft

widmet diese Blätter

in treuer Anhänglichkeit

der Verfasser.





**H**eine liebe Vaterstadt! Wem sollte ich diese Reiseblätter eher widmen als Dir? Wenn man vor 400 Jahren die Westfalen überhaupt als das „wanderfeligste Volk“ bezeichnete und „das fünfte Element“ nannte, weil sie überall zu finden seien, wo die andern vier ange-  
troffen würden: so können Deine Söhne noch jetzt auf diese Bezeichnung und diesen Namen Anspruch erheben. Wo in aller Welt wären sie unbekannt? wohin wären sie nicht vorgeedrungen, die Winterberger Kauf- und Handelsleute? Darum schreibt denn auch der biedere Sauerländer Dr. Friedr. Wilh. Grimme aus Aßinghausen in seinem Büchlein über „das Sauerland und seine Bewohner“: „Die Winterberger durchziehen die halbe Welt, und ihr Pfarrer hat aus dem Kirchenbuche schier unwiderleglich nachgewiesen, daß Columbus, als er Amerika entdeckte, schon Winterberger daselbst vorfand.“ Letzteres ist natürlich ein Witz, ein alter, aber immerhin bezeichnender Witz.

So mögen Dir denn, Du liebe Vaterstadt, meine Reiseblätter zunächst sagen und beweisen, daß ich als Winterberger Kind bezüglich der Wanderlust nicht aus der Art geschlagen bin.

Dann aber und vor Allem mögen meine Reiseerinnerungen aus Italien Dir sagen, daß ich wie jedes wahre und echte Winterberger Kind mehr als die heimatliche traute Vaterstadt auf dem Berge jene Stadt jenseits der Berge liebe, wo unser gemeinsamer Vater, der hl. Vater, als Nachfolger Petri und Oberhaupt der Kirche Jesu wohnt.

Im Jahre 1437 — zufällig gerade 400 Jahre vor meinem Geburtsjahre — gelobte unsere theuere Vaterstadt Winterberg (im Bunde mit der westfälischen Ritterschaft und in Vereinigung mit den Städten Soest, Brilon, Gesecke, Rütthen, Werl, Attendorn, Olpe, Menden, Warstein, Neheim, Callenhardt, Belecke, Medebach, Hallenberg, Schmalfenberg) Anhänglichkeit und Treue „gegen unsern heiligen Vater den Papst und den heiligen Stuhl zu Rom“ — nach damaliger Sprach- und Schreibweise: „thegen vnsern hilligen vater den payß vnd den hilligen stol to Rome“. An diesem Gelöbniß hält Winterberg



— mit den vorgenannten sauerländischen Städten — auch heute noch in sauerländischer Treue fest und wird mit Gottes Gnade in alle Zukunft daran festhalten.

Den alten römisch-katholischen Glauben der Väter nehmen seine Söhne mit auf ihre Reisen, bekennen ihn in der Fremde und bringen ihn ungetrübt aus der Fremde zurück. Wie der himmlische Stern den wandernden hl. drei Königen voranleuchtete und ihnen den Weg wies, so nehmen die wandernden Winterberger den Stern des katholischen Glaubens zu ihrem sichern Führer, und ob sie gleich vielfach in protestantischen Gegenden sich aufhalten müssen — sie kehren als echt und warm katholisch in die Heimath zurück. Der hl. Schutzpatron Jacobus sieht dann täglich seine Söhne in dem ihm geweihten Gottes-  
 hause der hl. Messe beistehen, sieht sie die hl. Sacramente andächtig empfangen — und an seinem Festtage, „auf Jacobi“, da schaut der hl. Schutzpatron seine Gemeinde in freudiger Begeisterung ob des unschätzbaren Glückes, katholisch zu sein. So war es, so ist es, so soll es bleiben. Mag auch Ein Winterberger Kind, der Ritter von Schulte, vom Gelöbniße der Väter, von der Treue „gegen unsern hl. Vater den Papst und den hl. Stuhl zu Rom“ abgefallen sein, mag er toben wider Rom: er soll wie bisher als einzige Ausnahme dastehen und keine Nachfolger finden. Nur beten wollen wir für ihn, daß er gleich dem verlorenen Sohne das Vaterhaus wieder aufsuche!

Laß, Du liebe katholische Vaterstadt, mein Bäcklein Dir meine Treue versichern und Dir sagen, daß ich eher das Haupt auf den Block legen als des Gelöbnißes unserer Väter vergessen werde. Komme, was da wolle — wir wollen treu zur hl. katholischen Kirche stehn! Mögen die Stürme brausen wie sie wollen: sie sollen uns nicht losreißen vom Felsen Petri.

Schon manche Stürme sind über Winterberg hingezogen — aber auch wieder verweht. Schwere Zeiten hatte Winterberg zu bestehen gehabt, als gegen Ende des 30 jährigen Krieges der Paderborner Weihbischof, der Sauerländer Bernard Frick, am 5. und 6. Nov. 1645 zu Winterberg wieder — nach vielen Jahren zum ersten Male — die hl. Firmung spendete (an 1220 Firmlinge) und Hoch- und Kreuzaltar weihte. Aber unsere Väter waren dem hl. Glauben unverbrüchlich treu geblieben. Mit derselben Treue wirst Du stets ausharren, zumal jetzt, wo Du in Mitten der verwaisten Gemeinden Astenberg, Silbach, Grönebach, Deifeld gleichsam als Leuchtturm hingestellt bist, beglückt mit zwei würdigen Seelsorgern, den hochwürdigen Herren Pfarrer Wurm und Vicar Lichte, die, von heiliger Liebe zur Kirche durchglüht, nie ermüden, Wahrheit und Gnade zu spenden.

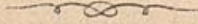
Gott erhalte Dir auf die Fürbitte des hl. Jacobus und des hl. Antonius von Padua, der Patrone der Pfarrkirche und der Kreuzberg-Kapelle, diese würdigen Seelshirten, das größte Glück einer Gemeinde, und gebe ihnen



den Trost, daß sich kein Schäflein ihrer Heerde verirre! O der Freude, wenn dereinst, nachdem die Stürme sich gelegt, der hochwürdigste Bischof Konrad wieder zur Spendung der hl. Firmung in Winterberg einziehen und dann aus dem Munde Deiner Seelsorger das Wort vernehmen kann: „Hochwürdigster Oberhirt! Alle sind treu geblieben, Alle haben fest gestanden wie die Eichen in unsern Forsten!“

Paderborn, am Feste der hl. drei Könige, dem Dankfeste  
für unsere Berufung zur Kirche Jesu, 6. Jan. 1877.

Dr. Joseph Rebbert.





## Vorwort.

Im Herbst des Jubeljahres 1875 machte der Verfasser des vorliegenden Büchleins in Gemeinschaft mit seinem Freunde, dem Paderborner Dombicar Johannes Schröder, eine Reise nach Italien. In die Heimath zurückgekehrt, begann ich auf vielfachen Wunsch diese Reise in unserm „Viktorius-Boten“ zu beschreiben. Die Artikel fanden Anklang, und so entschloß ich mich, eingehender zu berichten. Ich faßte vorzugsweise unsere katholischen Familien als Lesepublicum in's Auge. Diese in gemeinfaßlicher Sprache zu unterhalten und zu belehren, ihr Herz und Gemüth in schwerer Zeit aufzurichten und zu stärken, das war die Aufgabe, die ich mir stellte, da sie mir besonders zeitgemäß erschien. Welches Land wäre reicher an herzerhebenden Erinnerungen, als Italien? Den Gelehrten und wissenschaftlich Gebildeten der höheren Volksklassen ist diese Quelle oft und reichlich erschlossen worden; unserm eigentlichen katholischen Volke, unsern gewöhnlichen katholischen Familien, nicht so. Daraus erkläre ich mir das erfreuliche Interesse, welches meine Artikel zumal in diesen Kreisen gefunden, daraus den Wunsch erfahrener, mitten im Volke stehender Seelsorger, doch ja eingehend bis zu Ende zu berichten, die religiösen Momente vor Allem zu betonen und die Artikel später zu einem besonderen Familienbüchlein zusammenzustellen.

Das ist die Entstehung vorliegenden Büchleins. Sie erklärt die Auswahl und die Behandlung des Stoffes, sie erklärt auch, warum das Büchlein erst jetzt erscheint, was seinen etwaigen Werth indeß jedenfalls nicht schmälert, da der Bearbeitung (und nachträglichen Uebearbeitung) seines Inhalts um so mehr Fleiß gewidmet werden konnte.

Möge mein Schriftchen in meinen hochwürdigen Confratres Freunde finden, die es in katholische Familien ein-



führen, damit es dort seinen Zweck der Unterhaltung, Belehrung und Stärkung erreiche!

Mit der Belehrung glaubte ich auch gelegentlich die Abwehr kirchenfeindlicher Angriffe verbinden zu sollen. Es kommt ja eben jetzt sehr darauf an, unserm katholischen Volke gegen die vielfältigen Angriffe der „liberalen“, ungläubigen Presse Waffen in die Hand zu geben.

Bezüglich der Behandlung des reichen Stoffes hat mir der Ausspruch des hl. Papstes Gregor des Großen als Leitstern vorgeschwebt: *Expositio ita nescientibus fiat cognita, ut tamen scientibus non sit onerosa* — „Die Darlegung komme in der Weise zur Kenntniß derjenigen, denen sie noch unbekannt ist, daß sie denen nicht lästig werde, die schon darüber unterrichtet sind.“

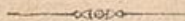
So hoffe ich denn auch, manchen Rompilgern theils nützliche Winke für die Reise zu geben, theils angenehme Erinnerungen an die gemachte Reise neu aufzufrischen.

Welche denkwürdigen Stätten besondere Berücksichtigung gefunden, sagt der Titel. Unter denselben die wichtige Culturstätte Assisi und namentlich das hehre Heiligthum der Gottesmutter zu Loreto eingehender zu behandeln, war mir Herzensbedürfniß. Wie undankbar ist doch unsere katholische deutsche Literatur gegen diese beiden Stätten — und namentlich gegen Loreto — gewesen! Es existirt vielleicht nicht eine deutsche Monographie über Loreto! Einige gelegentliche Notizen und kurze Aufsätze, die zudem noch von Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten wimmeln, das ist — scheint mir — unsere katholische deutsche Literatur über diese hehre Gnadenstätte!

Vor 400 Jahren schrieb eine fromme Feder in der „christlichen ermanung zum frummen leben“ die Worte:

„Da sint vil bucher, dy von den heiligen stetten melden, wo frumme cristen hinziehn zur ere gottes und zu lobe siner gebenedeiten mutter und der heyligen, wo sy beten und singen, offft in wyte ferne lande ziehn, offft über mer. Solich bucher soltu lesen und din herz entzündt werden.“

Mögen diese Worte auch auf mein Büchlein Anwendung finden.





## Aus Italien.

### 1.

„Gia, wohluf, und nimm dinen stab und sy frolich und wolgemut in demütigkeit und gotseligkeit, und bete got an und ere sin heyligen. Es gibt mannigerlay lust zu sehen und zu horen, fremder menschen stette zu sehen, ouch eyn heylige lust zu wandern und zu sehen heylige ortte.“

Diese Worte aus der (vorgenannten) „christlichen Ermahnung“ waren mir so recht aus der Seele gesprochen. Ja, „es gibt eine heilige Lust zu wandern und zu sehen heilige Orte!“ Glückliche, wer dieser „heiligen Lust“ nachkommen und den „Stab nehmen“ kann. In dieser glücklichen Lage war ich im Herbst 1875. Da konnte ich dem ultramontanen Drange meines Herzens, dem Drange, die Welt „jenseits der Berge“ zu sehen, Folge geben.

Das eigentliche Reiseziel war Rom, die ewige Stadt, der Mittelpunkt der Kirche, oder noch genauer, der hl. Vater, Pius IX., der Stellvertreter Christi, der Nachfolger Petri. Schon seit vielen Jahren war meines Herzens Sehnen dahin gerichtet, die ewige Stadt und in ihr den Statthalter Christi von Angesicht zu sehen. Den unvergleichlichen Papst Pius IX., den providentiellen Papst, dessen Bild mir in manchem süßen Traume vorgeschwebt, wollte ich in Wirklichkeit sehen, vor ihm wollte ich knien in kindlicher Verehrung und Liebe, seinen väterlichen und hohenpriesterlichen Segen wollte ich mir erbitten. Mein Herz wollte ich neu erwärmen an den heiligen Stätten Roms, zumal am Grabe der Apostel Petrus und Paulus. Außer der ewigen Stadt beabsichtige ich indeß auch, soweit thunlich, andere durch religiöse Momente geheiligte Orte aufzusuchen: am Grabe des hl. Antonius in Padua, am Grabe des hl. Vaters Franciscus in Assisi, im hl.



Hause der Gottesmutter in Loreto und an andern denkwürdigen Stätten wollte ich niederknien in frommer Verehrung. Alles dies ist mir vergönnt gewesen, und ich habe eine solche Menge schönster Erinnerungen aus Italien mit heimgebracht, daß mein Herz zeitlebens daran zehren kann.

Aus diesen Erinnerungen sollen hier der Reihe nach die besonders interessanten hervorgehoben werden. Ich werde dabei dem Gange unserer Reise folgen und die jedesmaligen kurzen Notizen meines Tagebuches näher ausführen. Für jetzt muß ich indeß eine Ausnahme machen. Ich weiß, jeder Leser will vor jeder weiteren Mittheilung etwas Näheres über unseren hl. Vater Pius IX. wissen. Die Frage nach dem hl. Vater ist regelmäßig die erste gewesen, welche uns gestellt wurde, wenn wir von unserer Reise erzählen mußten. Auch unsere Leser höre ich dieselbe Frage stellen und will sie deshalb sofort beantworten.

Am demselben Tage schon, wo wir in Rom eintrafen, sollten wir das Glück haben, den hl. Vater zu sehen. Morgens gegen 8½ Uhr trafen wir in der ewigen Stadt Rom ein, und nach 3½ Stunden standen oder vielmehr knieten wir schon vor dem hl. Vater. Wie pochte unser Herz vor Freude und Rührung! Der Eindruck, den die Erscheinung des hl. Vaters auf uns machte, läßt sich eher mitempfinden als schildern. Die väterliche zutrauliche Freundlichkeit und Herablassung, mit welcher er uns empfing, erweckte kindliches Zutrauen, während der Gedanke, daß wir vor dem Statthalter Christi knieten, unser Herz mit der tiefsten Ehrfurcht erfüllte, so daß wir anfangs nur mit bebender Stimme zu dem erhabenen Vater der Christenheit stammeln konnten. Wir Baderborner hatten das Glück, die ersten zu sein, welchen der hl. Vater an jenem Mittage Audienz gab. Wir hatten ihm kaum gesagt, daß wir Priester aus der Diocese Baderborn seien, als er sich mit dem lebhaftesten Interesse nach unserm guten Bischof Konrad erkundigte. „Buono Corrado!“ — der gute Konrad! — sprach der hl. Vater mit unvergleichlich innigem und theilnehmendem Ausdrücke, und fragte uns dann des Näheren, wie es unserm guten Bischofe gehe, wo er sich augenblicklich aufhalte u. dgl. Wir konnten bloß Holland als Aufenthaltort nennen und über das Befinden des „Befenners“ auch nur im Allgemeinen Aufschluß geben. Am



Schlusse unserer Unterredung, aus der wir die längst bekannte väterliche Liebe zu Bischof Konrad und seiner armen Diöcese Baderborn neu erfuhren, küßten wir die Hand des hl. Vaters, überglücklich, den gesehen und mit dem gesprochen zu haben, welchen über 200 Millionen Katholiken auf dem weiten Erdenrunde als Statthalter Christi, als Nachfolger Petri, als gemeinsamen Vater in kindlicher Liebe verehren. Mit uns hatten noch einige Priester aus anderen Diöcesen in demselben Zimmer Audienz. Der hl. Vater sprach mit jedem einzelnen und ertheilte uns dann gemeinsam seinen hohenpriesterlichen Segen, nachdem er uns gesagt, worauf sich sein Segen, außer auf uns selbst, erstrecken solle. Sodann durften wir den hl. Vater begleiten, wie er durch einige andere Zimmer schritt, wo noch sehr viele Pilger seiner harrten. Hierbei nun hatten wir so recht Gelegenheit, uns von der rüstigen Gesundheit des hl. Vaters zu überzeugen. Trotz der 84 Lebensjahre, trotz der 30 Jahre seines sorgenvollen obersten Hirtenamtes, trotz der unsäglichen Leiden, die ihm namentlich die letzten Jahre bereitet, steht der erhabene Jubelgreis fest und ungebeugt da, körperlich und geistig frisch und ungebrochen. Wie oft haben die „Liberalen“ seinen nahen Tod verkündet. Es war nur der Ausdruck ihrer Wünsche. Freut euch nicht zu früh, ihr edlen „Cultorkämpfer“; rein menschlich genommen, dürfen wir zuversichtlich hoffen, daß Pius IX. euerem „Cultorkampfe“ die Grabrede halten wird.

So viel für jetzt über den hl. Vater, Papst Pius IX. Die Stunde, wo wir ihn persönlich gesehen, gehört zu den glücklichsten unseres Lebens; sie ist unvergeßlich eingegraben in unser Gedächtniß, in unser Herz! Die väterlich theilnehmenden Worte „Buono Corrado“ aber tönen noch fort in unseren Ohren; sie werden auch, dessen sind wir gewiß, in den Herzen aller unserer katholischen Leser ein Echo finden und zum beharrlichen Gebete für den guten Bischof Konrad neu anregen. Welche Theilnahme der schwergeprüfte Bekenner in Rom findet, davon konnten wir uns täglich überzeugen. Ich erwähne für dies Mal nur einige Ausdrücke, mit welchen die erste uns in Rom zu Gesicht gekommene Zeitung L'unità cattolica seiner gedachte. Es hieß damals, allerdings verfrüht, Bischof Konrad sei auf der Reise nach Rom. Dieser freudigen Nachricht widmete die genannte Römische Zeitung einen Zeit-



artifel „Il vescovo di Paderborna a Roma“ worin sie ihn begrüßte als novello Atanasio, als neuen Athanasius. So ne va a Roma — hieß es u. A. wörtlich — dove se gli prepara in Vaticano quell' accoglienza che merita l'eroico difensore della fede — „er geht nach Rom, wo seiner im Vatican jene Aufnahme harret, die der heldenmüthige Vertheidiger des Glaubens verdient.“ Gewiß, wenn Bischof Konrad zum hl. Vater eilt, er wird den „Bekenner“ — wie ihn Pius IX. genannt — mit offenen Armen empfangen und väterlich begrüßen als „buono Corrado!“

## 2.

In dem einleitenden ersten Artikel haben wir den Leser gleich nach Rom versetzt und an unserer Audienz beim hl. Vater theilnehmen lassen. Wir wußten, daß dieser Punkt vor Allem interessire. Jetzt wolle der geneigte Leser sich mit uns zurückversetzen zum Anfange unserer Reise nach Italien.

Ueber den Weg von Paderborn bis München sage ich nichts; auch von München, „dem deutschen Athen“ will ich nicht erzählen, soviel sich davon erzählen ließe. Der selige König Ludwig von Baiern hat in der That sein Wort eingelöst, das er als Kronprinz einst in Rom gesprochen: „Ich will aus München eine Stadt machen, die Deutschland so zur Zierde gereichen soll, daß Keiner Deutschland kennt, wenn er nicht München gesehen hat.“ Besonders angesprochen hat mich in München, daß die Kirchen so erfreulich besucht waren. Die „hl. Geisteskirche“ z. B. war während einer Nachmittagspredigt buchstäblich vollgepfropft. Recht wehmüthig stimmte mich ein gedruckter Anschlag an eben dieser Kirche: es war die Einladung zur Primiz (ersten hl. Messe) eines neugeweihten Priesters! Da schwebten mir unsere armen neugeweihten preussischen Priester vor der Seele, die seit den „Maigesetzen“ selbst auf die althergebrachte erhebende Feier ihrer ersten hl. Messe verzichten müssen. Stille Messe bei verschlossenen Thüren, an denen der Gensdarm zur Vorsicht noch Wache hält — das ist jetzt eine Primiz in Preußen, dachte ich wehmüthig, da sollte es Jemand wagen, durch gedruckten Anschlag zu einer feierlichen Primiz einzuladen! — Diese und andere



Gedanken, die ich besser für mich behalte, rief jener einfache Zettel an der Kirchthüre in mir wach. Das soll eine Reiseerinnerung sein! würde hier ein „Liberaler“ ausrufen. Ja wohl, du Edler, es ist eine ultramontane Reiseerinnerung an München, lebhafter eingeschrieben in mein Gedächtniß als das in den glühendsten Farben leuchtende Gemälde der neuen Pinakothek!

Der liebenswürdige Beneficiat Geiger in München (Veterinärstraße Nr. 10), der erprobte Komführer, gab uns auf unsere Bitte die besten Winke für unsere Reise nach Italien, und so traten wir, besser ausgerüstet, als wenn wir einen Bäderer beseßen hätten, unsere Reise und zwar zunächst den Weg von München nach Trient an. Der Zug führte uns über Rosenheim und Aussenburg nach dem schönen Innsbruck, der Hauptstadt Tyrols. Dann ging's weiter mit der denkwürdigen Brennerbahn. Diese Bahnstrecke, eröffnet am 17. August 1867, überwindet die größten Terrainschwierigkeiten und ist die großartigste Gebirgsbahn, die bis jetzt existirt. Die Steigungsverhältnisse sind die ungünstigsten, die je eine Bahn zu überwinden hatte. Man zählt 23 Tunnel. Nachmittags gegen 3 Uhr hatten wir die Höhe des Brenner, über 6000 Fuß hoch, erreicht. Dann ging es abwärts über Sterzing, welches noch 3110 Fuß hoch liegt, nach dem lieblich gelegenen Brixen und dem reizenden Bozen und von hier nach Trient. Wegen eines unfreiwilligen längern Aufenthaltes in Sterzing, in dessen Nähe ein Felsstück auf die Bahn gefallen war, kamen wir erst gegen 10 Uhr Abends in Trient an. „In Trient ist nichts los“, meinte ein liberaler Tourist gewöhnlichen Schlages. An und für sich ist diese Phrase schon unrichtig, da Trient eine ganz sehenswerthe Stadt für jeden Touristen ist; für den Katholiken aber ist in Trient erst recht viel „los“. Schon der Name „Trient“ läßt sein Herz freudig schlagen bei dem Gedanken an das hier von 1545—1563 gefeierte allgemeine Concil. Wir kehrten in dem uns empfohlenen Gasthof Al Rebecchino ein und konnten kaum den folgenden Tag abwarten, wo wir die ehrwürdigen Stätten, an welchen das hl. Concil gefeiert worden, besuchen wollten.

„Trient, Deutschlands End“, ist eine vorwiegend italienische Stadt, wo der deutsche Rompilger zuerst sein Italienisch



versuchen muß. Außer der schönen alterthümlichen Domkirche interessirt besonders die Kirche Maria Maggiore, die größere Marienkirche — so genannt, weil sich in Trient noch eine kleinere Marienkirche Annunziata befindet. Dom und Maria Maggiore, das sind die durch das ökumenische Concil geheiligten denkwürdigen Stätten, wohin wir am folgenden Morgen zunächst unsere Schritte lenkten. Im Dome wurden die ersten 14 Sitzungen des hl. Concils gehalten und sämtliche Decrete desselben publicirt. An einem Pfeiler neben dem Hochaltare nach der Evangelienseite besagt eine lateinische Inschrift: „Daß unter dem Papste Paul III. die ersten 8 Sitzungen des Kirchenraths von Trient, dann unter Julius III. die folgenden 6 in dieser Kirche gehalten worden; daß ferner sämtliche Beschlüsse desselben in der größeren St. Marienkirche beendigten Concils hier selbst vor dem jetzt in der anstoßenden Seitenkapelle aufgestellten Crucifixe verkündigt worden sind, davon soll dieses der Nachwelt zum Denkmale dienen.“ Auf jenes sehr alte Crucifix — *crocifisso miracoloso* genannt — macht folgende Inschrift aufmerksam: „Siehe hier das Kreuz des Herrn, zu dessen heiligsten Füßen die Decrete unsers Glaubens auf diesem hochheiligen Tridentinischen Concil beschworen und verkündigt sind.“ Von diesem für gewöhnlich verhüllten „wunderbaren Crucifixe“ meldet die fromme Sage, daß der Heiland von diesem Kreuze herab durch wiederholte Kopfeinknickung den publicirten Beschlüssen des hl. allgemeinen Concils seine göttliche Billigung ertheilt habe. (Ergreifend schön ist diese Scene geschildert in Meinhold's „getreuem Ritter“ Hager S. 395 f.) Wir wissen nicht, ob das Wunder kirchlich constatirt ist; jedenfalls ist die fromme Sage sehr sinnig, insofern sie uns die Bedeutung der auf dem allgemeinen Concile publicirten Decrete veranschaulicht. Von den Lehrentscheidungen eines allgemeinen Concils wissen wir, daß sie ein für alle Mal die Billigung des Heilandes erhalten haben durch sein untrügliches Machtwort an die Apostel und deren Nachfolger: „Lehret alle Völker — lehret sie Alles halten, was ich euch befohlen habe: und siehe ich bin bei Euch alle Tage bis an's Ende der Welt.“ Darum verehren wir die Entscheidungen allgemeiner Concilien „ebenso wie die vier hl. Evangelien“, wie sich der hl. Gregor der Große ausdrückt. Die oben erwähnte Kirche Maria Maggiore in Trient ist eine neuere i. J.



1520 vollendete, nicht sehr große Kirche, die man für die späteren Sitzungen des hl. Kirchenraths vielleicht deshalb gewählt haben mag, weil sie heller und wärmer als der große alte Dom und im Innern ohne Pfeiler ist. Auf dem Chore neben dem Hochaltare ist ein Gemälde, welches eine Sitzung des Concils darstellt.

Eine hl. Ehrfurcht durchdrang uns an diesen denkwürdigen Stätten. Welche erhabene Versammlung tagte hier vor mehr als 300 Jahren in der schweren Zeit der Reformation! Welcher Strom des Segens hat sich von Trient aus über die Kirche ergossen! Ein neues Leben in der Kirche datirt von diesem im hl. Geiste rechtmäßig versammelten allgemeinen Concile. Ach daß doch die deutschen Protestanten, die so oft und so liebevoll zu diesem Concile eingeladen wurden, damals erkannt hätten, was ihnen zum Frieden, zum Heile diene! Sie haben nicht gewollt — daher das viele Leid, das über unser Vaterland gekommen. Das ist der wehmüthige Gedanke, der sich dem deutschen Pilger in Trient aufdrängt. Immerhin aber überwiegen die Gefühle freudigen und innigen Dankes, daß es hier vor 300 Jahren „dem hl. Geiste gefallen hat“, die Reinheit unsers hl. katholischen und apostolischen Glaubens gegenüber der Irrlehre zu wahren und heller an's Licht zu stellen.

Wenn irgend eine Jubelfeier begründet war, so war es das i. J. 1863 vom 21.—29. Juni in Trient großartig gefeierte 300jährige Concilsjubiläum. Es wurde durch die Anwesenheit von 38 infulirten Prälaten, Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten verherrlicht; außerdem hatten sich fremde Priester in großer Anzahl nach Trient begeben. Am Schlusse des Jubiläums wurde vor dem oben erwähnten denkwürdigen Crucifixe feierlich das Tridentinische Glaubensbekenntniß abgelegt. Möge der große Tag nicht mehr zu fern sein, wo alle unsere getrennten Brüder sich mit der hl. Mutterkirche wieder vereinen durch Ablegung desselben Tridentinischen Glaubensbekenntnisses! Mit diesem Herzenstunsche nehmen wir von Trient Abschied.



## 3.

Weiter ging es mit der Eisenbahn von Trient nach Verona. Ueber die herrliche Landschaft, die sich von Trient bis Verona dem Auge in immer schönerer Pracht erschließt, will ich nichts Näheres sagen; man wird hier inne, daß man in den „Garten Europa's“ eingetreten ist. Im Rücken die Alpen in malerischer Schönheit, vor uns die fruchtbare von der Etsch durchschnittene Ebene. In Verona machten wir Halt. Die Stadt, ein Hauptglied des vielgenannten Festungsvierecks, wird von der Etsch in zwei Theile getheilt. An Verona knüpfen sich viele historische Erinnerungen. Zunächst interessirte es mich, die Stätte zu betreten, wo einst der alte Cornelius Nepos, der allbekannte römische Geschichtsschreiber, geboren worden. Wer hätte ihm nicht aus den seligen Tagen der Jugend, wo man sich auf Quarta mit seinen „Feldherrn“ befaßt, ein treues und freundliches Andenken bewahrt? Auch Catull, Vitruvius und Plinius den Aeltern hat Verona als berühmte Söhne aufzuweisen. Mein lieber Reisegefährte konnte sich für Verona auch schon aus einem Grunde interessiren, der ihn persönlich und weniger angenehm berührt. Hier in Verona wurde bekanntlich vom October bis December 1822 jener Monarchencongreß abgehalten, an welchem auch der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., der Vater unseres gegenwärtigen Königs, theilnahm. Während dieser Anwesenheit in Verona, am 4. Nov. 1822, vollzog der König von Preußen in Ausführung der Bulle de salute animarum den Dotations-*Etat* für Paderborn, in Folge dessen in Paderborn zur Einrichtung des neuen Domcapitels geschritten werden konnte. Auf diesem „*Etat* von Verona“ nun hatte bis zu dem „Brodkorbgesetze“ für meinen theueren Reisegenossen das Recht beruht, ein jährliches Amtsgelalt von zweimal hundert preussischen Reichsthalern bei der Staatskasse zu erheben. Seit dem „Brodkorbgesetze“ hat dieses Recht keine Bedeutung mehr für ihn, da er selbstverständlich eher den Kopf auf den Block legen würde, als dem bekannten §. 6 im „Brodkorbgesetze“ nachzukommen. Auf dem Gange in Verona schien mir der liebe Freund in ernstem Nachdenken über den „*Etat* von Verona“ und seine Bedeutung für die Gegenwart begriffen zu sein.



Ich habe ihn allerdings nicht interpellirt, und so ist es möglich, daß das ernste Nachdenken mehr den Festungswerken galt, von denen man sich für Oesterreich bis zum Jahre 1866 so viel versprochen hatte.

Von den vielen Merkwürdigkeiten der Stadt hat das Amphitheater auf der Piazza Bra auf uns den tiefsten Eindruck gemacht. Das Ungeheuer soll unter dem Wütherich Diokletian erbaut sein. Von allen römischen Amphitheatern ist das zu Verona das besterhaltene, weshalb seine Betrachtung für das Verständniß dieser scheußlichen Bauten von großer Wichtigkeit ist. Die Länge beträgt 464, die Breite 367, der Umfang 1333 Fuß. Im Innern erheben sich 45 Stufenreihen übereinander, alle aus Marmor. Auf denselben konnten 25 — 30,000 Zuschauer sitzen, 75 — 80,000 stehen. Diese stufenweise sich erhebenden und zugleich zurücktretenden Sitz- und Steheplätze gewährten jedem Zuschauer freie Aussicht auf die sogenannte Arena, den mittlern freien Platz, wo die grausamen Thierkämpfe und Fechterspiele stattfanden. Rings um die Arena zieht sich eine Mauer, auf welcher die untersten Sitzplätze und das Podium, eine Art Logen für den Kaiser und die Magistratspersonen, sich befanden. Unter ihnen gewahrt man die Ställe (caveae) für die Bestien und die Eingänge für die Gladiatoren. Die Stockwerke der Sitzreihen waren durch Treppen in den nach Außen liegenden Abtheilungen verbunden und wieder durch Gänge von einander geschieden, aus denen man durch Pforten in die Sitzreihen gelangte. Die Außenseite bildeten übereinanderstehende Arkaden, eine fortlaufende Reihe von Bogen zwischen Pfeilern. Das Amphitheater selbst war dachlos; zum Schutze gegen Sonne und Regen diente ein großes ausgespanntes Tuch. Wenn man bei der Betrachtung dieses Baues an die grausamen Mord- und Blutspiele zurückdenkt, — und wer könnte sich dieses Gedankens entschlagen? — an die hier zu Tausenden zerfleischten Menschen, an deren Blut sich die heidnischen Augen weideten, wenn man namentlich der unschuldigen Christen gedenkt, die hier von wilden Bestien zerrissen und zermalmt worden, deren Märtyrerblood diese Arena in Verona getrunken — dann wird man gewaltig ernst gestimmt, dann steht man da in schwermüthiges Nachdenken versunken, bis ein unwillkürliches Deo gratias für den Sieg des Christenthums über das grauenvolle Heidenthum die Reflexion beschließt.



Dies über das Amphitheater in Verona. Wir rathen jedem Rompilger dasselbe eingehender zu betrachten, weil man dann das denkwürdige römische Amphitheater, das nur noch in Ruinen vorhandene Colosseum, von dem wir später erzählen werden, sich genauer vorstellen kann.

Was soll ich nun weiter von Verona erzählen? In meinem Tagebuche steht noch die schöne Dante-Statue verzeichnet. Der berühmte Dante, der unsterbliche Dichter der „Göttlichen Komödie“ wurde i. J. 1302 aus seiner Vaterstadt Florenz verbannt. Er fand besonders freundliche Aufnahme und längern Aufenthalt bei den Herren de la Scala in Verona. Indeß, es war nicht die süße Heimath; weshalb Dante trotz der guten Aufnahme in Verona über seine Verbannung die wehmüthigen Verse schreiben konnte (Paradies 17. Ges. 58):

„Erfahren wirst du, wie gesalzen schmecket  
Das fremde Brod, und wie so herb der Pfad ist,  
Den man auf fremden Stiegen auf- und absteigt.“

Zur Erinnerung an Dante's Aufenthalt in Verona hat man ihm dort auf einem schönen Plaze eine Statue aus cararischem Marmor errichtet. —

Wenn ich von den Kirchen Verona's nichts Näheres mittheile, so geschieht es deshalb, weil sich keine besonderen Erinnerungen an dieselben knüpfen. Recht sehenswerth sind übrigens die Cathedrale und die Kirche St. Anastasia. In letzterer hängt ein schönes großes Gemälde von Falicieri, die Väter des hl. Concils von Trient in lebensstreuenden Abbildungen darstellend. Der katholische Besucher kann es nicht ohne Ehrfurcht betrachten.

Eine „berühmte“ Merkwürdigkeit, die man in Verona zeigt, haben wir nicht aufgesucht: wir meinen den „ehrwürdigen“ Sarg Julien's. Das ist natürlich keine heilige Julie; für eine solche würden wir Aufmerksamkeit haben. Es ist die Julie aus der bekannten Tragödie Shakespeare's: Romeo und Julie. Wahrscheinlich ist die ganze Geschichte dieses verliebten Pärchens, die man in Verona sich abspielen läßt, erfunden. Für die Leser, welche die „rührende“ Geschichte nicht kennen, sei sie ganz kurz erzählt. In Verona standen sich die Familien oder Häuser der Montecchi und Capuletti in grausiger Feindseligkeit und tödtlichem Haß gegenüber,



während sich zwei Sprößlinge dieser Häuser — Romeo aus dem der Montecchi, und Julie aus dem der Capuletti — „tödtliche“ Liebe schwuren. Nachdem sich die beiden Verliebten heimlich „gekriegt“ haben, wird Romeo aus Verona verbannt und Julie soll einen Andern heirathen. Statt nun zu erklären, sie habe schon Einen, läßt sie die Vorbereitungen zur Hochzeit treffen, nimmt aber am Abend vor der festgesetzten Hochzeit einen Schlaftrunk, der sie als todt erscheinen läßt. Sie wird in der Familiengruft als todt beigesetzt. Romeo soll von dieser List unterrichtet werden, erhält aber den Brief nicht, sondern statt dessen die Kunde von ihrem Tode. Er verschafft sich Gift, eilt nach Verona, schleicht sich in die Familiengruft zum Sarge Juliens und nimmt dort das Gift. Unmittelbar nach diesem Selbstmorde erwacht Julie von ihrem todähnlichen Schlafe, und als sie den Romeo nun todt neben sich findet, ergreift sie dessen Dolch und sticht sich auch todt. Ueber den Leichen der Kinder reichen sich dann die verfeindeten Häuser die Hand der Ausöhnung. Das ist in Kürze die berühmte Mordgeschichte von Verona, die schon so viele Dichter und Dichterlinge beschäftigt und tausend und aber tausend sentimentalen Herzen Thränen entlockt hat.

Und die Moral aus der Geschichte? Außer der schließlichen Ausöhnung der verfeindeten Häuser findet sich keine darin — aber Romeo und Julie werden gefeiert als — Musterliebende. Welchen Zauber haben Romeo und Julie auf die empfindsame Welt ausgeübt! Wer vordem aus „gebildeten“ Kreisen Verona besuchte, mußte auch das sagen. Grab Juliens besucht haben, sonst hatte er Verona nicht gesehen. Dichter machten all dort schwermüthige Verse und zärtliche Damen vergossen heiße Thränen, und von dem vorgeblichen steinernen Sarge Juliens brachen sich „berühmte“ Leute Stückchen ab, die sie gleich Edelsteinen aufbewahrten. Da sind nun hintendrein nüchterne Forscher gekommen und haben es wahrscheinlich gemacht, daß die ganze Geschichte von Romeo und Julie erfunden sei, wie die vielen tausend albernen Romane, mit deren Lesung so Viele Gott und ihrer Seele die Zeit abstehlen und ihr Herz (oft tödtlich!) vergiften. Und der sogenannte „berühmte“ Sarg Juliens, was ist er nach denselben prosaischen Forschern vordem gewesen? Ein



— Waschtrog. Seitdem gehen nur noch einsame Gläubige an die „berühmte“ Stätte. Köstlich hat Frik Reuter den „offen Watertrog“ von Verona und dessen sentimentale Verehrung seitens der „Gebildeten“ persiflirt in dem letzten Kapitel seines Buches: „De meckelnbörgschen Montecchi un Capuletti.“

Wir überlassen also den „Gebildeten“ und „Gefühlvollen“ den Besuch des Sarges Juliens; wir ziehen ohne ihn gesehen zu haben von Verona ab.

Wieder auf dem Bahnhofe angelangt, sahen wir dort das wohlgelungene Porträt des Königs Victor Emmanuel, unstreitig das häßlichste Porträt, das ich je gesehen habe. Qual faccia cattiva, meinte ein Unterthan Sr. Majestät, und ich konnte ihm nicht widersprechen. Nein, so ein Gesicht — grundgütige Mutter Natur, warum bist du hier so grausam gewesen? Da ist es einem ordentlich angenehm, daß man das Bild Sr. italienischen Majestät nicht auf Münzen zu sehen bekommt. Das hat übrigens nicht in dem Gesichte seinen Grund, sondern in der finanziellen Misere des Königreichs Italien. Auf unserer ganzen Reise durch Italien haben wir auch nicht Ein italienisches Silber- geschweige denn Goldstück gesehen, sondern nur Papier und Kupfer. Wenn man ein Goldstück sah, so war es französisches Gold, also aus dem Lande, wo man keinen „Culturfampf“ treibt und keine Säkularisation der Kirchengüter. Wer sich davon überzeugen will, wie es mit den italienischen Finanzen ausieht, lese aus dem berühmten Briefe des Bischofs Dupanloup an den Finanzminister Minghetti (Paderborn in der Bonifacius-Druckerei) nur das 13. Capitel: „Die Blünderung der Kirche hat Italien nicht bereichert.“

Soviel über unsere Reiseerinnerungen aus Verona. Im nächsten Artikel erzähle ich von Padua, von St. Antonius hochgepriesen.

## 4.

Nachmittags etwas nach 5 Uhr fuhren wir mit dem Schnellzuge von Verona ab nach Padua. Die Strecke war bald zurückgelegt. Unsere Augen konnten sich nicht satt sehen



an der herrlichen Landschaft, durch welche wir eilten. „Pádova!“ — rief nach zweistündiger Fahrt der Schaffner in unsern Wagen hinein, und vor uns lag die schöne Stadt, die ein Hauptziel unserer Reise bildete. „Albergo alle due croci bianche“ — Gasthof zu den zwei weißen Kreuzen — lasen wir an einem auf dem Bahnhof stehenden Omnibus. Das war der uns empfohlene Gasthof. Rasch stiegen wir in den Omnibus, und dann ging es durch die belebten Straßen des alten Patavium, der Geburtsstadt des berühmten römischen Geschichtsschreibers Titus Livius. Doch die Reminiscenz an Livius trat bei uns völlig in den Hintergrund — der hl. Antonius, dessen Namen Padua zu einer der bekanntesten Städte auf der Erde gemacht hat, beschäftigte unsere Gedanken. Sineetwegen waren wir nach Padua gekommen. Deshalb freuten wir uns nicht wenig, daß unser Wagen gerade an der Piazza del Santo — der hl. Antonius heißt in Padua einfach schön „Il Santo“, der Heilige — Halt machte. Dort liegt der genannte Gasthof, der Basilika „des Heiligen“ gerade gegenüber. Den schönen Eindruck dieses Abends vergesse ich in meinem Leben nicht. Von der prachtvollen Basilika, auf der sich acht herrliche Kuppeln wölben, ertönte feierliches Glockengeläute. Etwa zehn Glocken läuteten in melodischen Klängen das liebeliche Fest Mariä Geburt ein, welches in Italien nach der Väter Brauch am 8. September — und nicht erst am folgenden Sonntage — gefeiert wird. Es war zudem der Abend eines *Din stags*, also des Tages, der dem hl. Antonius geweiht ist, an dem jahraus jahrein auch in Paderborn die liebeliche Antonius-Andacht gehalten wurde, so lange wir das Glück hatten, die Söhne des hl. Franciscus und Brüder des hl. Antonius zu besitzen.

Nachsinnend stand ich am offenen Fenster, den Blick zu der unmittelbar vor uns liegenden Basilika des Heiligen gewendet. Ich dachte an Paderborn und die „aufgehobenen“ Brüder des hl. Antonius; ich dachte an die Tage der Kindheit, an die Antonius-Kapelle meiner Heimath, wo ich als Kind zur hl. Messe gedient, an das Standbild des Heiligen neben der Pfarrkirche meiner fernen Heimath, wo fast allabendlich zur Ehre des Heiligen, des Patrons der Reisenden, eine von frommer Hand geopfert Kerze brennt. Wie doch der lebenswürdige Heilige überall in der katholischen Welt



verehrt wird! Als Kind hatte ich so oft sein Standbild sinnend betrachtet. Ich hatte nicht geahnt, daß ich dereinst als Priester seine Ruhestätte in Padua sehen, daß ich an seinem Grabe die hl. Messe feiern sollte. Und nun stand ich in Wirklichkeit vor seiner Basilika, und diese Wirklichkeit schien mir wie ein Traum zu sein.

Am folgenden Morgen weckte uns das erwähnte liebliche Geläute, und hin eilten wir zur Basilika des Heiligen, um an seinem Grabe die hl. Messe zu feiern.

Die prachtvolle große Basilika — geräumiger als unser Baderborner Dom — war schon in früher Morgenstunde mit Andächtigen gefüllt, die Beichtstühle waren förmlich umlagert. An der Kirche wirken noch 20 Patres aus dem Orden des hl. Franciscus: so viele hat die piemontesische Regierung bei ihrer Mönchsheze doch noch gelassen, wie denn überhaupt diese Regierung bei der Aufhebung der Klöster lange nicht so „stramm“ und radikal zu Werke gegangen ist, wie der preussische Staat. Es ist ihr vor Allem um das Ordensvermögen zu thun gewesen, während in Preußen zumeist die Ordens-thätigkeit in's Auge gefaßt worden, wobei man freilich auch das Klostervermögen in „Verwaltung“ zu nehmen nicht vergessen hat. Beneficiat Geiger in München hatte uns an P. Ignatius empfohlen. Wir ließen ihn also aus dem Beichtstuhle rufen, um zunächst selbst bei ihm zu beichten. P. Ignatius erschien bald. Er ist ein äußerst freundlicher und lebenswürdiger Vater, der uns preti Prussiani (preussischen Priester) mit offenen Armen empfing. Obschon geborener Italiener spricht er in seiner „mönchischen Dummheit“ Deutsch und Französisch wie ein geborener Deutscher oder Franzose. Ich habe seiner Unterredung mit einem französischen Priester beigewohnt, und seiner deutschen Unterredung mit uns erst recht. Wir beichteten bei ihm, und bereiteten uns dann auf die hl. Messe vor. Wir mußten indeß noch stundenlang warten, weil mehre fremde Priester sich vor uns für die hl. Messe am Grabe des Heiligen eingeschrieben hatten. Endlich kam die Reihe an meinen lieben Reisegenossen. Ich wunderte mich, daß seine stille Messe eine ganze Stunde dauerte und erfuhr dann, daß er  $\frac{1}{2}$  Stunde lang die hl. Communion habe theilen müssen, weil die Gläubigen mit Vorliebe am Grabe des hl. Antonius die hl. Communion empfangen. Unmittelbar



nach ihm bestieg ich die Stufen des prachtvollen Altars, der sich über dem Grabe des Heiligen erhebt. Etwa 12 Stufen steigt man hinan bis zum frei und hochliegenden Altare, über welchem sich eine herrliche Kuppel wölbt. Ich will meinem Leser nichts verrathen von der Stimmung, in der ich hier die hl. Messe gefeiert; ich will ihm nur mittheilen, daß mein Memento am Grabe des hl. Antonius an erster Stelle nach der Fürbitte für unsern Bischof den guten Baderborner Ordensbrüdern des hl. Antonius galt. St. Antonius, der einst als apostolischer Missionar weit und breit zu Wasser und zu Lande umhergereist, ist der Patron der Reisenden, zumal seiner umherirrenden, eine neue Stätte aufsuchenden Ordensbrüder; er ist auch der „Wiederbringer verlorenen Gutes“, und so wird er uns hoffentlich in nicht zu langer Zeit unsere guten Franciscaner „wiederbringen.“ Dann wollen wir erst recht singen: „St. Antoni, hochgepriesen!“ Auch während meiner Messe stellten sich sehr viele Andächtige ein, denen ich die hl. Communion spenden mußte. Ich darf es dreist öffentlich sagen: eine Vorladung wegen „maigesetzwidriger Amtsthätigkeit“ ist nicht zu befürchten. Dort ist die „Cultur“ noch nicht auf der Stufe angelangt, wo sie derartige Maiblüthen treiben kann, wie wir sie in Preußen haben. Die andächtige Haltung der Communicirenden hat mich sehr erbaut. — Späterhin wohnten wir dem musicalischen Hochamte bei, welches uns indeß weniger erbaut hat, als die stille Andacht am Grabe des Heiligen. Wir Norddeutsche finden die italienische Kirchenmusik zu lebendig, und wohl mit Recht.

## 5.

P. Ignatius hatte uns auf 2 Uhr Nachmittags zu sich eingeladen; dann habe er Zeit, uns die Antonius-Basilika mit ihren Merkwürdigkeiten sowie das anliegende Kloster im Einzelnen zu zeigen. Die uns gebliebene freie Zwischenzeit benutzten wir zur Besichtigung Padua's. Zunächst besuchten wir die uralte, große und schöne Kirche der hl. Justina (S. Giustina). Sie hat ähnliche Kuppeln, wie die Basilika des hl. Antonius. Links in einer Kapelle des Querschiffes



erblickt man den schönen Altar, unter welchem der Leib des hl. Evangelisten L u k a s ruht, hinter dem Altare den S a r g, in welchem er einst lag. In der gegenüberliegenden Kapelle befindet sich ein bedeutender Theil der Reliquien des hl. Apostels M a t t h i a s. Welch ehrwürdige Stätte also, diese alte Kirche der hl. Justina! Im Ganzen zählt Padua 96 Kirchen. Sehr sehenswerth ist der schöne Platz Prato della Valle, ringsum geschmückt mit 74 Marmorstatuen berühmter Paduaner, worunter wir auch die Statue des Livius bemerkt haben. Padua ist der Sitz einer berühmten Universität, die, im 13. Jahrhundert gegründet, jetzt über 1400 Studenten zählen soll. Doch genug mit diesen Mittheilungen, die unsere Leser doch weniger interessiren dürften. Nur stehe hier noch für unsere Leserinnen eine Notiz, die wir der Mittheilung für werth halten. Die Damenwelt in Padua machte durch ihre decente Kleidung, sowie durch Meidung des unsinnigen Luxus, wie man ihn in deutschen Städten sieht, auf uns einen sehr günstigen Eindruck. Es war gerade Feiertag, wo die Damenwelt in allen Straßen zumal auf dem Kirchwege so zahlreich vertreten war, daß sich die erwähnte Beobachtung uns ganz von selbst aufdringen mußte, wenn man die Augen nicht verschließen wollte. Und man brauchte sie, Gott Lob, nicht zu verschließen, wozu man sich, zumal als Priester, in nord-deutschen Städten und Städtchen allerdings oft veranlaßt sieht. Auch in den übrigen Städten Italiens, die wir gesehen, z. B. Bologna, Florenz, Ancona, Rom, Neapel, machte man dieselbe erfreuliche Beobachtung. Wie wäre es, wenn man sich in unseren deutschen Städten statt aus dem — — Berlin Modejournale aus Italien verschriebe? Gott bessere unsere Zustände — aber manche Mütter wollen es ja für ihre Töchter nicht anders!!

Nachmittags 2 Uhr waren wir bei dem guten P Ignatius in dem großartigen Antoniuskloster. Zunächst mußten wir ihm von den preußischen Zuständen auf kirchen-politischem Gebiete erzählen, zumal von dem Schicksale seiner Ordensbrüder. Unsere Leser kennen diese Zustände, weshalb ich über diese Unterredung hinweggehen kann. Alsdann zeigte uns der lebenswürdige Ordensmann das gegenwärtige Kloster. Mehr als dies interessirte uns indeß der überbaute Theil des alten Klosters, in welchem vor mehr als 600 Jahren der



hl. Antonius als Ordensmann gelebt hat. Da sind noch Gänge und Thüren und Zellen erhalten, ganz wie zur Zeit des Heiligen; da ist noch derselbe Brunnen, aus dem der Heilige seinen Durst gestillt. Ein Klosterbruder schöpfte in unserm Beisein aus dem Brunnen und bot uns ein Glas Wasser an, das wir dankend acceptirten. Aus dem Kloster schritten wir in die Basilika des Heiligen, wo uns P. Ignatius im Einzelnen auf die Merkwürdigkeiten aufmerksam machte. Da sind u. A. die Hauptmomente aus dem Leben und Wirken des hl. Antonius in feinsten, kunstvollster Arbeit dargestellt. Am meisten interessirt das Grab des hl. Antonius und der darüber gebaute Altar — beides wahre Kunstwerke. An der Wand hinter dem Altare, wo sich die Kuppel erhebt, liest man in goldenen Zügen die Inschrift: „Kommet zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid.“ Und sie kommen seit Jahrhunderten hierher zum Grabe des Heiligen die Leidenden aller Art, und Unzählige haben an dieser Stätte die Macht der Fürbitte des hl. Antonius erfahren. Jenes schöne Responsorium des hl. Bonaventura zu Ehren des hl. Antonius ist noch heute so wahr, wie vor Jahrhunderten: *Si quaeris miracula — suchst du Wunder — geh zum Grabe des Heiligen in Padua. Aegri surgunt sani — Petunt et accipiunt — Dicant Paduani — „Kranke stehen gesund auf; man bittet und empfängt; laß es dir in Padua erzählen.“* Als Antonius von Padua i. J. 1232 am Pfingstfeste — noch kein volles Jahr nach seinem Tode — durch Papst Gregor IX. feierlich heilig gesprochen wurde, waren bereits 50 Wunder gerichtlich constatirt, die am Grabe des Heiligen geschehen waren, darunter 19 Heilungen von Lahmen, 6 Heilungen von Blinden, 2 Todtenerweckungen. 32 Jahre nach seinem Tode übertrug man seine Reliquien in das jetzige Grabdenkmal, und da wurde die Zunge des Heiligen ganz unverwesend und roth aussehend gefunden. In diesem Zustande sieht man sie noch gegenwärtig, so daß die Kirche mit Recht ausruft: *O lingua benedicta — „o gebenedeite Zunge, die du Gott stets gepriesen und auch Andere zum Lobe Gottes ermuntert hast, jetzt erhellt es klar, in welchem Verdienste du bei Gott stehst!“*

Die St. Antonius-Kapelle mit dem Grabe des Heiligen steht im nördlichen Kreuzarm der herrlichen Basilika. Dieser Kapelle gerade gegenüber steht im südlichen Kreuzarm die



wunderschöne Kapelle des hl. Jacobus des Aeltern. Sie ist mit den prachtvollsten Wandgemälden bedeckt, deren obere Reihe die Geschichte des hl. Apostels Jacobus nach der Legende darstellt: seinen Martertod, das Landen des Leichnams in Compostella, sein Begräbniß, die Wunder u. s. w. Wie interessant muß dieses Zusammentreffen der beiden Heiligen, des hl. Antonius und des hl. Jacobus, für einen — Winterberger sein! Reichen sich doch auch in meiner lieben Vaterstadt Winterberg dieselben beiden Heiligen die Hand zum Schutze der ihnen anbefohlenen Gemeinde!

Auf eine weitere und eingehende Beschreibung der großartigen Antonius-Basilika kann ich hier nicht eingehen. „Ich meine“ — sagt Sebastian Brunner in seinem Buche: Kennst du das Land? S. 29 — „die Kirche des hl. Antonius zu Padua hat an Gemälden, Sculpturen, Monumenten und Erzplastik allein einen größeren Reichthum, als, St. Stephan ausgenommen, sämmtliche Kirchen Wiens zusammengenommen.“

Der Leser wird es begreifen, daß uns der Abschied von der Basilika des Heiligen schwer geworden. Es war indeß noch eine denkwürdige Stätte zu besuchen, auf die uns P. Ignatius aufmerksam machte, nämlich S. Antonino außerhalb der Stadt Padua, die Stätte, wo der Heilige gestorben ist. Da diese Stätte in der Richtung nach dem Bahnhofe liegt, so fuhren wir so viel früher aus unserm Gasthose ab, um noch diese Stätte zu sehen. Bald waren wir bei dem traulichen Kirchlein von S. Antonino angelangt. Dort bezeichnet ein Altar die Stelle, an welcher am 13. Juni 1231 der hl. Antonius seine reine Seele in Gottes Hand gegeben hat. Am Fuße des Altares hinter einem Glasfenster sieht man den Heiligen in Lebensgröße dargestellt — das Bild schien aus Holz verfertigt zu sein — wie er auf dem Sterbelager liegt. Unwillkürlich sinkt man in die Kniee, um an dieser denkwürdigen Stätte zu beten. Hier also beschloß der so lebenswürdige Heilige sein apostolisches Leben. Er zählte erst 36 Jahre; seine Kräfte hatte er im unermüdlichen apostolischen Wirken so früh erschöpft. Als er sich todtkrank nach Padua bringen ließ, um dort im Kloster bei seinen Brüdern zu sterben, mußte man an dieser Stätte Halt machen, so erschöpft und entkräftet war Antonius. Hier empfing er dann mit der Andacht eines Engels die hl. Sterbesacramente, wandte un-



verwandt seinen Blick nach oben, begrüßte noch einmal die hl. Jungfrau mit den Worten: O gloriosa Domina — und seine hl. Seele schwang sich empor zur Anschauung Gottes und der hl. Jungfrau, Freitag, den 13. Juni 1231.

Sein Begräbniß fand am darauffolgenden **D i n s t a g**, den 17. Juni 1231, in Padua statt. An diesem Tage erfolgten besonders zahlreiche und augenfällige Wunder. „Die Dankbarkeit und die Liebe des Volkes weihte von da an den **D i n s t a g**, an dem Gott seinen Diener in besonderer Weise zu verherrlichen sich würdigte, der Andacht und Verehrung des hl. Antonius. Man besuchte das Grab des Heiligen vorzugsweise am Dienstag, und es herrschte in Padua allgemein der Glaube, daß man an diesem Tage alle Gnaden erhalte, die man durch seine Fürbitte von Gott erslehe. Diese Andacht wurde im Jahre 1617 dadurch besonders bekräftigt, daß der hl. Antonius einer vornehmen Dame in Bologna, welche ihn mit großer Inbrunst um eine besondere Gnade angefleht hatte, in der Nacht erschien und folgende Worte zu ihr sprach: „Besuche an neun **D i n s t a g e n** mein Bild in der Kirche des hl. Franciscus und du wirst erhört werden.“ Die fromme Dame befolgte genau die Vorschrift des Heiligen und erhielt, was sie so sehnstchtig verlangt hatte.“ So S. 80 f. in dem schönen und sehr zu empfehlenden „**S t. A n t o n i u s - B ü c h l e i n**“ von P. Bonifacius, Priester aus dem Kapuzinerorden. (Mainz bei Kirchheim 1876. Preis 90 Pfennige.)

Wenn der Dichter sagt: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat — Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt — Sein Wort und seine That dem Enkel wieder“ — was soll man erst von den Stätten sagen, von denen ich meinem Leser jetzt erzählt habe? von Padua? von S. Antonino bei Padua? Wie sind diese Stätten durch Antonius „eingeweiht“ und geheiligt! Antonius und Padua sind seitdem unzertrennlich mit einander verbunden. „Antonius von Padua“ heißt der Heilige seit 600 Jahren. Wie Viele wissen nur, daß der Heilige nicht zu Padua, sondern im fernen Vissabon geboren ist? Fürwahr, man kann Padua mit der Kirche zuzurufen: „Glückliche Stadt Padua, die du solchen Schatz besitzt!“ Doch auch glücklich jeder Pilger, dem es vergönnt ist, am Grabe des Heiligen in Padua und an seiner Todesstätte in



St. Antonino bei Padua zu beten! Hiermit nehmen wir Abschied von Padua. Möge unser kurzer Bericht dazu beitragen, die Andacht zum hl. Antonius, dieser Zierde des schönen Ordens vom hl. Franciscus, in unsern Lesern zu nähren und zu mehren. Hast du ein Leben der Heiligen, lieber Leser, — welche Frage? — so lies zur Ergänzung meines Berichtes das dort unter dem 13. Juni Gesagte.

## 6.

Von Padua reist man mit der Eisenbahn in ungefähr einer Stunde nach Venedig (Venezia), der einstigen „Königin des Meeres“. Wer wollte dieser gefallen Größe nicht einen Besuch abstatten, selbst wenn es zumeist ein Condolenzbesuch wäre? Aber es ist lange nicht bloß ein Condolenzbesuch. „Die Stadt Venedig“ — schreibt Alban Stolz — „hat soviel Phantastisches und melancholische Schönheit, daß sie auch die graueste Profastrimmung überwältigt. Gewiß gibt es keinen Ort in der Welt, wo die Natur gänzlich ausgeschlossen und unsichtbar ist und dennoch Einbildungskraft und Gemüth so poetisch gleichsam angesungen wird, wie in Venedig . . . . Die Stadt ist eigentlich eine großartige prächtige Verirrung der Menschennatur, die sich hier wie ein Biber im Wasser angebaut hat.“ Von Padua aus kommt man zunächst nach Mestre, und dann braust der Zug über die 4 Miglien lange Riesenbrücke, dieses Wunderwerk der Wasserbaukunst, wodurch Venedig mit dem Festlande verbunden wird. Zur Rechten und zur Linken sieht man nichts als die große, klare Wasserfläche der Lagunen, überspannt von dem eisernen Bande der auf gewaltigen Steinen ruhenden Riesenbrücke. Bald ist der Bahnhof von Venedig erreicht. Man steigt aus und erblickt vor sich eine große Wasserstraße, dicht besetzt mit einer Reihe Gondeln, einer Art leichter, zierlich und fein gearbeiteter Rähne mit gepolsterten Sitzen. Mitten auf der Gondel erhebt sich meist ein längliches „Kästchen“, von dünnem Stoff faltig überspannt. In diesem „Kästchen“ sind einige recht bequeme schattige Sitze. Der Anblick einer Gondel hat etwas Poetisches und ruft uns die sinnigen Verse Goethe's in's Gedächtniß:



„Diese Gondel vergleich ich der sanft einschaukelnden Wiege,  
Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg:  
Recht so zwischen der Wiege und dem Sarg wir schwanken und schweben  
Auf dem großen Kanal sorglos durch's Leben dahin.“

Zu längeren poetischen Reflexionen ist indeß der Bahnhof in Venedig kein geeigneter Ort. Die Gondelführer (gondolieri oder barcaroli) rufen die Namen der Gasthöfe mit Stentorstimme in die poetische Anwandlung hinein, wie auf andern Bahnhöfen die Kutscher. Equipagen und Miethkutschen gibt es eben in Venedig nicht; die Gondeln vertreten ihre Stelle. Unsere Parole war „Hôtel Monaco“ (Stadt München) und bald schaukelten wir auf einer Gondel diesem Ziele zu. Glücklicherweise liegt der genannte Gasthof ziemlich weit vom Bahnhofe, weshalb wir das neue Vergnügen einer Gondelfahrt gleich über  $\frac{1}{2}$  Stunde genießen konnten. „Eine Gondelfahrt in Venedig“ — schreibt Alban Stolz — „wird als ein hochromantisches Unterfangen weithin gepriesen . . . Wenn es dann einem gerathet nach Venedig zu kommen, und er auf ein solches Ding, nämlich eine Gondel, zu sitzen kommt, dann fühlt er sich als höchst romantische Persönlichkeit, daß er auf den Lagunen in einer Gondel fährt zwischen den Mamorpalästen von Venezia. Ach, wie zauberisch!“ Der gute Alban Stolz will hier ohne Zweifel so einem wichtigthuenden Berliner Touristen, wie auch wir einen solchen Pinsel zu treffen das Mißgeschick hatten, einen stechen sammt seiner Redensart von einer „jottvollen Gondelfahrt auf den Lagunen“, und das nehme ich dem lieben Alban Stolz gar nicht übel; solche Berliner „jrüne“ Jungen mit ihrer eckelhaften Wichtigthuerei widern — wie so Manches, das aus Berlin stammt — einen echten Deutschen an. Aber ein Vergnügen ist so eine Gondelfahrt doch. Wie man in andern Städten durch Straßen fährt, so rudert man in Venedig durch Kanäle. 135 Kanäle durchschneiden die über 2 □ Meilen große, 28,000 Häuser — und viele Paläste — zählende Wasserstadt. Diese Kanäle sind die eigentlichen Straßen Venedigs, und die große Hauptstraße ist der Canale grande. Da fährt man auf der Gondel kreuz und quer durch diese Wasserstraßen, an denen links und rechts Häuser und Paläste stehen. „Was höchst interessant ist, das sind die alten Paläste am Canale grande, In ihrer Zerfallenheit nehmen sie sich für das Auge ungleich



schöner und malerischer aus, als wenn sie neu oder frisch verputzt daständen." (Alb. Stolz.) Ein Umstand untergeordneter Bedeutung sind die vielen Schornsteine auf den Häusern. Die Straßen Venedig's, die Kanäle, wimmeln gleichsam von Gondeln, so daß Einem, wenn man in der Luft die vielen Ramine und auf der Erde, ich wollte sagen auf dem Wasser, die vielen Gondeln erblickt, die italienischen Reime einfallen:

Non sono in Arno tanti pesciolini,  
Quanti in Venezia gondole e camini:  
Der Arno so viele Fischlein nicht hat,  
Als Gondeln und Rauchfäng Veneziass Stadt.

Die gondolieri besitzen eine bewunderungswürdige Gewandtheit in der Lenkung der Gondeln, sodaß man beim dichtesten Gondelknäuel keinen Anstoß zu befürchten hat. So kamen denn auch wir zwei Paderborner auf unserer Gondel wohlbehalten an unserm Gasthof an. Er liegt nicht weit von dem weltbekannten Markusplatze, dem „Herzen von Venedig“. Zu diesem „Herzen“ zog es uns hin. Wir schlugen den Landweg ein, d. h. kleine schmale mit Quadern gepflasterte Gäßchen für Fußgänger. Thiere und Wagen gibt es im Straßenverkehr Venedig's nicht; weil die eigentlichen Straßen Wasserstraßen, Kanäle, sind. Es gibt in Venedig viele Eingeborene, welche in ihrem Leben keine andern Pferde gesehen haben, als die ehernen Rosse an der Markuskirche. Wir hatten den Markusplatz bald erreicht. Er ist 553 Fuß lang und über 200 Fuß breit und mit weißem Marmor gepflastert. Von den Prachtbauten, welche ihn einschließen, steht oben an die herrliche St. Markuskirche, die auch dem Platze den Namen Markusplatz gegeben hat. Im Jahre 815 wurden die Gebeine des hl. Evangelisten Markus von Alexandria in Aegypten nach Venedig gebracht. Ueber ihnen erhob sich dann nach und nach die herrliche Markuskirche, die i. J. 1071 vollendet wurde. Keine Kirche kann reicher sein an kostbaren Säulen, Gemälden, Mosaiken und andern Verzierungen. Die äußere Borderseite hat 5 Portale; über dem mittleren stehen die 4 herrlichen Rosse Sisyph's, von Erz und vergoldet, welche der Doge Dandolo i. J. 1204 von Konstantinopel wegführte. Fünf Kuppeln,



von Goldmosaik überdeckt, überwölben die Kirche, unter deren Hochaltar die Reliquien des hl. Markus ruhen. Die Pracht im Innern übersteigt alle Vorstellungen und es soll der Realwerth der Kirche auf achtzig Millionen venetianische Dukaten (ungefähr achtzig Millionen Thaler) sich belaufen. Die Kirche St. Marco legt ein sprechendes Zeugniß ab von dem ehemaligen Reichthum Venedigs, der „Königin des Meeres.“ Vor der Kirche stehen in ehernen Fußgestellen drei hohe Mastbäume aus Cedernholz, an welchen ehemals die Flaggen der drei den Venetianern unterworfenen Königreiche: Cypern, Rhodus und Morea wehten. Etwas entfernt von der Kirche erhebt sich der weltbekannte Campanile, der sehr schöne 355 Fuß hohe Glockenthurm, der in eine Pyramide endet, welche einen 16 Fuß hohen Engel aus Bronze trägt. — An den großen St. Markusplatz (Piazza di S. Marco) schließt sich nach dem Meere hin der kleine St. Markusplatz (Piazzetta di S. Marco) unter rechtem Winkel an. Dort erheben sich zwei hohe Granitsäulen, die der Doge Domenico Michieli i. J. 1125 aus dem Archipel hierher gebracht. Die eine davon trägt die Statue des hl. Theodor, des Schutzpatrons von Dalmatien, die andere den bronzenen Löwen des hl. Markus.

Hier begreift sich der einstige Titel Venedig's: La Dominante „die Herrscherin“. Und wie sich die Herren Venetianer fühlten, das bekundet schon der bekannte Vorfall mit dem Epigramme des Dichters Sannazar († 1530 zu Neapel) auf Venedig, für welches sie ihm pro Zeile 100 Kronen gaben. Das Epigramm lautet:

Viderat Hadriacis Venetam Neptunus in undis

Stare urbem et toto ponere iura mari.

Nunc mihi Tarpeias quantum vis, Jupiter, arces

Obiice et ista tui moenia Martis, ait.

Si pelago Tibrim praefers: urbem aspice utramque:

Illam homines dices, hanc posuisse deos.

Es sah Neptun Venedig in den Fluthen Adrias

Erhaben, wie's die Herrschaft auf allem Meere besaß.

Nun, Jupiter, so sprach er, du prahlst mir ja wohl

Mit deines Mavors Mauern, mit deinem Capitol —

Gilt übers Meer der Tiber? komm, beide Städte schau,

Sprich: jenes dort ist Menschen-, das hier ist Götterbau.



## 7.

Wer von meinen Lesern das gefühlvoll geschriebene Büchlein Silvio Pellico's „Le mie prigioni“ — meine Haft — gelesen hat, wird bei Erwähnung des Glockenthurms von St. Markus sowie der „Piazzetta“ unwillkürlich an die Piombi gedacht haben, an jene verrufenen Bleidächer, unter welchen Silvio als Gefangener gesessen, sowie an den Ponte de' Sospiri — die Seufzerbrücke — worüber die armen Verurtheilten geführt wurden. Mir wenigstens fiel an den genannten Stätten sofort Silvio Pellico und sein Büchlein ein, das, nebenbei gesagt, vor 20 Jahren meine erste italienische Lectüre gewesen. Er nennt die schöne Piazzetta mit vielem Grunde: luogo di disgrazia — Unglücksstätte. Für Unzählige ist sie es gewesen, und zwar in ganz anderm Maße als für Silvio Pellico. Dort liegt nämlich der ebenso berühmte als berühmte colossale Dogenpalast. Er macht eine Fronte von 216 Fuß gegen die Piazzetta di S. Marco. Jetzt steht er da wie ein träumerisches Phantasiegemälde, wie ein Grabmal, ein marmornes Mausoleum der gestorbenen Venezia. Seine gewaltigen Säle, in denen in früheren Jahrhunderten über das Geschick von Königen und Königreichen entschieden wurde, in denen aber auch die furchtbarsten Grausamkeiten in heimtückischer Politik ersonnen und mit empörender Kaltblütigkeit ausgeführt worden sind, dienen jetzt zu Museen, zu Bureau's und andern nichts weniger als welthistorischen Zwecken. Im großen Rathssaale sind die Bildnisse sämtlicher Dogen aufgehängt. Wie viele Tyrannen sind darunter! Wie ist hier einst das Recht vertreten worden! Welche Erinnerungen rufen hier allein das Gemach der Staatsinquisitoren und die Löwen- und Leopardenköpfe mit den offenen Rachen nach, in welche früher die schriftlichen Denunciationen geworfen wurden! Die Staatsinquisitoren waren eigentliche Blutrichter, bei ihren Urtheilssprüchen keiner Regel unterworfen und vom undurchdringlichsten Geheimnisse umschleiert. Zahllose Spione — diese eckelhafte Bande, — öfters aus den höchsten Ständen, dienten ihnen, und überdies erhielten sie viele geheime Denunciationen durch die eben erwähnten Löwen- und Leopardenköpfe, hinter welchen Kästchen angebracht waren, zu



denen die Inquisitoren allein die Schlüssel hatten. Die Schlachtopfer dieses tyrannischen Gerichtshofes füllten dann die furchtbaren Staatsgefängnisse, die man noch jetzt im Dogenpalast und in dem durch die Seufzerbrücke mit ihm verbundenen großen Kerker sieht. Oben die Piombi — die Bleidächer — mit der rasendmachenden Sonnenhitze, unten die Pozzi — die Brunnen — die unterirdischen, unter das Wasser hinabreichenden Höhlen — welche Erinnerungen rufen sie wach! Ich habe angesichts der Seufzerbrücke einige absonderliche Gedanken bekommen, will aber statt meiner Alban Stolz sprechen lassen. „Ueber diese Stadt — einst so berühmt, die Königin des Meeres, die Gebieterin über ferne Königreiche — mußte ihr Untergang kommen. Der Geschichtsschreiber mag da sinnreiche Combinationen machen und sonnenklärlich darthun, daß Dies und Jenes zusammengetroffen sei und die venezianische Macht untergraben habe; und wenn Jenes und Dieses nicht gekommen wäre, so wäre auch das Ende nimmermehr gekommen. Ich für meinen Theil schaue mich bei der Mechanik weltlicher Ursachen nach dem Meister um, der jenes Räderwerk geschaffen hat und laufen läßt zu seinem Dienst. Die Venezianer konnten ihr Glück nicht tragen, ohne in Hochmuth und Grausamkeit Gott herauszufordern. Ich will zum Beleg den Leser nicht plagen mit geschichtlichen Thatfachen; aber ich sah die Gefängnisse im Dogenpalast. Hier sieht man, welch ein Teufel der Mensch für sein eigenes Geschlecht werden kann. (Sehr wahr! und nicht bloß in Venedig!) Nach Maßgabe der ausgesprochenen Schuld wurde nicht nur das Licht abgeschnitten, sondern auch die Luft. Manche Steinsärge — so kann man diese finstern engen Höhlen nennen — in welche die Lebenden eingethan wurden, hatten nur ein einziges rundes Loch in der Dicke eines Ofenrohrs, durch welches kaum die nöthigste Luft, Licht gar keines eindringen konnte. Unten in der Tiefe waren Grüste für Lebendige, höllisches Gefängniß und Mord mit dem seidenen Drehseil, und oben darauf die prachtvollsten Säle mit Vergoldung und Gemälden der ersten Maler der Welt. — Es ist Gerechtigkeit, daß euere Herrlichkeit nun im Staub, Schlamm und Verödung liegt!“ Also Alban Stolz im Jahre 1857 in seinem Buche „Besuch bei Sem, Cham



und Japhet“ S. 500. Das nenne ich ein Urtheil vom christlichen Standpunkte! Ich will ihm nichts hinzufügen als die bestätigenden Worte der Schrift: „Die Herrschaft geht von einem Volke auf ein anderes über wegen Ungerechtigkeit, Unbild, Schmach und allerlei Arglist.“ (Sirach 10, 8). „Täuschet euch nicht! Gott läßt seiner nicht spotten.“ (Gal. 6, 7.) — — —

Manche Familien der alten Großherrs in Venedig leben in den Enkeln noch fort; diese sind aber so arm geworden, daß sie kaum einige Zimmer ihrer großen Paläste noch möbliren können. Ueberhaupt ist Venedig eine gefallene Größe. Unter der österreichischen Regierung ist noch Manches geschehen, um die Stadt zu heben. Jetzt, wo Venedig in die „Unita Italia“ — in das vereinigte Italien — eingetreten ist, kann man auch den Venetianern die Worte des großen italienischen Dichters zurufen: *Lasciate ogni speranza, voi che entrate*, laßt nur alle Hoffnung fahren, die ihr eintretet. Mit annectirtem Kirchengute bringt man nichts auf den Damm, in Italien ebensowenig als anderswo; ganz im Gegentheile, und dieses Gegentheil hat sich bei der Unita Italia bereits vollständig gezeigt — und doch ist Italien ein von der Natur so begünstigtes Land!

Ueber die Sprache des venetianischen Volkes schreibt Alban Stolz: „Die Sprache ist hier so schön, daß man sich der deutschen Laute mit dem ewigen „G“ fast schämt. Besonders aber muß den Kindern die italienische Sprache sehr leicht und lieb zu lernen sein. Sie ist ganz wie für Kinder zugerichtet um sie zu locken und ihnen Appetit zu machen, die süßen Silben zu sprechen.“ Darüber würde nun so ein einseitiger Berliner gewaltig räsonniren, daß seine „jottvolle“ Sprachweise nicht so klangvoll und schön sein solle, wie das Italienische, wie denn ja bekanntlich in Neudeutschland mit der Metropole Berlin Alles „jottvoll“ ist. Wie sollte auch ein Berliner die italienische Sprache loben können, welche für „Schwäzen“ das impertinente Zeitwort „Berlingare“ und für „Schwäzer“ das Substantiv „Berlingatore“ hat, was so einen „intellizenten“ Berliner offenbar stoßen wird. Aber wahr ist es, die italienische Sprache lautet wunderlieblich, namentlich auch beim Gesange. So hörten wir am Abende mehre Lieder, die von einer Gondel herübertönten. Das



machte einen so angenehmen Eindruck, daß man sich nicht satt hören konnte. — Ein Abend in Venedig bei heiterem Wetter ist etwas Herrliches. Der Markusplatz sieht dann aus wie ein ungeheurer glänzend beleuchteter Saal, dessen Decke das Sternengewölbe ist. Und auf dem Wasser in und neben der Stadt fahren die unzähligen Gondeln mit flimmernden Lichtlein, so daß man wie in ein Lichtmeer blickt! Ist dazu noch Mondschein, wie es bei unserem Aufenthalt in Venedig gerade der Fall war, dann fehlt nichts mehr an der Zauberpracht eines venetianischen Abends. Der italienische Himmel wölbt sich viel höher und in viel schönerem Blau, wie hier zu Lande, und in diesem Blau hängt der Mond mit seinem Silberschein, nicht wie bei uns gleichsam an das Gewölbe festgeheftet, sondern freischwebend. An einem solchen Abend vergißt man den trüben Gedanken an Venezia's Fall, einzig mit der Gegenwart beschäftigt. Dann nimmt der südliche Himmel uns ganz in Anspruch man „fühlt sich — wie Jemand sich äußerte — wie für ihn geboren“ und möchte gern immer dort weilen.

Ich könnte noch auf manche Merkwürdigkeit Venedig's hinweisen, z. B. auf die herrliche Kirche Santa Maria della Salute, die i. J. 1630 zum Danke für die Befreiung von der Pest erbaut wurde und mehreres Andere. Indeß dürfte das Gesagte schon hinreichen, meinem Leser eine halbwegs genügende Vorstellung von der Lagunenstadt am adriatischen Meere zu verschaffen.

## 8.

Morgens 5 Uhr saßen wir reisefertig bei einer Tasse Thee und schauten durch das offene Fenster hinüber auf die große Wasserfläche, die Venedig mit der Adria, dem adriatischen Meere, verbindet. Von St. Marco und anderen Kirchen ertönte das friedliche Angelus-Geläute; sonst war ringsum noch Stille. Wir warteten auf die Gondel, die uns zum Bahnhofe bringen sollte, in Gedanken mit Venedig's Vergangenheit beschäftigt. Was mochte das für ein Wogen auf dem unmittelbar vor uns liegenden Wasser sein in den früheren Tagen des Glanzes, wo



Mit fremden Schätzen reich beladen  
 Zog zu den heimischen Gestaden  
 Der Schiffe mastenreicher Wald.

Welch ein Leben einst auf diesem Wasser, wenn der neugewählte Doge, mehr als König von Venedig, auf stolzem, reich mit Gold verziertem Schiffe, begleitet von stattlichem Gefolge anderer Prachtschiffe, feierlich zur Adria fuhr und sich mit ihr als der Königin des Meeres symbolisch vermählte mit goldenem Ringe, den er in ihre Fluthen versenkte. Alljährlich am Himmelfahrtstage wiederholte sich dieser Vorgang. Mit dem Prachtschiffe Bucentoro fuhr der Doge in das adriatische Meer hinaus, warf einen goldenen Ring in die Fluth und vermählte sich und in seiner Person Venedig mit dem Meere immer von Neuem mit den Worten: Desponsamus te mare in signum veri perpetuique dominii: — „Ich vermähle mich mit dir, o Meer, zum Zeichen wahrer und ewiger Herrschaft“. Doch alles dies sind tempi passati, vergangene Zeiten, die nie wiederkehren werden. Oder wenn etwa so ein Victor Emmanuel den Einfall bekäme, als neuer Doge diese Ceremonie vorzunehmen, würde es mehr sein als eine lächerliche Komödie ohne allen realen Hintergrund? Aber genug der Reflexionen — wir müssen abreisen, die Gondel wartet. Wir steigen ein und grüßen im Vorbeifahren die alten Paläste am Canale grande und eilen durch die anderen Kanäle bis zum Bahnhof. Dann geht's mit der Eisenbahn über die Riesenbrücke der Lagunen zurück nach Mestre und Padua. Wir senden St. Antonius unter Entblößung unseres Hauptes von ferne einen frommen Gruß und eilen rastlos weiter durch die herrliche Gegend den Apenninen zu. Um Mittag sind wir in Bologna und machen dort Halt. Ein Omnibus mit der Inschrift: Hôtel Pellegrino (der Pilger) führt uns durch die belebten Straßen zu dem uns empfohlenen Gasthof. Unser Fahrplan gestattet uns bloß 6 Stunden Aufenthalt; sie müssen gut ausgenutzt werden für uns und unsere Freunde, denen wir Bericht zu erstatten haben. Diese Berichterstattung will ich nunmehr beginnen.

Womit soll ich denn anfangen? Nun gut, mit einer culturgeschichtlichen Thatsache, die ein nicht zu verachtendes Bindeglied zwischen Bologna und Westfalen bis auf den heutigen Tag bildet, und deren Auffrischung nicht ohne cul-



turgeschichtliches Interesse sein dürfte: mit der sogenannten „Sisblon“-Wurst. Wohl jeder westfälische Leser — sicher aber jeder sauerländische Leser — und vor allem unsere verehrten Leserinnen kennen „Sisblon“-Wurst — oder „Sibilon“-Wurst — und zwar nicht bloß von Ansehen. Daß so eine „Sisblon“-Wurst nichts ganz Gewöhnliches und Ordinäres ist, folgt schon daraus, daß sie ähnlich wie vornehme Kinder mehrere Namen trägt: Sisblon-, Cervelat-, Mett-Wurst. Diese herrliche Culturschöpfung nun stammt ursprünglich aus — Bologna. Der Name „Sisblon“ ist nämlich nichts anderes als eine Abkürzung der französischen Benennung „Sausserie de Bologne“, d. h. Wurst aus Bologna, italienisch: Salsiccia di Bologna. Ein Sprachforscher würde eine Reihe von Fremdwörtern herzählen können, namentlich französischer, die sich im deutschen Munde eine Verkürzung und Umgestaltung haben gefallen lassen müssen, bis sie dem Volksmunde angepaßt oder mundgerecht waren. So machte es der deutsche Mund mit der „Sausserie de Bologne“, er verarbeitete sie zu „Sisblon“ oder „Sibilon“, was wir ihm gar nicht übel nehmen, da sich dies viel leichter ausspricht. Ein deutscher Culturhistoriker auf dem Gebiete der Kochkunst würde bezüglich der in Rede stehenden bologneser Wurst sodann weiter „wissenschaftlich“ nachweisen, daß sothane Wurst auf dem früher nicht ungewöhnlichen Umwege durch Frankreich nach Deutschland eingewandert sei. Solche gelehrte Dinge gehören indeß nicht hierher. Hier genügt die einfache Constatirung der Thatsache, daß unsere „Sisblon“-Wurst aus Bologna stammt. Dem Herrn Grafen Münster übrigens, der vor mehreren Jahren ein Kochbuch herausgegeben, sei nebenbei die gelehrte Untersuchung über die bezeichnete Culturthatsache angelegentlichst empfohlen. Er hat sich als Fachmann auf dem Kochgebiete erwiesen und hätte nach meinem festen Dafürhalten weit besser daran gethan, wenn er bei der friedlichen Kochtopf-Cultur geblieben wäre, als daß er als deutscher Botschafter in London jene nichtswürdige culturräuberische Rede vom „protestantischen Kaiserthum“ Deutschlands und dem „Kampfe gegen Rom“ gehalten. Wenn es diesem culturräuberischen Treiben nachginge, dann würde in nicht vielen Jahren Graf Münster's Kochbuch noch kaum Werth haben; denn dann würde der schon jetzt sehr darniederliegende Wohlstand und



Verkehr derart gesunken sein, daß in gar vielen Familien das Fleisch vom Küchensettel verschwinden müßte; und eine „Sisblon“-Wurst würde manche Familie dann nur noch vom Hörensagen kennen.

Doch nun wieder zurück nach Bologna und seiner berühmten Erfindung. Als wir dort zu Mittag speisten, wurde an erster Stelle prächtige „Sisblon“-Wurst servirt. Ich freute mich nicht wenig, diesem international gewordenen Culturproducte an dem Orte seiner Erfindung zu begegnen, und das ist die Veranlassung zu der vorstehenden Abschweifung. Weil ich nun aber einmal auf das Küchengebiet gerathen bin, so will ich noch einige weitere Mittheilungen hinzufügen. Zugleich mit der genannten Wurst gab es in Bologna Feigen, dann folgte minestra al riso — steife Reissuppe — dann manzo und patate — Rindfleisch und Kartoffel — zum Schlusse frutta — Obst und Trauben. Das hört sich gut an, und in der That war der Tisch in Bologna gut. Die Stadt Bologna hat die Bezeichnung *grassa e dotta* — wohlgenährt und gelehrt — und daß sie den ersten ehrenvollen Beinamen nicht ohne Grund trage, erfuhren wir gleich beim Mittagmahle. Sonst hat die italienische Küche im Allgemeinen wenig zusagendes für einen Deutschen; die ewige Reissuppe mit ungarem Reis, die immer wiederkehrenden *maccaroni* und *vermicelli* (Nudeln), die sonderbar bereiteten Kartoffeln, das ungesalzene und ungesäuerte Brod — Alles das sagt unserm Magen schlecht zu. Kommen dazu noch die Fasttage mit dem *magro stretto* — Abstinenz im strengen Sinne — wo — wie in Rom — selbst in Gasthäusern keine Lacticinien gestattet sind, dann fühlt der deutsche Magen sich wenig behaglich, dann findet man auch, wie milde in Deutschland in Folge der kirchlichen Dispens die Abstinenztage sind. Doch man geht ja auch nicht nach Italien, um sich leiblich bene zu thun, man will die Seele laben, und da muß der Magen schweigen. Und wenn „der große Weltbeherrscher“ dann doch nicht schweigen will, so gibt man ihm Obst, Trauben und Wein, die der „Garten Europa's“ in so reicher Fülle bietet, daß man für einige *soldi* den lästigen Patron zur Ruhe bringen kann. Ein ganzes Liter kräftigen Weines z. B. erhält man für 12—13 *Soldi* — 5 Sgr.

Soweit über italienische Kocherei im Anschluß an den Titel: Bologna *grassa*.



Doch Bologna führt auch den Beinamen „dotta“, das gelehrte Bologna, und zwar mit vollem Rechte. Seine, im Mittelalter oft von 12,000 Studenten besuchte, Universität galt Jahrhunderte lang in Bezug auf Rechtswissenschaft für die erste der Welt. Deutsche, Spanier, Ungarn 2c. hatten ihre eigenen Collegien. Von den vielen berühmten Professoren der Universität erwähne ich nur Gratian, der hier um 1150 die nach ihm benannte Sammlung kirchenrechtlicher Decrete vollendete, ferner aus dem vorigen Jahrhunderte den weltbekannten Aloisio Galvani, den gefeierten Entdecker des nach ihm genannten Galvanismus. Er wurde am 9. Sept. 1737 zu Bologna geboren. Ich erwähne schließlich aus unserm Jahrhundert den Professor Joseph Mezzofanti, einzig dastehend als lebendiges Sprachwunder. Papst Gregor XVI. zog ihn von Bologna nach Rom, wo er zunächst Custos der Vaticanischen Bibliothek und im Jahre 1838 Cardinal wurde. Der liebenswürdige Cardinal Mezzofanti († 14. März 1849) sprach gegen 50 verschiedene Sprachen und zwar so vollkommen, daß die Fremden aus den verschiedenen europäischen und asiatischen Ländern ihn fast für ihren Landsmann halten konnten. Seine Sanftmuth, seine Leutseligkeit, seine Bescheidenheit kamen seinen Kenntnissen gleich. Eines Tages stellte der Papst ihn einem fremden Fürsten vor mit den Worten: „Hier sehen Sie das lebendige Pfingsten“. — „Nein, hl. Vater“, erwiderte Mezzofanti, „ich bin nur ein altes, sehr schlecht eingebundenes Wörterbuch.“ Für meine Leserinnen bemerke ich noch, daß an der Universität Bologna auch Frauen mit Auszeichnung als Professorinnen gelehrt haben. Laura Bassi trug noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts Mathematik vor, und Clotilda Tramboni saß noch in neuerer Zeit auf dem Lehrstuhl der griechischen Literatur. — Hiermit hätte ich nun die beiden Epitheta: Bologna grassa e dotta etwas näher erörtert. Nächstens über die Kirchen und andere Merkwürdigkeiten der Stadt! —

## 9.

Unser erster Besuch in Bologna galt der Kirche der hl. Katharina von Bologna, speciell der an dieser



Kirche gelegenen Kapelle, in welcher sich der unverweste Leib „der Heiligen“ — La Santa wird sie in Bologna einfach genannt — befindet. Wir wandten uns an den Sacristan, und unsere Bitte, die Heilige zu sehen, wurde uns bereitwillig gewährt. Wir mußten aber einige Minuten warten, bis sich die beiden Nonnen, welche gerade die Ehrenwache vor dem Leibe der Heiligen hielten, in die Clausur des Klosters zurückbegeben hatten. Zwei Nonnen weilen nämlich stets in der Kapelle als Ehrenwache, betend vor der Heiligen, die einst als Aebtissin das anliegende Clarissenkloster bewohnte. Bevor der Sacristan die Kapelle öffnet, wird diesen zwei Nonnen das Zeichen gegeben, worauf sie das Heiligthum so lange verlassen, bis die Besucher sich entfernt haben. Mit uns traten zwei Herren aus Bologna, Vater und Sohn, in die Kapelle. Beim Eintritt überfiel uns ein ehrfurchtsvoller Schauer: wir sahen vor uns den völlig unverwesten Leib der Heiligen mit kostbarem Gewande angethan und wie lebend auf einem Throne sitzend. Auf dem Haupte trägt die Heilige eine Krone, in der rechten Hand hält sie ein Crucifix, in der linken Hand, die auf dem Kniee ruht, ein von ihr selbst geschriebenes geistliches Buch. Gesicht, Hände und Füße sind sichtbar. Die Haut, welche 70 Jahre nach dem Tode noch völlig weiß geblieben, ist jetzt geschwärzt, ausgenommen der Mund, mit dem sie so oft die hl. Communion empfangen. An den Wänden der Kapelle sieht man mehrere Gegenstände, die einst der Heiligen gehört haben, wie ihr Scapulier, ihr Crucifix, ihr Brevier, ein von ihr verfaßtes und geschriebenes Buch über „die sieben Waffen der Seele“ u. s. w. Hierauf richtet man indeß weniger die Aufmerksamkeit; sie gilt fast ganz der begnadigten Heiligen, deren unschuldigen unverwesten Leib man vor sich erblickt. Wie dereinst am Ostermorgen der Auferstehung dieser Leib verklärt auferweckt strahlen wird — einst während des Lebens ein so reinbewahrter Tempel des hl. Geistes! Wir traten ehrfurchtsvoll hinzu und küßten die Hand der Heiligen. Die Priester dürfen ihr nämlich die Hand küssen, die Laien küssen die Füße der Heiligen. — Ich habe schon erwähnt, daß die hl. Katharina von Bologna Aebtissin dieses Clarissenklosters gewesen, in dessen Kapelle jetzt ihr Leib aufbewahrt wird. Wer Näheres über sie lesen will, findet es in dem Leben der Heiligen unter dem 2. März. Sie



wurde am 8. September 1413 geboren, kam als Kind angesehenen Eltern an den Hof von Ferrara zur Prinzessin Margaritha, vertauschte indeß bald das Hofleben mit dem Ordensleben, indem sie in Ferrara in den Orden der hl. Clara trat. Von Ferrara kam sie als Äbtissin nach Bologna, wo sie am 9. März 1463 im Herrn entschlief. Nach ihrem Tode durch viele Wunder von Gott verherrlicht, wurde sie vom Papst Clemens XI. canonisirt. — Ich gedachte vorhin zweier Laien, welche mit uns die Heilige sahen. Wir stellten uns nachher denselben vor als Priester aus Preußen, worauf der ältere Herr, in dem man sofort einen jener wahrhaft adligen Herrn erkannte, die in Italien wie anderwärts so treu zur Kirche stehen, in elegantem Latein seine Bewunderung über die Haltung des preußischen Klerus ausdrückte. Vos sacerdotes Borussiae estis milites fortes in proelio, ihr seid tapfere Streiter im Kampfe, ihr preußischen Priester — lautete der Eingang seines Lobes, das ich indeß aus gewissen Gründen nicht weiter mittheile. —

Als eine ganz besondere Sehenswürdigkeit Bologna's gilt der ungefähr 20 Minuten vor der Stadt liegende Kirchhof — Campo santo della Certosa (Kirchhof der Karthause) genannt. Man sagt, es sei der kunstvollste und großartigste Begräbnißplatz der Welt. Ein bedeckter Bogengang, wie sich deren an allen Hauptstraßen Bologna's befinden, führt von der Stadt dorthin und geht dann weiter einen Berg hinauf, auf dessen Höhe, eine starke Stunde von der Stadt, die berühmte Wallfahrtskirche Santa Maria di San Luca steht, so genannt, weil das Mutter-Gottes-Bild der Kirche vom hl. Evangelisten Lukas gemalt sein soll. Wir hatten zum Besuche dieser Kirche leider keine Zeit, aber den Campo santo haben wir eingehend in Augenschein genommen. Den Namen „Kirchhof der Karthause“ trägt er, weil hier früher ein Karthäuserkloster (Certosa) stand, welches im Anfange dieses Jahrhunderts von dem damaligen Oberräuber und Menschenschlächter en gros, Napoleon I., aufgehoben wurde. Der große Klosterhof wurde zum Kirchhofe bestimmt und nach und nach zu einer ungeheueren Ausdehnung erweitert. Der größte Theil dieses Campo santo ist mit herrlichen Säulenhallen aus Marmor — nach Art des Paderborner Dompörtlings — überbaut. Unter diesen Säulenhallen reiht sich nun gleichsam



endlos Grab an Grab, das eine noch schöner mit Marmor bedeckt als das andere. Auf den Gräbern erheben sich Denkmäler, Statuen, Büsten u. s. w. aus feinstem Marmor, zum großen Theile vollendete Meisterwerke. Dort steht die Statue des Entschlafenen in Lebensgröße oder über Lebensgröße, hier sieht man die Statue eines über dem Grabe der Eltern betenden Kindes, dort knieet eine trauernde Gattin am Grabe ihres Gemahles. Besonders kunstvoll erschien uns die Statue einer am Grabe knieenden Mutter, deren tieftrauernde Züge man durch einen Schleier wahrnahm, und dieser naturgetreue Schleier und das durch ihn wahrnehmbare trauererfüllte Antlitz war aus Einem Stück Marmor gemeißelt! Kurz ein Kunstwerk überbietet das andere an Pracht. So schreitet man nach allen Richtungen durch diese Hallen, immer neue Meisterstücke der Bildhauerei bewundernd. Und doch hat mir dieser Prachtkirchhof nicht sonderlich gefallen, weil er mehr an ein Museum als an einen Gottesacker erinnert. Auch manche Inschriften ließen das religiöse Moment zu sehr zurücktreten. So hieß es wiederholt: O morte, morte, quanto sei (oder fosti) crudele — o Tod, o Tod, wie grausam bist du (oder warst du)! u. dgl., wo eine tröstende Schriftstelle weit besser am Platze gewesen wäre. Förmlich angewidert hat mich eine Inschrift auf dem Grabe eines Jünglings, welche besagte, daß der Verstorbene als Freiwilliger unter dem „General Garibaldi“ für die „Befreiung des Vaterlandes“ gekämpft habe! Jawohl: „General“ Garibaldi — dieser Banditenchef — und „Befreiung des Vaterlandes“! Was so ein Grabstein doch geduldig ist. Neben diesem überbauten kunstvollen Campo santo liegen übrigens noch große freie Flächen, die als allgemeiner Gottesacker für die Stadt dienen. Da sieht man die einfachen Gräber wie anderswo und auf ihnen das einfache Kreuz. Da heimelte es mich wieder traulich an, und ich dachte an den einfachen friedlichen Kirchhof in der lieben fernen Heimath, auf dem Vater und Mutter ausruhen unter dem schlichten hölzernen Kreuz, und auf dem Kreuz stehen die Worte des Gekreuzigten: „Ich bin die Auferstehung und das Leben!“ — und: „Weine nicht!“ So ein schlichter Kirchhof, lieber Leser, gefällt mir besser, als Brunnhallen mit Marmor- gestein, und doppelt gefällt er mir, wenn er nach der Väter Brauch um die Kirche herum liegt wie in meiner Heimath.



Ich meine dann immer, die lieben Todten hörten noch das Dominus vobiscum und das Requiescant in pace, wenn der Priester Hochamt und Seelenamt hält; und wenn die Procession auf Ostern um die Kirche geht auf und neben den Gräbern, und „Alleluja, Christus ist auferstanden!“ auf dem Kirchhofe ertönt — dann meine ich, die lieben Todten stimmten leise mit ein im freudigen Vorgefühl ihrer dereinstigen Auferstehung. Und darum meine ich auch, man sollte, wo es nur eben möglich ist, den Kirchhof — Kirchhof bleiben lassen, um die Kirche herum — und nicht übermäßig hange sein vor den „gesundheitswidrigen Gasen.“ Das ist häufig bloße „liberale“ Rederei, welche oft von der Erfahrung widerlegt wird, wie denn in meiner lieben Heimath die ältesten Leute gerade unmittelbar am Kirchhof wohnten. — So viel über den „schönsten Kirchhof der Welt“ — und den noch schöneren Kirchhof meiner Heimath.

## 10.

Bologna ist eine der ältesten, größten und reichsten Städte Italiens, die zweitgrößte Stadt des (einstweilen und vorübergehend von den Piemontesen annectirten) Kirchenstaates. Sie hat 3 Stunden im Umfang und nach der Versicherung unseres Wirthes 163,000 Einwohner, wovon indeß wol 50,000 auf das Conto seines Patriotismus zu setzen sind. Die Stadt hat schöne Plätze und viele palastartige Gebäude. Pisa (und Soest) ist sie in sofern überlegen, als sie zwei schiefe Thürme zählt; mit Paderborn hat Bologna Aehnlichkeit, insofern es auch einen Neptunsbrunnen aufweist, freilich mit dem Unterschiede, daß unser Neptun so ein kleines Jüngelchen ist im Vergleiche zu dem Bologneser Neptun. Der Bologneser Neptunsbrunnen, den nebenbei bemerkt der hl. Carl Borromäus als päpstlicher Legat von Bologna im Jahre 1563 hat erbauen lassen, hat 60,000 Goldscudi gekostet, und der Neptun dieses Brunnens wiegt — 20,000 Pfund, ist also sicher unserm Neptun an Gewicht überlegen. Zudem spricht der Bologneser Neptun immer, während unser Paderborner oft seine „Nuppen“ hat und nicht spricht. Uebrigens ist es einem in der Fremde doch



interessant, an das liebe „ultramontane“ Paderborn erinnert zu werden, und wenn es auch Neptun ist, der Einem mit seinem Dreizack den Wink gibt, als wollte er fragen: wie geht's meinem Brüderchen in Paderborn? Machen wir nun einmal etwas Halt bei dem Neptunsbrunnen in Bologna. Da gibt es eine gar wichtige und gar ernst stimmende Merkwürdigkeit zu sehen. Dem Brunnen gerade gegenüber steht ein alter Palast, der des Podesta. In diesem Palast wurde im 13. Jahrhundert Enzo (Heinz), der Sohn des deutschen Kaisers Friedrich II., von den Bolognesen gefangen gehalten. Nach einem mißglückten Fluchtversuche wurde er sogar in den unterirdischen Kerker dieses Palastes geworfen. Den Fluchtversuch machte er in der schlaunen Weise, daß er sich in den für einen im Palaste Gestorbenen bestimmten Sarg legte und sich so statt des Gestorbenen zur Stadt hinanstragen ließ. Der Sargdeckel durfte natürlich nicht dicht schließen, damit Luft hineindringen konnte. Aber o weh! es drang nicht bloß durch den Spalt beim Kopfe die ungefährliche Luft herein — es drang auch etwas heraus, etwas sehr Gefährliches, nämlich ein Theil der wunderschönen langen goldenen Haarlocken unseres Königssohnes Enzo. Sie verriethen ihren Eigenthümer; der Sarg wurde sofort angehalten, Enzo in ihm entdeckt — und nun wurde ihm im Palaste ein unterirdischer Kerker zur Wohnung angewiesen, aus der sich keine Flucht mehr ermöglichte. Der arme Heinz ist hier denn auch in der Gefangenschaft gestorben und liegt in der Kirche des hl. Dominicus zu Bologna begraben. Da thut Einem denn doch das deutsche Herz weh beim Anblicke dieses Palastes und bei dem Gedanken an den unglückseligen Hohenstaufen, den kaiserlichen Sprößling Enzo. Und doch muß man auch hier wieder mit den Worten der hl. Schrift ausrufen: „Gerecht bist du, o Herr, und gerecht ist dein Gericht!“ — „Irrt euch nicht, Gott läßt seiner nicht spotten!“ Das muß ich dem weniger geschichtsfundigen Leser kurz expliciren. Der Vater des unglücklichen Enzo war Kaiser Friedrich II., Barbarossa's Enkel. Diesem Friedrich II. gibt die unparteiische Geschichte ein gar schlimmes Zeugniß. „Sein ganzes Leben und Wirken zeigt, daß er einen lügenhaften und arglistigen Charakter hatte. Friedrich versprach Alles, was die Päpste, was die



Völker wollten, und bekräftigte seine Versprechungen nicht selten durch Eidschwüre, hielt aber nur das, was mit seinem Interesse im Einklange stand.... So groß auch die Hoffnungen waren, zu welchen er im Anfang seiner Regierung berechnete, so hat er doch nichts Bedeutendes leisten können, da der Kampf, welchen er während seiner ganzen Regierung gegen die Päpste und die Kirche führte, seine besten Kräfte verzehrte.“ (Giefers.) Wie oft er feierliche dem Volke und der Kirche gegebene Versprechungen und Eide gebrochen, das aufzuzählen, würde zu weit führen. Auch die Erzählung seiner einzelnen Kriege und Kämpfe gehört nicht hierher. Ich erwähne nur seiner Kämpfe mit den lombardischen Städten, an denen sein Sohn Enzio betheiligt war. Damals hatte er in seinem Heere auch 10,000 Saracenen, die er gegen diese Städte in's Feld führte. (Diese sauberen Banditen, diese Saracenen, waren es auch, welche, wie wir später bei den Mittheilungen über Assisi eingehender erzählen werden, das Nonnenkloster der hl. Clara bei Assisi zu ersteigen im Begriffe standen, aber durch ein strafendes Wunder von den Mauern stürzten.) Papst Gregor IX., dieser ehrwürdige 90jährige Greis, suchte wiederholt väterlich den Frieden zu vermitteln, aber Friedrich hörte nicht auf seine Stimme. „Da sprach der Papst am Palmsonntage (1239), als Friedrich eben ein großes Fest zu Padua feierte, den Kirchenbann über ihn aus, weil er in enger Verbindung mit den Muhamedanern (Saracenen) stehe und wie ein Muhamedaner ... lebe, weil er sich die frevelhaftesten Spöttereien über die christliche Religion erlaube und seine Eidschwüre gebrochen habe, weil er auf jegliche Weise die Rechte der Kirche verlege und den Papst aus Rom zu vertreiben suche.“ Dieser Bann traf den Lüstling inmitten seines Tummels und seiner Lust. Er erklärte die Anschuldigungen des Papstes für unbegründet. Ja er verlangte selbst zur eigenen Rechtfertigung ein Concil. Der Papst berief dieses Concil nach Rom. Da wurde es dem Kaiser aber gar unheimlich: und er „glaubte auf jede Weise eine Versammlung verhindern zu müssen, von welcher er verurtheilt zu werden befürchtete, und ließ die nach Rom zum Concil reisenden Bischöfe gefangen nehmen.“ Dieses verruchte Geschäft nun hatte eben sein Sohn Enzio zu besorgen. Enzio hielt Wache auf der See und ließ die Bischöfe, die



dem Rufe des Papstes, wie es ihre hl. Pflicht war, folgten, am 3. Mai 1241 ergreifen, theils tödten, theils in den Kerker werfen. Das ist die unsägliche Gräueltthat, die Enzo wagte! Das ist der gräuliche Frevel, für den ihn Gottes Gerechtigkeit schon hienieden büßen ließ. Gott wollte der damaligen Welt einmal zeigen, daß es ihm Ernst sei mit seinem Worte Ps. 104, 15: *Nolite tangere christos meos* — „Tastet nicht an meine Gesalbten!“ Darum ließ er an Enzo seine göttliche Zusicherung Geh. Offenb. 13, 10: *Qui in captivitatem duxerit, in captivitatem vadet* — „So Jemand in das Gefängniß führet, der wird in das Gefängniß gehen!“ — sich schon hienieden buchstäblich erfüllen. Der kaiserliche Sohn Enzo, den sein Vater schon zum Könige von Sicilien gemacht hatte, „wurde in einem unglücklichen Treffen bei Fossalta von den Bolognesern gefangen genommen und triumphirend nach Bologna gebracht, wo er trotz aller Anerbietungen des tiefbetrübten Vaters bis an sein Ende, noch 22 Jahre, in Gewahrsam gehalten wurde.“ Bologna war damals sehr mächtig und konnte dem Kaiser Trotz bieten. Selbst gegen das Versprechen eines die Mauern von Bologna umspannenden Goldreißs gab die mächtige Stadt den kaiserlichen Sprößling nicht heraus — er starb als Gefangener. Wer in Enzo's traurigem Schicksale den Finger der strafenden Gerechtigkeit Gottes nicht erkennen will, mit dem rechten wir nicht mehr; der ist mit sehenden Augen blind. Daß auch seinen kaiserlichen Vater die Nemesis erreicht, weiß jeder Geschichtskundige. Auf dem allgemeinen Concil von Lyon wurde er wegen seiner Meineide und der schnöde gebrochenen Versprechungen, die er seinem Volke und der Kirche gegeben, gerichtet und schuldig befunden, und da nach damaligem Rechte ein Meineidiger nicht König sein konnte — erfolgte seine Absetzung. Dann kam über ihn Unglück auf Unglück, bis er am 13. December 1250 starb, nachdem er zuvor vom Banne befreit und mit den hl. Sterbesacramenten versehen war. „Mit tiefer Trauer sehen wir zurück auf das Leben dieses Kaisers“ — und seines unglücklichen Sohnes Enzo. Das Herz thut uns weh, wenn wir ihrer gedenken — aber der Schluß der christlichen Reflexion kann nur sein: „Gerecht bist du, o Herr, und gerecht ist dein Gericht!“ Wem fiele, wenn man am Neptunsbrunnen in



Bologna Enzo's und seines kaiserlichen Vaters Geschick an bewegter Seele vorbeiziehen läßt, nicht unwillkürlich Schönbrunn bei Wien ein mit dem Grabe eines andern kaiserlichen Sprößlings, nämlich des sogen. „Königs von Rom“, und das Geschick seines Vaters, des gewaltigen Papstverfolgers Napoleon I.? Doch statt weiter über die Aehnlichkeit dieser beiden Kaiser und ihres Geschickes nachzudenken, wolle uns der geneigte Leser zum Grabe Enzo's in der Kirche des hl. Dominicus zu Bologna folgen. Die Ehre wollen wir dem unglücklichen Bischofsverfolger Enzo nicht vorenthalten. Gott hat ihn gerichtet — hienieden strenge; hoffen wir, daß er ihm beim Tode als reumüthigem Büßer barmherzig sein konnte. — Die Kirche des hl. Dominicus ist schön und groß. Ihr Hauptschatz sind die Gebeine des hl. Ordensstifters, nach welchem die Kirche benannt ist (S. Domenico). Wie es sich so andächtig am stillen Grabe des Heiligen beten läßt! Bologna ist gleichsam die zweite Vaterstadt des hl. Dominicus geworden. Hier verstärkte sich sein schöner Orden sehr durch den Hinzutritt gelehrter Männer von der Universität. Hier auch verschied der Ordensstifter im Herrn am 8. August 1221. Ich würde gern noch länger bei diesem Engel des Friedens verweilen, der mit seinem hl. Freunde und Zeitgenossen Franciscus so unendlich viel für die Regenerirung der Welt gethan. Ich werde später Gelegenheit finden, dem Leser diese beiden Friedensapostel etwas eingehender zu schildern. Für jetzt genüge es, sein schönes marmornes Grab gesehen zu haben, eine Zierde Bologna's.

## 11.

Ghe wir von Bologna Abschied nehmen, muß ich noch etwas berühren, das der Erwähnung sehr würdig ist. Was denn? Etwa, daß der bekannte Mortara, der getaufte Judenknabe, aus Bologna gebürtig ist? Nein, der Mortara-Fall, über den s. B. soviel Spectakel gemacht wurde, erregt jetzt kein besonderes Interesse mehr. Ich kann mich mit der Bemerkung begnügen, daß Edgardo Mortara aus Bologna jetzt als glücklicher Priester Gott dem Herrn täglich am Altare für die unschätzbare Taufgnade dankt und für seine



ehemaligen jüdischen Brüder täglich ein Memento in der hl. Messe einlegt, daß auch sie den als Messias erkennen möchten, den ihre Väter vor 1800 Jahren ans Kreuz gebracht haben. Das wäre in der That die beste Lösung der wichtigen „Judenfrage.“ Aber Hochwürden Edgardo ist es nicht, was uns heute noch an Bologna fesselt; es ist etwas viel Wichtigeres. In Bologna ist nämlich das Centrum des so wichtigen italienischen Jünglingsvereins.

In Italien hatten und haben es die geheimen Gesellschaften vor Allem auf die Jugend, Jünglinge und junge Männer abgesehen, um sie gegen die Kirche, gegen den Papst, gegen das Christenthum aufzuwiegeln und dem Antichristenthum dienstbar zu machen. Leider ist dieser Plan bei vielen jungen Leuten gelungen. So sahen wir aus den Reihen dieser Jugend Manche hineinrennen unter die Fahne Garibaldi's und seiner Raubgenossen; so hörten wir von so vielen Sacrilegien, welche jene unglücklichen jungen Leute verübt. Wenn ein Katholik einmal ungläubig und schlecht wird, so ist er ärger als andere Ungläubige; sein böses Gewissen treibt ihn zu immer neuen Freveln. Sein Haß gegen die Kirche ist glühender. Wir können diese Beobachtung auch in Deutschland machen. Ich könnte Namen nennen — freilich im doppelten Sinne *nomina odiosa* — um das zu beweisen. Um nun der Propaganda der italienischen Voge einen Damm entgegenzustellen, bildete sich i. J. 1868 in Bologna ein Verein edler Jünglinge, d. h. junger Männer von 16—30 Jahren (das italienische Wort *giovane* bezeichnet ähnlich wie das lateinische *juvenis* einen solchen jungen Mann), die es sich zur Aufgabe setzten, mit katholischer Treue und katholischem Opfermuthe für die Sache der Kirche und des Papstes öffentlich einzutreten. Der Verein heißt *Società della Gioventù Cattolica Italiana*, „Verein der katholischen italienischen Jugend.“ Präsident des Vereines wurde (und ist noch) Dr. Giovanni Acquaderni, Secretär Alphons Rubiani, Beide zu Bologna. Der Verein fand Anklang; zahlreiche junge Männer aus den besseren und besten Ständen der bedeutendsten Städte Italiens traten demselben bei. Der hl. Vater genehmigte Programm und Statuten und gab dem Vereine seinen apostolischen Segen. Der Italiener ist feurigen Blutes, und so erklärten denn auch diese edlen Jünglinge: Italien muß



siegreich aus den gegenwärtigen Kämpfen hervorgehen; „noi per questa santa causa pugneremo sempre fino alla morte“ — „wir werden stets für diese hl. Sache bis zum Tode kämpfen“, wir haben ihr unser Leben ohne Vorbehalt geweiht! — Das ist in der That ein Bund des wahrhaft „jungen Italiens“, dem jedes katholische Herz seine wärmsten Sympathien entgegenbringt. Das ist die Hoffnung des katholischen Italiens, ähnlich wie unsere katholischen Studentenvereine eine Haupthoffnung des katholischen Deutschlands sind. Daß der italienische Jünglingsverein sich direct an den deutschen Kaiser Wilhelm bei dessen Anwesenheit in Mailand mit einer sehr entschiedenen Adresse (betreffend die deutsche Kirchenpolitik) zu wenden wagte, das ist jedenfalls ein Zeichen wirklichen Lebens und nicht geringen Muthes, mag nun über diesen Schritt selbst geurtheilt werden, wie es beliebt; und wenn sich die katholischen italienischen Jünglinge auf Tausende von Bundes- und Millionen Gefinnungsgeoffen berufen, so ist ihr kühner Schritt selbst Beweis genug, daß diese Berufung mehr als eine Redensart ist. Die Bedeutung dieses Vereines für Italien ist von immenser Wichtigkeit. Ach, wie ist dies schöne Land des Glaubens und der Religion jammervoll zugerichtet worden! Welch' Elend haben dort die geheimen Gesellschaften angerichtet! Das schöne Italien ist übersäet mit unsterblichen Denkmälern, die Allen in der beredtesten Sprache beweisen, wie tief in den Tagen der Vorzeit überall der Glaube gewurzelt war. Sollte es dem Großmeister Garibaldi und seinem infernalen Anhange wirklich gelingen, in Italien das Kreuz zu stürzen? Ganz gewiß nicht; der Kern des Volkes ist noch, Gott Lob, gesund, und die „italienische Jugend“, der ja die Zukunft Italiens gehört, besitzt in dem genannten blühenden Vereine einen geistigen Sauerteig, der immer mehr und mehr die gesammte Masse durchdringen wird. Darum Glück auf! du schöner Jugend- und Tugendbund! Stelle das alte Italien wieder her! Unsere wärmsten Sympathien sind dir geweiht, mit Gebet wollen wir deine Bestrebungen für die Wiedergeburt Italiens begleiten. Gott befohlen!



## 12.

Jetzt auf mit dem Schnellzuge von Bologna nach Florenz!  
 Die Bahn auf der Strecke Bologna-Florenz gehört un-  
 streitig zu den mächtigsten Eisenbahnbauten der neuern  
 Zeit. Sie durchbricht in nicht weniger als 46 Tunneln den  
 Gebirgstock der A p e n n i n e n, jener interessanten Gebirgs-  
 kette, welche ganz Italien durchziehend gleichsam das Gerippe  
 der schönen Halbinsel bildet und ihr den Namen „A p e n-  
 n i n e n h a l b i n s e l“ eingetragen hat. Der wichtigste Ueber-  
 gangspunkt ist die in Rede stehende Eisenbahn, die nach Er-  
 reichung der Höhe in kunstvollen Windungen nach Pistoja  
 hinabsteigt in den Riesengarten Italiens, in die reizende  
 Ebene Toscana's. In dieser herrlichen Ebene liegt die  
 Hauptstadt des annectirten Großherzogthums Toscana  
 Florenz. Sie macht ihrem blühenden Namen (alt-  
 italienisch Fiorenza, im jetzigen Italienischen Firenze) und  
 dem Beinamen „la bella“ — die s c h ö n e — schon durch  
 ihre Lage alle Ehre. Nach etwas mehr als dreistündiger  
 Schnellfahrt hatten wir den Bahnhof Florenz erreicht und  
 fuhren dann durch schöne Straßen der Stadt zu dem Gasthose  
 Porta Rossa. „In dem Gasthose Porta Rossa gibt's Baierisches  
 Bier“ — hatte uns ein patriotischer Baier unterwegs mit  
 berechtigtem Nationalgefühl zugestoßen, und da wir beiden  
 „schwarzen Römlinge“ ein echt d e u t s c h e s Herz auch in Italien  
 besaßen und über den schönen Ausfall der letzten baierischen  
 Wahlen als w a h r e deutsche Patrioten nicht wenig erfreut  
 waren, so lautete unser erstes „reichsfeindliches“ Commando  
 an den Kellner in Porta Rossa: „Cameriere, una bottiglia  
 di birra di Baviera!“

Der Italiener, so darf man fast sagen, beginnt den  
 Tag mit dem Abend; in der Kühle des Abends fängt das  
 Leben auf den Straßen, vor den Häusern und auf den öffent-  
 lichen Plätzen an. So war es denn auch auf den Straßen  
 und Plätzen der Arno-Stadt an jenem Abende recht lebendig.  
 Aber das rüde Wesen unserer (nord-) deutschen größeren  
 Städte sieht man in Florenz nicht, trotzdem es das Unglück  
 gehabt, einige Zeit Hauptstadt des piemontesischen „Königreichs  
 Italien“ zu sein. Noch jetzt dürfte das schöne Urtheil gelten, das  
 Dr. Bonif. G a m s ausgesprochen: „Die R e l i g i ö s i t ä t des



Volkess von Toscana, der feine Anstand desselben, und eine in Stadt und Land allseitig hervortretende sittliche Haltung — in Florenz sieht man nie einen Betrunknen auf der Straße, und begegnet man nie in später Stunde einem Mädchen allein auf der Straße — werden auch von kirchfeindlichen Reisenden einstimmig anerkannt.“ So bemerkt z. B. der kirchenfeindliche Vielschreiber Hackländer: „Etwas habe ich in den Straßen von Florenz stets vermißt: man hört nie Kindergeschrei, man sieht nie einen Betrunknen und nie kleine Buben sich herumbalgen.“ Nach dem, was ich von der Spreestadt Berlin gehört und gelesen — gesehen habe ich diese Stadt noch nicht, und ein Verlangen, sie zu sehen verspüre ich erst recht nicht — muß Berlin so ziemlich das conträre Gegentheil von Florenz sein.

Ruhen wir jetzt aus von des Tages Last und Hitze, bis uns der nächste Ausgang in den schönen Morgenstunden einige der Hauptmerkwürdigkeiten der schönen Arno-Stadt zeigen wird.

Man nennt Florenz oft kurzweg die Arnostadt; der Fluß Arno, hier gegen 130 Fuß breit, durchschneidet nämlich Florenz und theilt es in zwei ungleiche Hälften. Innerhalb der Stadt sind 4 steinerne Brücken über den Arno gebaut, worunter die i. J. 1567 erbaute Trinita-Brücke die schönste ist. Von den öffentlichen Plätzen erwähne ich bloß den di Santa Trinità mit der hohen, von Papst Pius IV. geschenkten antiken Granitsäule aus den Bädern des Caracalla in Rom, ferner den Domplatz, Piazza del Duomo, mit den beiden Statuen der Haupterbauer des Domes, Arnolfo und Brunelleschi. — Sehr reich ist Florenz an Palästen. Unter denselben ragt durch Größe und Schönheit der Palazzo Pitti — so benannt nach seinem ersten Besitzer — hervor, ein Gebäude von über 100 Schritt Frontenlänge. Dieser Palast zählt 900 Zimmer und andere Räume, in welchen ein außerordentlicher Reichthum von Kunstwerken aufbewahrt wird. In 5 großen und vielen kleinen Sälen ist die berühmte von den Mediceern angelegte Gemäldesammlung aufgestellt. Doch uns interessiren vor Allem die Kirchen. Da ist es zunächst der Dom oder Santa Maria di Fiore, Maria zur Blume, so genannt nach dem Wappen der Stadt, einer rothen Lilie im weißen Felde. Er gehört zu den größten Kirchen



der Welt. Im Jahr 1294 beauftragte Florenz den großen Baumeister deutscher Herkunft Arnolfo di Lapo diese Kirche „also neu zu bauen, daß menschliche Kunst und Macht außer Stande seien, irgend etwas Großartigeres und Schöneres zu verlangen“ (che. non si potesse desiderare nè maggiore nè più bella dall' industria e potere degli uomini). Der Bau wurde i. J. 1298 von Arnolfo begonnen und 1434 von Brunelleschi vollendet. Papst Eugen IV. selbst nahm im letztgenannten Jahre seine feierliche Einweihung vor. Fünf Jahre später wurde in dieser Kirche unter demselben Papste das allgemeine Concil von Florenz abgehalten, von welchem wir später noch eingehender sprechen werden. Die Kirche ist, wie der neben derselben erbaute schöne Glockenthurm, von außen mit weißem und schwarzem Marmor bekleidet. Die sehr hohe achteckige Kuppel, unter welcher der Hochaltar steht, das Meisterwerk Brunelleschi's, gibt dem Dome von außen ein höchst imposantes Ansehen. Der Westseite des Domes gegenüber steht die prächtige Taufkirche (Battisterio), ein sehr hohes achteckiges Kuppelgewölbe mit schönen Mosaikbildern. Nicht weit vom Dom liegt ferner die Kirche di S. Lorenzo, an deren Chorende die sehr große, von einer hohen Kuppel überwölbte Kapelle angebaut ist, welche die Gräber der Medicischen Familie enthält. — Sehr bemerkenswerth ist sodann Santa Croce, 1295 begonnen. Der florentinische Freistaat begnügte sich nicht, den Bau des Domes zu übernehmen. Nachdem er beschlossen hatte, die beiden Orden des hl. Dominicus und des hl. Franciscus, wegen ihres Eifers und ihrer Nützlichkeit, in jene Stadt aufzunehmen, wollte er ihnen auch auf glänzende Weise seine Gastlichkeit darthun. Während demnach zwei Dominicaner, Fra Ristoro und Fra Sisto, die schöne Kirche Santa Maria Novella erbauten, wurde Arnolfo befohlen, auf Kosten der Stadt für die Franciscaner die Kirche Santa Croce — Heiligen-Kreuz-Kirche — zu errichten. So entstand nun die herrliche Kirche, die nebst ihren Kapellen zu einem wahren Kunstmuseum sich nach und nach gestalten sollte. Eine Schaar von Malern und Bildhauern hat sich hier in ihren herrlichen Schöpfungen verewigt, und so ist die Kirche Santa Croce ein Museum geworden, in welchem der hl. Bettler von Assisi eine größere Zahl Meisterwerke vereinigt hat, als viele Könige in ihren



Palästen. Die Florentiner erwählten diesen Tempel zur Grab- und Erinnerungsstätte ihrer berühmtesten Männer, wie eines Michel Angelo, eines Galilei, eines Dante und (leider auch!) eines Macchiavelli. (Vergl. des Näheren den Abschnitt „Die Kirche St. Croce in Florenz“ in dem schönen Büchlein: Italiens Franciscaner-Dichter von Ozanam.) Bei dieser Kirche und beim Dom tritt der sogenannte germanisch-toscanische Baustil besonders hervor. Der wiederholt erwähnte Baumeister Brunelleschi hat vor Allem diesen Stil entwickelt. Er besteht besonders darin, daß sich auf schönen corinthischen Säulen hohe, weite, luftige Bogen wölben, die zumal den beiden genannten Kirchen ein großartiges und doch leichtes und gefälliges Ansehen geben. Soviel in aller Kürze über die Kirchen von Florenz. Das sieht man leicht: Florenz macht auch wegen seiner Bauten und Kunstschätze dem Beinamen: la bella alle Ehre.

## 13.

Zur Ergänzung des Gesagten mögen hier einzelne Aeußerungen aus den Reisebriefen des Marquis v. Beauffort Platz finden, worin er die schöne Arno-Stadt ebenso warm als wahr schildert. Er sagt n. A.:

„Welch ein begeisterndes Land dieses Italien ist! Könnte irgend etwas denen, die keine Seele haben, eine geben, dieses Land würde es thun. Bisher hatte ich erst die Vorhalle gesehen, jetzt aber in Florenz bin ich in dem Tempel. Rings um mich her Gebäude, Sculpturen und Basreliefs von Michel Angelo und anderen Riesen der Künste. Ich sah die ehernen Thore des Baptisteriums (vergl. unsern letzten Artikel), von denen Michel Angelo gesagt, daß sie würdig wären, die Thore des Paradieses zu sein. Alle diese in Erz ausgemeißelten Bilder von Engeln, Heiligen, Propheten und Aposteln — sie leben, gehen, reden, antworten, und wenn sie schweigen, so schließt man aus ihrer ausdrucksvollen Physiognomie auf die Bewegung ihrer Seele. Und die Paläste! Italien scheint in der That jedwede menschliche Einbildungskraft herauszufordern. Bald sind es auf die öffentlichen Plätze hingeworfene Felsen und kaum daß der Baukünstler sich herabgelassen, sie in einige Blöcke zu hauen. Dann erheben sich manchmal auf diesen erstaunenswürdigen Grundlagen die harmoniereichsten



Bauten empor, und ein anderes Mal zieren und bezaubern herrliche Arabesken die Fensterbogen und Friesen der Gebäude. Es ist eine erhabene zu den Augen geredete Sprache; man empfindet eine höhere Natur, wird größer, sobald man solche Meisterwerke nur sieht. Ja, je mehr ich Italien sehe, desto mehr bezaubert es mich. Es ist ein einziges Land; die Künste sind hier eine zweite Religion, und man kann von ihnen sagen, daß sie die Frömmigkeit des Volkes vermehrt haben. In Stein ist der Glaube geschnitten, in Marmor gemeißelt, und lebend erscheint er auf der Leinwand. Die Künstler haben aus dem Grunde ihres Herzens gearbeitet. Die Italiener besitzen die herrliche Gabe, den Augen Alles bildlich darzustellen. O Italien! wie schön ist deine Religion, wie schön deine Sonne! Durch dieses doppelte Licht belebt, haben deine Dichter alles Große in Religion und Natur bejungen, und deine Maler sind dadurch große Dichter. Hier in deines Himmels sanftem Strahl entfaltet sich die Seele. — Durch das doppelte Vaterland, Religion und Heimath begeistert, stehen die Arbeiten der großen Künstler nicht bloß als Meisterwerke, sondern auch zugleich als schöne Handlungen da. Man lese den Beschluß des Magistrats von Florenz, worin dieser seinen Entschluß erklärt, einen Bau zu errichten, der des Vaterlandes würdig sei. Der Plan zum Dome, zur Taufkirche, zu den ehernen Thüren — Alles ist dem künstlerischen Concurs unterworfen. Neun Künstler, alle berühmt, melden sich für die Thüren des Baptisteriums, und als jeder seinen Plan vorlegt, da erklären sofort acht aus ihnen einhellig, daß sie auf die Bewerbung verzichten, und daß ihr Concurrent Ghiberti des Vertrauens des Magistrats allein würdig sei — und Ghiberti fertigt „die Thore des Paradieses“.

„O Florenz, wie bist du so schön durch deine Paläste, schön durch die Meisterwerke, deren Museum du bist! Hier reden die Steine, Michel Angelo macht den Marmor denken, Donatello und Ghiberti machen das Erz athmen. Ich wiederhole es: Florenz ist ein Museum; die Steine reden, das Erz athmet, die Leinwand lebt. Es gibt hier ein ganzes Statuen-volk, ebenso lebendig und aufgeweckt als das Volk in den Städten und dazu noch viel schöner.“ Soviel aus den Briefen des Marquis über Florenz. Er hat Recht, wenn er Florenz



ein Museum nennt, und wenn er immer wieder Lobsprüche auf Michel Angelo häuft. Michel Angelo's Schöpfungen tragen vor Allem dazu bei, Florenz den Zunamen „la bella“ zu sichern. Einige Notizen über den hervorragenden Künstler dürften manchem Leser erwünscht und bei der Besprechung von Florenz gerade am Platze sein. Michel Angelo (geb. 6. März 1475 zu Caprese) besuchte die Schule für Maler und Bildhauer in Florenz. Er ragte bald durch ungewöhnliches Talent in der Doppelfunst so hervor, daß ihn Lorenzo di Medici in sein Haus aufnahm und wie seinen Sohn behandelte. Von 1494—96 weilte er in Venedig und Bologna, wo er mehre Engel- und Heiligenstatuen schuf. Dann lebte und wirkte er bald in Florenz, bald in Rom. Papst Leo X. übertrug dem Künstler den Bau der Kirche S. Lorenzo, wie der Grabkapelle für die Mediceer zu Florenz. Im Jahre 1546 wurde Michel Angelo zum Baumeister der großen St. Peterskirche zu Rom ernannt. Er führte den herrlichen Bau so weit, daß unmittelbar nach seinem Tode die großartige Kuppel nach seinem Entwurfe vollendet werden konnte. Nebenbei hatte der geniale Künstler noch Pläne zu andern Bauten in Rom — z. B. zur Porta Pia — entworfen und Fresken in der Paulinischen Kapelle des Vaticans gemalt. Die herrlichen Malereien der Sixtinischen Kapelle, noch heute als eine der herrlichsten Schöpfungen der Malerei bewundert, hatte er bereits ausgeführt. Er starb am 18. Februar 1564 zu Rom als einer der größten Künstler aller Zeiten. Seine Leiche wurde nach Florenz gebracht, wo sich über ihrem Grabe in der Kirche Santa Croce, wie schon bemerkt worden, ein prachtvolles Denkmal erhebt. Das Haus, das er einst in Florenz bewohnt, liegt in der Via Ghibellina und ist noch jetzt im Besitze von einem seiner Nachkommen, dem wievielten Urenkel weiß ich nicht. Dort kann man noch das Atelier, die Pinsel und die ersten Versuche des großen Künstlers sehen. Dort befindet sich auch eine von seinem Schüler gemalte Gallerie, die mehrere Züge aus seinem Leben darstellt. So sieht man auf einem Gemälde einen Fürsten aus der berühmten Familie der Mediceer, wie er stehend den Michel Angelo aufgefordert, sich vor ihm zu setzen und zu ihm sagt, daß das Genie auch eine königliche Würde sei. Alles dies und so vieles Andere, was Florenz aufweist, ist gewiß sehenswerth — nur muß



man Zeit haben, um es zu sehen, oder die wenige Zeit, die man etwa hat, sorgfältigst ausnutzen. Es darf Einem nicht gehen, wie die Anekdote von einem kunstsinnigen englischen Touristenpaar erzählt. Diese, Mann und Frau, hatten mit ihrem rothgebundenen Bäderer Italien als echte Engländer abgestreift und waren dann nach Frankreich gereist. In Paris erzählten sie von dem, was sie gesehen, und da kam die Rede auch auf Florenz. „Florenz?“ — sagte die Lady, sich zu ihrem Gemahl wendend, „Florenz? ich glaube, mein Lieber, wir haben an einem Orte, der sich so nennt, übernachtet. Nicht wahr?“ — Yes, yes, my dear — antwortete der Gentleman, und das war Alles, was das edle kunstkennende Paar von der herrlichen Arnostadt wußte. Das heißt mit Verständniß und Nutzen reisen! —

## 14.

Wir haben soeben unsern Leser zum merkwürdigen Hause des mit unsterblichem Ruhme geschmückten Michel Angelo geführt. Möge er uns jetzt zu einem andern denkwürdigen Hause in Florenz begleiten, das in der Via de' Guicciardini liegt und von geschichtsfundigen Fremden gern aufgesucht wird, zum Hause des weltbekannten Florentiners Macchiavelli. Etwas Besonderes zu sehen gibt es hier allerdings nicht, das Haus ist bloß denkwürdig, weil es Macchiavelli's Haus ist. Wer liest und hört nicht täglich von „Macchiavellismus“, „macchiavellistischen Grundsätzen“ u. dgl.? Da wird mir nun mancher Leser gewiß Dank wissen, wenn ich ihm die Sache etwas näher erkläre. Allerdings müßte man zur gründlichen Darstellung dieses Themas ein ganzes Buch schreiben. Das geht hier natürlich nicht, und meine geneigten Leser verlangen auch nichts Unmögliches. Sie werden sich schon mit der Hauptsache zufrieden stellen und können es um so mehr, als es für sie keiner näheren Würdigung der in Rede stehenden Sache bedarf.

Niccolo Macchiavelli wurde im Jahre 1469 zu Florenz geboren. Er erwarb sich reiche Kenntnisse und wurde früh zu wichtigen Diensten bei der damaligen Republik Florenz verwandt. Als es i. J. 1513 den Mediceern gelang, die



Herrschaft wiederzugewinnen, wurde er seiner Aemter entsetzt und genöthigt, auf einem Landgute außerhalb Florenz zu wohnen. Diese Muße benutzte er zur Abfassung jenes Buches, das seinen Namen für alle Zeit unsterblich, freilich mehr berüchtigt als berühmt, gemacht hat. Dasselbe führt den Titel *Il Principe*, „der Fürst“. Es enthält die famose Politik Macchiavelli's in gedrängter Kürze. Nie waren Grundsätze über Politik vordem mit solchem Cynismus offen geäußert worden, als es in diesem Buche geschehen, das zudem in klassischem Stile geschrieben ist. Darum hat das Buch denn auch bis heute das größte Aufsehen erregt und Uebersetzungen in fast alle Sprachen der Welt auch in's Arabische, gefunden. Mein verehrter Reisegefährte ist auch noch der anderen Meinung, die allerdings mehr als den Witz für sich hat, Macchiavelli's Buch sei noch mehr von Fürsten übersetzt worden, als von Schriftstellern; Macchiavelli sei die „Weisheit gewisser Leute“ und werde mitunter noch überboten. Das so nebenbei. Welches ist denn nun Macchiavelli's Politik? Wie soll der „Fürst“ nach Macchiavelli sein und handeln? Antwort: Als ob es keinen Gott im Himmel gebe, und als ob seine 10 Gebote keinen „Fürst“ etwas angingen. „Erobert ein Fürst ein fremdes Land, so hat er zunächst diejenigen unschädlich zu machen, die er bei der Eroberung beleidigt hat. Ist er durch fremde Macht und durch Glück zur Herrschaft gelangt, so muß er, um sich zu erhalten, verschmigt, falsch, treulos, meineidig, heuchlerisch, scheinheilig, räuberisch, verschwenderisch, grausam, Mörder, kurz ein vollendeter Bösewicht sein. Auf Heuchelei muß er sich besonders gut verstehn. Er muß als freigebig, milde, treu und religiös erscheinen, zu sein braucht er es nicht; der Schein leistet dieselben Dienste. Treu zu sein, ist einem Fürsten selten anzurathen. Religion braucht ein Fürst erst recht nicht zu haben; da genügt der Schein stets vollkommen. Mit Einem Worte also: ein Fürst scheine zu sein „tutto pietà, tutto fede, tutto umanità, tutto integrità, tutto religione“ — ganz Frömmigkeit, Treue, Milde, Rechtchaffenheit, Religion, — besonders das Letzte; aber zu sein braucht er es nicht, ja er soll es nicht sein, wenn er Schaden davon hätte.“ Das ist in Kürze die Politik Macchiavelli's. Ihm kommt also Alles auf die unmittelbare Zweckmäßigkeit



an. Alle Mittel, den Zweck zu erreichen, sind nach ihm recht. Ob das Recht Anderer verletzt, ob den göttlichen Gesetzen schnurstracks zuwider gehandelt werde, darauf kommt es nach Macchiavelli gar nicht an. Wie sollen wir nun über den Mann urtheilen, der solche Grundsätze in seinem Buche ausgesprochen hat? Einige meinen, es sei dem Macchiavelli nicht ernst gemeint gewesen. Er habe die Schlechtigkeit der Fürsten seiner Zeit aufdecken und bloßstellen wollen, um die Völker aufzuklären. Das wäre allerdings etwas beschönigend; ob es sich so verhält, weiß ich nicht. Wenn es feststände, daß Macchiavelli (um das Jahr 1530) als Ungläubiger und Religionspötker unter Gotteslästerungen gestorben, — was Andere in Abrede stellen — dann ließe sich schon bestimmter urtheilen.

Was indeß fest steht, ist die historische Thatsache, daß Macchiavelli's „Fürst“ im Laufe der Jahrhunderte sehr viele praktische Nachfolger aufzuweisen hat. Oder gibt es nicht Beispiele, die diesem „Fürsten“ ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern? Selbst solche Leute hat es gegeben, die es offen ausgesprochen, die „Staatsmoral“ sei über die gewöhnliche erhaben und habe sich an die gewöhnlichen sittlichen Gebote nicht zu binden. So sagte der Schöpfer des „geeinigten Italiens“, Graf Cavour, einst zu Massimo d'Azeglio: „Se facessimo per noi quel che facciamo per l'Italia, saremmo gran balossi — wenn wir für uns thäten, was wir für Italien thun, so wären wir große Schurken.“ Ueberhaupt kann man an dem piemontesischen Italien so recht den „Macchiavellismus“ studiren. Hätte das piemontesische Italien nicht jenen ungeheuren Ueberfluß an Geldmangel, so hätte man schon längst Grund gehabt, dem „großen Genie“ des Macchiavelli noch ein Monument zu setzen, wofür wohl die Inschrift sich eignete: Al principe i balossi, dem Altmeister — die Jungen.

Wodurch könnte ein Garibaldi, ein Victor Emmanuel jene blutigen Raubzüge rechtfertigen, aus denen das „geeinigte Italien“ hervorgegangen ist? Durch nichts, als erfundene Redensarten von „Nationalitätsprincip“, von „natürlichen Grenzen“ u. dgl. In hl. Entrüstung ruft gegen solches Beginnen der große Kirchenvater Augustinus aus: „Nachbarvölker anzugreifen, schuldlose Völker einzig aus Er-



oberungssucht niederzuwerfen und um ihre Unabhängigkeit zu bringen: was ist dies anders als Raub im großen Stile (*quid aliud, quam grande latrocinium*)? Gewiß; die Gerechtigkeit ist die Grundlage der Reiche; sie aber gibt und läßt jedem das Seinige, wie die sehr schöne preußische Devise es besagt: *Suum cuique*! Die ewigen Grundsätze der Sittlichkeit verpflichten in gleicher Weise den Fürsten wie den Unterthan, den Staat wie den Bürger, die menschliche Gesellschaft wie den Einzelmenschen. Die napoleonische Eroberungspolitik ist vom christlichen Standpunkte aus ein Verbrechen wie der Straßenraub; der Mörder von 100,000 Menschen ist 100,000 mal schuldhafter, als der Eines Menschen. Es gibt keine andere Moral für die Staaten als für die Individuen; und wer ein ganzes Volk mit Meineid, Vertragsbruch, Verrath, offener Gewalt ohne Weiteres in's Elend stürzt, ist ebensowenig ein „Ehrenmann“, als der Einzelmensch, welcher sich ähnliche Verbrechen gegen seinen Mitbürger erlaubt. „Die Könige und Regenten sind den Menschen zum Guten gegeben und nicht zum Bösen. Sie sollen nicht Unrecht, sondern Recht und Gleich thun und wissen, daß sie auch einen Herrn im Himmel haben. Der hat sie über die Andern gesetzt um der Andern willen, und daß den Andern durch ihre Hand Barmherzigkeit geschehe... Ihr Könige und ihr Regenten! — Guer Stuhl steht in der Welt von Gottes wegen. Und wer darauf sitzt, soll groß und unüberwindlich sein, aber mit und durch Recht und Wahrheit! Die allein machen groß, und die allein sind unüberwindlich.“ (Claudius).

## 15.

Kein Geschichtskundiger betritt Florenz ohne sich des Dominicaners Savonarola zu erinnern. Ich kenne die verschiedenen Reisehandbücher, welche die gewöhnlichen Touristen mit sich führen, bloß dem Namen nach; aber ich zweifle nicht, daß in jeder Beschreibung von Florenz bei der Erwähnung des Klosters und der Kirche von San Marco (etwas nordöstlich vom Dome) auch Savonarola's gedacht ist, der hier einst lebte und wirkte und in Florenz sein tragisches Ende fand. Welche Bemerkungen in romfeindlichen Reisebüchern



dann noch beigefügt sein mögen, kann ich mir auch leicht denken. Seitdem man an dem Luthermonumente zu Worms den Dominicaner Hieronymus Savonarola als sogen. „Vorreformer“ angebracht hat, verstehen sich die Bemerkungen gewisser Leute ganz von selbst. Und doch hätte man dem Mönche von Florenz keinen unpasenderen Platz anweisen können als auf dem Monumente des ehemaligen Mönches von Wittenberg. Wir wollen dies kurz aber genügend nachweisen. Wer sich näher unterrichten will — und nicht bloß über diesen, sondern über noch unendlich wichtigere Punkte — den verweisen wir auf die unwiderlegt gebliebene höchst lehrreiche Schrift: „Das Luthermonument zu Worms im Lichte der Wahrheit. Gedanken und Thatfachen zur Beantwortung der Frage: Kirche oder Protestantismus? Dem deutschen Volke gewidmet von einem deutschen Theologen.“ (Mainz, 1869. Verlag von Kirchheim.)

Hieronymus Savonarola, geb. 21. September 1452 zu Ferrara, trat nach einer sehr gediegenen wissenschaftlichen Ausbildung zu Bologna in den Orden des hl. Dominicus, in welchem er sich in jeder Beziehung auszeichnete. Im Jahre 1489 in das Kloster San Marco zu Florenz versetzt, wurde er wegen seiner Frömmigkeit und Wissenschaft bald zum Prior erwählt, in welcher Stellung er das Kloster auf die ganze Strenge der alten Dominicanerregel zurückführte. Er leuchtete seinen Ordensbrüdern mit dem strengsten Beispiele voran. Bald schlossen sich andere Dominicanerklöster in Toscana dem Florentiner Kloster an und bildeten so eine toscanische Dominicanercongregation, zu deren Generalvicar Savonarola im Jahre 1493 vom Papste Alexander VI. ernannt wurde. Zugleich trat er als gewaltiger und erschütternder Bußprediger auf und erlangte bald einen wunderbaren Einfluß auf die Florentiner. Leider trat er in seinen Predigten auch als heftigster politischer Gegner der Mediceer auf. Diese zu stürzen und eine Art theokratischer Republik in Florenz zu begründen: darauf war Savonarola's Trachten gerichtet. Als nun i. J. 1494 die Mediceer aus Florenz fliehen mußten, stand der Dominicanermönch an der Spitze des Staatswesens von Florenz. Mit überreiztem und überspanntem Eifer ging er an die Verwirklichung seiner religiös-politischen Ideen. Er ließ Christus zum Könige von Florenz erklären;



er berief sich auf göttliche Eingebungen und Erleuchtungen bezüglich seiner politischen Maßnahmen und regte durch überspannte religiös-politische Reden das Volk über die Maßen auf. Mit Rücksicht hierauf beschied ihn Papst Alexander VI. nach Rom. Savonarola erschien nicht. Wegen des Ungehorsams suspendirte ihn der Papst vom Predigen. Der exaltirte Mönch achtete nicht auf die Suspension; er suchte sich einzureden, der Papst sei über ihn unrecht unterrichtet, die Suspension sei nicht gültig. Hierin lag die große Selbsttäuschung Savonarolas, und nun ging er auf diesem Wege weiter voran, indem er den Papst Alexander VI. offen angriff. Allerdings war Alexander VI. kein würdiger Papst. Er ist einer der sehr wenigen Päpste, welche den Stuhl Petri durch unwürdigen Lebenswandel verunehrt haben. Savonarola stand als sittlicher Charakter weit über Alexander VI., aber er hätte bedenken müssen, daß er auch einem persönlich unwürdigen Papste als dem Träger des höchsten kirchlichen Amtes in allen erlaubten Dingen Gehorsam und Unterwerfung schuldig war. Der Papst sah sich veranlaßt, über den ungehorsamen Dominicaner die Excommunication auszusprechen. Von der Zeit ging es mit Savonarola rasch abwärts. Volksgunst ist überhaupt ein zerbrechliches Ding. Bald erhoben sich Gegner von allen Seiten. Bei der Wahl einer neuen Volksvertretung erhielten seine politischen Gegner die Majorität. Die Erbitterung gegen Savonarola machte sich in einem Volksaufstand Luft. Er wurde mit zwei andern Dominicanern gefangen genommen, vor ein Gericht gestellt und dort der Volksverführung für schuldig erklärt. Nachdem seine Verurtheilung auf Grund der Proceßakten von Alexander VI. bestätigt worden, sprach die weltliche Gerichtsbehörde in Florenz über ihn und seine beiden Ordensgenossen das Todesurtheil aus. Sie wurden als Volksaufwiegler und Volksverführer am 23. Mai 1498 erhängt, ihre Leichname verbrannt und die Asche in den Arno gestreut. So traurig endete der große Dominicaner — aber was auch seinem traurigen Ende noch Ruhm und Glanz verleiht, ist das reumüthige Bekenntniß seiner Verirrungen und die schöne Vorbereitung auf seinen Tod. Sein Todesurtheil hörte er — wie seine Genossen — mit Ergebung an. Am nämlichen Abende noch legten sie reumüthig ihre Beichte ab und empfingen am folgenden Morgen



die hl. Communion, wobei Savonarola noch einmal feierlich seinen Glauben an die wesentliche Gegenwart Christi im hh. Sacramente betheuerte und den Heiland bat, seinen Tod als eine Genugthuung für alle seine Sünden anzunehmen. Auf dem Gange zur Richtstätte wurde ihnen im Auftrage Alexanders VI. durch dessen Gesandten der vollkommene Ablass für die Stunde des Todes angeboten. Demüthig und dankbar nahmen sie ihn an und starben in der vollkommensten Ergebenheit selbst gegen einen so unwürdigen Papst, wie Alexander VI. es war. Soviel in Kürze über Savonarola's Leben und Ende. Wie ist es denn nun gekommen, daß man diesem Manne einen Platz auf dem Luthermonumente angewiesen? Savonarola ist eine Zeit lang Gegner eines Papstes, eines einzelnen und unwürdigen Papstes, gewesen — ein Unrecht, das er reumüthig gesühnt hat: Luther ist Gegner des Papstthums überhaupt gewesen und als solcher auch gestorben, darin hat man nun eine Aehnlichkeit der Mönche von Florenz und Wittenberg gefunden; und doch liegt der gewaltige Unterschied zwischen den Beiden auch in diesem Punkte auf der Hand. Noch mehr. Dem Mönche von Wittenberg galt das „Papstthum als vom Teufel gestiftet“. Wie dachte der Mönch von Florenz über das Papstthum? Wir wissen es genau. In dem letzten Werke, das Savonarola herausgegeben und zwar zu der Zeit, wo er mit Papst Alexander VI. in Conflict gekommen und von diesem schon excommunicirt war, in dem Werke „Triumph des Kreuzes“ beweist Savonarola die göttliche Stiftung des Papstthums aus der h. Schrift und sagt dann wörtlich: „Daraus ergibt sich, daß die, welche Petri Stelle einnehmen, ihm in ununterbrochener Reihenfolge nachfolgen, damit immer ein Haupt der Kirche sei, welches mit derselben Macht und demselben Ansehen wie Petrus die Stelle Jesu Christi in derselben einnehme. Da nun aber die Bischöfe von Rom diese Nachfolger des hl. Petrus sind, so ist die römische Kirche unbestreitbar die Lehrerin und das Haupt aller anderen Kirchen, und alle Gläubigen müssen mit dem römischen Papste wie die Glieder mit dem Haupte vereinigt sein. Alle, welche sich trennen von der Einheit und Lehre der römischen Kirche, trennen sich folglich auch von Jesus Christus.“ Kann man sich nun einen



größeren Unterschied denken als den, welcher zwischen dem Mönche von Wittenberg und dem Mönche von Florenz bezüglich der Lehre vom Papste obwaltet? Savonarola ist der reinsten Ultramontane und „Infallibilist“ — und diesem wagt man einen Platz auf dem Luthermonumente in Worms anzuweisen? Die Bezeichnung für ein solches Verfahren überlassen wir dem Leser.

## 16.

Aus dem Gesagten erhellt schon zur Genüge, welches schreiendes Unrecht man an Savonarola begangen, indem man ihm einen Platz auf dem Luthermonumente in Worms angewiesen hat. Wir begreifen die edle Entrüstung des belgischen Dominicaner-Proprials Dr. Rouard de Card, womit er gegen diese „unsinnige“ Annexion des durch und durch katholischen Mönches von Florenz protestirt. Er hat seinen Protest durch eine gediegene Druckschrift motivirt und allen Männern von Ehre und Gewissen unterbreitet. Doch was hilft's? Es geht mit dieser Annexion wie mit manchen andern Annexionen: annectirt ist annectirt; „Ehre und Gewissen“ aber ist vielfach ein vager Begriff geworden, unter dem sich der Eine dies, der Andere jenes, Mancher gar nichts denkt. Savonarola sitzt nun einmal in Worms als fragenhaft verzerrte Caricatur zu — Luthers Füßen. Es ist allerdings eine Tendenzcaricatur, aber man kann sich dabei doch auch vorstellen, als ob der arme erkatholische Mönch von Florenz wüthend darüber wäre, daß man ihn im Gewande des hl. Dominicus an einen solchen Platz gesetzt habe. Jeder Katholik, der den annectirten Savonarola auf dem Luthermonumente erblickt, muß mit dem Dichter sprechen: „Es thut mir in der Seele weh — daß ich dich in der Gesellschaft seh'“ — z. B. mit dem doppelweibigen Landgrafen Philipp von Hessen und dem Ausbund gemeinster Viederlichkeit Ulrich von Hutten, die ihr Placement auch am Luthermonument gefunden. Den so sittenreinen Savonarola neben solchen Subjecten — da kann man ihn sich nicht anders als wüthend vorstellen. Doch auch die Gesellschaft Luthers würde er sich entschieden verbitten: der Augustinermönch von Wittenberg



und der Dominicanermönch von Florenz haben eben gar keine nähere Verwandtschaft miteinander. Ja, aber beide sind doch Mönche gewesen? Richtig; aber ganz verschiedene. Luther warf sein Ordenskleid weg — Savonarola trug es bis zu seiner Todesstunde; und als seine Oberen ihm im Angesichte des Todes befahlen, nun das Ordenskleid abzu-  
legen, da that er es mit den Worten: „O hl. Kleid, das ich bis zu dieser Stunde von jeder Makel rein bewahrt habe, lebe wohl! Weil ich mich von dir trennen muß, lebe wohl!“ Wie mag der Mönch von Wittenberg etwa gesprochen haben, als er sein Ordensgewand wegwarf? — Wie eiferte der fromme Mönch von Florenz für den hl. Ordensstand, diese Blüthe katholischen Lebens, wie hielt er auf die hl. Ordensgelübde, mit welchem Beispiele leuchtete er voran! So übte denn auch das Kloster San Marco in Florenz unter der Leitung Savonarola's eine solche Anziehungskraft, daß eine ganze Reihe der edelsten jungen Männer dort das hl. Ordenskleid begehrte. Mit Recht führt der gelehrte Papst Benedict XIV. den namentlich in dieser Beziehung so sehr verdienten „Reformator“ Savonarola in seinem Verzeichnisse der durch ihre Heiligkeit ehrwürdigen Männer auf und sagt von ihm: „Er hat ein heiliges Leben geführt, und der Ruf der Heiligkeit, welcher ihn im Leben umgab, hat ihn nach seinem Tode überlebt.“ Der berühmte Muratori äußert sich wie folgt: „Man kann es nicht in Zweifel ziehen, daß Savonarola die reinsten Sitten und eine ausgezeichnete Frömmigkeit besaß.“ Wie dachte und wirkte Luther gegenüber dem Ordensstande? Was hielt er von den Ordensgelübden? Er forderte Mönche und Nonnen durch Wort und Beispiel auf, die Klöster zu verlassen und die Gelübde zu verachten. Des „Reformators“ Hochzeit mit einer Nonne sagt hier Alles! — Savonarola und Luther waren beide Theologen — aber welch' ein Unterschied! Der erste wählt seinen unsterblichen Ordensgenossen Thomas von Aquin zu seinem Lehrer und Führer, diesen „glänzendsten Bertheidiger des katholischen Glaubens“, wie ihn Papst Paul V. nennt. Der hl. Thomas ist dem Savonarola „il gigante“, der geistige „Riese“ in der hl. Wissenschaft, dem er sich in unwandelbarer Liebe bis zu seinem Tode anschließt, so daß die Meisterhand des unsterblichen Raphael auf der unvergleichlichen Disputa des Vaticans das Bild Savonarolas



in idealer Schönheit mit Recht neben dem Bilde des hl. Thomas von Aquin angebracht hat. In die Gesellschaft gehört Savonarola, nicht aber auf das Luthermonument. „Nihil ad nos Thomas Aquinas“ — „mit Thomas von Aquin habe ich nichts zu schaffen“ — ruft ja der Erzmönch von Wittenberg aus; und er wußte, warum. Hatte doch der hl. Thomas alle Irrlehren Luthers längst im Voraus gründlich widerlegt. — Savonarola und Luther waren beide Katholiken — Savonarola blieb es bis zum Tode, Luther kündigte den Gehorsam und starb in der Opposition gegen die katholische Kirche und ihr Oberhaupt. Ich führte bereits einen Ausspruch Savonarola's an, aus dem seine „ultramontane“ und „infallibilistische“ Denkungsart sich deutlichst ergab. Hier soll zu demselben Zwecke noch ein Ausspruch Savonarola's Platz finden, den er in demselben (zuletzt herausgegebenen) Werke „Triumph des Kreuzes“ gethan. Er sagt: „In Zweifeln ziehen wir die Römische Kirche zu Rathe als das erste von Gott dergestalt geleitete und regierte Princip, daß sie vorzüglich in dem, was zum Glauben des menschlichen Geschlechtes und zu seinem Heile gehört, **nicht irren** kann.“

Damit habe ich genug gesagt, um die unverzeihliche Arroganz, mit der deutsche Protestanten einen Savonarola „annectirt“ haben, darzuthun. Alles Nachweisen hilft indeß hier wie in so vielen andern Stücken nichts. Der protestantische und der liberale „gebildete“ Tourist liest in der „Gartenlaube“ oder in „Ueber Land und Meer“ oder in einem „Reisehandbuch“, Savonarola sei ein Vorläufer des „großen Reformators“ Luther gewesen — und dann weiß er genug und findet es sehr passend und sinnig, daß man dem „Vorläufer“ einen Platz auf dem Luthermonumente angewiesen. Was kümmern sich solche „Gebildete“ um geschichtliche Wahrheit?

17.

Schon oben S. 18 gedachte ich unter Verona des großen Verbannten, des Florentiners Dante, des unsterblichen Dichters der „Göttlichen Komödie.“ In Florenz, seiner Vaterstadt, muß ich seiner etwas näher gedenken. Im Dome



hängt sein auf Holz gemaltes Bildniß, in der Kirche Santa Croce steht das herrliche Dante-Denkmal, ausgeführt von Ricci. „Ueber dem Sarkophag steht der Dichter, eine erhabene herrliche Gestalt aus weißem Marmor mit dem kalten Vorbeer um die kalte Schläfe gewunden, rechts die personificirte Italia, die im steinernen Triumph auf den steinernen Dichter hinzeigt, nachdem sie, die Lebende, ihn, den Lebenden, schmachvoll von Ort zu Ort gejagt, und links die Dichtkunst, die sich, von Trauer und Thränen überwältigt, über den Sarkophag hinwirft.“ (Brunner.) Wegen seiner politischen Stellung am 27. Januar 1302 aus seiner heißgeliebten Vaterstadt Florenz verbannt, mußte der große Dante als Fremdling von da an ganz Italien durchirren. Trotz des traurigen Looses, das ihm seine Vaterstadt bereitet, liebte er dieselbe heiß und innig. Bis an sein Ende beschlich ihn von Zeit zu Zeit ein unsägliches Heimweh, und er tröstete sich mit der Hoffnung, daß ihm noch einmal gestattet sein werde heimzukehren. Wie rührend schön sind seine Worte (Paradies 25, 1 ff.):

Sollt' ich's erleben, daß die heil'ge Dichtkunst ...  
 Die Grausamkeit besiegte, die mich ausschließt  
 Von jener schönen Hürde, drin ein Lämmlein  
 Ich schließ, den Wölfen Feind, die sie bekriegen;  
 Würd' ich mit anderm Ruf, mit anderm Blicke  
 Als Dichter heim dann kehren und am Borne,  
 Wo ich getauft ward, den Kranz erhalten.

Seine schöne Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Als Verbannter sank er zu Ravenna in's Grab, am 14. September 1321. Im Gewande des dritten Ordens des hl. Franciscus und in dessen Kirche wollte er begraben werden. Im Franciscanerfloster Corvo im Kreuzgange stand einst der große Dichter, von den Stürmen der Welt und des Gemüthes gepeinigt, und ein von der Würde seines Aeußern und der Trauer seines Antlitzes betroffener Mönch fragte ihn, was er suche. „Den Frieden“ — antwortete der Dichter. Er fand ihn — wie unzählige Andere — unter dem Obdache des hl. Franciscus, wo er auch seine letzte Ruhestätte suchte und fand. „Ihm schwebte der christliche Gedanke vor, der Richter-spruch Gottes dürfte milder ausfallen, wenn er sich im Kleide der Demuth zu demselben stelle, und der Blickstrahl, der die



Vorbeeren des Dichters nicht schone, werde das Gewand des Armen achten." (Dzanan a. a. O. S. 274. 281)

Wehmüthig klagt Dante in der von ihm verfaßten Grabchrift, wie seine Mutter Florenz so klein an Liebe gewesen, daß er in Ravenna, verbannt von den heimathlichen Gestaden, sein Grab gefunden:

Hic claudor Danthes, patriis extorris ab oris,  
Quem genuit parvi Florentia mater amoris.

So klein war meiner Mutter Lieb'

Daß nur ein fremdes Grab mir blieb!

Nachträglich hat Florenz seine „kleine Liebe“ bereut und sich bemüht, die Leiche des Verbannten zu erhalten. Mit Recht wurde sie von Leo X. verweigert — Dante ruht noch in der Kapelle der Kirche San Francesco in Ravenna — Florenz hat es nicht verdient, die Asche jenes Mannes zu besitzen.

So erkennen oft erst die Enkel, was die Väter verbrochen! Welche Männer hat unser undankbares Deutschland in unsern Tagen in die Verbannung geschickt! Wann wird man zur Einsicht kommen? Dieser Gedanke drängt sich unwillkürlich auf bei der Erinnerung an Dante.

Der große Dante ist so recht der Dichter der katholischen Kirche. Er ist fast ebenso Theologe als Dichter und zwar so vollständig thomistischer Theologe, daß er mit Recht der poetische Thomas von Aquin genannt werden kann. (Vergl. die herrlichen Aufsätze: „Grundidee und Charakter der göttlichen Komödie von Dante Alighieri im Katholik 1876. Januar- und Februar-Heft.)

Und diesen erzkatholischen Dichter haben deutsche Protestanten mit tollkühnem Griffe sich „annectiren“ wollen als „Propheten der Reformation“, wie neuere Italiener von piemontesischer Gesinnung ihn als ihren Vorläufer im Kampfe gegen den Papst hinzustellen gewagt haben. Solch Unterfangen bezeichnet der protestantische Dante-Forscher Witte mit Recht als „brillanten Unsinn“. Wenn Dante auch politischer Gegner einzelner Päpste gewesen, das Papstthum als solches verehrt und feiert er als göttliche Institution:

Denn Rom und Reich, um Wahres zu verkünden,  
Sind nur gestiftet, um den heil'gen Ort  
Und Sitz für Petri Folger zu begründen.



Und die katholische Kirche schildert Dante als Führerin zum Heile, als Trägerin der geoffenbarten Heilswahrheit in tiefsinniger Symbolik unter dem Bilde des Siegeswagen, der durch die Jahrhunderte dahin geht! — ein so herrlicher Wagen, daß

„gegen ihn wär' arm selbst der der Sonne.“

Ausführlicher nachzuweisen, wie durch und durch erzkatholisch Dante ist, dazu ist hier nicht der Ort; unserm Leser werden wir aber gelegentlich noch Stellen aus seiner „göttlichen Komödie“ vorführen, z. B. die erhabene Schilderung der hl. Ordensstifter Dominicus und Franciscus, sowie den unvergleichlich schönen Lobgesang auf die hl. Jungfrau Maria. Kurz, den Dichter Dante als Vorläufer des Protestantismus annectiren zu wollen, das ist nach dem Ausspruche Hurter's noch „lächerlicher“ als jener Versuch, wodurch „Tacitus zum Propheten des — Preußenthums“ erschwagt werden sollte.“ (Vergl. Hurter, Geburt und Wiedergeburt III. S. 304 ff.)

Man sieht aber auch hieraus wieder, es muß „annectirt“ werden, es gehe, wie es wolle. Da wollen wir denn solchen annexionsfüchtigen deutschen Protestanten einen guten Rath geben: — annectirt euch den „Bischof Reinkens“ mit seinem ganzen Gefolge und die „Schweizer“ noch dazu. Da wollen wir „Römische“ gar nicht darein reden — die Leute sind wirkliche Gegner der römisch-katholischen Kirche und des Papstthums. Wir wollen von ihnen schon längst gar nichts wissen. Die nehmt euch also: lieber heute als morgen! Aber Männer wie Savonarola und Dante, die laßt da, wohin sie gehören! —

## 18.

Noch zwei Themata habe ich im Anschluß an Florenz zu erörtern, ehe ich meinen Leser zur weitem Reise einladen kann: das allgemeine Concil von Florenz und die vielverrufene Affaire Galilei. Ich beginne mit dem letzteren Thema. Wiederholt erwähnte ich die Kirche Santa Croce, die gleichsam die „Walhalla“ von Florenz genannt werden kann. Unter



den berühmten Gräbern und Denkmälern dieser Kirche erwähnte ich bereits das des großen Naturforschers Galilei. Er verdient die ihm gewordene Auszeichnung. Der englische Dichter Byron sagt schön:

„Staub liegt in Santa Croce's Heiligthum,  
Der es noch heil'ger macht . . . Seine Ruhstatt nahm  
(Dort) Galilei's sternenheller Gram.“

Gram, viel Gram knüpft sich an Galilei's Namen; aber noch unendlich mehr Lüge und Verleumdung gegen die katholische Kirche. „Jedes Jahr — so meint der italienische Jesuit Franco — „schreiben wenigstens ein halbes Duzend Schriftsteller neue Klagelieder und Tragödien über Galilei. Die Ungläubigen gefallen sich darin, diesen unvergleichlichen Mann in einem unterirdischen Kerker mit Ketten am Halse, an den Händen und Füßen abzumalen, und dann mit Fingern auf ihn zu zeigen und schauernd auszurufen: das ist die Toleranz der Kirche! Und wahrlich, ein solches Gemälde wäre sehr geeignet, ein gefühlvolles Herz zu rühren, besonders wenn es einen Schatten von Wahrheit als Hintergrund hätte. Aber es ist eine pure Einbildung eines Betrogenen, oder eine böshafte Erfindung eines Betrügers.“ Der italienische Jesuit hat Recht: Galilei muß immer erhalten als Beispiel römischer Tyrannei, und unser hochw. Bischof Dr. Konrad Martin hatte wohl Grund, in seinem vortrefflichen — leider so verkannten — Buche: „Einhöfliches Wort an die Protestanten Deutschlands“ (Paderborn bei Schöningh 1864) S. 150 ff. auch die Galilei-Affaire zu behandeln. Ich weise auf das dort Gesagte — und überhaupt auch auf das ganze wahrhaft zeitgemäße Buch — hin, umsomehr weil ich mich hier nur kurz mit der Sache befassen kann. Zugleich mache ich meine Leser, die sich noch näher informiren wollen, auf die schöne Broschüre: „Galileo Galilei von Dr. Rosen“ (Frankfurter Broschürenverein 1865 Nr. 5) aufmerksam, in welcher die Sache eingehender erörtert ist.

Wie steht's denn nun mit Galilei? Kurz so, wie folgt. Galilei, geboren i. J. 1564 als der Sohn eines florentinischen Edelmanns, zeichnete sich schon in früher Jugend durch seine Anlagen für mathematische und naturwissenschaftliche Studien



aus, wirkte dann später als Professor für diese Fächer in Pisa, Padua und Florenz. Mit besonderem Eifer und Interesse vertheidigte er das neue kopernikanische System, daß sich nämlich die Erde um die Sonne bewege und nicht — wie es bis dahin in Uebereinstimmung mit dem Augenscheine angenommen worden — die Sonne um die Erde. Jetzt ist das kopernikanische System längst als wahr erwiesen und jedes Schulkind weiß, daß sich die Sonne um die Erde zu bewegen scheint, weil die Erde sich wirklich in 24 Stunden von Westen nach Osten einmal herumdreht. Zu Galilei's Zeit aber haften dem neuen Systeme von der Bewegung der Erde um die Sonne noch große und ungelöste Schwierigkeiten an, die erst im Laufe der Zeit ihre Aufklärung gefunden. Das neue System erklärte die Erscheinungen am Himmel vortrefflich, aber die Einsprüche, welche vom damaligen Standpunkte der Physik erhoben wurden, schienen das ganze System umzustößen. Auch Galilei konnte diese Schwierigkeiten nicht lösen. (Vergl. Rosen a. a. O. S. 8—11) Dazu kam vor Allem der Umstand, daß die hl. Schrift, die vom Auf- und Untergange der Sonne spricht, dem neuen Systeme zu widersprechen schien. Wir wissen jetzt, wie wir uns das zu erklären haben, daß nämlich die hl. Schrift sich hier der Redeweise des gewöhnlichen Lebens, der Sprache des Augenscheines bedient. Sie verliert dadurch gar nichts an ihrer übernatürlichen Bedeutung, da auch die Redeweise des Augenscheines ihre Berechtigung hat, wie wir denn noch heute, wo wir längst dem kopernikanischen System huldigen, uns dieser Redeweise bedienen und sagen: Die Sonne geht auf, oder die Sonne ist bis zur Mittagshöhe gestiegen u. dgl. Damals aber glaubte man sich am strengen Wortlaute der hl. Schrift auch an diesen Stellen halten zu müssen, weil ja das kopernikanische System nur noch eine Hypothese war. Man hielt sich theologisch noch nicht berechtigt, auf Grund der Hypothese des Kopernikus und Galilei von der buchstäblichen Deutung jener Bibelstellen abzugehen, vielmehr griff man das neue System an, weil es dem Wortlaute jener Stellen widerspräche. Die Gegner des Galilei verklagten ihn zu Rom. Sobald Galilei davon vernommen, eilte er nach Rom, um seine Sache zu vertreten. Er fand dort die achtungsvollste Aufnahme; insbesondere bezeugte ihm



Papst Paul V. seine persönliche Werthschätzung. Nun drang Galilei ungestüm darauf, daß man in Rom das neue System förmlich als richtig bestätige. Die vom Papste ernannten Sachverständigen fällten indeß ihr Urtheil im Sinne seiner Gegner: sie erachteten das neue System als falsch in der Physik und als dem Schriftworte zuwider. Sie wollten um einer noch ungeklärten Theorie willen den wörtlichen Sinn der betreffenden Schriftstellen nicht aufgeben. Diese Entscheidung war indeß nur ein Gutachten der Sachverständigen, kein Endurtheil der römischen Kirche. Das Gutachten ist auch vom Papste nicht besonders bestätigt worden. Gegen Galilei wurde alle mögliche Milde und Rücksicht angewandt; der gelehrte Jesuit Cardinal Bellarmin stand ihm besonders zur Seite, und es wurde ihm nichts weiteres abverlangt, als: er solle nicht mehr von jener Uebereinstimmung zwischen der hl. Schrift und dem neuen Systeme sprechen: eine Forderung, die Galilei, unbeschadet der Sache der Forschung, leicht hätte erfüllen können.

Etwa 15 Jahre lang richtete sich Galilei hiernach. Dann gab er eine neue Schrift heraus, in der er nicht in den ihm gezogenen Schranken blieb. Es erfolgte eine neue Denunciation, die seine Vorladung vor die Inquisition in Rom zur Folge hatte. Galilei gehorchte pünktlich und erschien im Februar 1633 zu Rom. Er stieg im Palaste des toscanischen Gesandten ab. Der Papst Urban VIII. bezeugte dem gelehrten Greise Galilei das größte Wohlwollen. Er gestattete, daß er, ob schon angeklagt, im Hause des Gesandten wohnen bleibe. — Im Gespräche mit dem Gesandten äußerte sich der Papst, Galilei habe unflug gehandelt, daß er seine Meinung mit einer solchen Bestimmtheit ausgesprochen und verfochten habe; hiermit habe er den Befehl übertreten, der ihm i. J. 1616 durch den Cardinal Bellarmin zugegangen sei. Von Keterei oder Abfall vom Glauben sprach der Papst nicht, behandelte vielmehr den Fall nur als ein Vergehen gegen die Kirchendisziplin. Die Inquisition verurtheilte den Galilei zur Abschwörung seiner Ansicht — und der große Gelehrte schwur sie ab. An seinen Eid hat sich die Anekdote geknüpft, die übrigens erst in unserm Jahrhundert erfunden ist, Galilei habe unmittelbar nach der Abschwörung trozig ausgerufen: „e pur si muove — und die Erde bewegt sich



doch!“ Mit dieser Anekdote beschimpft man den Charakter des großen Mannes. Es ist dem Galilei mit seinem Eide Ernst gewesen, und es konnte ihm Ernst sein, weil sein System ja damals noch nicht wissenschaftlich begründet stand. Hart mag ihm der Schwur vorgekommen sein, ich glaube es gern — aber darin, daß er auf seine Ansicht großmüthig verzichtete, zeigt sich die volle Größe des ehrwürdigen Mannes. Ich beklage den Vorfall durchaus. Aber man darf der Inquisition auch die Billigkeit nicht versagen, daß man ihr Verfahren nach der damaligen Sachlage beurtheilt. Uebrigens sind alle die Histörchen von der grausamen Behandlung Galilei's, von seiner Kerkerhaft, von der Folter zc. aus Tendenz erfunden. Man wollte die Sache recht pikant machen, und da mußte die Lüge helfen.

Daß man die Sache gegen die katholische Kirche als solche auszubeuten bemüht gewesen ist und noch ist, kann nicht befremden. Und doch hat die Kirche als solche nichts damit zu schaffen. Das Urtheil über Galilei hat kein Papst förmlich bestätigt, vielmehr ist es später faktisch zurückgenommen worden. Für protestantische Eiferer gegen Rom habe ich aber noch ein besonderes Abkühlungsmittel. Wie hat der „Reformator“ Luther denn über das kopernikanische System geurtheilt?

## 19.

Würde ich an gewisse Protestanten die Frage richten, wie sich wohl Luther zu dem von seinem großen Zeitgenossen Kopernikus entdeckten neuen wissenschaftlichen Systeme gestellt habe, so würde man in der Frage vielleicht schon einen ehrenrührigen Angriff auf Luther, den „bekannten“ Vertreter der damaligen „Wissenschaft“ und „freien Forschung“, erblicken, jedenfalls aber solche Frage für höchst überflüssig erachten, sintemalen es sich doch „ganz von selbst“ verstehe, daß Luther diese „wissenschaftliche Entdeckung“ mit lauter Freude begrüßt habe. Und dann würden Lobsprüche auf die Reformatoren und die Reformation hinzugefügt werden, wodurch es „Licht“ geworden gegenüber der gräulichen „papistischen Finsterniß.“ „Man liebt es ja“, so äußern sich die



histor.-pol. Bl. 1869 S. 495 — „protestantischerseits alle großen Gelehrten des Reformationszeitalters für sich zu reklamiren, und fast muß man sich wundern, daß Kopernikus einem Plaze auf dem Lutherdenkmal in Worms entronnen ist.“ Wie hat sich denn nun aber Luther in Wirklichkeit dem kopernikanischen System gegenüber gestellt? Luthers „Tischreden“ geben Antwort; in denselben heißt es über Kopernikus und seine Entdeckung: „Es ward gedacht eines neuen Astrologi, der wollte beweisen, daß die Erde bewegt würde und umginge, nicht der Himmel und das Firmament, Sonn und Mond, gleich als wenn einer auf einem Wagen oder in einem Schiff sitzt und bewegt wird, meint, er säße still und ruhete, das Erdreich aber und die Bäume gingen und bewegten sich. Aber es gehet jetzt also: wer da will klug sein, der soll ihm (sich) nichts lassen gefallen, was Andere machen, er muß ihm etwas eigenes machen, das muß das allerbeste sein, wie er's machet. Der Narr (Kopernikus) will die ganze Kunst Astronomiam umkehren. Aber, wie die hl. Schrift anzeigt, so hieß Josua die Sonne stillstehen und nicht das Erdreich.“ Ich habe hier wörtlich genau den Passus über Kopernikus ausgehoben und nur die Orthographie der jezigenangepaßt. Ich habe vor Jahren die „Tischreden“ Luthers käuflich erworben (Zenaer Ausgabe von 1591) und vorstehenden Passus auf Blatt 467 längst blau angestrichen, um ihn gelegentlich zu verwerthen. Man sieht aus dem Citate, daß Kopernikus allerdings mit demselben Rechte einen Plaz auf dem Luthermonumente verdient hätte, wie Savonarola. Aehnlich wie Luther urtheilte Melanchthon über das kopernikanische System. Seine Aeußerung lautet in wörtlicher Uebersetzung: „Unsere Augen sind Zeugen, daß sich der Himmel in 24 Stunden herumdreht. Aber da haben nun Einige aus Liebe zu Neuerung oder um mit ihrem Geiste zu prunken die Ansicht verfochten, daß die Erde sich bewege und nicht die Sonne. Wiewohl nun aber scharfsinnige Meister Vieles aufsuchen, um die Geister zu üben, so ist es doch nicht ehrenvoll, vielmehr factisch schädlich, augenscheinlich absurde Meinungen zu behaupten. Ein guter Geist hat die von Gott gezeigte Wahrheit ehrerbietig hinzunehmen und damit sich zufrieden zu stellen.“ Beide Reformatoren erklärten somit das kopernikanische



System für schriftwidrig. Die Wirkung davon hatte noch der weltberühmte Astronom Johannes Kepler zu verspüren, über welchen Schleiden in seinen „Studien“ (Leipzig 1855) mit Grund bemerkt: „Das Wenige, was Kepler in seinem Leben erlangt hat, verdankt er eigentlich den Jesuiten; sein Unglück begründeten seine Glaubensgenossen, die protestantischen Theologen in Tübingen, die zwar Verehrer der Astrologie, doch ausgesprochener Maßen Kepler besonders deshalb haßten, weil er seinem Glauben an das kopernikanische System nicht entsagen mochte.“

Was sollen diese Citate? Nichts anders, als nachweisen, wie übel angebracht es ist, wenn Protestanten aus dem Verfahren gegen Galilei Anlaß nehmen, über „katholische Dummheit“ und „Intoleranz“ ihre Bemerkungen zu machen. Die paar Inquisitoren, welche Galilei wegen des kopernikanischen Systems verurtheilt, haben der katholischen Kirche gegenüber gar nicht den Rang, den Luther und Melanchthon im Protestantismus einnehmen. Die Päpste haben ihre Lehrautorität gegenüber dem kopernikanischen System gar nicht zur Anwendung gebracht — Gott hat sie davor bewahrt — vielmehr ließ schon Papst Clemens VII. sich i. J. 1533 das System des Kopernikus mit edler Wißbegierde auseinanderlegen, und sein Nachfolger Paul III. nahm die Widmung des berühmten Werkes des Kopernikus gern entgegen. Zudem wolle man doch ja nicht vergessen, daß dieser berühmte Kopernikus ein Frauenburger Domherr gewesen, ein treufürchlicher römisch-katholischer Domherr, ein entschiedener Gegner der Reformation, der seinen gelehrten Freund Tiedemann bewog, eine Widerlegungsschrift gegen Luthers Irrlehren herauszugeben. Treu der römisch-katholischen Kirche ging der unsterbliche Kopernikus am 24. Mai 1543 zu Demjenigen hinüber, an den er so oft die kindlich fromme und rührende Bitte gerichtet hatte, die er auch am Fuße seines — in der St. Johanneskirche in Thorn aufbewahrten — Bildes anbringen ließ — die schöne Bitte des gelehrten Aeneas Sylvius, des nachmaligen Papstes Pius II.:

Non parem Paulo veniam requiro,  
 Gratiam Petri neque posco, sed quam  
 In crucis ligno dederis latroni,  
 Sedulus oro.



„Nicht die Huld, die Paulus einst verziehen,  
Nicht die Gunst, die Petrus du verliehen:  
Schenke mir nur wie am Kreuz dem armen  
Schächer Erbarmen!“

Gleich katholische, kirchlich treue Gesinnung beseelte den großen Forscher Galilei. Rastlos forschte er nach Erledigung seiner Affaire mit der Inquisition weiter. Bis zu seinem Tode dictirte er seinen Freunden noch immerfort neue Gedanken über naturwissenschaftliche Fragen aller Art. Seine vielen Arbeiten und namentlich seine mit schärfster Anstrengung der Augen unablässig angestellten astronomischen Beobachtungen brachten ihm im hohen Alter Augenleiden und zuletzt vollständige Erblindung. Am 8. Januar 1642 starb er nach frommer Vorbereitung in echt katholischer Gesinnung auf der Villa Martellini bei Florenz — von dieser Erde abgerufen durch den, dessen Herrlichkeit die Himmel erzählen und das Firmament mit seinen unzähligen Sternen. Voll Ehrfurcht erfüllt steht der katholische Wanderer an seiner Ruhestätte in der Kirche Santa Croce — leider gestört durch die Erinnerung an alle die Lügen und Verleumdungen, die der Haß gegen die Kirche an den berühmten Namen Galilei geknüpft hat. —

20.

Noch eine höchst wichtige Reminiscenz knüpft sich an Florenz, die wir nicht übergehen dürfen. Wir meinen das i. J. 1439 im Dome daselbst abgehaltene hochheilige allgemeine Concil. Eine Inschrift im Dome ruft dem Beschauer dieses große Ereigniß in's Gedächtniß. Was ein hl. ökumenisches (allgemeines) Concil zu bedeuten hat, wissen unsere Leser und haben wir früher (unter Trient) schon hervorgehoben. Die Lehrentscheidungen eines allgemeinen Concils werden durch den hl. Geist vor Irrthum bewahrt — das weiß jeder Katholik aus seinem Schulkatechismus, das glaubt jeder Katholik, und wer eine Lehrentscheidung eines allgemeinen Concils, ein Dogma, verwürfe, hörte in demselben Augenblicke auf, Katholik zu sein; er würde dadurch sofort Protestant, weil er gegen die lehrende Kirche protestirte.

Auf dem allgemeinen Concile von Florenz handelte es sich um die Wiedervereinigung der Griechen und Orientalen



mit der römisch-katholischen Mutterkirche. Zu dem Zwecke hatte auch die griechische Kirche Erzbischöfe und Bischöfe herübergesandt zum allgemeinen Concil. Als Hauptdifferenzpunkte kamen in Betracht die Lehre vom Primat des Papstes und die Lehre vom Ausgange des hl. Geistes.

Bezüglich des Primates des Papstes wurde mit Einverständnis der Griechen entschieden: „daß der hl. apostolische Stuhl und der Römische Papst den Primat über den ganzen Erdkreis besitzt, und daß der Römische Papst der Nachfolger des Apostelfürsten Petrus ist und der wahre Stellvertreter Christi, und das Haupt der ganzen Kirche und der Vater und Lehrer aller Christen; und daß ihm im hl. Petrus die volle Gewalt, die allgemeine Kirche zu weiden, zu leiten und zu regieren, von Christus unserm Herrn ist übergeben worden; wie es auch in den Verhandlungen der allgemeinen Concilien und in den hl. Satzungen enthalten ist.“

So lautet in genauer Uebersetzung die unfehlbare Entscheidung des hl. allgemeinen Concils von Florenz. Lies die Worte recht aufmerksam, katholischer Leser, sie verdienen es. Sie enthalten die katholische Lehre über den Papst; keine neue Lehre, sondern die alte, immer in der Kirche geglaubte Lehre in neuer Entscheidung, in deutlicherer Erklärung. Es ist die Lehre früherer Concilien unter dem Beistande des hl. Geistes weiter entwickelt, in der Weise, daß das Wesen der Lehre dasselbe bleibt, aber mit Rücksicht auf die vorliegenden Verhältnisse und Bedürfnisse sich näher entfaltet. Aehnlich wie das in den Acker gesäete triebkräftige Samenkorn unter Einwirkung der Sonnenwärme und der Erdsfeuchtigkeit sich entwickelt und aufsproßt und emporwächst, ohne indeß je sein Wesen zu ändern — so entwickelt sich auch der in den Acker der Kirche ausgestreute Samen des göttlichen Wortes, der Glaubensinhalt der göttlichen Lehre durch die übernatürliche Einwirkung der Lichtwärme des hl. Geistes und die geistige Thätigkeit der Kirche, speciell des kirchlichen Lehramtes und entfaltet sich immer mehr, ohne indeß je sein Wesen zu ändern. Auch in dieser Hinsicht gilt das schöne Gleichniß vom Senfkörnlein. Das Gesagte will nun auch bei der dogmatischen Lehre vom Papstthum beachtet sein. Das Samenkorn dieser Lehre sind die bekannten Aussprüche Jesu an Petrus: „Du bist der Fels“ — „Ich habe für dich



gebetet" — „Weide meine Lämmer!“ Darin ist im Wesen Alles enthalten, und daraus hat sich im Laufe der Zeit die ganze dogmatische Lehre vom Papstthume unter dem Einflusse des hl. Geistes organisch weiter entwickelt und ausgestaltet. Eine solche naturgemäße Entwicklung haben wir vor uns in der angeführten Lehrentscheidung des hl. allgemeinen Concils von Florenz, die sich ihrerseits auf frühere Lehrentscheidungen, z. B. die des allgemeinen Concils von Lyon (i. J. 1274) stützt. Die Lehre des allgemeinen Concils von Florenz ist nun weiter entwickelt und zum normalen Abschluß gebracht auf dem hl. allgemeinen Vaticanischen Concil vom Jahre 1870. Dieser normale Abschluß ist übrigens kein Sprung, sondern eine einfache weitere Entwicklung, die sich wie ganz von selbst ergab. Das Florentinische Concil sagt: „Der Papst ist der Vater und Lehrer aller Christen.“ Könnte er das sein — so fragt jeder denkende Katholik — wenn er statt der Wahrheit Kezerei lehren könnte? Gewiß nicht; und so erklärt denn das hl. Vaticanische Concil den Ausdruck „Lehrer aller Christen“ näher dahin: „Wenn der Papst in Ausübung seines Amtes als Lehrer aller Christen kraft seiner höchsten apostolischen Gewalt eine von der gesamten Kirche festzuhaltende den Glauben oder die Sitten betreffende Lehre entscheidet, so bewahrt ihn der göttliche, ihm im hl. Petrus verheißene Beistand vor Irrthum“ — mit andern Worten: der „Lehrer aller Christen“ ist auch ein zuverlässiger Lehrer, dem man durchaus folgen kann. Nun frage ich doch jeden Katholiken, der denken kann, was man zu dem Geschrei der sogen. „Altkatholiken“ über die Entscheidung des hl. Vaticanischen Concils sagen soll? Solchen Schreibern fehlt einfach alles katholische Verständnis!

Wer nur aufmerksam die vom Florentiner Concil getroffene Lehrentscheidung über den Primat des Papstes liest, der sieht sofort, daß das Vaticanische Concil diese Entscheidung bloß zum consequenten Abschluß weiter fortentwickelt hat: eine Thätigkeit, der sich die lehrende Kirche immer unterziehen muß. Der Apostat Döllinger bemerkte i. J. 1863, als er noch katholisch war, hierüber treffend: „Die Kirche



hat nicht bloß das Ueberlieferte zu bewahren, sondern es gehört auch die Funktion dazu, welche die Kirche bei der Fortentwicklung des Glaubens auszuüben hat. In den meisten Fällen handelte es sich nicht bloß darum, das Depositum der Lehre zu bewahren, sondern auch die Entwicklung des Glaubens zu überwachen, nie einen absoluten Stillstand herbeizuführen, welcher nicht möglich ist; und wenn er künstlich und gewaltsam erstrebt würde, so würde er zum geistigen Absterben der Kirche führen... Wer dieses Gesetz (der organischen Entwicklung) nicht anerkennt, der ist unfähig, in Sachen der Kirche sich ein Urtheil zu bilden." (Period. Blätter von Dr. Scheeben 1874 S. 566.) Döllinger bewies mit diesen Worten die Rechtmäßigkeit des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß Mariä; sie haben aber eine allgemeine Bedeutung und gelten speciell für das Dogma der lehramtlichen Unfehlbarkeit des Papstes, welches Dogma — wir betonen es wiederholt — lediglich die unter dem Beistande des hl. Geistes vollzogene organische Entwicklung der Florentinischen Lehrentscheidung ist. An der consequenten Entwicklung der Vaticanischen Lehrentscheidung aus der Florentinischen konnten auch die sogen. „Altkatholiken“ nicht vorbei, und deshalb verwarfen die „altkatholischen“ Wortführer kurzer Hand das Florentinische allgemeine Concil, wobei Döllinger noch das Malheur hatte, daß ihm ein protestantischer Gelehrter, Theodor Frommann, einen colossalen „wissenschaftlichen“ Fehler nachwies. Aber probat ist so ein radicales Mittel: man schneidet den Ast mit der Säge ab, dann ist man der Blüthen und der Frucht dieses Astes auch ledig. Bald nachher fand man noch ein besseres Mittel: — die „deutsche Wissenschaft“ ist erfindungsreich — man sägte den Baum des Papstthums überhaupt ab, und da genirten auch die Nester nicht mehr. Es geht doch nichts über solche „Gründlichkeit!“ Und da der Anfang, der ja immer schwerer ist, gemacht war, so hatte man mit dem weiteren „Aufräumen“ schon leichtere Arbeit: die famosen „altkatholischen“ Gelehrten verwarfen nach Belieben Dogma um Dogma, Concil um Concil — und nun war man erst recht „frei“. Man nennt das „freie Forschung“. So ist man denn im „altkatholischen“ Lager dahin gekommen, daß man kein festes Glaubensbekenntniß aufzuweisen hat; man wagt es nicht, eins aufzustellen.



Ich habe mich speciell für die „altkatholische“ Entwicklung, wollte sagen Auflösungs-geschichte, interessirt und den „Concils-franken“ als „römischer Doctor“ ab und zu den Puls besühlt. Wer sich für meine Bülletins über das Befinden und über die Symptome der nahen „Auflösung“ interessirt, kann es in meiner Schrift über die „altkatholischen Wortführer“ oder „Concilsfranke“ nachlesen. Hier kann ich mich dabei nicht länger aufhalten.

Auf dem allgemeinen Concil von Florenz handelte es sich, wie schon bemerkt, um die Wiedervereinigung der getrennten griechischen Kirche mit der römischen Mutterkirche. Außer der Lehre vom Primat kam hierbei die Lehre vom Ausgange des hl. Geistes vorzugsweise in Betracht. Nachdem aus der Schrift und den Kirchenvätern des Morgen- und Abendlandes nachgewiesen worden, daß der hl. Geist vom Vater und vom Sohne ausgeht — wie es die römische Kirche lehrt — wurde auch in diesem Punkte die Vereinigung bewirkt, und so vollzog sich denn am 6. Juli 1439 das Unionsdecret mit dem Jubelrufe an der Spitze: „Frohlocket ihr Himmel! jauchze Erde! denn niedergeworfen ist die Scheidewand, welche die abend- und morgenländische Kirche trennte; Friede und Eintracht sind wiedergekehrt!“ Leider hatte der Friede nicht langen Bestand — der alte Hader, durch politische Ereignisse noch mehr gefördert, riß nach und nach wieder ein, und trennte wieder, was das hl. Concil vereinigt hatte. Noch jetzt dauert dieser Hader und diese Trennung fort. Hoffentlich aber wird Gott in seiner Erbarmung den Tag beschleunigen, wo die getrennten Christen des Morgenlandes sich wieder mit Rom vereinigen wie auf dem allgemeinen Concile von Florenz. Millionen Gebete sind in dieser Meinung im Jubeljahre 1875 verrichtet worden. Der excommunicirte Döllinger hat nun seinen eigenen Plan gefaßt: er will „Alt-katholiken“ und Protestanten und Morgenländer zu einer Religionsgenossenschaft auf dem Wege „wissenschaftlicher“ Conferenzen vereinigen. Zweimal ist schon in Bonn „Unionsconferenz“ gewesen, die aber einfach nichts geeinigt hat. Döllinger und Consorten werden auch nichts einigen; sie haben auch gar keine kirchliche Sendung; sie repräsentiren nichts als ihre außerhalb der Kirche stehende Person. Alter schützt vor



Thorheit nicht: dafür liefert Döllinger einen neuen Beweis. Das ist Alles.

In einem Punkte war übrigens der alte Döllinger doch einig mit den Schismatikern und den Alt- und Neuprotestanten: — in dem „Kampfe gegen Rom.“ Die Verblendeten! Soll eine wirkliche Vereinigung im Glauben sich anbahnen, so geht der Weg nothwendig über Rom, denn auf den Felsen Petri hat nun einmal Christus seine Kirche gegründet — und seitdem gilt das Wort des hl. Ambrosius: Ubi Petrus, ibi — ecclesia: wo Petrus ist, da ist die Kirche.

Damit nehme ich Abschied von Florenz. Wir reisen jetzt nach — Assisi!

## 21.

Ich freue mich, daß ich endlich mit den Erinnerungen an Florenz abbrechen und nun die Reise nach dem lieblichen Assisi antreten kann. Wie hat es mich seit Jahren nach Assisi, der Heimath des hl. Franziscus und seiner Orden, gezogen, und wie viele Leser würden sich glücklich schätzen, wenn sie demselben Zuge ihres katholischen Herzens in der Weise nachkommen könnten, wie es uns durch Gottes Gnade möglich gewesen ist. „Weißt du, wo es mir außer in Rom in ganz Italien am Besten gefallen hat?“ — fragte einst der nunmehrige hochw. Erzbischof Paulus von Köln einen Studienfreund, und fügte dann gleich die Antwort hinzu: „In Assisi.“ Ich persönlich würde nun allerdings, wenn ich dieselbe Frage stellte, antworten: „In Loreto“, aber dann käme gleich auch Assisi. Der Leser wird es begreifen, wenn er meine Mittheilungen über Assisi geneigt verfolgen will. Ich referire jetzt wieder nach meinem Tagebuche, worin Assisi manche Seite füllt.

Morgens gegen 9 Uhr standen wir am Schalter des Bahnhofes Florenz und ließen unser Rundreisebillet nach Assisi stempeln. Für diejenigen Leser, welche dieselbe Reise zu machen gedenken, sei bemerkt, daß Assisi auf dem italienischen Fahrplan keine Hauptstation ist; man kann also von Florenz aus keinen Schnellzug benutzen, da dieser an der Station Assisi nicht hält. P. Ignatius in Padua hatte uns diesen



nützlichen Wink gegeben. Also hemme deines Herzens Sehnen, heißt es hier: was für dich Hauptstation ist, da ist für gewöhnliche „Touristen“ nichts los. Favorisca, signore, di bollare i nostri biglietti circolari per Assisi — Stempeln Sie gefälligst unsere Rundreisebilletts nach Assisi — sprachen wir am Schalter, und der Billeteur wußte, daß er zwei Ultramontane vor sich habe, weshalb er vielleicht besonders freundlich gegen uns war. Bald führte uns der Zug langsam fort gen Assisi. Wir gewannen so Zeit, unser Brevier in aller Ruhe zu beten, uns im Geiste mit den Rückerinnerungen an Florenz zu beschäftigen und der wechselnden Scenerie der Landschaft unsere Aufmerksamkeit zu schenken. So führte uns der Weg durch das an malerischen Reizen überreiche Chiana-Thal, in geringer Entfernung von dem berühmten Kloster Vallombrosa, wo einst (um 1038) in einsamem, rings beschattetem Thale der hl. Johannes Gualbertus aus Florenz seinen Orden stiftete; dann weiter über Arezzo, berühmt in der Geschichte der Wissenschaft und Kunst. Stammen ja von hier Mäcenaz, Petrarca und Guido, der Erfinder der Noten. Vor Allem interessirte uns der denkwürdige Lacus Trasimenus, jetzt Lago di Perugia genannt, an dem wir eine lange Strecke dicht vorbei fuhren, „genau 12 Uhr“ — habe ich im Tagebuche bemerkt. Er ist c. 2 □-Meilen groß, der größte See Italiens, von düstermalerischem Charakter. Berge mit Olivenhainen bedeckt umgeben ihn ringsum, so daß sein ruhiger Spiegel selten im Sturme Wellen schlägt. Ich nenne den See denkwürdig, weil an ihm einst jene große Menschen-  
schlächtere i. J. 217 v. Chr. — im zweiten punischen Kriege — stattgefunden hat. Hannibal lockte das gegen ihn heranrückende römische Heer durch verstellte Flucht in das von Bergen umschlossene Thal am Lacus Trasimenus, und 15,000 Römer wurden erschlagen, 6000 gefangen. Der Anführer des römischen Heeres, der Consul Flaminius, stürzte sich aus Verzweiflung in sein Schwert. Das Blutbad war so entseßlich, daß noch jetzt die Ebene davon das „Blutfeld“ heißt. Das ist die große Mordgeschichte, die sich allhier zugetragen hat. Das wäre ein klassischer Boden für jenen Engländer, mit dem ich im verflossenen Sommer von Paderborn nach Altenbeken in Einem Coupé fuhr. „Paderborn?“ — sagte er für sich hin, und als ich in meiner gewohnten Gutmüthig-



keit dem Gentleman kurz Einiges über die klassische Bischofsstadt und ihre Beziehung zu Karl dem Großen und Papst Leo III. erzählte, sagte er mir, er interessire sich hauptsächlich für „Battle-fields“ — für Schlachtfelder — und sei auf der Reise von London nach Runersdorf, um das dortige „battle-field“ zu sehen, und ob es noch far from here — weit von hier — sei. (Runersdorf, wo Friedrich II. am 22. August 1759 von den Russen und Oesterreichern geschlagen wurde, liegt bekanntlich bei Frankfurt an der Oder!) Dieser interessante Engländer würde mir am „battle-field“ des Trastimen wahrscheinlich eingefallen sein, hätte mich nicht gerade ein „geistreicher“ italienischer Commis voyageur, der sich uns zugesellt hatte, völlig in Anspruch genommen. Er nannte sich fabbricatore di tabacchi, „machte“ also, wie der deutsche Commis-Ausdruck heißt, „in Tabak.“ Für Commis habe ich mich schon lange interessirt, weil sie in der Regel „in Bildung machen“ und „in Religion.“ Wie geistreich war z. B. jene Bemerkung, die ein solcher Commis auf dem Wege durch die Lippe'schen Waldungen bei den Externsteinen (oder anderswo) fallen ließ: — „Die Natur macht hier stark in Bäumen!“ und jene andere, als ein Gewitter am Himmel lagerte: „Dort oben hat sich ein Gewitter etablirt!“ Am Interessantesten aber sind „liberale“ Commis, die „in Religion machen“, wie sich deren anno 1870 so viele herausstellten, die in den altkatholischen Verlustlisten glänzten. Ein solcher liberaler Commis war nun mein Italiener. Als er hörte, daß wir nach Assisi reisten, fand er das schon befremdend, und bei dem Worte „Loreto“ machte er die geistreiche Bemerkung: Jo non credo — ich glaube nicht daran.

## 22.

Jo non credo — ich glaube nicht daran — war also die kurze Antwort unseren liberalen italienischen Commis, als die Rede auf das hl. Haus von Loreto kam. „Aber haben Sie denn irgend ein Werk über diesen Gegenstand gelesen pro oder contra?“ — „Das habe ich nicht; ma — io non credo.“ Ein echtes Exemplar „liberaler“ Gründlichkeit dachte ich — just wie anderswo. Das Urtheil ist gefällt,



ohne daß man sich die Mühe gegeben, den Gegenstand zu prüfen. Uns kommt hierbei die interessante Anekdote in die Erinnerung, die der Bischof R ä ß von Straßburg erzählt — in Görres, Gesammelte Briefe 3 Bd. S. 146 — und wir hier auch unsern Lesern erzählen wollen. Der französische Missionar Desmares traf auf seiner Reise von Paris nach Straßburg im Postwagen mit einer Dame zusammen, die ihn fragte, wo er hinreise. Auf seine Erwiderung, er gehe von Paris nach Straßburg, um daselbst zu predigen, bemerkte ihm die Dame, sie sei eine Ungläubige, une incrédule. Da fragte sie Herr Desmares: „Haben Sie Fenelon gelesen?“ Antwort: „Nein, Herr!“ Aber Bossuet? Nein, Herr! — Aber Bergier? Nein, Herr! — Aber die Lettres de quelques Juifs? Nein Herr! u. s. w. „Da sind Sie, Madame, sprach der Missionär weiter, keine Ungläubige, sondern eine Unwissende. En ce cas, Madame, vous n'êtes pas une incrédule, mais une ignorante.“ Diese Anekdote ist mir oft eingefallen, wenn ich gewisse Liberale über religiöse Dinge wegwerfend sprechen hörte. Da der italienische Commis auch zu dieser Sorte von Ignoranten gehörte, lenkte ich die Unterredung auf ein anderes Gebiet; wir sprachen vom Wetter, von Krieg und Frieden und auch etwas von Kirchenpolitik. Als ich da nun erwähnte, wie unser deutsches Volk an seinen Priestern hange, machte der Commis mit einer Miene, die geistreich sein sollte, die interessante Bemerkung: „Ach, das ist natürlich, die katholischen Priester in Preußen gehen auch mit der Regierung, deshalb liebt sie das Volk.“ Auf diese über die Maßen geistreiche Bemerkung hatte ich keine Antwort, als die Frage: Was kostet das Tausend von Ihren Cigarren? Ich weiß nicht mehr, was er erwiderte, ist auch gleichgültig, denn die Cigarren waren wahre Vorposten-Cigarren, ebenso gründlich schlecht, wie die religiöse und andere Wissenschaft des gebildeten liberalen Commis. Mittlerweile waren wir an Perugia vorbeigefahren, einer der ansehnlichsten Städte Italiens, die von einem bergartigen Hügel herabschaut in die anmuthige mit Delppflanzungen gefüllte Ebene. Endlich gegen 3 Uhr erscholl der ersehnte Ruf: „Assisi!“ Wir waren schnell aus dem Wagen gestiegen — und sahen nun links vom Bahnhofe ab die große Basilika Portiuncula in geringer Entfernung vor uns liegen. Dann wandten wir



unsern Blick nach dem Bergeshange rechts, und vor uns, an diesem Bergeshange, lag die Stadt des hl. Franciscus. Der Anblick Assisi's ist ein überaus malerischer. Dazu kommt die innere Rührung des katholischen Pilgers beim Anblicke der Heimath des hl. Vaters Franciscus, und in dieser Stimmung versteht man so recht die Worte des großen Dichters Dante, mit denen er Assisi's gedenkt:

„Von jenem Hang dort ging der Welt auf eine Sonne.  
Darum, wer jenes Ortes will erwähnen,  
Der sag' *Assisi* nicht, zu wenig sagt' er,  
Rein *Orient*, wenn er genau will sprechen“

*Assisi*, die populäre Aussprache für Assisi, heißt soviel wie „*Hinaufgang*“ (von *ascendere*), *Orient* heißt soviel wie *Aufgang*, *Sonnenaufgang*. Zum besseren Verständniß der beiden letzten Verse könnten wir im Deutschen also sagen: wer Assisi's würdig erwähnen will, der nenne es nicht „*Hinaufgang*“, sondern *Aufgang*, weil von hier aus in Franciscus der Welt eine neue Sonne aufgegangen.

Unsere Reisekoffer in der Hand wollten wir zu Fuß nach Assisi hinaufsteigen; ein redseliger Führer setzte uns indeß gründlich auseinander, daß wir weit besser daran thäten, wenn wir uns seines Wagens bedienten; denn erstens sei es gar zu heiß — *fa si caldo, signori, fa si caldo*: es ist so heiß, so heiß, wiederholte er in theilnehmendem Tone mit bedeutsamem Gestus — und zweitens sei der Bergeshang viel höher, als er scheine, und drittens habe er *prezzi modicissimi*, äußerst billige Preise. — Wir fragten, ob er denn auch das Kloster der *cappuccine tedesche* — der deutschen Capucinessen — wisse, wohin wir zunächst wollten, was er dreimal lebhaft bejahte: *sì, signori, sì, sì — sono le Bávare, sì ja, ja*, das sind die Bäterischen Nonnen. So trauten wir uns denn seinem Fuhrwerke und seiner Führung an, und langsam ging es zum Hügel hinauf. In Assisi grüßten wir im Vorbeigehen die große Basilika des hl. Franciscus, jene berühmte Kirche, die sich über dem Grabe des Heiligen erhebt. Sie hat für den deutschen Pilger doppeltes Interesse, da ein Deutscher sie gebaut hat und zwar im Stile seiner Heimath, im gothischen. Der deutsche Name des Baumeisters ist verschollen, die Italiener nennen ihn *Jacopo di Lapo*.



Dies Wenige bemerken wir im Vorbeigehen; wir werden unsere Leser noch eigens zu dieser Kirche und dem Grabe des hl. Vaters Franciscus führen. Wir eilen zunächst zu unsern deutschen Landsmänninnen, den armen Capucineffen. Wie wir doch so weit in Assisi hineinmüssen, bis wir sie finden! Endlich haben wir das arme, arme Klösterchen gefunden. Wir bezahlen unsern Führer und treten in das Klösterchen, d. h. in den Hausflur; denn weiter zu kommen, macht die strenge Clausur unmöglich. Wir schellen an, und bald öffnet sich ein kleines Stück des dichten Vorhanges hinter dem eisernen Gitter. „Gelobt sei Jesus Christus!“ — grüßen wir, und „In Ewigkeit!“ erwidert eine deutsche sanfte Stimme.

23.

„Ehrwürdige Schwester“ — so begann unsere Unterredung am Klostergitter der deutschen Capucineffen in Assisi — „wir sind zwei Priester aus Deutschland; könnten wir nicht die Frau Oberin Ihres Klosters kurz sprechen?“ — „Die Mutter Vicaria wird gleich erscheinen“, — erwiderte die Schwester, — „es wird ihr angenehm sein, zwei Landsleute zu sehen.“ Bald erschien denn die Mutter Vicaria am Gitter der Clausur, eine schon bejahrte ehrwürdige Capucineffe. Während sie sich durch ihren Dialekt sofort als Baierin verrieth, erkannte sie uns sogleich an der Sprache als Norddeutsche. „Sie sind gewiß aus Preußen, Hochwürden“, sprach sie: „hat Sie etwa der Culturkampf aus der Heimath verjagt?“ Wir bejahten das Erste und verneinten das Zweite. Wir erzählten, daß wir aus Paderborn seien, und was der Culturkampf in Stadt und Diöcese „geleistet“ habe, und wie jüngst noch die lieben Franciscaner-Patres uns hätten verlassen müssen, was das für ein Herzeleid gewesen und noch sei. Besonders interessirte sich die Mutter Vicaria für das Schicksal der preußischen Klosterfrauen. „Ach, sagte sie, meine lieben preußischen Schwestern; wer hätte das glauben sollen. Wie ist man doch dazu gekommen“... Wir antworteten, die Aufhebung der Klöster sei eine ganz einfache Consequenz des „Culturkampfes“ u. s. w. „Wir beten Tag und Nacht“ — fuhr die Mutter Vicaria fort — „daß der Culturkampf



zum Besten der hl. Kirche gereiche.“ Wir konnten ihr mittheilen, daß man die Früchte desselben schon deutlich sehe, daß der Culturfampf katholisches Leben in dem Maße wecke, als er das Volk in Mitleidenschaft ziehe, und daß er mit einem großartigen Triumphe der Kirche enden werde. Mutter Vicaria drückte ihre Freude aus über unsere Mittheilungen; sie habe seit längerer Zeit keine deutschen Pilger mehr gesehen, und sei es ihr recht angenehm, mal wieder Landsleute zu sehen. „Eine besondere Freude aber — fügte sie bei — wird es unserer lieben kleinen Schwester Chiarella machen, ganz specielle Landsleute aus der Diöcese Paderborn zu sehen; sie ist auch dorthier, aus Nietberg.“ Wir hatten noch nichts davon gewußt, daß eine Nietbergerin in Assisi Capucinesse sei, und drückten der Mutter Vicaria unsere angenehme Ueberraschung aus. „Sie ist hier die einzige Nonne aus Preußen“, fuhr Mutter Vicaria fort, „oder vielmehr Nönnchen, denn sie ist nicht größer als ungefähr ein siebenjähriges Kind, obschon sie jetzt schon bald 50 Jahre zählt. Sie ist übrigens nicht verwachsen, sondern einfach nicht gewachsen. Cosa straordinaria! — außerordentliches Ding! — sagte der hl. Vater Pius IX. i. J. 1857, als er unsere liebe Schwester „Clärchen“ hier in Assisi sah. Wir haben ihr nämlich den Namen „Chiarella“ (Clärchen) als Ordensnamen gegeben, ihr Familienname ist Grondorf. Sie ist, wie gesagt, aus Nietberg, der liebe Gott hat uns das gute Kind vor etwa 25 Jahren hierhergeschickt. Sie hat um Aufnahme in unsere arme Genossenschaft, und wir freuen uns, Chiarella hier zu haben. Sie ist eine ganz vortreffliche kleine Ordensfrau und fühlt sich so glücklich als Tochter des hl. Franciscus — hier in der Heimath unseres lieben hl. Vaters Franciscus und der hl. Mutter Clara. Doch, Sie sollen sie selber sehen und sprechen.“ Mutter Vicaria ging, um das Nönnchen zu holen. „Joseph“, sagte mein Reisegefährte, „das wird aber Anton interessieren, wenn wir ihm von seiner Landsmännin erzählen können.“ Ja — und den Regens, denn er ist auch aus Nietberg. Kaum hatten wir diese Reflexion gemacht, da stand Schwester Chiarella neben der Mutter Vicaria schon hinter dem eisernen Gitter und entbot uns ihren freundlichen Gruß. Wirklich „cosa straordinaria“ — ein 6—7jähriges Kind in Ordensstracht — den Eindruck machte Schwester Chiarella.



Sie fragte uns sogleich, wie es ihren Landsleuten, den geistlichen Herren *Bartsher* und *Sporf* aus *Nietberg* gehe, die ja, wie sie gehört, beide in *Baderborn* seien. Wir erzählten ihr, der Erstere sei Regens des Priesterseminars und Domherr, und Freund *Anton Sporf* sei Dompfarrer in *Baderborn*. Beide Herren seien wohl, übrigens „gesperret“, d. h. der Staat zahle ihnen kein Gehalt mehr aus. „Aber warum denn nicht?“ meinte *Chiarella*, „das waren ja doch immer so gute Leute; haben sie sich denn jetzt etwas zu Schulden kommen lassen?“ Wir erklärten dem erschrockenen Nonnen, was es mit dem „Sperren“ in Preußen auf sich habe, und daß wir Beide auch „gesperret“ seien. „Ah, so ist das“ — sagte sie, und fragte uns dann, ob wir nicht wüßten, wie es dem guten Herrn Pastor *Vieling* in *Nietberg* ginge, sie dächte so oft an ihn, er sei ein so freundlicher, seeleneifriger Herr gewesen. Wir erzählten ihr, Herr *Vieling* sei seit Jahren schon Domherr in *Baderborn*, es gehe ihm ganz gut, er sei auch „gesperret“. Schwester *Chiarella* erschrack jetzt nicht mehr über das Culturtwort. Sie bat uns, den genannten Herren doch viele Grüße auszurichten, was wir gern zusagten. „Aber, Schwester *Chiarella*“, fragte ich, „sollen wir denn nicht auch dem hl. Vater in Rom einen Gruß überbringen von *Chiarella cosa straordinaria in Assisi*? Sie kennen ihn ja vom Jahre 1857; wir reisen nächste Woche nach Rom.“ — „Das hat Ihnen gewiß Mutter *Vicaria* erzählt“ — sagte sie lächelnd. „Richtig, liebe Schwester“ — erwiderte diese — „aber nur ganz kurz; erzählen Sie doch jetzt Ihren Landsleuten die Sache etwas ausführlicher.“ — „Ganz gern“, sagte *Chiarella*, „ich weiß es noch ganz genau. Es war am 8. Mai 1857, da hatte der hl. Vater *Pius IX.* hier in *Assisi* am Grabe des hl. Vaters *Franciscus* die hl. Messe gelesen und sich dann nach dem Kloster *Santa Chiara* begeben, wo der hochw. Bischof alle Nonnen aus den verschiedenen Klöstern *Assisi's* auf Befehl des hl. Vaters versammelt hatte. Die Clausur war für diesen Besuch aufgehoben. Da standen wir Schwestern nun alle versammelt, etwa gegen 300, als der hl. Vater erschien. Er nahm auf seinem Throne Platz und hielt an uns eine Ansprache. Dann hatte der hl. Vater mich gesehen — er übersieht auch das Kleinste nicht! — und ließ mich nun vor allen Nonnen zu seinem Throne hintreten.



Ich habe mich geschämt, aber noch mehr gefreut, daß ich ihm so nahe kam und seine Hand küssen durfte. Da nannte er mich denn scherzend „cosa straordinaria“ und unterhielt sich herablassend mit mir und über mich. Ich denke noch immer mit Freude an dieses Ereigniß aus meinem Leben; aber es ist mir nicht angenehm gewesen, daß ich damals in die Zeitungen gekommen bin.“

## 24.

Nachdem wir die deutschen Capucineffen gesprochen, besuchten wir sofort mehrere Kirchen Assisi's, zuerst die zunächst gelegene Kirche der hl. Clara (Santa Chiara), in deren Gruft der Leib dieser ersten geistlichen Tochter des hl. Franciscus ruht. Ich komme auf die hl. Clara in einem eigenen Artikel zurück, den ich mehreren Leserinnen in *Hörde* schulde. Aus dieser Kirche begaben wir uns zur Chiesina di S. Francesco — „Kirchlein des hl. Franciscus“ — jener denkwürdigen Stätte, wo der Heilige im Jahre 1182 das Licht der Welt erblickte. Diese Stätte war damals ein Stall, der später in ein Kirchlein umgewandelt wurde. Ueber dem Eingange liest man die Inschrift:

Hoc oratorium fuit bovis et asini stabulum,  
In quo natus est Franciscus, mundi speculum.

(D. h. dieses Kirchlein war einst Stall für Ochs und Esel, in dem Franciscus, ein Spiegel der Welt, geboren wurde.)

Ein sehr lebenswürdiger Franciscaner-Pater gab uns auf alle unsere Fragen über den Heiligen Aufschluß und führte uns dann zu der dicht neben dem genannten Kirchlein liegenden Chiesa nuova, der „neuen Kirche.“ Sie steht auf der Stelle des väterlichen Hauses des hl. Franciscus, wo er seine Kinder- und Jünglingsjahre verlebt hat. Die alten steinernen Eckpfosten und eine Thür des einstigen Hauses sieht man noch. Auch ist der Kerker noch zu sehen, in welchem einst der hl. Franciscus von seinem Vater Hausarrest erhielt, als er sich durch seine arme und sonderbare Lebensweise zuerst zum Gespötte der Welt machte. Beim Umbau des Hauses zu einer Kirche ließ man diesen Kerker bestehen und setzte eine



Statue des jugendlichen Franciscus hinein, die ihn knieend und mit Ketten an den Händen darstellt. An dem zur Kirche umgewandelten Hause liegt ein Franciscanerfloster. Der gute Vater, der uns Alles zeigte und erklärte, theilte uns mit, daß dieses ihr Kloster unter spanischem Schutze stehe, weshalb die piemontesische Regierung es hätte völlig verschont lassen müssen — jedenfalls zum größten Herzeleid dieser frommen Regierung, die für Klöster ein so lebhaftes Interesse bekundet habe. Gute Franciscaner! welch ein Glück für euch, spanisch zu sein!

Nachdem wir die genannten Kirchen besucht hatten, nahmen wir gegen 4 Uhr ein frugales Mittagsmahl, wobei Obst: Birnen, Pflirsche, Trauben die Hauptsache war. Die guten deutschen Capucinessen hatten uns gerathen, in dem Privathause der frommen Eheleute Angelo und Letizia Amoni, besonderer Gönner der armen Capucinessen, unser Logis zu nehmen. Die Befolgung dieses Rathes hat uns nicht gereut: wir waren bei diesen guten frommen Leuten bestens aufgehoben. Die Matrone Letizia erinnert an jene ehrwürdigen Frauen der ersten Kirche, die es sich zur schönen Aufgabe machten, christliche Pilger mit besonderer Aufmerksamkeit zu bedienen. Ich will es nicht unterlassen, hiermit auf ihr gastliches Obdach diejenigen Leser aufmerksam zu machen, welche nach uns Assisi zu besuchen gedenken. In der Pilgerliste der Familie Amoni fanden wir bereits manche deutsche Namen; auch der vor einigen Jahren verstorbene ungarische Cardinal Scitowsky stand dort eigenhändig eingeschrieben. Gegen billige Vergütung ist man hier weit besser aufgehoben als in einem gewöhnlichen Gasthause. Die leutselige Matrone Letizia theilte uns bald mit, daß im Dome um 5 Uhr die Missionserneuerung beginne; es seien zwei Missionare aus Rom herübergekommen, und einer derselben sei aus der Familie der hl. Clara aus Assisi. Wir drückten unsere Freude darüber aus, daß wir so Gelegenheit fänden, einmal eine italienische Predigt zu hören, und begaben uns dann zum Dome. Die Domkirche oder St. Rufino bietet keine Merkwürdigkeiten, abgesehen von dem hier noch vorhandenen Taufsteine, an welchem einst der hl. Franciscus die hl. Taufe empfangen hat. Wir nahmen der Kanzel gegenüber Platz, zwischen der dort versammelten Ordens- und Weltgeistlichkeit, wo uns in



zuvoorkommendster Weise Sitze angeboten wurden. Gerade vor uns saß der Bischof von Miffi. Die Kanzel wich in sofern von unsern Kanzeln ab, als sich an dieselbe eine ziemlich geräumige Bühne in gleicher Höhe mit dem Fußboden der Kanzel anschloß. Auf der Bühne gerade vor der eigentlichen Kanzel stand ein Stuhl, auf welchem bald ein Missionar Platz nahm. Nach Anrufung des hl. Geistes begann der Missionar, auf dem Stuhle sitzend, die Predigt. Er sprach von der Erschaffung des Menschen, vom Sündenfalle, den traurigen Folgen der Sünde und von der Verheißung eines Erlösers. Wie an dem Italiener Alles lebt, wie er seine Worte mit lebhaften Gesticulationen begleitet, so zeigte sich diese Eigenthümlichkeit auch in der Predigt des Missionars. Kaum hatte er einige Minuten ruhig sitzend und mit mäßiger Gesticulation gesprochen, so sprang er von dem Stuhle auf und schritt, seine Worte mit lebhaften Bewegungen begleitend, hin und her auf der Bühne. Bald setzte er sich wieder, bald sprang er wieder auf, bald gesticulirte er ruhig, bald und meist lebhaft. Es kommt dem kalten Norddeutschen, der dieses zum ersten Male sieht, etwas zu theatralisch vor; indeß jedes Volk hat seine „berechtigten Eigenthümlichkeiten“, und was der Missionar predigte, war dieselbe schöne katholische Wahrheit, die auf dem ganzen Erdkreise einmüthig gelehrt und geglaubt wird. Nach der Predigt wurde von Volke ein Vers eines Neuestedes gesungen, aus dem immer „perdoni, perdoni“ (Verzeihung, Verzeihung!) hervortönte. Dann folgte unmittelbar eine zweite Predigt des andern Missionars. Sie handelte von dem Erlösungswerke Jesu Christi, von den reichen Gnadenschätzen des Kreuzesopfers und der Barmherzigkeit Gottes. Der Vortrag war ruhiger als der des ersten Missionars. Wahrhaft ergreifend war der Schluß: ein langes Gebet um Erbarmung an den Gefreuzigten, während dessen Alles auf den Knien lag. Nach der Predigt war sacramentaler Segen. Es war uns äußerst interessant, diese zwei italienischen Predigten anzuhören. Mit meinen Gedanken ist es ein sonderbares Ding, und so drängt sich mir immer und immer wieder der Gedanke auf, wie die Kirche in Italien doch weit freier sei, als bei uns daheim, und was das für eine Polizeiaffaire werden würde, wenn bei uns jetzt solche Missionen stattfinden sollten!



## 25.

Gegen 7 Uhr war die Missions-Andacht zu Ende. Wir verließen den Dom, um Assisi etwas näher anzusehen. An der Stadt selbst ist indeß wenig Interessantes. Wir eilten darum an eine Stelle außerhalb derselben, von wo aus wir die herrliche Umgegend betrachten konnten. Es war ein prachtvoller italienischer Abend. Eine sanfte kühlende Luft umfing uns nach des Tages Hitze. Vor uns lag die Basilika des hl. Franciscus, die prachtvolle Grabkirche des demüthigen Ordensstifters. Der Hügel, den sie bedeckt, hieß zur Zeit des Heiligen der „Höllenhügel“; es war damals die Stätte, wo man die Verbrecher hinrichtete. An diesem Orte der Schmach hatte der demüthige Heilige begraben zu werden gewünscht. Sein Wunsch ging in Erfüllung. Papst Gregor IX. änderte den Namen „Höllenhügel“ in „Himmels hügel“ um, und bald erhob sich dort die prachtvolle Grabkirche sammt dem Franciscanerkloster neben ihr. So ist dieser Ort eine Stätte der Andacht geworden durch das Grab des hl. Franciscus, wie es einst die Schädelstätte bei Jerusalem durch das Grab des göttlichen Erlösers geworden war. — Wir wandten unsern Blick etwas links, und vor uns in der Tiefe lag in weiter Ausdehnung die herrliche Ebene und darin die prachtvolle Wallfahrtskirche Portiuncula mit der majestätischen Kuppel. Welche Erinnerungen wurden in uns wach gerufen beim bloßen Anblick von Portiuncula, dieser Wiege der großen Ordensfamilie des hl. Franciscus! Welche Gebete, welche Lobgesänge sind im Laufe der Jahrhunderte aus diesem Thale zum Himmel emporgestiegen! Als der hl. Vater Franciscus am Pfingstfeste im Jahre 1219 (zehn Jahre nach der Bestätigung seiner Ordensregel) zu Portiuncula das zweite Generalkapitel abhielt, fanden sich schon Brüder aus fast allen Ländern der Welt ein, und im Ganzen waren über 5000 versammelt. Das damalige Klosterlein bei Portiuncula konnte bei Weitem die Brüder nicht beherbergen, und so baute man ringsum in der Ebene Hütten aus Binsen und Stroh. Es erschollen die Stimmen der Betenden und die Chöre der Singenden in so erbaulicher Andacht, daß der anwesende Cardinal Ugolino ausrief: „Hier ist wahrlich ein Heerlager des Herrn!“ Gegen 500 Novizen



baten bei der Gelegenheit um Aufnahme in den Orden. Wenn man so von Assisi's Anhöhe in dieses friedliche Thal von Portiuncula hinabschaut, und wenn dann die Abendglocke von Portiuncula's Thurm ihre feierlichen Klänge emporsendet und zum Gebete und zum Gruße der hl. Jungfrau einladet: dann ist dem Pilger, als wenn aus diesem Thale die Gebete der Vorzeit aufstiegen, um unser Gebet mit sich emporzunehmen und hinzutragen zu Gottes Thron.

Durch des Abends milde Lüfte  
Dringt der Glocke süßer Ton,  
Und es steigen Weihrauchsdüfte  
Im Gebet zu Gottes Thron.  
Mutter! nimm die letzten Grüße  
Wie die ersten, nimm sie gern:  
Sei gegrüßt, o milde, süße,  
Sei gegrüßt, o Abendstern!

Wir standen längere Zeit auf der Anhöhe, unsern Blick auf Portiuncula und unsere Gedanken auf die Vergangenheit gerichtet; dann mahnte uns das Dunkelwerden an die Rückkehr. Nachdem uns unser treuer Führer Pietro, an den uns die guten deutschen Capucinessen gewiesen, noch auf die links im Thale liegende Kirche St. Damian aufmerksam gemacht hatte, in welche wir unsere Leser später führen werden — kehrten wir zur Stadt zurück zu unsern freundlichen Gastgebern Amoni. Hier erwartete uns ein Abendbrod und eine Flasche labenden Weines. Angelo und Letizia Amoni leisteten uns Gesellschaft. Bald kam auch ein Canonicus aus Assisi, der uns wohl im Dome gesehen hatte, zu uns, um die fremden Pilger kennen zu lernen. Wir wurden als „Prussiani“ vorgestellt, und damit war der Hauptgegenstand unserer Unterhaltung von selbst gegeben: — der preußische Culturkampf.

Der Leser wird es erklärlich finden, daß ich hier nicht wiederhole, was wir dort über den preußischen Culturkampf gesagt haben; jeder weiß, was es mit dieser „Cultur“ auf sich hat und welche „Erfolge“ sie errungen. Unsere italienischen Zuhörer waren im Allgemeinen gut unterrichtet über unsere einheimischen Culturzustände; gleichwohl konnten sie sich nicht lebhaft genug wundern, daß bei uns die Kirchenobern aus eigener Macht keine Missionare für Volksmissionen aussenden



dürften, daß kein Priester in einer fremden Kirche öffentlichen Gottesdienst oder Predigt halten oder Beicht hören oder das Sakrament der Taufe spenden dürfe u. s. w., daß der Oberpräsident nach den Maigesetzen zu solchen geistlichen Dingen erst seine Genehmigung eingeholt wissen wolle u. dgl. Der Canonicus war der Ansicht, daß das „libera chiesa in libero stato“ — freie Kirche in freiem Staate —, wie es die italienischen „Liberalen“ im Munde führen, allerdings eine liberale Phrase sei, daß man indeß in Italien doch in solchen geistlichen Dingen der Kirche völlig freie Hand lasse. Damit war uns nichts Neues gesagt; wir wußten längst, daß gegenwärtig nirgends der Kirche solche enge Grenzen gezogen sind wie in Preußen, und daß alles liberale Gerede, anderswo sei es gerade so, eitel Humbug ist. Es ist in der That sehr traurig, daß unsere nationalservilen Blätter immer und immer wieder diese Lüge colportiren, um uns so als „halsstarrige Friedensstörer und schlimme Fanatiker“ — wie die „Deutsche-Vereins-Correspondenz“ zu sagen beliebt — hinzustellen. Doch das nebenbei. Unsere italienischen Zuhörer waren voll der Bewunderung und Anerkennung für die deutschen Bischöfe, Priester und Laien. L' Episcopato, il Clero, non che tutti i cattolici della Germania offrono al mondo attonito un sublime spettacolo — der Episkopat, der Clerus, ja alle Katholiken Deutschlands bieten der Welt ein erhabenes Schauspiel — wie oft haben wir diese und ähnliche Worte der Bewunderung gehört. So ungefähr schloß auch unsere Unterhaltung an jenem Abende in Assisi. Der Canonicus und die Familie Amori sagten uns gute Nacht, wir beteten unser Brevier zu Ende und begaben uns zur Ruhe.

26.

Ob ich weiter erzähle, was uns der folgende Tag gebracht, glaube ich über den hl. Franciscus einzelnes Nähere in aller Kürze auffrischen zu sollen. Ist er es ja, der das Städtchen Assisi für alle Zeit bekannt und berühmt gemacht hat. Der Vater des Heiligen war „ein Tuchhändler, Pietro Bernardone, der, als er 1182 Frankreich besucht, und bei seiner Rückkehr fand, daß seine Frau ihm einen Sohn ge-



boren und Johannes genannt hatte, ihn zur Erinnerung an das schöne Land, in welchem er sich bereichert, amnoch Franz (Francesco, der Franzose) nannte. Der ungekannte Kaufmann dachte damals wohl schwerlich, daß dieser damals von ihm erfundene Name von der Kirche angerufen und von Königen getragen werden solle.“ (Ozanam, S. 45.) Aus diesem Kinde ist dann in der Folge der große hl. Ordensstifter Franciscus geworden, der große seraphische Heilige, den so viele tausend Ordenssöhne und Ordensschwestern als ihren hl. Vater in inniger Liebe verehren, dem aber auch jedes echt katholische und namentlich jedes kindliche Herz warm entgegen schlägt.

Welch' seraphisches Herz voll innigster Gottesliebe schlug in dem hl. Vater Franciscus! Wir wollen hier nur an Einzelnes kurz erinnern, einzelne Züge seines hehren Bildes auffrischen und zugleich auf die so hochwichtige Stellung dieses Heiligen hinweisen.

Der hl. Franciscus war der kindlichste Verehrer des göttlichen Jesuskinds. „Lasset uns lieben das Kindlein von Bethlehem, lasset uns lieben das Kindlein von Bethlehem!“ rief er oft in heiligem Entzücken aus, und in seinen Augen erglänzten Thränen freudiger Nührung, wenn er an das göttliche Kind in Bethlehems Krippe dachte. „O kleiner Gott — o großer Gott!“ pflegte er dann mit seraphischer Liebesgluth auszurufen. Von wem rührt der sinnige k a t h o l i s c h e Gebrauch her, in der hl. Weihnachtszeit K r i p p e n und Krippchen zu bauen und aufzustellen in den Kirchen wie in den Häusern? Vom hl. Vater Franciscus. Er zuerst erbaute zur lebhaften frommen Vergegenwärtigung der Geburt und Armuth Jesu Christi mit Erlaubniß des Papstes auf einem passenden Plage eine Krippe. In derselben sah man das Jesuskind liegen; daneben standen Maria und Joseph, die Engel und Hirten. Vor dieser Krippe versammelte er sich mit seinen frommen Ordensbrüdern in der hl. Christnacht; von nah und fern strömte das christliche Volk zusammen, um die hl. Nacht mit den frommen Brüdern in Gebet und Lobgesängen zu feiern. An einem Altare neben der Krippe wurde festlicher Gottesdienst gehalten, und der hl. Franciscus selbst predigte vom göttlichen a r m e n Kinde von Bethlehem. Er ermahnte zur Liebe und Nachfolge dieses a r m e n Kindes,



dem zu Liebe er die *Armut* als heilige geistige Braut sich erkoren. Gott hatte es einst so gefügt, daß Franciscus als Kind wohlhabender Eltern dennoch in einem Stalle — es ist jetzt, wie schon bemerkt, ein Kirchlein — geboren werden sollte, um so von vorneherein seinen hl. Diener auch äußerlich dem göttlichen Kinde ähnlich zu machen bezüglich der hl. *Armut*, wie er ihn später dem Heilande noch dadurch ähnlich machte, daß er ihm die hl. *Wundmale* Christi wunderbar einprägte; und die innere Ähnlichkeit mit Christus — unserm Vorbilde, dem wir *Alle* immer mehr ähnlich werden sollen — suchte Franciscus von Tage zu Tage in neuem Liebesdrange beharrlich anzustreben, wie es nur ein Mensch mit Gottes Gnade vermag. Unsere Leser kennen die Lebensgeschichte des hl. Franciscus von Assisi, wie sie in jedem „Leben der Heiligen“ unter dem 4. October zu lesen ist. (Sie hier zu erzählen, geht des Raumes wegen nicht an.) Vor Allem ist es die hl. *Armut*, die freigewählte vollkommene Armuth, welche, vereint mit seraphischer Liebesgluth, den Hauptzug in seinem Lebensbilde ausmacht. Er und sein großer Freund und Zeitgenosse Dominicus waren die hl. Stifter der beiden berühmten Bettelorden, welche die freiwillige Armuth Christi zur Grundlage hatten und die damalige in Genußsucht versunkene Welt erneuerten. Die beiden hl. Ordensstifter Franciscus und Dominicus gehören unstreitig zu den erhabensten Erscheinungen in der Kirchengeschichte. Zur Zeit der vierten Kirchenversammlung im Lateran (1215) trafen beide hl. Männer, die sich bis dahin nicht persönlich kannten, zum ersten Male in Rom zusammen. Bald wurden sie in engster Freundschaft mit einander verbunden, und zwar auf folgende merkwürdige Weise. Als Dominicus einmal in der Nacht nach seiner Gewohnheit betete, hatte er ein Gesicht. Er sah Christum über die Welt zürnen, während Maria, seine jungfräuliche Mutter, ihm zwei Männer vorstellte, um ihn zu besänftigen. In dem Einen erkannte er sich selber, der Andere hingegen war ihm fremd; und da er ihn aufmerksam betrachtet hatte, blieb ihm sein Bild gegenwärtig. Am folgenden Morgen bemerkte er in einer Kirche unter einer Bettlerkutte das Angesicht, welches ihm in der vergangenen Nacht war gezeigt worden, und auf den Armen zueilend, drückte er ihn im Ergusse freudiger Gefühle an seine Brust



und rief: „Du bist mein Genosse, du wirst mit mir gehen; wir wollen zusammen halten, und Niemand wird gegen uns bestehen.“ Von diesem Augenblicke an blieben Beide in heiliger und unwandelbarer Freundschaft vereinigt und theilten unter sich die hohe Sendung, zu der die Vorsehung sie berufen hatte, die Welt zu erretten und zu erneuern. Ich habe den Leser bereits in B o l o g n a an den hl. Dominicus erinnert. Dort schloß der große Freund des hl. Franciscus sein schönes Leben (am 6. Aug. 1221) mit den schönen Worten an seine Ordens söhne: „Habet die Liebe, bewahret die Demuth, trennt euch nicht von freiwilliger Armuth!“ Ich habe in Bologna den Leser an das Grab des hl. Dominicus geführt, jetzt stehen wir in Assisi, wo die Wiege des hl. Franciscus gestanden, und wo sein Leib noch ruht. Da drängt sich Einem von selbst der Gedanke an die beiden befreundeten hl. Ordensstifter auf, deren Betrachtung einst die Seele des größten Dichters D a n t e zu den schönen Versen begeisterte, womit er die beiden Apostel der Armuth und ihre Verdienste um die Braut Christi, die Kirche, verherrlicht (Paradies XI.):

Die Vorsicht, die die ganze Welt regieret  
Mit jenem Rath, drin jeglicher erschaffne  
Blick sich besiegt fühlt, eh' zum Grund er dringet,  
Daß Dessen Braut, der unter lautem Ruf sie  
Sich im gebenedeiten Blut verlobet,  
In sich gesicherter und ihm auch treuer  
Entgegen dem Geliebten wallen möge,  
Verordnete zwei Fürsten ihr zu Gunsten...  
Der Eine war seraphisch ganz an Gluthen,  
Durch Weisheit war der Andere auf Erden  
Ein Schimmer von dem Licht der Cherubinen.  
Von Einem red' ich, denn von Beiden spricht man,  
Wenn man den Einen lobt, wen man auch nehme,  
Weil auf Ein Ziel nur gingen ihre Werke.

Nachdem D a n t e in diesen schönen Versen das Lob der beiden hl. Ordensstifter Franciscus und Dominicus gesungen, verherrlicht er unmittelbar nachher den hl. seraphischen Vater Franciscus in überaus lieblicher Weise. Wir theilen einige Verse mit, indem wir zum Verständniß vorausschicken, daß unter der „Braut“ oder dem „Weibe“, um welche Franciscus wirbt,



die hl. Armuth zu verstehen ist. Bernhard, Egidius, Sylvester sind erste Genossen des hl. Franciscus. Innocenz und Honorius sind die Päpste, welche die Ordensregeln des hl. Franciscus genehmigt und bestätigt haben.

... Dieses Paar Franciscus und die Armuth.  
Ihr heitres Ansehn, ihre Eintracht ließen  
Lieb' und Bewunderung und süßes Schauen  
Ursache heiliger Gedanken werden,  
So daß zuerst sich der ehrwürd'ge Bernhard  
Entschloßte und nacheilte solchem Frieden.  
O wahres Gut, o unbekannter Reichtum!  
Barfuß Egidius, barfuß folgt Sylvester.  
Von dannen geht der Vater nun und Meister  
Mit seinem Weib und den Genossen, die schon  
Den demuthsvollen Strick umgürtet hatten;  
Und nicht beugt Kleinmuth ihm die Augen nieder,  
Weil er ein Sohn war Peter Bernardone's,  
Noch weil verächtlich angestaunt er wurde,  
Nein, königlichen Sinns that Innocenzen  
Er kund den harten Vorsatz und erhielt so  
Von ihm das erste Siegel seinem Orden.  
Nachdem das arme Völklein war gewachsen,  
Dem folgend, dessen wunderbares Leben  
Man besser in des Himmels Glorie fänge,  
Ward durch Honorius von dem ew'gen Hauche  
Gefrönt jetzt mit der zweiten Krone dieses  
Archimandriten heilige Begierde...  
Auf hartem Fels, gelegen zwischen Arno  
Und Tiber, ward ihm Christi letztes Siegel,  
Das seine Glieder dann zwei Jahr lang trugen.  
Als dem es, der ihm solches Heil beschieden,  
Gefiel, ihn aufwärts zu dem Lohn zu ziehen,  
Den er, sich selbst verkleinernd, sich erworben,  
Empfahl er noch als seinen rechten Erben  
Sein vielgeliebtes Weib all seinen Brüdern,  
Gebietend, daß sie's treulich lieben sollten;  
Und dessen Schooß entsteigend, wollte heimwärts  
Zu ihrem Reich die hehre Seele kehren,  
Kein' andre Bahre für den Leib verlangend.



An diesen hl. Mann, „seraphisch ganz an Gluthen“, wird man in Assisi auf Schritt und Tritt erinnert. Sein Andenken lebt in Assisi, als sei er erst gestern gestorben. Seine Ordenssöhne und Töchter aber halten gleichsam Wache in der Stadt ihres hl. Vaters, daß der rechte Ordensgeist fortlebe, und flehen auf sich und ihre Brüder und Schwestern in der weiten Welt, wie auf die ganze Kirche reichlichen Gnadenthau hernieder, der uns Allen zu Gute kommt. Wie ich mich freue, daß an den hl. Stätten Assisi's noch so viele fromme Ordenspersonen für uns betend Wache halten können!

Ich zweifle z. B. gar nicht, daß das stille Gebet oder die verborgene Thräne, die einer armen deutschen Capucinesse beim Gedanken an die Lage der Kirche im deutschen Vaterlande in's Auge tritt, uns mehr nützt, als die schönste Rede im Parlamente oder in einer Volksversammlung. „Das Gute, was der Gläubige ganz im Verborgenen thut“ — schreibt B i s p i n g zu 1. Kor. 12, 16 — „bringt nicht bloß ihm Verdienst und Lohn, sondern kommt vermittelt der Liebe, worin es vollbracht, mehr oder weniger allen Gläubigen zu Gute. Daher ist der f r o m m e O r d e n s m a n n, der von der Welt zurückgezogen bloß und allein dem Gebete und der Betrachtung lebt, nicht ein unnützes Glied der Kirche, wie man wohl (zur Zeit der Klosterhege) gemeint, sondern w i r k t für dieselbe oft mehr als der, welcher äußerlich große Werke verrichtet. Als Josue wider Amalek stritt, stiegen Moses und Aaron auf die Spitze des Hügels. Und wenn Moses die H ä n d e a u f h o b (zum Gebete), siegte Israel; wenn er sie aber ein wenig sinken ließ, übermochte Amalek. 2. Mos. 17, 10 f.“ Beides gehört zusammen: Kämpfen und Beten; aber unser Kämpfen wird mächtigst unterstützt und erfolgreich durch das Gebet. Wie freue ich mich über die muthige Entschlossenheit der Katholiken Deutschlands, aber noch mehr freue ich mich, daß zur selben Zeit in Assisi und anderwärts, wo Klöster noch geduldet sind, so viele unschuldige Seelen ihre reinen Hände emporheben zum Stifter unserer hl. Kirche, um den Kämpfern Muth und Ausdauer und den endlichen Sieg zu erflehen. Die Kirche ist Eine und dieselbe auf dem weiten Erdenrunde, der Eine mystische Leib Christi, an dem die Kämpfenden wie die Betenden Glieder sind, und darum kommt den Kämpfenden die Hülfeleistung der Betenden



zu Gute — und wenn wir in nicht zu langer Zeit den Triumph der hl. Kirche feiern, dann seien wir überzeugt, daß auch Assisi mit seinen betenden Mönchen und Nonnen zu diesem Triumph seinen Theil beigetragen hat.

## 27.

Ich kann jetzt weiter erzählen.

Am nächsten Morgen begaben wir uns bald nach 5 Uhr auf den Weg zur Kirche, um die hl. Messe zu feiern. Mein lieber Reisegefährte wählte die Kirche der hl. Clara, ich lenkte meine Schritte zur Basilika des hl. Franciscus, um dort am Grabe des Heiligen zu celebriren. Der hl. Franciscus ist der Patron der mir in meiner Heimath von meinem Bischofe anvertrauten Kirche, und so hatte ich doppelten Grund, die Grabkirche des Heiligen zu wählen. Die Lage dieser Kirche auf dem „Himmels Hügel“ habe ich bereits kurz erwähnt; ich komme noch eingehender darauf zurück. Am Abende vorher hatte ich die Kirche bloß aus der Entfernung gesehen, jetzt stieg ich von der Anhöhe hinab, um in der Kirche das hl. Opfer zu feiern. Es war ein herrlicher Morgen. Tiefe Ruhe herrschte ringsum; nur dann und wann wurde sie durch die liebliche Stimme der Glocke unterbrochen, die zur hl. Messe einludete. Unten im Thale Portiuncula, vor mir am Abhange Assisi's die Grabkirche des hl. Franciscus auf dem Himmels Hügel. Die Sonne war noch nicht über die Berge gedrungen, die Luft war noch kühl und erquickend. Der Fußpfad führte über eine bethaute Wiese, an deren Ende die Kirche sich erhebt. Ich schritt durch diese Wiese auf und ab, mich zur hl. Messe vorbereitend. Es war mir in der schönen Natur, als sollte ich mit dem hl. Franciscus das „Kommt her, ihr Creaturen all“ beten und einstimmen in die Worte seines berühmten Canticums: *Laudato sia, Dio mio Signore, con tutte le tue creature: laudato sia, mio Signore, per l'aire e nuvolo e sereno: laudato sia, mio Signore, per nostra madre terra, la quale produce diverse frutta e coloriti fiori ed erbe — „Gelobt sei, o Gott mein Herr, mit allen deinen Creaturen; gelobt sei, mein Herr, von der Luft und den Wolken und dem*



heitern Himmel; gelobt sei, mein Herr, von unserer Mutter Erde, die hervorbringt mannigfaltige Früchte und farben-  
geschmückte Blumen und Kräuter."

In der That kann hier an Ort und Stelle das schöne Canticum des hl. Franciscus (Cantico de le Creature oder auch de lo Sole d. i. Gesang von den Geschöpfen oder Sonnen-  
gesang) so recht gewürdigt werden. "Es wird von einem Hauche Umbriens, jenes irdischen Paradieses durchweht, dessen Himmel so golden und dessen Erde so blumig ist." (Ozanam S. 76.)

Ich trat dann in die Kirche und fragte nach der Sacristei und in der Sacristei nach P. Damen, an den uns P. Ignatius zu Padua empfohlen hatte. Bald stand der freundliche Vater vor mir. Leider ist sein Name bloß deutsch, der Vater selbst Italiener. Ich richtete den Gruß aus und bat um die Erlaubniß am Grabe des hl. Vaters Franciscus zu celebriren. Kommen Sie nur gütigst mit mir, sprach der liebenswürdige Vater, und führte mich dann aus der mittelsten Kirche in die unterirdische Gruft, die mich lebhaft an die schöne Krypta des Paderborner Domes erinnerte. In der Mitte dieser unterirdischen Kirche an einem Felsenpfeiler steht der Altar des hl. Franciscus; über dem Altare ist der Sarg sichtbar, in welchem der Leib des seraphischen Patriarchen verschlossen ist. Vor dem Sarge brannten Kerzen; am Altare hatte ein fremder Priester eben die hl. Messe begonnen. Ich wohnte zunächst der Messe des fremden Priesters bei, überglücklich, am Grabe des hl. Franciscus knien zu können. Wie viele Tausende frommer Kinder und Verehrer des seraphischen Patriarchen mögen sich an diese hl. Stätte sehnen! Hier kniete am Morgen des 8. Mai 1857, nachdem er auf dem päpstlichen Altare der mittleren Kirche das hl. Opfer gefeiert, Pius IX. vor dem Grabe des hl. Vaters Franciscus, dessen schönem dritten Orden er angehört, und richtete mit lauter Stimme das glühendste Gebet aus kindlichem Herzen an den großen seraphischen Patriarchen. Mit ihm kniete dort eine zahlreiche Umgebung, die sich der Thränen nicht enthalten konnte, als Papst Pius dem hl. Vater Franciscus sich und die ganze Kirche empfahl.

Gegen Schluß der Messe jenes fremden Priesters legte ich die priesterlichen Gewänder an und bestieg dann unmittelbar



nach ihm die Stufen des Franciscus-Altars. An diesem Altare, am Grabe des Heiligen, nimmt der celebrirende Priester nach päpstlichem Privileg an jedem Tage des Jahres, mit alleiniger Ausnahme des Weihnachtsfestes, eine besondere Motivmesse zu Ehren des hl. Franciscus, die eine eigene Präfation hat, im Uebrigen aber fast ganz mit der Festmesse des 4. Octobers übereinstimmt. Was mein Herz bei diesem hl. Opfer am Grabe des hl. Vaters Franciscus empfunden, das gehört selbstverständlich bloß mir an. Uebrigens kann sich jeder katholische Leser leicht denken, welchen Eindruck die Worte der Epistel Gal. 6, 17: „Ich trage die Wundmale des Herrn Jesu an meinem Leibe“ hier machen müssen, wo jener Leib vor uns im Grabe ruht, der einst i. J. 1224 die Wundmale Christi wunderbar empfing. Da Christo prese l'ultimo sigillo, che le sue membra du' anni portano — Von Christus er empfing das letzte Siegel — Das seine Glieder dann zwei Jahre trugen — sagt Dante. Die wunderbare Stigmatisirung des hl. Franciscus ist ein Factum, das der Unglaube nicht wegleugnen kann. „Nicht nur beruht dasselbe auf dem Berichte der ältesten Lebensbeschreibungen, sondern Bonaventura versichert auch, daß, obgleich Franz das Wunder der neugierigen Menge zu verbergen gesucht habe, indem er seitdem Hände und Füße bedeckt getragen, dennoch mehre seiner vertrauten Schüler mit einem feierlichen Eide versichert hätten, die Male bei Lebzeiten des Heiligen gesehen zu haben. Das Nämlische erklärte Papst Alexander IV. in einer Predigt an das Volk. Nach seinem Tode endlich sahen die Wundmale mehr als fünfzig Brüder, St. Clara und ihre Jungfrauen und zahlreiche Laien.“ Also schreibt hierüber der so gründliche Forscher und tiefgelehrte Erklärer des Dante, der vor einigen Jahren verstorbene König Johann von Sachsen. (Dante's Paradies S. 156.) — Welchen Eindruck muß es ferner machen, wenn der Priester am Grabe des hl. Franciscus im Evangelium die Worte Jesu liest Matth. 11, 25 f.: „Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde! daß du dieses vor Weisen und Klugen verborgen, Kleinen aber offenbart hast: Ja, Vater! denn also ist es wohlgefällig gewesen vor dir!“ Wie haben sich immer diese Worte Christi bestätigt! Zu seiner Zeit waren die „Weisen und Klugen“ die Pharisäer und Schriftgelehrten, die „Kleinen“ waren die



Apostel. Zur Zeit des hl. Franciscus waren die „Weisen und Klugen“ jene Menschen, die in irdische Genüsse verstrickt das Bußleben des Heiligen verachteten, die „Kleinen“ waren Franciscus und seine Schüler. Unsere gegenwärtige Zeit ist erst recht reich an solchen „Weisen und Klugen“, denen die Lehren Christi und seiner unfehlbaren Kirche als Thorheit erscheinen, die sich nach eigenem „weisen und klugen“ Gutdünken eine Religion und eine Kirche zurechtstellen; die „Kleinen“ aber sind die demüthigen und folgsamen Kinder der Kirche, die der Lehrerin der Wahrheit in kindlichem Glauben und treuer Liebe anhängen. Mögen die sogenannten „Weisen und Klugen“ uns deshalb bemitleiden: Christi untrügliches Wort sagt uns, wer in Wahrheit zu bemitleiden ist. Wie dieses Wort doch am Grabe des hl. Franciscus in's Herz dringt!

Doch hiermit genug; daß ich bei dem Memento dieser am Grabe des hl. Franciscus gefeierten hl. Messe nächst der Fürbitte für meinen Bischof besonders der großen Ordensfamilie des hl. Vaters Franciscus — und speciell unserer Paderborner unvergeßlichen Patres — gedacht habe, versteht sich ja ganz von selbst.

Nach mir celebrierte ein Priester aus Venedig. Als ich meine Dankagung vollendet hatte, suchte ich den guten P. Damen wieder auf. Unter seiner Führung konnte ich die großartige Kirche des hl. Franciscus näher in Augenschein nehmen. Sie besteht aus drei übereinander gebauten Kirchen; der Arypta, mit dem Grabe des Heiligen, der mittleren und der oberen Kirche. In letzterer steht die Kanzel, von der einst der hl. Bernardin von Siena gepredigt. — An der Kirche liegt der Sacro Convento — das hl. Kloster — von Franciscaner-Mönchen bewohnt. In demselben zeigt man das Zimmer, das einst der hl. Joseph von Cupertino inne gehabt. Das herrliche Kloster schaut festungsartig auf die Ebene hinab und gewährt eine reizende Aussicht auf das schöne Umbrien.



## 28.

Somit hätte ich meine Leser zum Grabe und zur Grabkirche des hl. Franciscus geführt. Wir wollen indeß die merkwürdige Stätte noch nicht verlassen. Ozanam hat denselben in so schöner Weise näher gedacht, daß wir es uns nicht versagen können, seine Worte hieherzusetzen. Er schreibt (a. a. O. S. 92 ff.):

Der hl. Franciscus „hatte selbst zur Grabstätte für sich einen Hügel östlich von Assisi gewählt, der als Nichtstätte der Verbrecher diente, und den man den Höllenhügel nannte. Kaum hatte man ihn aber dort zu Grabe getragen, so fühlte man gleichsam eine Unruhe des Bodens wie der Gemüther. Papst Gregor IX. versetzte den Verstorbenen 1228 unter die Heiligen und befahl, daß seine Ruhestätte hinfüro der Paradieseshügel genannt werden solle. Seit jenem Augenblicke hat es hienieden keine Ehren mehr gegeben, die für diesen Armen zu groß gewesen wären. Die Völker erinnerten sich seiner Liebe, und wollten ihm mehr zurückerstatten, als er für sie geopfert hatte. Er hatte im Leben kein Obdach und keinen Diener gehabt, und man baute ihm eine Wohnung, ausgeschmückt von Allen, die Meister waren in den christlichen Künsten. Man begnügte sich sonst meist damit, die Gebeine der Heiligen mit dem sie einschließenden Kasten in den Hauptaltar einer nach ihm benannten Kirche einzuschließen. Für den Armen von Assisi aber höhle man den Felsen, in welchem er ruhen sollte, bis zu einer ungewöhnlichen Tiefe aus, um den im Mittelalter nur allzuoft vorgekommenen Raub des heiligen Leichnams unmöglich zu machen. Auf dieser Gruft, die erst jüngst (1818) unversehrt gefunden und wieder geschlossen wurde, erbaute man dann eine untere Basilika zur Aufnahme der herzuströmenden Wallfahrer, und über dieser eine zweite himmelanstrebende Kirche. Diesen Doppelbau, der eigentlich ein dreifacher war, führte Jacopo di Lapo, ein Deutscher, aus, und vereinte in ihm alle Schönheiten der gothischen Baukunst, alle Ueberlieferungen christlicher Symbolik. Er gab der unteren Kirche ein festes, schmuckloses Schiff, mit niedrigen, nur wenig Licht zulassenden Gewölb-bogen, man möchte meinen, um das Büsserleben des hl. Franz auf Erden darzustellen. Die Ober-Kirche erhielt aber leichte



Mauerflächen mit schlanen Gewölben, hohen lichtstrahlenden Fenstern, zum Abbilde des ruhmvollen Lebens des Heiligen im Himmel. Der Grundriß des Baues ist ein lateinisches Kreuz, die Mauern sind von weißem Marmor, zum Andenken der allerreinsten Jungfrau, mit zwölf Thürmchen von rothem Marmor, als Erinnerung des Marterthums der Apostel. Der Glockenthurm ging in eine so kühne und schlanke Spitze aus, daß sie die späteren Geschlechter erschreckte und man sie herabnahm. Der Name des Deutschen Jacopo di Lapo wird aber stets berühmt bleiben, und auch die Nachkommen ehren ihn, als Vater und Meister des großen Arnolfo di Lapo, der Florenz' herrlichste Paläste erbaut, und in der Geschichte der Baukunst einen neuen Zeitraum begonnen hat.

Man glaubte jedoch im Mittelalter nicht, ein Denkmal errichtet zu haben, nachdem man einen Stein auf den andren gelegt; man verlangte auch, daß diese Steine sprächen, und zwar durch Gemälde, die auch den Unwissenden und Geringen verständlich sind, in denen man in den Himmel schaut, worin man die Bildnisse der Engel und Heiligen erblickt, welche das Volk trösten und ihm predigen. Die Gewölbe der beiden, über einander stehenden Kirchen von Assisi zeigten den blauen, mit goldenen Sternen besäten Himmel. Auf deren Wänden waren aber die Geschichten des Alten und des Neuen Bundes aufgerollt, und an die Offenbarung Johannis schloß sich die Lebensgeschichte des heiligen Franciscus. Die Maler, welche man berufen dieses Wundergrab mit ihren Wandgemälden zu schmücken, fühlten sich alsbald, wie sie demselben nahen, von einem neuen Geiste gehoben, sie begannen ein reineres Ideal zu ahnen, ein lebensvolleres als jene alten starren byzantinischen Typen, deren man sich acht Jahrhunderte lang bedient hatte, die aber immer tiefer sanken. Der Kirchbau von Assisi sollte die Wiege eines neuen Kunstlebens sein, dessen allmähliche Fortschritte dort zu schauen sind. Dort rissen sich Guido da Siena und Giunto da Pisa allmählich von ihren griechischen Lehrern los, deren Trockenheit sie milderten und deren Unabänderlichkeit sie abschüttelten. Dann kam Cimabue. Er stellte die ganze heilige Geschichte in der Oberkirche in einer Reihe von Gemälden dar, welche die Zeit verstümmelt hat. Sechs Jahrhunderte haben aber nicht vermocht, den Farbenglanz der Köpfe des Heilandes, der Jungfrau und



des heiligen Johannes zu bleichen, die er zu oberst im Gewölbe gemalt hat, noch die Bildnisse der vier großen Doctoren der Kirche, in welchen die byzantinische Gemessenheit bereits einen Anstrich von Lebendigkeit und ewiger Jugend gewonnen hat. Endlich erschien Giotto, und eines seiner Werke war der Triumph des heiligen Franciscus, in den vier Abtheilungen des den Hochaltar der Unter-Kirche krönenden Gewölbes. Diese Fresken sind weltberühmt; ich kenne aber nichts rührenderes als jenes Bild, das die Vermählung dieses Dieners Gottes mit der heiligen Armuth darstellt. Diese erscheint als eine schöne, aber abgehärmte Frau, mit zerrissenen Kleidern, die ein Hund anbellt, während zwei Kinder Steine nach ihr werfen, und ihr Dornen auf den Weg streuen. Sie aber reicht ruhig und freudig dem heiligen Franciscus ihre Hand. Christus selbst vermählt die beiden Verlobten, und inmitten der Wolken erscheint der Ewige, von Engeln umgeben, so daß Himmel und Erde mit ihren Heerschaaren die Vermählung dieser zwei Bettler feiern. Hier erinnert nichts mehr an die Verfahrungsweise der Malerei der Byzantiner; alles ist neu, frei, begeisterungsvoll. Der Fortschritt wird bei Giotto's Schülern, die berufen werden seine Arbeiten fortzuführen, nicht mehr gehemmt; man sieht ihn bei Cavallini, Taddeo Gaddi und Puccio Capanna. Aus allen Verschiedenheiten ihrer Darstellungen strahlt indeß die Glaubenseinheit hervor, welche ihre Werke beseelt. Steht man vor diesen keuschen Gemälden der Jungfrau, der Verkündigung, der Geburt, des gekreuzigten Christus mit den das Kreuz trauernd umschwebenden und das göttliche Blut in Bechern auffangenden Engeln; so müßte man wahrlich ein sehr hartes Herz haben, um nicht mit bethrüntem Auge niederzuknien und, sich gleich den Hirten und armen Frauen der Umgegend vor diesen Bildern an die Brust schlagend, anzubeten. Da nimmt man zuerst wahr, daß der hl. Franciscus der eigentliche Meister der Schule von Assisi gewesen ist, man fühlt, daß deren Wärme und deren Kraft von ihm ausging."

So Ozanam. Leider haben die herrlichen Kunstwerke im Laufe der Zeit viel gelitten. Augenblicklich ist man mit der Restauration derselben beschäftigt. Möge es, trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse gelingen, die wichtige Arbeit zur Vollendung zu führen.



Es war bereits 8 Uhr vorbei, als ich mich von P. Damen verabschiedete. Noch einmal grüßte ich das Grab des heil. Franciscus und begab mich zur Stadt zurück. Unterwegs begegnete mir mein guter Reisegefährte, der wegen meiner langen Abwesenheit sich einige Unruhe gemacht. Wir verabredeten, daß er die Kirche und das Kloster besuche, während ich das Frühstück nähme, und daß wir dann gemeinschaftlich Kirche und Kloster St. Damian außerhalb der Mauern von Assisi besuchen wollten. Wer das Leben des hl. Franciscus und der hl. Clara kennt, weiß, welche wichtige Erinnerungen sich an St. Damian knüpfen. Das arme Kirchlein und Klösterlein St. Damian, einst vom hl. Franciscus wiederhergestellt, war der Schauplatz der Tugenden der hl. Clara und ihrer Ordensstöchter. Clara, aus einer angesehenen Familie Assisi's entsprossen, wurde durch das Beispiel und den Rath des hl. Franciscus bewogen, der Welt zu entsagen und im hl. Ordensstande sich ganz Gott zu weihen. Im Jahre 1212 erbat sich die 18 jährige fromme Jungfrau in Portiuncula von ihrem hl. Landsmann das Kleid der Buße. Bald folgte ihrem Beispiele ihre fromme 14 jährige Schwester Agnes. Sie bezogen darauf das Klösterlein St. Damian. Es dauerte nicht lange, so hat eine große Zahl von Jungfrauen um Aufnahme in die hl. Ordensgenossenschaft. Clara wurde vom hl. Franciscus, dem Stifter dieses seines zweiten Ordens, zur Oberin bestellt. Der schöne Orden wurde eine Zierde der Kirche und zählte in nicht langer Zeit Tausende von gottgeweihten Jungfrauen. Die Wiege dieses Ordens ist nächst Portiuncula das Kloster von St. Damian. Wie sollten wir dieser ehrwürdigen Stätte unsern Besuch versagen können?

## 29.

Dieser Artikel soll der hl. Mutter Clara gewidmet sein, diesem „hellstrahlenden“ Lichte — das bedeutet der Name Clara —, das wie der hl. Franciscus von Assisi aus für die Kirche aufgegangen. Man erwarte indeß keine Lebensbeschreibung, dazu fehlt der Raum, und sie findet sich ja in dem „Leben der Heiligen“ unter dem 12. August — ich er-



wähne hier bloß Einzelnes im Anschlusse an unsern Besuch in dem Kloster und in der Kirche St. Damian bei Assisi und in der Kirche St. Chiara in Assisi.

St. Damian liegt etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde von Assisi entfernt. Kloster wie Kirche bietet dem Kunstliebhaber wenig, dem katholischen Pilger umsomehr. Ueber dem Eingange in's Kloster sahen wir eine Art Fresco-Gemälde, das unsere Aufmerksamkeit länger in Anspruch nahm. Das Gemälde stellt die hl. Clara vor, wie sie sich mit dem hl. Sakramente den Saracenen, welche die Mauern des Klosters St. Damian eben erstiegen, entgegenstellt, worauf diese Feinde des christlichen Namens in Folge eines Strafwunders Gottes geblendet herabstürzten. Wer das Leben der hl. Clara gelesen hat, kennt dieses wunderbare Ereigniß. Das Römische Brevier erzählt es mit folgenden Worten: „Als die Saracenen Assisi belagerten und es unternahmen, in Clara's Kloster einzudringen, da ließ sich die Kranke an die Pforte bringen und zugleich das Gefäß, worin das allerheiligste Sakrament des Altars eingeschlossen war, und dort betete sie: O Herr, gib nicht preis den wilden Thieren die Seelen, die dich lobpreisen, und beschütze deine Dienerinnen, die du mit deinem kostbaren Blute erkaufst hast. Während sie so betete, vernahm man diese Stimme: Ich werde euch stets beschützen. Von den Saracenen aber ergriff ein Theil die Flucht, der andere Theil, der die Mauern erstiegen, stürzte geblendet jählings hinab.“ Es waren das die Saracenen, welche im Heere des kirchenfeindlichen Kaisers Friedrich II. dienten, wie ich bereits früher (unter Bologna Seite 45) mitgetheilt. Zum Andenken an dieses Wunder, welches St. Damian und Assisi aus der Gewalt der Saracenen rettete, wird die hl. Clara mit der Monstranz in den Händen abgebildet, wie z. B. auf dem ergreifend schönen Bilde in der herrlichen Pfarrkirche zu H ö r d e, deren Patronin die hl. Mutter Clara ist. Wir standen an eben der Stelle, wo sich dieses Wunder vollzogen, und betrachteten das Gemälde, welches dasselbe darstellt. Das Gemälde befindet sich gerade an der Stelle, wo die hl. Clara sich den Saracenen mit dem hl. Sakramente im Ciborium zeigte. Die Thüre von damals ist nämlich zugemauert und die Wand dort mit diesem Gedenk-bilde geziert worden. Mein lieber Freund S. in G. hat das in Rede stehende Wunder gar lieblich in



einem Gedichte besungen, daß ich mit seiner Erlaubniß hierhersetzen lasse.

Sancta Clara.

Krank in ihrer Zelle  
Sag die Mutter Clara gottergeben.  
Horch! was tobet an den Klosterschranken?  
Was durchheilt die Gänge zu der Kranken?  
Von dem Lager will sie sich erheben —  
Sieh! da stürzen todtenbleich  
Schon heran die Schwestern allzugleich.

Hilf uns, Mutter, Mutter!  
Feinde stürmen draußen an den Mauern;  
Heiden sind es, Mohren, Saracenen!  
Hilf! wir sind verloren! Und mit Thränen,  
Mit bedrohter Unschuld Todesschauern  
Drängen sie sich um sie her.  
O, wie ward ihr da das Herz so schwer!

„Kinder!“ sprach sie leise,  
„Wer ist dann, der helfe und errette  
Außer Jesus? Kommet zum Altare!  
Fleht zum Heiland, daß er uns bewahre!“  
Und sie halfen ihr von ihrem Bette;  
Zum Altare eilt der Zug. —  
Ach, es wird der Kranken schwer genug.

Was begehrt die Heil'ge,  
Da sie angelangt am heil'gen Orte?  
Sieh den Kelch von lichtem Elfenbeine  
Läßt sie nehmen aus des Altars Schreine  
Und hintragen zu der Klosterpforte;  
Folget nach und knieet hin  
Vor dem Herrn, die treue Dienerin.

„Herr! kannst du's ansehen,  
Daß wir all zu Schanden werden heute?  
O, so hilf dem Schifflein in den Wogen!  
Die in deiner Liebe ich erzogen,  
Gib sie wilden Thieren nicht zur Beute!  
Haben wir denn andre Wehr,  
Als dein Herz in diesem Kelch, o Herr?“



Da tönt eine Stimme:

„Stets seid ihr in meinem heil'gen Schutze!“ —  
Sah man je den Mohr in seinem Grimme,  
Daß er schreckte sich vor einer Stimme,  
Daß vor einer kranken Frau er stuhe?  
Aber hier fürwahr geschieht's;  
Ja, ihm stockt die Welle des Geblüts.

Wie sie jählings fallen!

Von der Mauer treibt sie Angst und Schrecken  
Rückwärts wie vom Sturm gepeitschte Fluthen;  
Und sie stürzen, daß sie schweigen, bluten.  
Wer hat euch denn was gethan, ihr Kecken?  
Nicht begreift's ihr blinder Geist —  
Clara dankgerührt den Heiland preist.

Wir traten sodann in das Klosterlein. Dasselbe wird von Franciscaner-Mönchen bewohnt, da die Clarissen nicht lange nach dem Tode der hl. Clara in das große Kloster übergesiedelt sind, welches man für sie gleichzeitig mit der schönen Kirche St. Chiara in der Stadt gebaut hatte. In diese Kirche wurde auch der Leib der hl. Clara übertragen. Gleichwohl erinnert in St. Damian auch jetzt noch Alles an die hl. Clara. Ein Franciscaner-Pater zeigte uns in zukommendster Weise alle Merkwürdigkeiten. Die Kirche ist noch fast ganz im alten Zustande, wie sie zur Zeit der hl. Clara war. Das elfenbeinerne Ciborium, welches inwendig eine silberne Capfel enthält, dasselbe Ciborium, welches die hl. Clara mit dem hl. Sacramente an die Kirchenthüre tragen ließ zur Abwehr der Saracenen, wird in dem ersten Altare links vom Eingange aufbewahrt. Der Pater zeigte es uns. Dort befindet sich auch das Brevier der Heiligen, ferner ein Stück von einem jener Brode, denen einst St. Clara durch ihren Segen das Zeichen des hl. Kreuzes eindrückte; ebenso das Glöcklein, womit die Heilige ihren geistlichen Töchtern das Zeichen zu den frommen Uebungen gab. Rechts im Kirchlein ist ein vom Volke sehr verehrtes Crucifix von einem Franciscaner geschnitten. Dasselbe zeigt einen dreifach verschiedenen Gesichtsausdruck, jenachdem man es von den Seiten oder von vorne betrachtet: als sprechend, als sterbend und als gestorben. — Im Kloster St. Damian sind die



Chorstühle und die Thüren im Chore noch ganz dieselben wie zur Zeit der hl. Clara. Auch die Tische im Speisesaale sind noch die nämlichen. Im Dormitorium (Schlaffsaale) wurde uns der Ort gezeigt, wo einst das Kranken- und Sterbebett der hl. Clara gestanden, ferner die jetzt vermauerte Thür, an deren Außenseite das oben erwähnte Gemälde sich befindet. — Der Leser sieht, wie ehrwürdig das arme Klosterlein und Kirchlein von St. Damian ist, und wird es begreifen, wie uns dort ein frommer Hauch aus der Zeit der Heiligen anzuwehen schien.

In St. Damian war es auch, wo einst das wunderbare Crucifix zu Franciscus sprach: „Gehe, Franciscus, und stelle mein Haus her, welches zu fallen droht.“ Dieses Crucifix, — nicht mit dem vorhin erwähnten zu verwechseln — wurde bei Uebersiedelung der Clarissen in die Stadt mitgenommen, und befindet sich dort in der Kapelle des Clarissenklosters neben der St. Clara-Kirche, wo wir es gesehen haben. Der Leib der hl. Clara ruhte von 1260 an unter dem Hochaltare der Kirche St. Chiara in Assisi. Im Jahre 1872 wurde er in der neugebauten prachtvollen Gruft dieser Kirche beigesetzt, nachdem er zuvor in feierlicher Prozeßion durch die Stadt getragen worden war. Wir haben Kirche und Gruft besucht, den Leib der Heiligen gesehen und vor ihm gebetet — ich, nebenbei bemerkt, noch ein speciellcs Vater unser für S ö r d e und ihre dortigen Schutzbefohlenen, daß sie ihnen allen das heiligste Kleinod des katholischen Glaubens in mütterlicher Liebe bewahren wolle. In der Kirche der Heiligen zu Assisi war ein Gebet zu ihr angeschlagen, das ich mir abgeschrieben habe. Ich theile es hier in wörtlicher Uebersetzung mit für alle frommen Verehrer der heiligen Clara, speciell als ein Andenken von Assisi für die S ö r d e r Schutzbefohlenen der hl. Clara:

„Glorreiche hl. Clara! Du wunderbare Nachahmerin der außerordentlichen Tugenden des hl. Franciscus, den du als Vater deiner Seele betrachtest: nimmst uns, die wir auf dich vertrauen, unter deinen Schutzmantel, die du so mächtig bist, uns vom Himmel aus, wo du als geliebte und triumphirende Braut thronest, zu helfen wider die Feinde, welche unsere Seelen belagern. Wende dich gegen dieselben mit jenem gebieterischen Acte, womit du von dieser Stadt und deinem armen Kloster ein Heer von Saracenen vertrieben



hast, und hingewandt zum sacramentalen Jesus, sprich wie einst zum Schutze deiner Jungfrauen, so jetzt zu unsern Gunsten: „Herr, gib nicht preis den wilden Thieren die Seelen, die dich anbeten und lobpreisen!“

Vater unser. Ave Maria.

30.

Bald nach uns traf auch der Venetianische Priester, der nach mir am Grabe des hl. Franciscus celebrirt, in St. Damian ein. Er ging, nachdem wir die schon erwähnten Merkwürdigkeiten an dieser denkwürdigen Stätte gesehen, mit uns nach Assisi zurück. Unsere Unterhaltung miteinander bezog sich auf den preußischen Culturkampf, das stehende Thema bei dem Zusammentreffen mit fremden Priestern, sobald sie vernommen, wir seien Prussiani. Wir preußischen Pilger hatten in der That Grund, vor selbstgefälligen Gedanken auf der Hut zu sein. So oft mein Reisegefährte oder ich die zwei Worte Sono Prussiano — Ich bin ein Preuße — ausgesprochen, wurden wir als halbe Märtyrer, mindestens als ganze Bekenner ehrfurchtsvoll betrachtet. Bekanntlich fängt auch das Preußenlied — nicht mit unserer via England den Franzosen entlehnten Nationalhymne: „Heil Dir im Siegerfranz“ zu verwechseln — mit denselben Worten an: „Ich bin ein Preuße.“ Ueber dieses Preußenlied „himmelte“ der geniale Bismarckanbeter Dr. Rudolph Schülze i. J. 1872 wörtlich: „Als Gott Licht und Finsterniß angesichts der himmlischen und höllischen Heerschaaren geschieden hatte, klang durch den Weltenraum den Engeln zur Freude, den Teufeln zum Aerger: Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“ So hoch hinauf datire ich nun allerdings das Preußenlied nicht — mein Gehirn ist Gott Lob! normal gebaut und auch in der italienischen Sonne nicht „verbrannt“ — ich kenne das Grab des Verfassers dieses Liedes, des ehemaligen Gymnasialdirectors Thiersch in Dortmund (emeritirt gestorben zu Bonn am 1. Sept. 1855), wie ich den Ursprung unserer Nationalfarben aus dem römisch-katholischen Ordenskleide des Deutschordens kenne, die der Hochmeister Albrecht bei seinem Uebertritte zum Protestantismus beibehalten. — auch den poetischen Werth des Preußenliedes konnte ich, seitdem ich urtheilsfähig geworden, nicht besonders hoch taxiren: aber



das muß ich gestehen: die Worte „Ich bin ein Preuße“ waren auf unserer italienischen Reise von ganz besonderer Wirkung und Bedeutung; sie verschafften uns die größte Aufmerksamkeit, den größten Respect, ähnlich wie einst dem Apostel Paulus die Worte: *Civis Romanus sum* — Ich bin ein römischer Bürger! So schaute denn auch der kleine venetianische Priester ehrfurchtsvoll an meinem lieben Reisegefährten empor, als sich dieser mit einem volltönenden, in tiefem Basse gesprochenen: „*Io sono Prussiano*“ vorgestellt hatte. Und dann erging sich der Italiener in Lobeserhebungen über die Haltung der preußischen Katholiken. Ich erinnere mich genau, womit er anfang: es waren die so oft gehörten Worte: *Spectaculum facti estis mundo et angelis et hominibus*: „Ihr seid ein Schauspiel geworden für die Welt, für die Engel und Menschen“ — welche Worte des Apostels bekanntlich einst Gregor XVI. auf den gefangenen Bekenner Clemens August, Erzbischof von Köln, anwandte. Wir lehnten natürlich alle Beziehung dieser Worte auf unsere Person ab, da wir bloß „gesperret“ seien; aber auf unsere Bischöfe und die gesamte Haltung unseres katholischen Volkes und seiner Priester ließen wir die Worte mit Recht angewandt sein. Unsere „Culturfampf“-Unterhaltung dauerte bis nach Assisi, wo das Stadthor *Porta nuova* unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Ueber demselben steht der Segen, den der hl. Franciscus über seine Vaterstadt gesprochen, worin er sie auch glücklich gepriesen, daß durch sie viele Seelen gerettet, und in ihr selbst viele würden auserwählt werden. Das Kreuz vor diesem Thore hat der hl. Leonard von Porto-Maurizio aufgerichtet. — Gegen 11 Uhr waren wir bei unsern guten Gastgebern *Almoni* wieder angelangt. Wir speisten rasch zu Mittag, um dann sofort abzureisen. Unsere Zeit drängte; wir mußten an demselben Tage noch Voreto erreichen und hatten die so ehrwürdige Wiege der Ordensfamilie des hl. Franciscus, *Portiuncula*, noch nicht besucht. Da *Portiuncula* nahe beim Bahnhofe liegt, so wollten wir so früh aus der Stadt abfahren, daß wir uns noch eine Stunde in *Portiuncula* aufhalten konnten. Wir bezahlten unsere kleine Rechnung, trugen unsere Namen in die Fremdenliste ein und verabschiedeten uns mit einem von Herzen kommenden *Adio, a rivedervi* — Gott befohlen! Auf Wiedersehen! —



von unsern guten Gastgebern. Gerne hätten wir noch den Sacro Eremo delle Carceri — die hl. Einöde zu den Kerkeru etwa  $\frac{3}{4}$  Stunden von Assisi, besucht, einen Lieblingsaufenthaltsort des hl. Franciscus, aber unsere Zeit war zu kurz bemessen. Wir mußten dieses für einen spätern Besuch aufschieben. Bald saßen wir im Omnibus und rasch ging es zum Berge hinunter, an der Grabkirche des hl. Franciscus vorbei in der Richtung nach — Portiuncula.

## 31.

Wer kennt das Leben des hl. Franciscus und kennt nicht das Kirchlein „Maria von den Engeln“ oder Portiuncula, jenes kleine Kirchlein in der Ebene von Assisi, das einst von den Benedictinern dem hl. Franciscus überlassen wurde? Franciscus liebte dieses arme Kirchlein vor allen anderen, stellte es durch Almosen wieder her und nannte es mit inniger Zärtlichkeit seine portiuncula, d. h. Antheilchen, Erbtheilchen. Er hatte ja auf sein reiches väterliches Erbe Verzicht geleistet und besaß nur dieses ihm geschenkte arme Kirchlein Maria von den Engeln: er nannte es also auch in dieser Hinsicht sehr passend „portiuncula“: An- oder Erbtheilchen. In diesem Kirchlein Portiuncula legte er den Grund zu seinem dreifachen Orden, hier verbrachte er Tage und Nächte im Gebete, hier gab er der hl. Clara das Ordenskleid, hier nahm er beständig neue Schüler auf, hier hielt er die Generalversammlungen seines Ordens, hier wurde ihm jener weltberühmte Portiuncula-Ablass von Christus bewilligt, den der Papst bestätigte und hier am 1. August 1223 durch sieben Bischöfe feierlich verkünden ließ. Bei dieser Gelegenheit consecrirten auch die sieben Bischöfe das Kirchlein Portiuncula. Von da an strömten alljährlich am 1. und 2. August Tausende von frommen Pilgern nach Portiuncula, um den Portiuncula-Ablass, der von der Vesper des 1. August bis zum Sonnenuntergange des 2. August gewonnen werden kann, für sich und die armen Seelen zu gewinnen. So ist es auch noch jetzt. Da das kleine Portiuncula-Kirchlein — jetzt um- und überbaut von einem großartigen Dome — nicht einmal hundert Menschen fassen kann,



so bilden die Pilger am Portiuncula-Ablassfeste eine endlose Procession und ziehen unter Gebet durch das Kirchlein, indem sie bei der untern Thür eintreten und oben aus einer Seitenthür wieder hinausgehen. Diese Procession beginnt mit der Vesper des 1. August, sobald die große Glocke des Sacro Convento in Assisi, wo der Leib des hl. Franciscus ruht, das Zeichen gibt, und dauert die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag hindurch ununterbrochen fort. Anfangs konnte dieser Portiuncula-Ablass nur in dem Portiuncula-Kirchlein selbst gewonnen werden; im Jahre 1622 aber hat Papst Gregor XV. denselben auf sämtliche Kirchen aller drei Orden des hl. Franciscus ausgedehnt. So wurde denn auch alljährlich in unserer trauten Franciscaner-Kirche zu Baderborn das Portiuncula-Ablassfest unter größter Betheiligung von Seiten der Stadt und Umgegend begangen. Tausende von frommen Katholiken wohnten dem erhebenden Gottesdienste der guten Söhne des hl. Franciscus bei, empfingen die hl. Sakramente der Buße und des Altares und durchzogen dann processionsweise die festlich geschmückte Ordenskirche, immer und immer wieder die Ablassgebete verrichtend, um den vollkommenen Portiuncula-Ablass einmal für sich und dann noch möglichst oft für die armen Seelen im Fegfeuer zu gewinnen. Nächst dem Feste des hl. Viborius sah Baderborn nie so viele Pilger in seinen Mauern als auf Portiuncula. Von Unordnung keine Spur, keine Verkehrs- oder Geschäftsstörung (unsere Geschäftsleute, Christen wie Juden dürften sagen: Ganz im Gegentheil!): fromme Sammlung lag auf dem Antlitz der Pilger. Ich spreche hier aus eigener Erfahrung, da ich mehr als einmal vor den vielen tausend Besuchern die Festpredigt gehalten und mit ihnen die Ablassgänge verrichtet habe.

So war es bis zum 1. August des Culturjahres 1875, wo, nicht lange nach dem Erlaß des „Klostergesetzes“, unsere traute liebliche Baderborner Franciscaner-Kirche gerade am Portage von Portiuncula polizeilich geschlossen wurde. Wie schmerzlich dieses Ereigniß ein katholisches Herz ergriffen, weiß ich wieder aus eigener Erfahrung. Ach, der Culturfampf! Gerade vor Vibori 1872 wurde die Jesuitenkapelle geschlossen — gerade vor Portiuncula 1875 die Franciscaner-Kirche! Solche Daten vergessen sich schwer.



Wir haben als Katholiken Alles geduldig zu ertragen und keine Gewalt entgegenzusetzen — aber trotzdem und alledem blutet ein katholisches Herz — und das Auge thränet zu Gott in tiefem, stummem Schmerze. Und wie groß unser Schmerz gewesen und wie tief unsere Trauer, das wird sich offenbaren am Tage, wo der Culturfampf zu Grabe getragen wird. Wenn dann unsere guten, guten und unvergeßlichen Patres Jesuiten und Franciscaner mit unserm und ihrem Bischofe wieder in die Stadt des hl. Liborius einziehen, dann werden Freudenthränen fließen und Jubellieder laut erschallen. Und wenn dann die lieblichen Glöcklein der wieder geöffnieten trauten Franciscaner-Kirche ertönen und wieder einladen zum Portiuncula-Feste — ja dann möchte ich die Festpredigt halten. Ist mir doch das Portiuncula-Fest, seitdem ich im Kirchlein Portiuncula bei Nissi gekniet, besonders ehrwürdig.

Wolle mir der geneigte Leser jetzt das Geleit geben zum Besuche des Kirchleins Portiuncula. Gegen Mittag bereits hatten wir Portiuncula erreicht. Gleichzeitig mit uns traf eine größere Anzahl französischer und belgischer Priester dort ein. Ein Franciscaner-Pater aus dem Kloster bei Portiuncula empfing uns aufs Freundlichste und führte uns in die große herrliche Kirche, die sich domartig über dem ursprünglichen Kirchlein Portiuncula wölbt. Es war uns natürlich weniger um diese große Wallfahrtskirche zu thun, als um das denkwürdige ursprüngliche kleine Kirchlein Portiuncula. Dasselbe steht in der großen Kirche gerade unter der majestätischen Kuppel frei da, ähnlich wie zu Loreto das hl. Haus. Es zeigt noch die ursprünglichen Mauern wie zur Zeit des hl. Franciscus. Ein schönes Gemälde von Overbeck, die Verleihung des großen Portiuncula-Ablasses durch Christum darstellend, schmückt die Vorderseite. Ueber dem Eingange stehen die Worte: „Haec est porta vitae aeternae — das ist die Thüre zum ewigen Leben.“ Wir traten ehrfurchtsvoll ein und warfen uns auf die Kniee an der so geheiligten Stätte. „Das ist das ursprüngliche Portiuncula-Kirchlein“, sagte der Pater, „hier erhielt der heilige Vater Franciscus jenen vollkommenen (Portiuncula-)Ablass.“ Nachdem wir einige Zeit betend in dem ehrwürdigen Kirchlein verweilt hatten, führte uns der Pater weiter rechts zu einer Kapelle, die zwischen Portiuncula und der Sacristei liegt.



In questo luogo S. Francesco è morto — „an dieser Stelle ist der hl. Franciscus gestorben“, sagte der Vater feierlich, auf den Boden der Kapelle hinweisend, und wir Pilger beugten sofort das Knie zum Gebete an der hl. Stätte, von der sich einst die reine Seele des Heiligen zum Himmel emporschwang. „Als er sich dem Tode nahe fühlte“ — sagt der fromme und gelehrte König Johann von Sachsen in seiner „Lebensbeschreibung des hl. Franz v. Assisi“ — „ließ er sich nach seiner geliebten Portiuncula bringen. Hier lag er am Boden auf einem härenen Gewande und ließ sich mit Asche bestreuen, weil er bald Erde und Asche werden sollte . . . .“ Darauf ermahnte er die um ihn versammelten Brüder, in der Geduld, der Armuth und dem Glauben der Römischen Kirche zu verharren . . . So gehabt euch denn wohl, sprach er, in der Furcht Gottes und verharret in derselben, und weil eine künftige Versuchung und Bedrängniß naht, glücklich der, der in dieser ausdauert. Ich aber eile zum Herrn, dessen Gnade ich euch Alle empfehle. Dann ließ er sich das Evangelium Johannes: „Vor dem Feste aber der Ostern u. s. w.“ vorlesen und sang mit großer Anstrengung den Psalm: *Voco mea ad Dominum clamavi* bis zu Ende, worauf er verschied, am 4. October 1226.“ Wie dieser Psalm 141 auf den hl. Franciscus und auf die Stätte seines Todes so überaus schön paßt! *Tu es spes mea, portio mea in terra viventium* — „Du bist meine Hoffnung, du mein Theil im Lande der Lebendigen“ — rief der Heilige darin zu Gott; statt der *portiuncula* — dem Theilchen, dem Erbtheilchen — hienieden, harret seiner die *portio* — der Theil, der volle Erbtheil — dort oben. Der Priester betet diesen Psalm in der Vesper des Freitags — und wer einmal an der Stätte gekniet hat, wo der sterbende Franciscus diesen Psalm gebetet, wird ihn von da an mit besonderer Andacht beten.

Nachdem uns dann der freundliche Franciscaner-Vater noch auf ein Bild, und zwar eine getreue Abbildung des hl. Ordensstifters, aufmerksam gemacht hatte, führte er uns zu dem zwischen der Sacristei und dem Kloster gelegenen inneren Garten. Es ist das der Ort, wo sich einst der heil. Franciscus, um eine Versuchung zu dämpfen, in den Dornen wälzte. Das Dornesträuch wurde dann nach der frommen Legende zu Rosenstöcken, welche noch fortleben. Den Pilgern



werden Blätter von diesen Rosenstöcken als Andenken bereitwilligst geschenkt.

So viel über unsern Besuch in Portiuncula.

### 32.

Gegen 1 Uhr Nachmittags waren wir mit unserm Besuche der Portiuncula-Kirche bei Assisi zu Ende. Wir eilten dann zum nahegelegenen Bahnhofe, auf dem bald der Zug einlief, der uns von Assisi weiter trug, zunächst bis Foligno. Der Abschied von Assisi wurde uns schwer. Lange schauten wir noch aus dem Fenster unseres Eisenbahnwagens zurück nach Portiuncula und der Stadt Assisi auf der lieblichen Bergeshöh. Der katholische Leser begreift dies; knüpfen sich ja an Assisi so viele Erinnerungen, die es dem Katholiken zu einer Hauptstation auf der Reise durch Italien machen. Für den liberalen gewöhnlichen Touristen ist dort „nichts los“, drum ist es auf dem Eisenbahnfahrplane auch Nebenstation. Was sollte sich auch die Klasse von „Liberalen“ und „Gebildeten“ für Assisi interessieren, das ja bloß durch religiöse Momente Bedeutung hat? Um so etwas kümmert sich kein „liberaler Gebildeter“, und deshalb sieht es denn auch im Kopfe dieser Menschensorte in dieser Hinsicht so interessant aus. Man frage z. B., was Portiuncula sei — und ich wette unter allen „Gelehrten“ der Bildungsvereine ist nicht Einer, der diese Frage beantworten könnte. Ein „Bildungsman“ würde sich darüber etwa Belehrung holen aus dem in 6 Auflagen weitverbreiteten „Verdeutschungswörterbuch“ von Henke, weiland hochgelehrtem „Mitgliede der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache“; denn so ein Mann ist ihm Auctorität. Er schlägt also das genannte Buch auf und dort heißt es wörtlich: „Portiuncula, ein kleiner Theil, Theilchen; auch eine erdichtete Heilige bei den Katholiken.“ Jetzt weiß der „Gebildete“ genug: Portiuncula ist „eine erdichtete Heilige“ — also kein Kirchlein bei Assisi, wenn es dort auch seit mehr als 600 Jahren steht, nein, es ist eine „Heilige“, dazu „erdichtet“ von dem „gelehrten“ Henke! Hut ab vor solcher Wissenschaft! Ähnliche Belehrung findet der „Gebildete“



in seiner Lectüre. In „Ueber Land und Meer“ liest er, daß bei dem Versehen eines Kranken „der Knabe — der Meßdiener — die Monstranz trägt“. Gut ab! In dem Feuilleton der „Kölnischen Zeitung“ wird erzählt, daß des Abends feierliches Seelenamt gehalten worden. Gut ab! Eben dort erfährt er, daß die Unfehlbarkeit des Papstes gleichbedeutend sei mit „Sündenlosigkeit“ und „Gottgleichheit.“ Peter Reichenperger nennt das allerdings in seiner Schrift „Kulturkampf“ (S. 19) eine „maßlose Unwissenheit zur Schmach der Gegenwart“; wir sagen: Gut ab! Jedes katholische Kind weiß, daß die Engel pure Geister sind, und daß deren Abbildung mit Flügeln ihre Schnelligkeit, Gottes Botschaft auszurichten, bedeutet; der „Gebildete“ aber liest bei Prof. Virchow in Berlin, die katholische Kirche lehre als Dogma, die Engel hätten wirkliche Flügel — und er glaubt's. Gut ab! Von Prof. Plöz in Berlin lernt der „Gebildete“, das Viaticum oder die hl. Wegzehrung sei „die letzte Delung“. Gut ab! Es geht halt nichts über „Berliner Wissenschaft“ — und darum begreift es sich, daß die freimaurerischen Bildungsvereine sich von Berlin den Thron kommen lassen für ihre hellleuchtende Bildungs Lampe. Probatum est.

Nicht ohne tiefen Grund nennt man Assisi das „seraphische Jerusalem“, und noch zutreffender kann man Loreto das europäische Nazareth nennen. Wir befinden uns also jetzt, wo wir von Assisi nach Loreto reisen, gleichsam auf einer Wallfahrt von Jerusalem nach Nazareth. Manchen unserer Leser ist ohne Zweifel die „Andacht der geistlichen Reise zur Mutter Gottes von Loreto“ bekannt. Sie ist eine sinnreiche Erfindung jener von Liebe zu Maria entzündeten Seelen, welche nicht persönlich in dem hl. Hause der Gottesmutter zu Loreto ihre Gebete niederlegen können und sich doch so gerne dem großen Chore lauretanischer Wallfahrer anschließen möchten. Solche Pilger im Geiste machen die Reise nach Loreto bekanntlich in folgender Weise: Am Tage Mariä Himmelfahrt (15. Aug.) beichten und communiciren sie und beginnen damit ihre geistliche Reise. Auf derselben beten sie dann täglich die lauretanische Litanei und 25 Ave Maria. Nach 25 Tagen, also am Feste Mariä Geburt (8. Sept.), kommen sie dann im Geiste zu Loreto an, beichten und communiciren wieder an diesem Tage der heiligen Jungfrau,



bleiben geistiger Weise auch den folgenden Tag noch in Loreto und betrachten mit besonderer Andacht die an das hl. Haus sich knüpfenden Geheimnisse. Am dritten Tage, also am 10. Sept., reisen sie im Geiste von Loreto nach Hause zurück und beten auf der Rückreise wieder täglich die lauretanische Litanei nebst den 25 Ave Maria. Nach 25 Tagen, also am Feste des hl. Vaters Franciscus (4. Oct.), sind sie wieder in der Heimath angelangt und empfangen an diesem Tage zur Dankagung für die gnadenreiche geistliche Wallfahrt zum dritten Male die hl. Sakramente. (Vergl. das schöne Büchlein: Die Mutter Gottes von Loreto. Paderborn bei F. Schöningh 1852. S. 50 f.) Wenn das so ein gottvergessener „liberaler Gebildeter“ läse, dann würde er in neuer Wuth räsonniren; ich aber würde einfach an den tiefen Ausspruch des gottseligen Thomas von Kempen denken, — er steht gleich im 2. Kapitel des 1. Buches: „Wahrlich, besser ist ein demüthiger Landmann, der Gott dient, als ein stolzer Weltweiser, der den Lauf der Gestirne betrachtet und darüber sich selbst vernachlässigt.“ Laß dich also nicht beirren, lieber katholischer Leser, durch „liberales“ Gewäsch — es ist eitel Spülwasser! — halte im Geiste deine Reise nach Loreto und bete dabei für alle Ungläubigen. Ich hoffe, meine Mittheilungen über den Gnadenort Loreto werden dich zur „geistlichen Reise“ dorthin neu anspornen. Mir war es vergönnt, in Wirklichkeit nach Loreto zu wallfahrten, und dann macht man in Zukunft die geistliche Reise um so lieber. Für diejenigen Leser, die nach mir persönlich den Weg machen wollen, will ich zunächst die Reiseroute von Assisi nach Loreto kurz angeben.

Wir ließen unser Rundreisebillet auf dem Bahnhofe Assisi „nach Foligno stempeln“ (bollare per Foligno) und fuhren dann mit dem Zuge gegen 1/22 Uhr Nachmittags von Assisi ab. Foligno ist Hauptstation auf der Strecke Florenz-Rom. Hier treffen auch die Bahnlinien von Florenz und Ancona zusammen. Da das Rundreisebillet Ancona und das bei Ancona liegende Loreto nicht enthält, so mußten wir in Foligno ein besonderes Billet nach Ancona lösen (un biglietto della seconda classe per Ancona); in Ancona ist längerer Aufenthalt und dort nimmt man ein neues Billet nach Loreto. Von Loreto geht's dann später wieder zurück über Ancona nach Foligno, und dann läßt man in Foligno das nun wieder



geltende Rundreisebillet „nach Rom“ stempeln (per Roma). Soviel zur Orientirung für solche Leser, die nach uns dieselbe Tour zu machen gedenken.

Was soll ich meinem Leser nun mittheilen über den Weg von Foligno nach Ancona-Loreto? Ich will keine Naturschilderung entwerfen, ich will statt dessen daran erinnern, daß dieser Weg uns durch die am 17. Dec. 1860 von den Piemontesen annectirten Provinzen des Kirchenstaates, Umbrien und die Marken, führt. Wie mancher Hügel, an dem uns der Eisenbahnzug rasch vorbeiträgt, ist hier im Sept. des Jahres 1860 vom Blute der heldenmüthigen päpstlichen Zuaven geröthet worden! Sardinische Agenten hatten Umbrien und die Marken aufgewühlt, und als nun der edle General La Moricière mit seinen Zuaven dorthin geeilt war zum Schutze der weltlichen Herrschaft des hl. Vaters, da sandte Victor Emmanuel, der sogen. König-„Ehrenmann“, seine Truppen dorthin, um die päpstlichen Soldaten zu erdrücken — 50,000 Piemontesen gegen 2500 päpstliche Zuaven! König Victor Emmanuel, der bekanntlich amtlich nie die Unwahrheit gesagt (!), schrieb damals wörtlich an den Kaiser Napoleon III. (den Gott inzwischen gerichtet hat): „Ich lasse meine Truppen in Umbrien und in die Marken einrücken, um die bedrohte Ordnung wiederherzustellen, ohne aber die Auctorität des Papstes im Geringsten zu gefährden; es liegt mir im Gegentheil sehr am Herzen, den hl. Vater und seine weltliche Macht gegen die Ueberstürzungen und Mißgriffe der Freischaaren zu schützen.“ Acht Tage später war die Schlacht bei Castelfidardo (gegenüber und dicht bei Loreto), wo die kleine Armee La Moricière's nach heldenmüthigstem Kampfe von den Piemontesen aufgerieben wurde — und die Welt war jetzt im Reinen über die eben mitgetheilten Worte eines Victor Emmanuel. Wir machen also jetzt, lieber Leser, eben jenen Weg von Foligno nach Loreto, den vor gerade 15 Jahren die päpstlichen Zuaven mühsam zu Fuße zurücklegten, um dem Geldentode entgegenzugehen. Wer von unsern Lesern das schöne Buch „Deric, der päpstliche Zuave, von Bresciani“ besitzt, wolle das XII. Capitel vergleichen; dort findet er die beste Schilderung dieses Weges. Dort findet er auch das schöne Lied: „Gesang der päpstlichen Zuaven“, das sich auf die Gegend bezieht, die wir jetzt durchheilen. Das



Lied soll hier Aufnahme finden, weil es eben feins von jenen Soldatenliedern ist, wie wir sie (in Preußen) haben. Es lautet:

Gesang der päpstlichen Zuaven.

Auf den Apenninen steht  
Lieblich leuchtend die Kapelle,  
Und ihr Glöcklein silberhelle  
Ruft die Pilger zum Gebet.

Vim him him!

Und das Echo schallt von Fern

Vim him him!

Schwer bepackt, 's Gewehr im Arm,  
Zieh ich hin mit frischem Muth, e,  
Denke, wie daheim die gute  
Mutter steht in stillem Harm.

Vim him him!

Horch, da kracht's! Die Kugel spielt!  
Herz, du pochst zu höh'rer Feier.  
Leget an 's Gewehr und — Feuer!  
Bravo! das war gut gezielt.

Vim him him!

Mit dem Bajonett voran!  
Lang und blutig ist das Ringen,  
Eins gen zehn! Es muß gelingen.  
Ihr Zuaven kühn voran!

Vim him him!

Doch der Abend zieht heran!  
Ach, wo sind sie hin, die Braven?  
Lieber sterben doch, als Sklaven,  
Wohl, der Himmel nahm sie auf.

Vim him him!

In den Himmel, sel'ges Loos!

Vim him him!



## 33.

Gegen Abend lief unser Zug auf dem Bahnhofe *Ancona* ein. Mit uns stieg eine große Zahl französischer Priester aus, deren Ziel wie das unsrige Loreto war. Wir hatten sie zum Theil schon in *Portiuncula* gesehen. Mit uns in demselben Wagen hatten vier Ungarn, nämlich ein Domherr, ein Franciscaner-Guardian und zwei Doctoren der Medicin, die Strecke *Foligno-Ancona* zurückgelegt. Wir hatten diese lebenswürdigen Herren schon in *Padua* kennen gelernt und freuten uns, sie in *Foligno* wieder zu treffen und in ihrer Gesellschaft die Reise nach Loreto machen zu können. Wir schlossen als Ultramontane bald innige Freundschaft und blieben nunmehr Reisegenossen auf dem ganzen Wege durch Italien. Der biedere Charakter dieser Herren sprach uns ungemein an. Mein College hielt sich aus naheliegenden Gründen mehr zu dem Domherrn; ich schloß mich mehr dem Franciscaner und namentlich den beiden Doctoren an. Zwei ultramontane Doctoren der Medicin kamen mir als eine nicht zu häufige „Begebenheit“ vor. Da wir in *Ancona* mehrere Stunden Aufenthalt hatten, gaben wir unsere Reisekoffer in's *Despositorio* zur Aufbewahrung und gingen in die Stadt. *Ancona* ist eine recht ansehnliche und sehenswürdige Stadt von ungefähr 40,000 Einwohnern. Sie liegt unmittelbar am adriatischen Meere auf einer vorspringenden Ecke, die gleichsam einen Ellenbogen (griechisch: *ancon*) bildet, woher ihr Name *Ancona*. Sie ist dorischen Ursprungs und wurde später durch Syrakusier, die vor „Dionys dem Tyrannen“ flüchteten, erweitert: die einzige griechische Colonie in Mittelitalien. Durch Kaiser Trajan (gest. 117 n. Ch.) wurde sie ein blühender Handelsplatz am adriatischen Meere. Der schöne Hafen ist durch einen Damm von 2000 Fuß Länge und 1000 Fuß Breite geschützt; der Ehrenbogen aus weißem Marmor, den Trajan am Hafen errichten ließ, ist noch in seinen Ruinen großartig. Was den katholischen Besucher *Ancona's* traurig stimmt, ist die Erinnerung, daß die Piemontesen diese Stadt „annectirt“ haben. Nach der Schlacht bei *Castelfidardo* wurde der päpstliche General *La Moricière* nach *Ancona* zurückgedrängt. Nach zweitägiger Beschießung durch die Piemontesen mußte die Stadt capituliren, am 29. September 1860. Soviel



in Kürze über Ancona. Noch sei für unsere Leser bemerkt, daß nicht weit von Ancona — in der Richtung nach Venedig — an der Küste des adriatischen Meeres Sinigaglia liegt, die Heimath unseres glorreich regierenden Papstes Pius IX., wo er am 13. Mai 1792 das Licht der Welt erblickte.

Gegen 10 Uhr Abends trafen wir wieder auf dem Bahnhofe Ancona ein. Es war ein herrlicher italienischer Abend, der uns die überstandene Hitze des Tages versüßte. Etwas nach  $\frac{1}{2}$  11 Uhr ging der Zug nach Loreto ab — der schönen Küste rechts entlang. Wie wir gespannt waren auf den ersten Anblick des denkwürdigen Hügels, der das hl. Haus trägt! Siehe da — nach etwas mehr als halbstündiger Fahrt machte die Bahn eine Biegung — und vor uns auf einer kegelförmigen Anhöhe erblickten wir durch die sternenhelle Nacht den großen Dom von Loreto mit seiner majestätischen Kuppel, die sich über dem hl. Hause wölbt. Alles drängte sich an die Wagenfenster der rechten Seite — wir Deutschen und Ungarn blickten in stiller Verehrung empor, die lebhaften Franzosen begrüßten die hl. Stätte droben mit lautem Jubel. — Bald war der Bahnhof Loreto erreicht. Ein Schwarm von Vetturini (Droschkenkutschern) bot laut rufend ihren Dienst an. Wir wandten uns an den ersten besten „Muser im Streit“ und fragten, ob er Giuseppe Papi, Piazza della Madonna, wisse, und auf sein Sì, sì Signori stiegen wir ein, und nach wenigen Minuten waren wir bei Giuseppe Papi — an den uns P. Ignatius aus Padua empfohlen hatte — angelangt. Es war  $\frac{1}{2}$  12 Uhr Nachts. Wir begaben uns bald zur Ruhe. An solch ehrwürdigen Stätten kann man kaum den folgenden Morgen abwarten. Wir brauchten indeß in Loreto auch nicht lange zu warten. Schon vor 5 Uhr wurden wir durch das rege Leben und Wogen auf der Straße geweckt. Um 5 Uhr erscholl feierliches Glockengeläute von dem ganz nahegelegenen Dome des hl. Hauses. Es war Sonntag und zugleich das Namensfest Mariä. Wir legten unsern langen Priesterrock an und eilten durch die wogenden Schaaren der Wallfahrer der Santa Casa, dem hl. Hause, zu. Wir traten in den majestätischen Dom, der das hl. Haus von Nazareth umschließt. Es ist leicht zu finden: man braucht sich bloß den Pilgern anzuschließen, die durch den Dom hinziehen und



sich dann auf die Kniee werfen an den Stufen des hl. Hauses. Ich werde dasselbe später eingehend beschreiben. Für jetzt begnüge ich mich mit der Mittheilung, daß wir nach kurzer Begrüßung der hl. Stätte in die Sacristei eilten, um uns für die Feier der hl. Messe anzumelden. Wir ließen den Minoriten-Pater Bonaventura Diel, einen geborenen Rheinländer, an den uns wieder P. Ignatius gewiesen, aus dem Beichtstuhle rufen. Wie sich der gute Pater freute, zwei preussischen Landsleuten gefällig sein zu können! Wir drückten ihm unsern heißen Wunsch aus, in der Santa Casa das hl. Opfer zu feiern. Vierzehn fremde Priester waren bereits eingeschrieben für den Altar des hl. Hauses! Sie hatten indeß sehr frühe mit dem Celebriren begonnen, und so erhielten wir die frohe Aussicht, gegen 10 Uhr an die Reihe zu kommen. Wir legten zunächst bei P. Bonaventura unsere Beichte ab, und nachdem wir uns noch durch Gebet einige Stunden lang vorbereitet hatten, celebrirten wir, mein Freund Johannes um 10 Uhr, ich um 10 $\frac{1}{2}$  Uhr, die hl. Messe im hl. Hause zu Loreto, das einst wunderbar von Nazareth hierher übertragen worden.

## 34.

Was ist es denn, das uns Loreto so ehrwürdig macht? Was zieht seit fast sechs Jahrhunderten jene unabsehbaren Pilgerschaaren dorthin? Weshalb wallten eine hl. Brigitta, ein hl. Ignatius von Loyola, ein hl. Carl Borromäus, ein hl. Alloysius, ein hl. Franz von Sales, ein hl. Alphonsus von Liguori und so viele andere Heilige zu dem Vorbeerhügel am adriatischen Meere? Was lockt den Pilger dort Dankes- und Freudenthränen aus den Augen? Was läßt ihn in Loreto's Dome mit hl. Ehrfurcht niederknien, so fromm beten und so innig die hehre Jungfrau grüßen? Der fromme Glaube, daß die Santa Casa — das hl. Haus — in Loreto's Dom eben jenes heilige, wunderbar hierher übertragene Haus von Nazareth ist, in dem einst der Erzengel Gabriel die Gebenedeite unter den Weibern begrüßt, in dem der Eingeborene des Vaters durch den hl. Geist in Maria's reinstem Schooße Fleisch angenommen, in dem er mit Maria



und Joseph — ihnen in kindlichem Gehorsam unterthan — bis zum Beginne des öffentlichen Lehramtes in Demuth und Verborgenheit gewohnt hat. Dieser fromme Glaube hat im Laufe der Jahrhunderte mehr als hundertfünfzig Millionen Pilger zu der hl. Stätte von Loreto, zu diesem zweiten Nazareth, hingeführt. Aber ist das nicht etwa ein blinder Glaube? wird hier von dieser oder jener Seite gefragt werden. Geduld, lieber Freund, du sollst nicht blindlings glauben, du sollst die Gründe erfahren, worauf sich unser frommer Glaube bezüglich der Santa Casa in Loreto stützt. Zunächst bemerke ich für minder Unterrichtete, daß es sich hier um kein Dogma, um keinen Glaubenssatz der Kirche handelt: es handelt sich um die wunderbare Thatsache der Uebertragung des hl. Hauses von Nazareth nach Loreto und um die Gründe, die diese Thatsache verbürgen. An der Möglichkeit einer solchen Uebertragung durch Gott oder seine Engel kann und darf kein Christ zweifeln; die unfehlbar wahre hl. Schrift selbst berichtet ja solche wunderbare Uebertragungen. Bei Daniel (14, 32 ff.) lesen wir, wie ein Engel des Herrn den Propheten Habakuk in Judäa mit sammt der Speise, die er den Schnittern bringen wollte, bis nach Babylon zur Löwengrube hinträgt und ihn dann, nachdem er dem Daniel die Speise gereicht, sofort nach Judäa zurückbringt. Und in der Apostelgeschichte (8, 39) lesen wir, wie der Diakon Philippus, nachdem er den äthiopischen Kämmerer auf dem Wege von Jerusalem nach Gaza getauft, plötzlich wunderbar „von des Herrn Geist fortgerafft“ und nach Azot gebracht wird. Christus spricht (Matth. 17, 19) ausdrücklich von einem Glauben, der Berge versetzen werde: „Ihr werdet zu diesem Berge sagen: Hebe dich von da dorthin, so wird er sich dorthin heben“ — und Heilige haben in der Kraft Gottes dieses Wort buchstäblich erprobt. „Bei Gott ist kein Ding unmöglich“ — lautet der Ausspruch, den der Erzengel Gabriel eben im Hause zu Nazareth an die hl. Jungfrau richtete. So bemerkte denn auch seiner Zeit der protestantische Gelehrte H a p p e l bezüglich der Uebertragung der Santa Casa von Nazareth nach Loreto:

„Ob schon diß kein Glaubens-Articul ist, gleichwohl, wann ich mich erinnere, was in derselbigen vom Engel geredet worden, zu der Jungfrauen Maria, nemlich: Non est im-



possibile apud Deum omne verbum (bei Gott ist kein Ding unmöglich): so kan ich leichtlich glauben, daß derjenige, welcher diese Welt dahin setzte, wo zuvor gar nichts war, kan auch leichtlich ein Haus dahin setzen, wo vorher keines war, und daß der, welcher machen kan, daß ein Engel das Primum Mobile und grosse Gebäu des Himmels umdrehet, auch gar bald durch seine Engel eine kleine Kammer anders wohin führen könne.“ Daß also der allmächtige Gott das hl. Häuslein von Nazareth nach Loreto wunderbar versetzen konnte, darüber kann kein Zweifel obwalten. Daß Gott aber zu Gunsten des hl. Hauses mit Rücksicht auf die hier in Betracht kommenden Momente sich wohl leicht eines Wunders bedient habe, wird uns bei einigem Nachdenken als wahrscheinlich und geziemend einleuchten. Nenne mir doch außer dem hl. Kreuze, woran Gottes Sohn gestorben, etwas Ehrwürdigeres und Heiligeres, als das Häuslein der Gottesmutter von Nazareth, worin Gottes Sohn vom hl. Geiste empfangen worden, worin er fast 30 Jahre als das fleischgewordene Wort unter uns gewohnt, wo er mit den engelgleichen hl. Personen Maria und Joseph Tag und Nacht geweilt hat, aus- und eingegangen ist. Ich wüßte keine ehrwürdigere und mehr gebenedeite Stätte, als dieses Häuslein von Nazareth mit dem lebendigen Himmelsbrode und dem ewigen Hohenpriester nach der Ordnung Melchisedechs — „die Wohnung Gottes bei den Menschen“, wie die Kirche sich ausdrückt: „erbarmungsvoll consecrirt durch das Geheimniß des fleischgewordenen Wortes.“ So begreift sich denn zunächst leicht, daß den Aposteln und ersten Christen dieses geheiligte Haus in Nazareth ein Gegenstand großer Verehrung gewesen und geblieben, und daß, wie der Geschichtsschreiber Nicephorus (in seiner Kirchengeschichte 8. B. 30. Kap.) berichtet, die Mutter des ersten christlichen Kaisers Constantin, die hl. Helena, bei ihrem Besuche des hl. Landes (um das Jahr 325) auch das Haus der Gottesmutter in Nazareth aufsuchte und mit einem prachtvollen Tempel über- und umbaute. „Sie kam nach Nazareth, und nachdem sie das Haus des Engelgrußes gefunden, baute sie daselbst einen gar lieblichen Tempel“, so lauten die eigenen Worte des Kirchengeschichtsschreibers Nicephorus, der uns auch (im 12. Buch) die Inschrift mittheilt, welche die Kaiserin Helena



auf einer Marmortafel vor dem Tempel anbringen ließ, nämlich: *Haec est ara, in qua primo iactum est humanae salutis fundamentum* — „Dies ist der Altar, auf dem zuerst der Grund zum Heile der Menschheit gelegt worden ist.“ Da die Kirche durch Kaiser Constantin frei geworden, konnten die Christen nunmehr öffentlich zu den hl. Stätten wallfahrten, und so wurde denn das von dem lieblichen Tempel umschlossene hl. Haus zu Nazareth bald ein Lieblingsziel christlicher Pilger. Als später die Türken nach Eroberung des hl. Landes durch ihre Grausamkeit gegen die Christen die erhebenden Kreuzzüge veranlaßten, war nächst Jerusalem wieder Nazareth und sein Heiligthum der Gegenstand besonderer Verehrung. Der von Tasso mit Recht gefeierte Held *Tancred*, der Sicilianer, der im Jahre 1099 zuerst die Mauern von Jerusalem erstieg und so viele Siege über die Türken errang, bezeugte als Fürst der Provinz Galiläa dem Hause der hl. Gottesmutter in Nazareth seine besondere Verehrung und beschenkte es auf das Großmüthigste. Bald nachher wurde die Kirche des hl. Hauses wegen der Heiligkeit des Ortes zur Metropolitankirche erhoben, wie der um jene Zeit lebende, gelehrte Erzbischof Wilhelm von Tyrus in seiner berühmten Geschichte der Kreuzzüge (*historia belli sacri lib. 9.*) berichtet.

## 35.

Gegen 90 Jahre hatten die Christen das hl. Land in Besitz gehabt, als es durch Saladin, König von Aegypten, ihnen wieder entrisen wurde. An den neuen, indeß erfolglosen Kreuzzügen betheiligte sich mit dem wärmsten religiösen Eifer Ludwig IX., der Heilige, König von Frankreich (i. J. 1245). Leider gelang es ihm nicht, die hl. Stätten zurückzuerobern; er gerieth vielmehr in die Gefangenschaft des Sultan von Aegypten. Nachdem er seine Freiheit wieder erlangt, wollte er vor seiner Rückkehr nach Frankreich die heil. Orte, die er nicht hatte wiedererobern können, wenigstens andächtig besuchen und verehren. Für seinen Besuch des hl. Hauses zu Nazareth wählte er den passendsten Tag, das Fest Mariä Verkündigung, 25. März 1252. Am Vorabende dieses Festes traf er, vom Berge Tabor herkommend, in



Nazareth ein. Sobald er den Tempel erblickte, der das heil. Haus des Engelgrußes einschloß, sprang er vom Pferde und fiel auf seine Kniee zum andächtigen Gebete. Die noch übrige Strecke Weges legte er, als Büsser gekleidet, zu Fuße zurück. Er wohnte alsdann der Vesperandacht im hl. Hause bei. Am folgenden Tage, am Feste der Verkündigung Mariä, wurde im hl. Hause das heiligste Opfer in feierlichster Weise celebrirt durch den apostolischen Delegaten Bischof Odo von Tusculum. Der fromme König wohnte mit tiefster Andacht dieser hl. Messe bei und empfing während derselben unter Thränen des Dankes und der Rührung die hl. Communion. Alles dies berichtet ein Augenzeuge, der Beichtvater Ludwigs, Geoffroy de Beaujeu aus dem Dominicanerorden, in seiner Lebensbeschreibung des hl. Königs. Zur Erinnerung an diesen Besuch im hl. Hause ließ König Ludwig ein Wandgemälde an der innern Mauer des hl. Hauses anbringen, das ihn im Gebete vor dem Bilde der hl. Jungfrau darstellte. Dieses Wandgemälde war i. J. 1626 im hl. Hause zu Loreto noch ganz sichtbar; und auch jetzt noch konnte ich bei aufmerksamem Zusehen einige Spuren desselben erkennen.

Dieser feierliche Besuch des hl. Hauses in Nazareth durch König Ludwig den Heiligen war gleichsam wie ein letztes Aufleuchten der Abendsonne im Morgenlande — es rückte nun immer mehr die Nacht des Muhamedanismus heran. Im Jahre 1263 drangen die Ungläubigen nach Nazareth. An eine Wallfahrt zum hl. Hause war da kaum mehr zu denken; und als endlich i. J. 1291 auch die letzte christliche Stadt, Ptolemais, an die Türken verloren ging, da wäre der Greuel der Verwüstung, der Entweihung und Verunehrung mit der Nacht des Islam auch in das erhabene und hehre Heiligthum von Nazareth eingezogen: hätte Gottes Arm nicht wunderbar eingegriffen. Und er griff wunderbar ein. Wie Gott einst das hl. Kreuz den Händen der Heiden entriß und der christlichen Welt wiederschenkte, so sollte auch das hl. Haus von Nazareth nicht in der Gewalt der Türken bleiben; es sollte „in den Schooß der Kirche wunderbar versetzt“ und Gegenstand besonderer Verehrung werden; eine neue Sonne sollte aufgehen über der ehrwürdigen Wohnung der hl. Familie, auf der Gottes Auge von jeher mit dem größten Wohlgefallen geruht hatte.



Um die Mitte April 1291 wurde Ptolemais, die letzte christliche Stadt, von den Türken genommen, und im nächsten Monate, am 9. Mai 1291, verschwand das hl. Haus plötzlich von Nazareth mit dem darin befindlichen Altare, dem Crucifixe, der Statue der hl. Jungfrau und andern dort aufbewahrten Reliquien und Gegenständen. Wunderbar durch die Lüfte getragen, ließ es sich in Dalmatien nieder zwischen Tersatto und Fiume am adriatischen Meere, an der Italien gegenüber liegenden Küste. Also berichten die Annalen von Fiume aus dem Jahre 1291. Nie hatte auf der Fläche ein Haus oder auch nur eine Schäferhütte gestanden. Wie auffallend also für die Bewohner jener Gegend, auf einmal dort ein Häuslein zu sehen! Noch auffallender war es, als sie in das ohne Fundament dastehende, nach fremder Weise gebaute Häuslein eintraten, und darin einen Altar, ein Crucifix, eine Statue der hl. Jungfrau u. s. w. und an den massiven Wänden schöne Malerei erblickten. Was mag das für ein Haus sein? woher ist es gekommen? fragte man sich. Die hl. Jungfrau selbst beantwortete diese Fragen dem damals tödtlich krank darniederliegenden Seelenhirten dieser guten Landleute, indem sie ihm offenbarte, daß das plötzlich erschienene Haus ihr Haus von Nazareth sei, und zur Bestätigung hieß sie ihn gesund aufstehen. Aehnlich hatte einst das von Helena aufgefundene hl. Kreuz Christi durch eine wunderbare Krankenheilung seine Beglaubigung erhalten. Der wunderbar Geheilte eilt zur Stätte, wo sich das hl. Haus befand, dankt dort seiner gütigen Retterin und theilt dem Volke das Vorgefallene mit, dessen Bestätigung in seiner vollständigen Heilung für Jedermann am Tage lag. Ein Ereigniß von solcher Wichtigkeit verdiente indeß noch eine andere Prüfung, um allen Zweifel auszuschließen, und diese wurde alsbald angesetzt. Der Statthalter von Dalmatien, der Ritter Nikolaus Frangipani, wählte einige durch Geburt und Kenntnisse ausgezeichnete Männer, die zugleich mit dem wunderbar geheilten Seelenhirten Alexander unverzüglich nach Nazareth eilten, um dort an Ort und Stelle genaue Nachforschungen bezüglich des hl. Hauses anzustellen. Gegen reichliche Zahlung wurde ihnen von den Türken der Besuch in Nazareth gestattet. Dort erfahren sie, daß das hl. Haus seit Kurzem verschwunden sei. Sie finden die Mauern des Tempels,



der es umgeben, gesprengt; sie sehen die Grundmauern, auf denen das hl. Haus im Tempel gestanden; sie nehmen das Maß derselben, sie untersuchen die Steine — und Alles stimmt auf das Genaueste zu dem in Dalmatien erschienenen Hause. Freudig kehren sie heim, berichten dies Alles und erhärten es mit einem Eidschwure. Ihre beschworenen Aussagen werden schriftlich in den Archiven von Fiume niedergelegt.

## 36.

Das hl. Haus sollte indeß bloß vorübergehend bei Tersatto in Dalmatien weilen. Nach 3 Jahren und 7 Monaten hob es sich von dort weg und schwebte, von Engeln getragen, über das adriatische Meer an die italienische Küste, wo es sich im Picentischen Gebiete bei Recanati in einem *Vorbeerhaine* niederließ. Von diesem Vorbeerhaine — lateinisch *lauretum* — nicht weit von dem jetzigen Loreto entfernt, rührt der Name *Domus Lauretana*, Lauretanisches Haus, sowie der Name „Lauretanische Vitanei“ und die Benennung des später erbauten Städtchens Loreto her. Diese Uebertragung des hl. Hauses nach Italien fand am 10. December 1294 statt, weshalb später das „Fest der Uebertragung des hehren Hauses der hl. Jungfrau Maria“ auf den 10. December gesetzt worden ist. Hirten sahen das hl. Haus über das Meer schweben. Die Vorbeerbäume neigten sich ehrfurchtsvoll. Kaum war die Nachricht nach Recanati gelangt, so eilte Alt und Jung zur Stelle, und wunderbare Heilungen ließen ahnen, daß es mit diesem Hause etwas Besonderes sein müsse. Bald war die Kunde über das außerordentliche Ereigniß weithin verbreitet, und zahlreiche Pilger eilten herbei, Maria in diesem Hause zu verehren. Als aber gewissenlose Menschen — wie es deren stets gibt — den Wald unsicher machten und die Pilger beraubten, trugen schon nach 8 Monaten dieselben unsichtbaren Hände das hl. Haus weiter auf einen etwa 1000 Schritt entfernten Hügel, und als die Besitzer dieses Hügels, zwei Brüder, sich aus Neid und Habsucht zankten und sich so des hl. Kleinodes unwürdig zeigten, wurde es endlich noch einmal, jedoch kaum einen Bogenschuß weiter, mitten auf die öffentliche Landstraße versetzt, dorthin, wo es jetzt



noch steht. Diese letzte Uebertragung geschah am Tage vor Mariä Geburt, 7. September 1295. Zwischen der zweiten und vierten Uebertragung war also noch kein volles Jahr verflossen. In der unmittelbaren Nähe des hl. Hauses baute sich dann nach und nach die Stadt Loreto an. Die Stelle, wo das hl. Haus vor der letzten Uebertragung gestanden, der Hügel der feindseligen Brüder, ist bei der Anlage von Loreto mit überbaut; in dem Lorbeerhaine bei Recanati aber ist noch heute die Stätte in Ehren gehalten, wo das hl. Haus 8 Monate lang geruht hat. Weit mehr noch ist das der Fall bei Tersatto in Dalmatien. Hier ließ der Statthalter Nikolaus Frangipani an der Stelle, wo das hl. Haus nach seiner Ankunft aus Nazareth über 3½ Jahr gestanden, eine Kapelle erbauen, von der Größe und Gestalt des hl. Hauses, mit der Inschrift: *Hic est locus, in quo olim fuit sanctissima domus beatæ Virginis de Laureto, quæ in Recanati partibus colitur* — „Hier ist die Stätte, an der einst das heil. Haus der seligen Jungfrau von Loreto stand, welches in der Gegend von Recanati verehrt wird.“ Seine Nachkommen bauten um diese Kapelle eine Kirche und daneben ein Franciscaner-Kloster. Seit Jahrhunderten besingen die Mönche dieses Klosters in Tersatto die Ankunft des hl. Hauses in Dalmatien und dessen Verlust in einem Hymnus an Maria, worin es u. A. heißt:

Huc cum domo advenisti,  
 Ut qua pia Mater Christi  
 Dispensares gratiam.  
 Nazarethum tibi ortus,  
 Sed Tersactum primum portus  
 Petenti hanc patriam.  
 Aedem quidem hinc tulisti,  
 Attamen hic permansisti,  
 Regina clementiae.

Hierher wolltest du dich wenden  
 Mit dem Haus und Gnade spenden,  
 Milde Mutter Christi, du.

Einst in Nazareth geboren,  
 Hast Tersatto du erkoren,  
 Zweiter Heimath erste Ruh.



Zwar den Tempel trugst du ferne,  
Doch du selbst bleibst auch hier gerne,  
Königin voll Gnad und Huld.

Noch rührender aber ist, was der Geschichtsschreiber des hl. Hauses, Hor. Tursellinus, berichtet. Es sind jetzt schon — schreibt er als Augen- und Ohrenzeuge im Jahre 1597 — dreihundert Jahre, daß das hl. Haus Dalmatien verlassen hat, aber die Wunde über den Verlust ist noch frisch. Alljährlich kommen die Dalmatier schaarenweise über das adriatische Meer herüber nach Loreto, sowohl um dem Hause Mariens und ihr selbst ihre Verehrung zu erweisen als auch ihren Verlust zu beklagen. Man hört sie laut seufzen: „Kehre zu uns zurück, Maria, kehre zurück!“ Das sind zugleich vollgültige lebendige Beweise für die Uebersiedelung des hl. Hauses von Dalmatien nach Loreto.

Bald drang die Kunde von dem Verluste des hl. Hauses aus Dalmatien nach Recanati herüber, und jetzt wußte man, welches Kleinod sich im Lorbeerhaine niedergelassen. Man forschte nach, man erfuhr das Resultat der Gesandtschaft von Tersatto nach Nazareth. Wiewohl diese verbürgten Nachrichten keinen Zweifel zuließen, daß das bei Recanati erschienene Haus das der hl. Jungfrau aus Nazareth sei, so wollten die Recanatenser bei der Wichtigkeit der Sache doch auch ihrerseits gegen die Tersatter nicht zurückstehen. Es wurden daher aus der Provinz Picenum 16 Männer von Ansehen und allgemein anerkannter Treue und Glaubwürdigkeit gewählt, um nach Tersatto in Dalmatien und von dort nach Nazareth zu reisen zur genauen Erforschung und Feststellung der hochwichtigen Angelegenheit. Im Jahre 1296 traten diese 16 Männer ihre Reise an. Sie maßen zunächst in Tersatto den Platz, den dort das hl. Haus eingenommen, er stimmte genau zu dem bei Recanati erschienenen und von dort nach Loreto versetzten Hause. Dieselbe vollkommene Uebereinstimmung fanden sie sodann in Nazareth. Größe, Beschaffenheit, Material der Grundmauern u. s. w. Alles stimmte; ebenso die Zeit, die zwischen dem Verschwinden des hl. Hauses und den einzelnen Uebertragungen verflossen war. Freudig kehrten sie von Nazareth nach Recanati zurück. Dort wurde der ganze Bericht der Gesandtschaft in einer öffentlichen Urkunde aufgenommen und von den 16 Abgeordneten unterschrieben.



Alles dies ist historisch treu verbürgt, sowie das andere Factum, daß von da an die Bewohner der Provinz Vicenum die allerseligste Jungfrau von Loreto als ihre besondere Landespatronin erwählt haben. Wer sich im Einzelnen näher unterrichten will, den verweisen wir auf das schöne und gründliche Buch Nazareth et Lorette par Anselme Milochau (Paris und Leipzig — bei L. A. Kittler, Querstraße 34 — 1865. XXVIII und 343 Seiten), dort finden sich die in Betracht kommenden Urkunden wörtlich mitgetheilt. Wer das Werk gelesen hat, muß dem Urtheile bestimmen, das der ebenso gewissenhafte als gelehrte Geschichtsschreiber des hl. Hauses, Hor. Turfessinus, im Jahre 1597 ausgesprochen mit den Worten: „An einer so sehr bezeugten und erforschten Begebenheit kann nur der zweifeln, der entweder an der Macht und Vorsehung Gottes zweifeln, oder den menschlichen Glauben aus der Welt verbannen will.“ Ich bemerke noch zum Ueberfluß, daß auch nach der Zeit wiederholte Untersuchungen in Loreto und Nazareth angestellt sind, die immer dasselbe bestätigende Resultat ergeben haben. Aus der jüngsten Zeit erwähne ich den Römischen Forscher Bartolini und den Engländer Hutchison, die noch einmal den so wichtigen Gegenstand an Ort und Stelle, in Loreto und in Nazareth, durchforscht und das bestätigende Resultat in den gediegenen Schriften *Sopra la Santa Casa di Loreto* (Ueber das hl. Haus von Loreto) Rom 1861, und *Loreto and Nazareth*, London 1863, niedergelegt haben.

Bartolini zog bei seinen gelehrten Untersuchungen auch die Mineralogie und Chemie in den Dienst des Heiligthums. Es wurde ihm zu diesem Zwecke vom Papste Pius IX. gestattet, aus den Mauern des hl. Hauses in Loreto von verschiedenen Stellen Steinstücke herauszunehmen. Sie wurden sorgfältig eingewickelt und in Rom deponirt. Bartolini besitzt selbst genügende geognostische und mineralogische Kenntnisse, um darüber im Reinen zu sein, daß die Steine nicht aus Italien stammten. Er reiste nach Nazareth, und dort fand er ganz dieselben Steine, als gewöhnliches Baumaterial. Er nahm Proben mit nach Rom. Dort wurden sie ganz wie die Steine aus dem hl. Hause in dasselbe Papier und mit derselben Bezeichnung eingewickelt und sammt den Steinen aus der Mauer des hl. Hauses dem gelehrten Professor der Chemie



an der Römischen Universität, Dr. Franz Ratti, zur chemischen Untersuchung und Analyse übergeben. Dem Professor wurde gar nichts gesagt, worum es sich handle und zu welchem Zwecke er diese Steine chemisch untersuchen sollte. Was war das rein wissenschaftliche Resultat? Die Steine vom hl. Hause in Loreto und die Steine von Nazareth erwiesen sich ganz genau als dieselben. Dieselbe wissenschaftliche chemische Probe wurde sodann mit Mörtel aus dem hl. Hause in Loreto und Mörtel aus Nazareth angestellt, ebenfalls ohne Vorwissen des Professor Dr. Ratti, worum es sich handle. Wieder dasselbe Resultat: es war ein und derselbe Mörtel, und Mörtel ganz anderer Art, als er in Italien gebraucht wird. Die wissenschaftlichen Gutachten des Professors Dr. Ratti von 1857 und 1858 sind dem Wortlaute nach von Bartolini mitgetheilt. Was will man denn nun noch mehr? Kann eine genauere Probe angestellt werden? Man sieht, das hl. Haus hat alle Proben der Untersuchung bestanden.

## 37.

Bezüglich der Echtheit des hl. Hauses von Loreto kann man somit das Wort der Schrift gebrauchen: „Die Steine reden.“ Holz, Steine, Mörtel, wissenschaftlich geprüft, bezeugen den Ursprung von Nazareth. Was will der Ungläubige dagegen sagen? Wenn er überhaupt noch denken will, — die meisten Ungläubigen begeben sich freilich dieses Privilegiums des Menschen — so kann er nur auf folgendes Auskunftsmittel verfallen: Im 13. Jahrhundert sind Christen aus Italien mit vielen Transportwagen nach Nazareth gezogen, haben dort genau den Plan von Maria's Haus aufgenommen, haben dann von dort Holz, Steine und Mörtel, Altar und Bilder u. s. w. mit zurückgebracht und haben damit ein Haus zu Loreto gebaut, zu dem absonderlichen Pläfir, sich selbst und ihre Nachkommen zu betrügen; und der Betrug ist ihnen so vortrefflich gelungen, daß auch kein Mensch dahinter gekommen ist trotz der sofort angestellten sorgfältigsten Nachforschungen über das plötzlich dastehende Haus. Wenn du, mein lieber Ungläubiger, so etwas glauben kannst, dann rufe ich dir das Wort Roger's



zu: „O Ungläubiger, dein Glaube ist groß!“ Zu solch unvernünftigem Glauben, der wirklich alle Körbe übersteigt, kann ich mich platterdings nicht erheben, wollte sagen erniedrigen: ich glaube an Gottes Allmacht — und ich glaube auch dem Zeugniß der Geschichte und der Wissenschaft. Gehab dich wohl, du blindgläubiger Ungläubiger; glaube du meiner wegen den freimaurerischen Annenmärchen über die Abstammung der Maurerei vom salomonischen Tempelbau oder von den ägyptischen oder griechischen Mysterien oder von den dionysischen Baukünstlern oder wie diese Fabeleien alle lauten mögen, höre ohne Lachen die Fabelei von Adonhiram und seiner Erschlagung, beantworte mit ernster Miene die lächerlichen Fragen des Freimaurer-Katechismus: du hast das Zeug dazu: ich halte es mit dem vernünftigen katholischen Glauben und rufe deshalb dem blindgläubigen Ungläubigen zum Lebewohl das Wort G o t t e's zu:

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,  
Des Menschen allerhöchste Kraft!“

Wenn solche Leute geneigt wären, sich über religiöse Dinge zu unterrichten, dann würde die oben genannte Schrift von Milochau schon allein genügen, um ihnen bezüglich des hl. Hauses von Loreto die Augen zu öffnen. Ich bemerke noch nebenbei, daß über 150 gelehrte Forscher über das hl. Haus geschrieben und dessen Echtheit einstimmig constatirt haben. Die katholische Wahrheit scheut keine Prüfung.

Das Zeugniß der Geschichte für die Echtheit des hl. Hauses zu Loreto hat sodann Gott selbst bestätigt durch eine fortlaufende Reihe von Wundern, die aufzuzählen nicht möglich ist. Der gelehrte Papst Benedict XIV., der selbst mit seiner bekannten Gründlichkeit wiederholt ausführlich die Echtheit des hl. Hauses auf das Schlagendste nachgewiesen — vergl. De Canonizat. Sanct. lib. 4. p. 2 und De Festis B. M. V. lib. 2, c. 16 — bemerkt hierüber wörtlich: „Die Wunder, welche sich täglich in jenem hl. Hause ereignen, und bestätigen, daß es dieselbe Stätte ist, an der sich das unaussprechliche Geheimniß der Menschwerdung des Wortes vollzogen, sind nahezu unzählig und folgen sich so fortgesetzt der Reihe nach, und sind so weltbekannt, daß es die Mühe mißbrauchen hieße, darüber noch näher zu sprechen.“ Ich will gleichwohl mit



Rücksicht auf die Mehrzahl meiner Leser wenigstens Einiges darüber mittheilen.

Als Papst Pius II. die christlichen Fürsten zum gemeinsamen Kriege gegen die Italien und das ganze Abendland bedrohenden Türken aufgefordert und zu einer Berathung nach Ancona berufen hatte, machte eine gefährliche Krankheit es ihm selbst unmöglich, dort zu erscheinen. In seiner Betrübniß nahm er seine Zuflucht zur Mutter Gottes von Loreto und schenkte im Voraus einen kostbaren goldenen Kelch an das hl. Haus. Der Kelch trug eine vom Papste verfaßte Umschrift, worin es u. A. heißt: *Pia Dei Genitrix . . . quia . . . Laureti tibi placitam sedem per singulos dies innumeris signis et miraculis exornas, ego, infelix peccator . . . ad te recurro, supplex orans, ut mihi . . . sanitatem restituas . . . Interim hoc munus accipito, meae servitutis signum.* Pius Papa II. an. hum. sal. 1464 — zu Deutsch: „Milde Gottesgebärerin! da du den von dir zu Loreto erkorenen Wohnsitz alle Tage hindurch mit unzähligen Zeichen und Wundern verherrlichst, so nehme ich armseliger Sünder zu dir meine Zuflucht und bitte dich flehentlich um Wiederherstellung meiner Gesundheit. Pius II., Papst, im Jahre des menschlichen Heiles 1464.“ Sofort fing die Krankheit an sich zur Besserung zu neigen, und alsbald waren die Kräfte wieder soweit zurückgekehrt, daß er seinem Wunsche gemäß die Reise nach Ancona antreten konnte. Aus Dankbarkeit begab er sich zuerst nach Loreto. Wie Pius II., so erfuhr sein Nachfolger Paul II. an seiner eigenen Person die wunderbare Hülfe der hl. Gottesmutter von Loreto, wie sich aus der Bulle ergibt, in welcher er den Pilgern zum hl. Hause Ablässe bewilligt. Es heißt darin u. A., daß „bei der Kirche der hl. Maria von Loreto, wo sich das Haus und das Bild der hl. Jungfrau Maria befindet, große erstaunliche und unzählige Wunder sich zeigen, die der Papst selbst an seiner Person erfahren habe (Nos in persona nostra experti sumus.)“ In einer andern Bulle vom Jahre 1571 weist derselbe Papst Paul II. von Neuem hin auf „die erstaunlichen Wunder“, die sich in Loreto vollzögen, wohin „aus den verschiedenen, auch den entferntesten Theilen der Welt“ (ex diversis mundi partibus, etiam remotissimis) eine Menge Volkes zusammenströme. Dieser Papst war es denn auch, der aus Verehrung



und Dankbarkeit gegen die hl. Jungfrau von Loreto statt der früheren kleinen Kirche den jetzigen großen und prachtvollen Dom über das hl. Haus aufführen ließ. Ich komme nächstens auf die Wunder in Loreto's Heiligthum zurück. Für jetzt schließe ich mit der sich Jedem von selbst aufdrängenden Reflexion über diese Wunder: Gott bedient sich nicht der Lüge und des Betruges, um wunderbare Heilungen daran zu knüpfen. Wollte man also behaupten, das hl. Haus zu Loreto sei ein Betrug, so stände man vor der Folgerung, Gott selbst leiste einem Betrüge Vorschub durch Zeichen und Wunder. Wer schauderte nicht vor dieser Annahme zusammen?

## 38.

Immer und immer wieder gedenken die Päpste in den das hl. Haus zu Loreto betreffenden Bullen und amtlichen Erlassen der unzähligen dort gewirkten Wunder. Aus einer dieser Bullen, aus der des Papstes Leo X. vom 1. Nov. 1502, soll hier ein größerer Abschnitt mitgetheilt werden, weil darin außer der Geschichte der Uebertragung des hl. Hauses auch der Bedeutung Loreto's so nachdrücklich gedacht wird. „Unter diesen (dem Namen der glorreichsten Jungfrau geweihten Orten) wird nach der Uebereinstimmung, dem Zeugnisse und der Verehrung Aller mit Recht für den ersten gehalten der durch den Ruf berühmte und durch die Menge der Andächtigen verehrteste *L a u r e t a n i s c h e* Ort. Die allerseeligste Jungfrau hat nämlich, wie es durch das Zeugniß glaubwürdiger Männer erwiesen ist, nach Gottes Willen ihr Bildniß und ihr Gemach (*cubiculum*) aus Nazareth zuerst nach der Stadt Fiume in Dalmatien, darauf in einen Hain in dem Gebiete von Recanati, und wiederum auf einen, gewissen Privatpersonen zugehörigen Hügel desselben Gebietes übertragen und zuletzt sich jene Stätte auf der öffentlichen Straße erkoren, wo es jetzt steht, es dort aufstellend durch die Hände der Engel; und der Allerhöchste wirkt in demselben wegen ihrer Verdienste beständig unzählige Wunder. Deshalb haben mehre römische Päpste, unsere Vorgänger, und besonders Paul II., Sixtus IV. und Julius II. sel. And., die mit Recht der hl. Jungfrau sehr ergeben waren,



die Lauretanische Kirche, welche durch ein so großes Wunder Ansehen und Ruf erhalten und täglich noch mehr erhält, mit verschiedenen und vorzüglich geistigen Geschenken geschmückt.“

Wie groß die Verehrung des hl. Hauses zu Loreto beim apostolischen Stuhle und wie bestimmt dort der Glaube und die Ueberzeugung bezüglich dessen wunderbarer Uebertragung stets gewesen, erhellt aus einer Reihe von Documenten und Thatfachen. So ließ der hl. Papst Pius V. auf Agnus-Dei-Bildern (aus feinstem weißen Wachs in Form großer Hostien bereitet und vom Papste gesegnet) das Haus der hl. Jungfrau zu Loreto abprägen, wie es von Engeln durch die Luft getragen wird mit der Umschrift: Vere domus florida, quae fuit Nazareth — „Wahrlich ein blüthenreiches Haus, welches zu Nazareth gewesen.“ Eine Anspielung auf den Namen Nazareth, der nach dem hl. Hieronymus soviel bedeutet als „Blume“, „Blüthe“. Dieser hl. Papst Pius V. gab auch, als die vereinigte Seemacht des Papstes, der Spanier und Venetianer gegen die Türken zog, den Befehl, daß im hl. Hause zu Loreto unablässige Gebete an die hl. Jungfrau um den Sieg der christlichen Waffen gerichtet würden; und als der tapfere Don Juan von Oesterreich am 7. October 1571 bei Lepanto die Macht der Türken in glorreichem Siege gebrochen hatte, ließ Papst Pius V. zum ewigen dankbaren Gedächtniß an die Hülfe der hl. Jungfrau in die weltberühmte Vitanei des Gnadenortes — Lauretanische Vitanei — den Titel einfügen: Auxilium Christianorum — „du Hülfe der Christen.“ \*) Der edle Siegesheld Don Juan

\*) Wir können unsern Lesern die schönen Worte nicht vorenthalten, in denen der hochsel. Bischof von Trier, Dr. Matthias Eberhard († 30. Mai 1876 als Opfer des „Culturkampfes“) in seinen „Ranzel-Vorträgen“ (I. 75 ff.) diesen glorreichen Sieges gedenkt. Der hl. Papst Pius V. ist es, dem nächst Gott und der hl. Jungfrau die Christenheit diesen so denkwürdigen Sieg verdankt. Hören wir also darüber den Bischof Eberhard:

„Es war die traurige Glaubensspaltung ausgebrochen; da frohlockte dem türkischen Erbfeinde das Herz; seine Macht gedachte er in den Riß der Christenheit zu werfen und Alles zu zersprengen. Als damals der Haß gegen den Papst so weit ging, daß Einer in Deutschland verkündigte: „lieber mit den Türken gehen, als mit dem Papste“, da konnte es wohl scheinen, die Glocke habe ausgeholt, die Stunde des Unterganges der Cultur und der Christenwelt und der Oberherrschaft des muhamedanischen Halbmondes zu schlagen.



aber pilgerte, umgeben von glänzendem Gefolge nach Loreto, um dort der „Hülfe der Christen“ zu danken und einige Trophäen des Sieges in ihrem hl. Hause niederzulegen. 10,000 aus der türkischen Sklaverei befreite Christen legten ihre eisernen Ketten in Loreto's Heiligthum nieder unter heißem Dankgebete an ihre Befreierin. Das Eisen dieser Ketten ist in der Folge zu den Bittern verwandt worden, welche die Kapellen des Domes schließen.

Fügen wir hier gleich hinzu, daß 112 Jahre später auch der edle und tapfere König von Polen, Johannes Sobiesky, der Retter Wien's und Deutschlands aus der Macht der Türken, die Hauptfahne der Türken, die er bei Parkany erobert, nach Loreto sandte, als Zeichen des Dankes für den Schutz der hl. Jungfrau. Eine Inschrift auf einer weißen Marmortafel — links an der Wand des Domes, wenn man vom hl. Hause zum Sakraments-Altare hingehet — verewigt dieses Factum

Der Sultan regte den Krieg an. Der Schlag sollte zunächst gegen die Insel Cypern und den Freistaat Venedig geführt werden, dem die Insel unterthänig war. Es war berechnet, wie die andern nachfolgen sollten bis zur Zertrümmerung der Christenreiche. Der alte heilige Bund der christlichen Mächte war längst gesprengt. Von Maximilian, dem deutschen Kaiser, war nichts zu erwarten. Der Papst hatte schon früher versucht, ihn auf die Höhe der Rolle eines Befreiers der Christenheit zu erheben. Aber vergeblich. Jetzt war es, weder Ja noch Nein. Als es später galt, war nicht einmal ein deutscher Trommelschläger erschienen, geschweige ein deutsches Heer. Die Fürsten des europäischen Nordens hörten nicht mehr auf die Stimme des Papstes. Spanien war Venedig sehr abgeneigt und vergaß sich so weit, zu erklären: der christliche Bundesstaat möge einmal unterliegen; das sei eine wohlverdiente Berdemüthigung.

So stand der Papst in Mitten einer gespaltenen, zerrissenen Christenheit und sah, wie der Erbfeind seinen Fuß erhob, ihn der Christenheit auf den Nacken zu setzen. Aber sein schönes Ziel war, unter den fürstlichen Kronen den Frieden Jesu Christi wieder herzustellen. Er selbst ließ, ein Vorbild für die mächtigern Fürsten, zwölf Galeeren zum Kriege rüsten. Die päpstlichen Kriegsschiffe waren die ersten auf dem Plage. Dem Könige von Spanien aber stellte er in einem ausführlichen Schreiben die dringende Gefahr, die Nothwendigkeit der Verbindung der christlichen Fürsten, da keiner allein diesem so mächtigen Feinde der Christenheit gewachsen sei, die Folgen, welche jede Zögerung nach sich ziehe, in der rührendsten Weise vor. Die Malteser-Ritter gewann er durch ein freundliches Schreiben an ihren Großmeister, welches diesen alten, ermüdeten Helden zu neuen Thaten aufrief. . . .

Thränen der Freude, so selten in diesem Pontificate, vergoß der Papst als er die Vereinigung der Fürsten gewährte. Noch einmal sah die Welt, unter einer vom Papste geweihten Fahne der allerseeligsten Jungfrau, eine kriegerische Vereinigung bedeutender Heereskräfte zum Schutze der Christenheit.



und die Erinnerung an diesen großen König Johann III. In der Inschrift heißt es u. A.: „Zur Danksagung für den Triumph, den er ihrer Hülfe und ihrem Schutze verdankt, übersendet der zu Loreto verehrten Mutter Gottes Johann III., König von Polen, die den Türken abgenommene Hauptfahne.“ Es war ein schönes Zusammentreffen, daß wir beiden Paderborner Pilger gerade am 12. September und gerade am Namenstage Mariä in Loreto's Heiligthum das hl. Opfer feierten und unsere Andacht verrichteten: also an eben jenem Tage (12. September), an welchem der Held Johannes von Polen im Jahre 1683 — nachdem er der hl. Messe beigewohnt, wie es dereinst der Held vor der Schlacht beim Birkenbaum thun soll — den großen Sieg bei Wien über die Türken errocht. „Laßt uns, rief er, muthig vorangehen, denn wir sind unter dem Schutze der Mutter unseres Gottes! Laßt uns zum Kriegsgeschrei den hl. Namen Maria wählen!“ Unter diesem hl. Namen wurde dann Wien und Deutschland

Noch einmal rief der Papst, der Sohn des hl. Dominicus, seines Ursprungs eingedenk, das Gebet des Rosenkranzes auf den Kampfplatz. Die ganze Christenheit betete, und der Rosengarten der seligsten Jungfrau blühte über der Erde. Mit großer, ängstlicher Spannung sah die betende Christenheit der Entscheidungsschlacht entgegen, als die vereinte Flotte, unter dem Befehle des jugendlichen, spanischen Prinzen Johann (Don Juan) von Oesterreich, durch die Gewässer des mittelländischen Meeres hinzog, den Türken entgegen. Eines Tages unterbricht der Papst plötzlich, in ernster Unterredung begriffen, das Gespräch, tritt an das Fenster, öffnet und ruft, wie wenn ihm ein inneres Auge in die Ferne aufgegangen wäre: Soeben ist der Sieg der Christen in einer großen Schlacht entschieden. Es war der 7. October 1571. Die große Seeschlacht von Lepanto war wirklich gewonnen worden. Unter der gesegneten Fahne zum letzten Male vereinigt, hatten Waffen und Gebete der Christenheit den ersten Sieg zur See über die türkische Flotte erstritten, die man bis dahin für unüberwindlich achtete. Der Wendepunkt war eingetreten. Es war dem türkischen Reiche eine Wunde geschlagen, von der es sich nie wieder erholte. Der Tag von Lepanto vernichtete für immer die Uebermacht des türkischen Reiches zur See. Es ist der Befreiungstag der Christenheit. Der spanische Dichter Cervantes, der selbst mitgekämpft und verwundet worden war, nennt ihn mit Recht den „schönsten Tag des Jahrhunderts.“ Die Muhamedaner selbst sahen in dem Papste den verhaßten Schöpfer dieses Tages. Der Papst selbst aber wies gen Himmel hinauf und bezeichnete die mächtige Fürsprecherin, die barmherzige Mutter der Christenheit als die Urheberin des Sieges. Er stiftete darum das Fest Maria vom Siege, das Rosenkranzfest, das den Monat October eröffnet und ließ in die lauretanische Vitanei die Worte „Hülfe der Christen, bitte für uns“, einfügen. Es war das letzte Mal, unter dem letzten als heilig verehrten Papste, daß der Geist der heiligen Kriege der Vorzeit wehte und er hauchte aus in einem großen entscheidenden Siege.“



aus der Gewalt der Türken errettet. König Johann wählte die Kapelle unserer lieben Frau von Loreto in der Augustinerkirche zu Wien (nicht den Stephansdom), und stimmte dort selbst das Te Deum an zum Danke für den Sieg über die Türken. Zum bleibenden Danke aber feiert von da an die ganze Kirche das Fest des hl. Namens Maria. „Der römische Papst Innocenz XI. — so heißt es wörtlich im Festofficium des Breviers — ordnete an, daß alljährlich am Sonntage in der Octav Mariä-Geburt in der gesammten Kirche das Namensfest Mariä gefeiert werde wegen des glorreichen Sieges, der unter dem Schutze derselben hl. Jungfrau bei Wien in Oesterreich über den so grausigen, auf dem Nacken des christlichen Volkes übermüthig herumtanzenden Tyrannen der Türken davongetragen wurde — zum ewigen Gedächtnisse einer so großen Wohlthat.“ An diesem selben Tage und Feste also weilten wir in Loreto's Heiligthum, gegen welches der fromme und tapfere Polenkönig Johannes Sobiesky eine so fromme Verehrung hatte, wie die dort angebrachte Marmortafel bezeugt. Diese Marmortafel ruft uns das Wort der hl. Jungfrau, das sie in dem erhabenen Magnificat gesprochen, ins Gedächtniß, das Wort: „Er — der Herr — übet Macht mit seinem Arme, zerstreut die da hoffärtig sind in ihres Herzens Sinne.“ (Luc. 1, 51.) Dieser „Arm“ ist auch heute noch unverkürzt, und er wird schon zur rechten Zeit auch in unsern Tagen „Macht üben“ und die „hoffärtigen“ Frevler „zerstreuen“, wie Staub vor dem Sturmwinde. Geduld und Gebet! oder wie Pius VII. im Anfange dieses Jahrhunderts ausrief: „Muth und Gebet!“ Es waren das die Waffen, die er als Statthalter Christi dem übermüthigen Tyrannen Napoleon entgegenstellte, der ihn in die Gefangenschaft schleppen ließ. Und diese Waffen haben gesiegt, und der demüthigen Jungfrau Wort in demselben Magnificat: „Die Gewaltigen stürzt er vom Throne und erhöhet die Niedrigen“ (Luc. 1, 52) hat sich dem Kirchenfeinde Napoleon gegenüber wie stets bestätigt. Sieh, Loreto's Heiligthum bezeugt auch dieses. Unter den Botengaben desselben befindet sich ein Kelch, an dessen Fuße folgende denkwürdige Worte eingegraben sind: Pius VII. P. M. festo die B. M. V. ab angelo salutatae libertate donatus Romamque a Galliis redux Laur. in Aede sacris Deo litatis hoc devoti gratique animi monumentum dono dedit



pignus obtulit — zu deutsch: „Pius VII., Papst, am Feste Mariä-Verkündigung in Freiheit gesetzt, gab, aus Frankreich nach Rom zurückkehrend, nachdem er im hl. Hause zu Loreto Gott das hl. Opfer dargebracht, dieses Denkzeichen seiner Verehrung und Dankbarkeit als Geschenk und Unterpfand.“ Es war am 15. Mai 1814, als Pius VII. diese Gabe persönlich im hl. Hause zu Loreto niederlegte. Zu Reflexionen habe ich hier keinen Raum; jeder denkende Leser kann sie auch selbst anstellen. Darum: „Muth und Gebet!“

## 39.

Der Ruf von Loreto's Heiligthum verbreitete sich nach und nach über die ganze Christenheit, und aus allen Ländern zogen Pilger dorthin zu Maria's Gnadenort. Die Päpste waren bemüht, das hl. Haus nach Gebühr auszuzeichnen. Gregor XIII., unter dessen Regierung vor 300 Jahren das große Jubiläum gefeiert wurde, verordnete, daß während des Jubeljahres, wo sonst die übrigen Ablässe der Regel nach aufgehoben werden, alle Ablässe in Loreto fortbestehen sollten. Sixtus V., welcher auf Gregor XIII. folgte, erhob im Jahre 1586 die bisherige Collegiatkirche zu Loreto zur Cathedral, die neuentstandene Ortschaft Loreto aber zu einer Stadt und einem Bischofsitze. Clemens VII. umkleidete das hl. Haus mit feinstem Marmor, nachdem er noch einmal durch eine Gesandtschaft nach Dalmatien und Nazareth die Echtheit des Heiligthums außer allen Zweifel gestellt hatte. Clemens VIII. ließ an der Ostseite der marmorenen Umgebung die kurze Geschichte des hl. Hauses eingraben. Ich habe sie an Ort und Stelle gelesen und will sie hier meinen Lesern in ganz genauer Uebersetzung mittheilen:

„Christiane hospes . . . Christlicher Pilger, der du eines frommen Gelübdes wegen hierher gekommen bist: was du hier vor Augen siehst, ist das hl. L a u r e t a n i s c h e H a u s , durch göttliche Geheimnisse und glorreiche Wunder auf dem ganzen Erdkreise ehrwürdig. — Hier hat die heiligste Gottesgebärerin M a r i a das Licht der Welt erblickt. Hier ist sie vom Engel begrüßt, hier ist das ewige Wort Gottes Fleisch



geworden. Dieses Haus brachten die Engel zunächst von Palästina nach Dalmatien zur Stadt Terjatto im Jahre des Heiles 1291 unter dem Papste Nikolaus IV. Drei Jahre später, zu Anfang des Pontificats Bonifacius' VIII., wurde es durch denselben Engel Dienst nach Picenum übertragen in die Nähe der Stadt Recanati und in den Hain dieses Hügels hingestellt, wo es, nachdem es im Laufe eines Jahres drei Mal seinen Platz geändert, zuletzt hier nach Gottes Weisung seinen festen Sitz nahm, vor jetzt 300 Jahren. Seit der Zeit kam dieses hl. Haus auf die Kunde eines so unerhörten staunenswerthen Ereignisses, welches die benachbarten Völkerschaften zur Bewunderung hinriß, sowie dann auch auf die Menge der Wunder, die seinen Ruf weit und breit hin verbreiteten, bei allen Nationen in hohe Verehrung. Seine Mauern stehen, durchaus von keinem Fundamente gestützt, nach Verlauf so vieler Jahrhunderte ganz unverfehrt und fest da. Papst Clemens VII. bekleidete es nach allen Seiten hin mit marmorenem Schmucke i. J. 1525. Papst Clemens VIII. befahl, daß die kurze Geschichte der bewunderungswürdigen Uebertragung auf diesen Stein eingeschrieben werde i. J. 1595. Antonius Maria Gallo, der hl. römischen Kirche Cardinal-Priester und Bischof von Osimo, Protector des hl. Hauses, trug Sorge, daß es geschah. — Du, o Pilger, verehere hier andachtsvoll die Königin der Engel und Mutter der Gnaden, auf daß du durch ihre Verdienste und Fürbitten bei ihrem süßesten Sohne, dem Urheber des Lebens, Verzeihung deiner Sünden, Gesundheit des Leibes und die ewigen Freuden erlangest."

Die letzte und höchste Auszeichnung erlangte das hl. Haus dadurch, daß ein eigenes kirchliches Fest für den Tag seiner wunderbaren Uebertragung nach Italien, 10. December, seitens des apostolischen Stuhles approbirt wurde. Zunächst war dieses Fest auf die Lauretanische Basilika beschränkt; i. J. 1632 wurde es auf die ganze Provinz der Marken ausgedehnt; i. J. 1669 wurde sein Gedächtniß in's Römische Martyrologium für den 10. December aufgenommen mit den Worten: Laureti in Piceno Translatio Sacrae Domus Dei Genitricis Mariae, in qua Verbum Caro factum est: „zu Loreto in Picenum — wird am 10. December gefeiert — die Uebertragung des hl. Hauses der Gottesgebärerin Maria, in welchem



das Wort Fleisch geworden ist." Papst Innocenz XII. endlich genehmigte i. J. 1699 das Festofficium, wie es jetzt im Römischen Breviere steht, nachdem noch einmal die ganze Angelegenheit sorgfältigst von der Congregation der Riten erörtert und geprüft war. In diesem schönen Officium wird am Ende der 6. Lection die Geschichte des hl. Hauses wörtlich so mitgetheilt: „Das Geburtshaus der Jungfrau selbst, durch göttliche Geheimnisse geweiht, ist durch Engel aus der Gewalt der Ungläubigen zuerst nach Dalmatien, darauf unter der Regierung des hl. Cölestin V. auf das Lauretanische Feld in der Provinz Picenum übertragen worden; und daß dies eben jenes Haus sei, in welchem das Wort Fleisch geworden ist und unter uns gewohnt hat, wird sowohl durch päpstliche Urkunden und die größte Verehrung des ganzen Erdkreises, als auch durch fortwährende Wunderwirkung und Verleihung himmlischer Gaben bestätigt. Hierdurch bewogen hat Innocenz XII., damit die Gläubigen desto eifriger der Verehrung der liebevollsten Mutter gedächten, befohlen, daß die Uebertragung dieses hl. Hauses, welche in der ganzen Provinz Picenum durch ein alljährliches Fest gefeiert wird, auch durch eine eigene Messe und ein eigenes Officium verherrlicht werde.“

So wörtlich das Römische Brevier am 10. December.

## 40.

In dem Gebete der Kirche am Feste der Uebertragung des hehren Hauses (10. December) heißt es: „O Gott, der du das Haus der hl. Jungfrau Maria durch das Geheimniß des fleischgewordenen Wortes erbarmungsvoll consecrirt und dasselbe wunderbar in den Schooß deiner Kirche versetzt hast.“ Damit ist in Kürze ausgedrückt, wodurch das hl. Haus zu Loreto sich vor jedem andern christlichen Tempel auszeichnet. Daran erinnert denn auch die Inschrift an der nördlichen Eingangsthüre des hl. Hauses:

*Illotus timeat quicumque intrare Sacellum;*

*In terris nullum sanctius orbis habet.*

Wer du auch bist, unrein nicht wage, dies Haus zu betreten;

Einen heiligern Ort weist der Erdkreis nicht auf.



Dieser Gedanke flößt jedem Pilger heilige Ehrfurcht ein, und Niemand betritt die hl. Stätte ohne frommen Schauer.

Andererseits aber hat diese erhabene Stätte zugleich eine unwiderstehliche Anziehungskraft; knüpft sich doch an sie das größte Wunder der göttlichen Liebe und Erbarmung, das sich in der Menschwerdung des eingeborenen Sohnes Gottes vollzogen hat — „der für uns Menschen und um unseres Heiles willen vom Himmel herabgestiegen ist und durch den hl. Geist aus Maria der Jungfrau Fleisch angenommen hat und Mensch geworden ist.“ Was besagen diese Worte des Credo — und was besagen sie erst in Loreto's hl. Hause!

So hat denn im Laufe von fast 600 Jahren das hl. Haus zu Loreto Millionen und Millionen Pilger zu sich hingezogen. Ihre genaue Zahl kennt nur Gott, wie auch er nur die Gnaden kennt, die er hier gespendet hat. Der heil. Joseph von Cupertino, selbst ein Pilger zum hl. Hause, sah in einer Ekstase die seligen Geister vom Himmel auf- und absteigen über dem hl. Hause; die Einen trugen Bitten empor zum Throne Gottes, die Andern brachten Gnaden herab für die frommen Pilger, die im heil. Hause beteten. Mit Recht wendet deshalb auch die Kirche auf Loreto's Heiligthum im Festofficium die Worte an, die einst der Patriarch Jakob ausrief, nachdem er die Erscheinung der Himmelsleiter, das Bild des heiligen Verkehrs zwischen Himmel und Erde, geschaut hatte: „Hier ist in Wahrheit nichts anderes als Gottes Haus und eine Pforte des Himmels.“ (1. Mos. 28, 17.)

Schon im letzten Jahrhundert zählte ein frommer Schriftsteller über 160 kanonisirte Heilige, Seliggesprochene und „ehrwürdig“ Erklärte auf, die zum hl. Hause gepilgert sind. Ich habe schon früher eine Reihe von Heiligen angeführt, die zu dieser Zahl gehören. Hier will ich dreier allbekannter Heiligen etwas näher gedenken.

Der hl. Carl Borromäus, Erzbischof von Mailand, († 1584) pilgerte zu Fuß nach Loreto. Zum Feste Mariä Geburt traf er dort ein. Nachdem er im hehren Hause das hl. Opfer gefeiert und den Pilgern die hl. Communion gereicht hatte, predigte er in der rührendsten und erbaulichsten



Weise. Fast den ganzen Tag brachte er im hl. Hause in Gebet und Betrachtung zu, und am Abende erbat er sich die Erlaubniß, auch die ganze Nacht hindurch im hl. Hause eingeschlossen bleiben zu dürfen, wo er dann die Nacht betend durchwachte. Welche Gnaden mag er auf sich und seine Heerde herabgefleht haben!

Der hl. Fürstbischof Franz von Sales († 1622) hat zweimal die Pilgerfahrt zum hl. Hause gemacht. Der ersten Pilgerfahrt gedenkt das Römische Brevier am Feste des Heiligen (29. Januar) mit folgenden Worten: In sacra aede Lauretana perpetuae virginitatis votum, quo pridem Parisiis se obstrinxerat, innovavit: „Im hl. Hause zu Loreto erneuerte er das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit, womit er sich schon vorlängst in Paris gebunden hatte.“ Der hl. Franz hatte damals seine Studien in Paris und Padua vollendet, als er zum hl. Hause pilgerte. Aus dem hoffnungsvollen jungen Manne wurde sodann ein apostolischer Priester, der durch die unwiderstehliche Kraft seiner Sanftmuth 72,000 Savoyer vom Calvinismus zur katholischen Mutterkirche zurückführte. Im Jahre 1599 zum Fürstbischof von Genf ernannt, pilgerte er nach Rom und von dort — zum zweiten Male — nach Loreto, wo er sovieler Gnaden empfangen hatte. Er feierte die hl. Messe am Altare des hl. Hauses und dankte sodann in stundenlangem frommem Gebete der hl. Jungfrau für die mütterliche Liebe, die sie ihm erwiesen, namentlich für die Befehrung aller Verirrten, die er ihrer Fürbitte zuschrieb. Als ihn endlich sein Begleiter, Abbé Chiffé, aus dem hl. Hause abholen wollte, sprach er zu ihm: „O lieber Bruder, laß mich noch eine Stunde hier verweilen und alle meine Gelübde erneuern, die ich der hl. Gottesmutter seit meiner Jugend gemacht habe!“

Im Jahre 1762 kniete eine andere Zierde der Kirche, der hl. Alphons Maria Liguori († 1787), Bischof von St. Agatha bei Neapel und Stifter des Redemptoristenordens, im hl. Hause zu Loreto. Wer schildert die Liebesglut, mit der er an den drei Tagen seines Aufenthaltes am Altare des hl. Hauses die hl. Geheimnisse feierte? wer seine Andacht, in der er stundenlang vor dem Altare auf den Knien lag? Von der Stadt Loreto sah er nichts: das hl. Haus nahm sein ganzes Interesse in Anspruch. Wie flossen seine



Thränen an der hl. Stätte bei der Betrachtung der Geheimnisse, die sich hier vollzogen!

O hl. Haus zu Loreto! wie haben die Heiligen deine Erhabenheit zu würdigen gewußt!

Die genannten drei hl. Bischöfe Carl Borromäus, Franz von Sales, Alphons Maria Liguori mögen hier als Repräsentanten der übrigen hl. Pilger nach Loreto gelten.

Aus der Zahl der ehrwürdigen Pilger, welche von der Kirche „selig“ gesprochen sind, führe ich als Repräsentanten hier denjenigen an, der im vorigen Jahrhundert in Loreto unter demselben Dache Wohnung gefunden — nach der Mittheilung meines vielliebten Freundes Dr. Bigener — unter dem wir Paderborner Pilger bei unserer Anwesenheit gewohnt haben: nämlich Benedict Joseph Labre († 17. April 1783), selig gesprochen von Papst Pius IX. i. J. 1860. Er war ein freiwilliger Armer, ein Bettler um Christi willen. In Südfrankreich geboren, wanderte er als Pilger nach Rom, fristete sein Dasein von erbettelten Almosen, von denen er das Beste an andere Arme vertheilte, führte ein Leben der äußersten Entsagung und der vollkommensten Abtödtung und Verachtung der Welt und seiner selbst, bis er, kaum 35 Jahre alt, reich an Verdiensten und Tugenden in den Himmel einging. Unzählige Wunder haben sein Grab — zu Rom in der Kirche S. Maria de' Monti, vor welcher er als freiwilliger Bettler aus Liebe zu Gott unter den übrigen Armen bettelte — verherrlicht. Fünf Jahre nach einander pilgerte Benedict Joseph Labre von Rom nach Loreto, natürlich zu Fuße. Fast den ganzen Tag weilte er in dem hl. Hause in zärtlicher Andacht gegen die hl. Jungfrau. Sein Lieblingsgebet dort war die erhabene Lauretanische Litanei, die er bei der öffentlichen Abendandacht mit seiner schönen Stimme in solcher Liebesglut und Salbung betete, daß alle Umstehenden aufs Tiefste gerührt wurden.

Was mögen solche heilige und selige Pilger in Loreto's Heiligthum, am Fuße des Altares und Gnadenbildes der hl. Jungfrau, empfunden haben! Ich kann es um so weniger beschreiben, weil ich kein Heiliger oder Seliger bin. Einigermaßen dürften aber diese Empfindungen ihren Ausdruck gefunden haben in den innigen Versen, die der heiligmäßige Bischof von Saluzzo, Johann Juvenal Ancina, ein Schüler



des hl. Philippus Neri, der hl. Jungfrau von Loreto gewidmet hat:

Vergin ben posso dire  
 Che d'aver vita il cuor soltanto sente,  
 Quando a voi son presente.  
 Ma se non mi è concesso  
 Esservi ognor d'appresso,  
 Qui almen vorrei finire  
 Mia vita innanzi a voi,  
 Perchè sia in ciel l'alma beata poi.

Jungfrau! wohl kann ich gestehen,  
 Daß ich Leben nur empfinde,  
 Wenn vor dir ich mich befinde:  
 Ist es mir nun nicht gegeben,  
 Immer vor dir hier zu leben,  
 Möcht' um dies ich zu dir flehen:  
 Laß doch mein Leben enden hier —  
 Im Himmel bin ich dann bei dir!

Jeder Pilger indeß wird an Loreto's hl. Stätte erfüllt von Ehrfurcht, Dank und Liebe und kindlichem Vertrauen: kurz von den Gefühlen, welche in dem weltberühmten lateinischen Gedichte ausgedrückt sind, das vor 300 Jahren der Cicero und Virgil der Neuzeit, Muret, († zu Rom am 4. Juni 1585, Priester seit 1576) der hl. Jungfrau von Loreto gesungen. Dieses Lied ist unstreitig eines der schönsten, die dem frommen Herzen des gelehrten Muret entströmt sind, und mit Recht konnte Vencius in seinem Epicedion (Leichenliede) auf Muret von diesem Gedichte sagen, es sei ein weltberühmtes Zeugniß für des Sängers Frömmigkeit und dichterische Bedeutung: Lauretana domus testis, cui nobile carmen... vates pius edidit, audit orbis — „Zeuge ist hier Loreto's Haus, das fromm er besungen — in dem herrlichen Liede, dem lauschet der Erdkreis.“ Diejenigen meiner Leser, die Muret's Schriften besitzen, wollen das Gedicht im lateinischen Originale lesen; es trägt die Ueberschrift: Ad beatissimam Virginem Dei matrem, quae religiosissime colitur in Aede Lauretana. Die andern Leser wollen sich mit meiner Uebersetzung — oder sinngetreuen Bearbeitung — des Liedes begnügen, die ich hier folgen lasse:



## An die hl. Jungfrau zu Loreto.

Mein Herz, woher der tiefe Schauer,  
Die heil'ge Furcht, die mich durchbebt?  
Die Stätte ist's, die heil'ge Mauer,  
Die um mich her sich hier erhebt.

O Haus, so einzig lieb dem Himmel,  
O Schwelle, lang ersehnet mir!  
Dir nah' ich aus der Welt Getümmel,  
Zu lösen mein Gelübde hier.

Begrüßt, ihr Mauern, hochbeglückte!  
Von Engelhand hierhergestellt:  
In euch zu N a z a r e t h erblickte  
M a r i a einst das Licht der Welt.

Hierher stieg G a b r i e l hernieder,  
Hier hat er seinen Gruß gesagt:  
Hier scholl M a r i a 's Antwort wieder:  
„Es sei! — Ich bin des Herren Magd.“

Der zu des Vaters Rechten thronet,  
Der König aller Herrlichkeit,  
Hat hier als Mensch bei uns gewohnt  
In Demuth und Verborgenheit.

Welch Königspalast wol auf Erden,  
Welch Tempel, welches Heiligthum  
Kann dir, o Haus, verglichen werden?  
Sie alle überstrahlt dein Ruhm.

Ich küsse diese heil'gen Wände,  
Als armer Sünder knie ich hin:  
Und hebe flehend meine Hände  
Zu dir, o Himmelskönigin!

O wolle gnädig mich ansehen,  
O Jungfrau, Mutter! mich — dein Kind:  
Bernimm mein Seufzen, hör mein Flehen,  
Erbitt Verzeihung meiner Sünd!



Du bist die Zuflucht armer Sünder,  
Des Heilands Mutter — und auch wir  
Sind deine schmerzgebornen Kinder,  
Drum knie vertrauend ich vor dir.

Wie bist du huldvoll stets gewesen  
Hier in dem trauten Heiligthum!  
An allen Wänden kann ich lesen  
Der hier Erhörten Dank und Ruhm.

Dem schenkest du gesunde Glieder,  
Den führtest du aus Sturm und Meer,  
Den gabst du süßer Freiheit wieder —  
Ich schau den Dank rings um mich her.

O meine Krankheit ist viel strenger,  
Mein Schiffbruch mehr verhängnißvoll:  
Der Sünden Fessel schließt viel enger: —  
O rett' auch mich erbarmungsvoll!

Wie will ich froh dein Lob dann singen,  
So lange noch mein Leben währt:  
Wie will ich täglich Dank dir bringen,  
Daß du mein Bitten hier gewährt!

## 41.

Eines Pilgers zum hl. Hause in Loreto müssen wir im Besonderen gedenken. Der ganze vorliegende Artikel soll ihm gewidmet sein, und jeder Leser wird das ganz in der Ordnung finden.

An einem Winterabend i. J. 1816 war der junge Graf Johannes Mastai-Ferretti in Rom auf dem Wege zur Anstalt Tata Giovanni, wo er so gern unter den Waisenkneben verweilte. Plötzlich stürzt er auf die Straße nieder und windet sich in Krämpfen. Er wird aufgefunden und bewußtlos nach Tata Giovanni gebracht, wo es lange dauert, bis die Krämpfe aufhören und das Bewußtsein zurückkehrt. So heftig war seit Jahren kein Anfall der Fallsucht gewesen, an welcher



Graf Mastai litt. Das Gerücht von diesem Zufall verbreitete sich bald in der Stadt. Der junge Graf, unschlüssig, ob er den Priesterstand wählen dürfe, hatte sich kurz vorher beim Fürsten Barberini zum Eintritt in die päpstliche Nobelgarde gemeldet. Barberini hört von dem Zufalle und streicht sofort seinen Namen von der Candidatenliste, weil ihn die Fallsucht zum Militärdienst untauglich machte. Zum Eintritt in den Priesterstand machte ihn die Fallsucht als kanonisches Hinderniß erst recht untauglich. Was sollte jetzt der unglückliche junge Graf beginnen? Pius VII. ließ den geknickten Jüngling zu sich rufen und wies ihn hin an seine mächtige Schutzpatronin Maria; bei ihr solle er Hülfe suchen; sie werde ihm die Gesundheit erflehen, wenn es zu seinem Heile diene. Am andern Morgen bricht Graf Mastai von Rom auf und pilgert zum hl. Hause in Loreto, unfern seiner Heimath Sinigaglia. In Loreto's hl. Hause wirft er sich auf seine Kniee nieder und fleht unter Thränen zur hl. Jungfrau, welche die Lauretanische Litanei begrüßt als „Hülfe der Christen“ und „Heil der Kranken.“ Welche frommen Gelöbniße macht dort sein Herz der hl. Jungfrau! Er gelobt unter Andern, wenn Maria ihm die Gesundheit erflehe, Priester zu werden und das Lob der hl. Jungfrau zu verkünden alle Tage seines Lebens. Er empfängt am Gnadenorte die hl. Sacramente mit rührender Andacht und vernimmt in seinem Innern eine Stimme, die ihm die tröstliche Versicherung gibt: Dein Gebet ist erhört! — und es war erhört. Die Krankheit nahm immer mehr ab und war bald verschwunden. Aus dem Jünglinge wurde ein Priester, und aus dem Priester ein Bischof und Cardinal, der am 16. Juni 1846 zum höchsten Oberhirten der Kirche gewählt wurde und den Namen Pius IX. annahm.

Wir können uns leicht denken, welch' dankbares Herz Pius IX. dem Heiligthume Mariens in Loreto bewahrt habe. Ein Breve vom 26. August 1852 bekundet es aber noch ausdrücklich. Durch dasselbe bestätigt er mit der ganzen Liebe seines Herzens dem hl. Hause und der Lauretanischen Congregation alle von den früheren Päpsten verliehenen Ablässe und geistlichen Gnaden und ertheilt der genannten Congregation sowie ihrem jeweiligen Präfecten unter gewissen Bedingungen die Vollmacht, Kirchen und Kapellen aller Orten dem hl. Hause von Loreto einzuverleihen und an den Ablässen desselben Theil



nehmen zu lassen. Im Eingange des Breve wird in der rührendsten Weise der Erhabenheit des hl. Hauses gedacht als des ersten unter allen der hl. Jungfrau geweihten Heiligthümern, und im Verlaufe des Breve heißt es u. A.: „Wir rühmen uns in jener glücklichen Provinz von Picenum geboren zu sein, die mit einem solchen Geschenke des Himmels begünstigt worden, und in diesem erhabenen Heiligthume betend, haben Wir die augenfälligen Wunderzeichen gesehen und die klaren Erweisungen der Macht und Güte Gottes an diesem hl. Orte.“

Seit Pius IX. den Stuhl Petri bestiegen, war einer seiner Hauptwünsche gewesen, nach Loreto zu pilgern, um dort der hl. Jungfrau seine Huldigung und seinen feierlichen Dank darzubringen und die ganze Heerde ihr zu empfehlen. Im Marienmonate des Jahres 1857 unternahm er die Wallfahrt. Am 14. Mai kam er in Loreto an. Unermesslich war die Schaar der Pilger, welche mit ihm in den Gnadenort einzog oder ihn an dem Thore empfing. In der Santa Casa, wo ihm Maria vor 40 Jahren die Gesundheit erfleht, feierte er das hl. Opfer, theilte an viele Pilger die hl. Communion aus und verehrte dann das berühmteste Gnadenbild der Christenheit in langem Gebete. Welch ein Unterschied zwischen dem Glanze dieser Pilgerfahrt und der zu Eingang erwähnten vor 40 Jahren! Damals kniete ein kranker Jüngling tief betrübt und niedergebeugt von schwerem Leide im hl. Hause: jetzt der Statthalter Christi, umgeben von Cardinälen und Bischöfen, königlichen Prinzen und hohen Generälen; aber in Einem Punkte war der Pilger von damals und jetzt derselbe geblieben: in der unbegrenzten Liebe und Verehrung gegen die hl. Jungfrau. Als Botengabe verehrte Papst Pius IX. bei seinem Besuche i. J. 1857 dem Heiligthum von Loreto eine schöne goldene Lampe und einen reich mit Edelsteinen verzierten Kelch. Eine besondere Inschrift auf dem Kelche war nicht nöthig, da Jeder weiß, für welche Wohlthaten Pius IX. sich dankbar beweisen wollte. Auf dem Kelche, den Pius VIII. dem Lauretanischen Hause als Botengabe geschenkt hat, lautet die Inschrift: *Mariae Virg. Beatiss. Dei Genitrici Pius VIII. P. M. Picenus calicem aureum offert ob praeclara beneficia sibi in aede S. Lauretana conlata* — „Der allerseeligsten Jungfrau und Gottesgebärerin



Maria schenkt Papst Pius VIII. aus der Provinz Picenum einen goldenen Kelch ob der besonderen Wohlthaten, die ihm im hl. Hause zu Loreto zu Theil geworden.“ Man brauchte bloß Pius VIII. in Pius IX. umzuändern, dann hätten wir eine Inschrift, wenn es einer bedürfte.

Man erzählt sich, unser hl. Vater Pius IX. habe ein Gelübde gemacht, nach erfolgtem Triumphe unserer hl. Kirche noch einmal zum Danke nach Loreto's Heiligthum pilgern zu wollen. Hoffen und beten wir, daß er möglichst bald in die Lage kommt, dieses Gelübde erfüllen zu können. Auf dieser Pilgerreise würde ihn der katholische Erdfreis im Geiste begleiten und mit ihm Gott und der hl. Jungfrau danken für den Sieg über die furchtbaren Feinde, welche jetzt die Kirche vernichten möchten, wenn sie es könnten. Beten wir unablässig zu Maria der Hülfe der Christen und zum hl. Joseph, dem Schutzpatron der katholischen Kirche — dann helfen wir den Tag des Triumphes beschleunigen!

## 42.

Gegenwärtig wird die Seligsprechung des am Feste Mariä Lichtmeß 1853 heiligmäßig gestorbenen P. Maria Paul Franz Libermann vorbereitet, des Stifters der „Missionäre vom hl. Herzen Mariä“ zur Befeuerung der Neger. Es ist das derselbe fromme Priester, dem sich einst ein wüthender Liberaler gegenüberstellte mit den Worten: „Pfaff, wenn du wüßtest, wie ich dich hasse!“ — worauf P. Libermann ihm entgegnete: „Und Sie, mein Freund, wenn Sie wüßten, wie ich Sie liebe!“

Dieser heiligmäßige Ordensmann war vordem — Jude, der rationalistische Jude und Rabbinats-Candidat Jakob Libermann aus Zabern im Elsaß, der i. J. 1826 die hl. Taufe empfing. Wer seine höchst interessante Lebensgeschichte lesen will, findet sie in dem ganz vortrefflichen Buche „Convertitenbilder von Dr. Rosenthal“ (Schaffhausen bei Hurter) III. B. S. 83—126.

Für uns kommt hier nur seine Wallfahrt nach Loreto in Betracht, die in seinem Leben von so großer Bedeutung



war und dabei so an die vorhin beschriebene unseres hl. Vaters erinnert, daß wir sie hier nicht übergehen zu sollen glauben.

Libermann wurde bald nach seiner Bekehrung von der Epilepsie (Fallsucht) befallen, welche Krankheit ihm den Weg zum Priesterthum versperrte und sich ebenso seinem Vorhaben, die genannte Congregation zur Bekehrung der Neger zu stiften, entgegenstellte.

In dieser traurigen Lage nahm Libermann seine Zuflucht zur allerseligsten Jungfrau und machte eine Wallfahrt zu Unserer lieben Frau von Loreto. Er machte sie zu Fuß, im Bettlergewande, sein Mantel bestand nur aus einem Haufen durch Nadeln und grobe Nähte zusammengehaltener Fetzen von verschiedener Größe und Farbe, und er erfuhr alle Demüthigungen der Armuth.

So kam er endlich nach Loreto und fiel mit Liebe, Gnade und innern Tröstungen ganz erfüllt, vor den Mauern des hl. Hauses auf sein Knie. „Was er auch zu erleiden hatte“, schreibt sein Biograph, — der berühmte Dom Pitra — „um nach Loreto zu gelangen, er hätte das Glück, sich an dem Orte selbst, wo das Wort Fleisch geworden ist: Hic Verbum caro factum est, auf den Knieen zu finden, noch theurer erkaufte. Mußte er nicht schon in seiner Eigenschaft als bekehrter Jude bis auf das Mark erschüttert werden im Angesicht dieses Hauses von Nazareth, das seine Vorfahren, seine Familie vielleicht und sein Stamm achtzehnhundert Jahre vor ihm sahen? Welche Gnade und welche Macht hatten so diese beiden Dinge zusammengebracht, seine Hand und diese in Nazareth erbauten Mauern, seine durch die hl. Taufe geweihte Stirn und diesen durch die Schritte des Gottessohnes geheiligten Fußboden; diese so oft in dem Blute des Lammes gebadeten Lippen eines armen christlichen Juden, und diese Thüre, diese Schwelle, dieser Altar, dieses santo camino, dieses Fenster des Engels, dieses ganze Haus, wo noch der Sohn Abrahams, der Sohn Davids lebte, welcher der Josephs und Mariens, welcher der Gottes war! Welche Entfernungen aller jeglichen Dinge und welche Abgründe von Macht und Erbarmung! Wenn es der Engel bedurft hat, um nach dreizehn Jahrhunderten und über Meer und Länder dieses Haus hierher zu bringen, war er nicht selbst ein Tempel Gottes, wieder aufgebaut nach achtzehnhundert Jahren, durch ein



Wunder dem jüdischen Boden entrissen, über Abgründe hinweggetragen und durch Engel von Wunder zu Wunder bis hieher zu Unserer Lieben Frau von Loreto gebracht?

„Aber diese Empfindungen, die zweifelsohne genügt haben würden ihn mächtig zu ergreifen, der fromme Pilger konnte sie mit Andern theilen. Doch er kam auch nach Nazareth, um seine und seiner guten Mutter Sache zu verhandeln. Zu ihren Füßen gedachte er das Werk des hl. Herzens Mariens und seine Priesterweihe niederzulegen... konnte er, um dem Priesterthum ins Antlitz zu schauen, einen geeigneteren Ort finden als da, wo das Wort Fleisch geworden ist?...“

Ja, er fand, was er suchte. Das Licht göttlicher Erleuchtung kam in Strömen über ihn; er erkannte nun unzweifelhaft, daß die letzten Schwierigkeiten sich ebnen würden und daß die Ehre des Priesterthums ihm aufbehalten sei, oder, um mit den schönen Worten Dom Pitras zu sprechen, „daß er einst jene unaussprechliche Gnade haben würde, die beständig durch die Hand der Engel die santa casa überall hinversetzt, wo es einen Weihenden Priester gibt, und daß er alle Tage seines Lebens auf dem heiligen Steine des Altars die Inschrift von Loreto würde lesen können: Hier ist das Wort Fleisch geworden! Hic Verbum caro factum est!“

Seine Krankheit war dieselbe, die einst Pius IX. nach Loreto wallfahrten ließ, und wie bei ihm so war sie nach der Wallfahrt auch bei Libermann verschwunden, so daß er i. J. 1841 zum Priester geweiht werden konnte.

Es sei mir gestattet, hier noch ganz kurz der Wallfahrt eines andern hervorragenden bekehrten Juden nach Loreto zu gedenken. Wir meinen den vormaligen Rabbiner und gelehrten Talmudkenner David Paul Drach, der auf Charismaticumstag 1823 zugleich mit seinen beiden jugendlichen Töchtern aus den Händen des Erzbischofs von Paris die hl. Taufe empfing. (Vergl. Rosenthal a. a. O. S. 48—65).

Drach wurde i. J. 1827 wegen seiner umfassenden Gelehrsamkeit zum Bibliothekar der Propaganda in Rom ernannt, welche Stelle er bis zu seinem wahrhaft gottseligen Tode i. J. 1865 bekleidete. Im Jahre 1833 machte Drach eine Wallfahrt nach Loreto. Seine beiden Töchter, die später Nonnen geworden sind, gaben ihm die schönsten Schmucksachen mit, um sie ihrerseits der hl. Jungfrau darzubringen. Die



ältere, damals 14 Jahre alt, fügte ein Briefchen bei, das folgendermaßen lautete:

„An die hochselige und unbefleckte Jungfrau  
Maria.

Meine geliebte Mutter!

„Zwar bin ich unwürdig Dir zu schreiben, denn es fehlt viel, daß ich nach meinen Kräften den Gnaden entsprochen hätte, die Du mir erwiesen hast, und das macht mich sehr schuldig in Deinen Augen. Aber, meine gute Mutter, wenn Du mich verläßt, zu wem soll ich meine Zuflucht nehmen? Vergiß doch, ich bitte Dich, alle die Kränkungen, die ich Dir verursacht habe, und erlange für mich die Gnaden, um die ich Dich bitte.

„Die erste ist, mich sofort sterben zu lassen, wenn ich jemals in eine Todsünde verfallen sollte.

„Die zweite ist, Mama zu bekehren. O Maria! schon seit so langer Zeit bitte ich Dich darum, erhöre mich.

„Die dritte ist, daß wenn Gott in seiner unendlichen Güte mich berufen sollte Nonne zu werden, ich mit all meiner Kraft der Größe dieses Berufes entspreche.

„Die vierte ist, daß ich mein Scapulier bis zum letzten Tage meines Lebens bewahre, und daß ich an einem Tage vor Himmelfahrt sterbe.

„Endlich, heilige Jungfrau, liebe Mutter, lasse Dir diesen Brief nicht fortnehmen, und mache daß, sobald er zu Deinen Füßen sein wird, ich in meinem Herzen die Wirkungen empfinde, auf die Du seit langer Zeit schon harrest, und welche ich meinerseits mit allen meinen Wünschen erstrebe, auf daß ich an Weisheit zunehmend wahrhaft ein Kind Mariens sei und mich mit mehr Vertrauen nennen könne

Deine Tochter

Maria Clarissa Drach.“

43.

Ich habe im Vorhergehenden die Geschichte des heil. Hauses von Loreto ausführlicher dargelegt und verschiedener denkwürdiger Wallfahrten zu diesem Heiligthum gedacht.



Nunmehr kann ich auf unsern Besuch am Gnadenorte zurückkommen, womit ich zugleich eine nähere Beschreibung des hl. Hauses verbinden will.

Wie bereits bemerkt, hatte ich das Glück, am Morgen des 12. September um  $\frac{1}{2}$  11 Uhr das hl. Opfer in der Santa Casa zu feiern. Es war Sonntag und zugleich das Namensfest Mariä. Zahllose Pilger waren herbeigeströmt; der Dom, welcher das hl. Haus umgibt, war, ähnlich wie der Baderborner Dom am Feste des hl. Viktorius, dicht gefüllt; die Beichtstühle von der frühesten Morgenstunde an von Pilgern umlagert. Man kann sich eine annähernde Vorstellung machen, wenn ich die Notiz hier beifüge, daß in der ersten Hälfte des September jährlich durchschnittlich 40—50,000 kleine Hostien für die Communicanten nöthig sind. Vor allem war das hl. Haus selbst dicht von Andächtigen umlagert, so daß der an der Thüre Wache haltende Soldat, oder wie ich den Mann mit dem gezogenen Säbel nennen soll, jedesmal Platz machen mußte, wenn ein Priester zur Feier der hl. Messe das heil. Haus betreten wollte. Das hl. Haus selbst — gegen 30 Fuß lang und 13 Fuß breit — war zum Erdrücken von Pilgern angefüllt, welche dort der hl. Messe beiwohnen und wo möglich unter derselben die hl. Communion empfangen wollten. Leider war es mir nicht gestattet, in meiner Messe die hl. Communion auszutheilen, da ich nur  $\frac{1}{2}$  Stunde zur Verfügung hatte, indem um 11 Uhr das Conventual-Hochamt im hl. Hause beginnen mußte. Die Luft war drückend schwül, so daß der Schweiß von der Stirn nicht rann, sondern strömte — und doch hätte ich so gern längere Zeit für meine hl. Messe dort haben mögen. Da stand ich als Priester in dem Häuslein von Nazareth am Altare. Ueber dem Altare vor mir das uralte Bild Mariens mit dem göttlichen Kinde. Ich stand in dem ehrwürdigsten Raume, den der Erdkreis kennt. Am Altare lautet die Inschrift: „Hic Verbum caro factum est: hier ist das Wort Fleisch geworden.“ Das Evangelium der Festmesse erzählte die Botschaft des Engels an Maria, die er einst an dieser Stelle der hl. Jungfrau überbracht. Hier sprach der Engel sein Ave Maria, hier antwortete Maria: „Ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte“, hier vollzog sich durch den hl. Geist das anbetungswürdige Geheimniß der Menschwerdung



des ewigen Wortes. „Was ist die Messe an diesem Orte! Sie ist das Band, welches die altersgraue Vergangenheit mit der Gegenwart verbindet. Was wir ehrfürchtig als längst verflossen, vor vielen Jahrhunderten geschehen, lesen, das setzt sie gegenwärtig. Die Wandlung ist hier an ihrer Stelle, wo der Allmächtige einst aus dem reinsten Herzblute der Jungfrau den Leib für seinen Eingeborenen bildete, der uns hier geistiges Leben und einst die ewige Seligkeit vermittelt. Hoc est corpus meum — dies ist mein Leib — diese Worte der göttlichen Macht setzen beständig die Menschwerdung fort.“ Also spricht sich sehr treffend ein Priester unserer Diocese aus, der einige Monate vor uns am Altare des hl. Hauses das hl. Opfer gefeiert hatte, (W. Cramer in Brauna bei Camenz in Sachsen, Redacteur der sehr empfehlenswerthen Monatschrift: Herz-Mariä-Blüthen). Das ist schön und wahr gesprochen; darum folgt daraus aber auch etwas gar Tröstliches für meine Leser, die mich zum Theil gleichsam beneiden werden um das Glück, an der geheiligten Stätte in Loreto gestanden und dort die hl. Geheimnisse gefeiert zu haben. Eben weil in jeder hl. Messe durch die Wandlung der Eingeborene des ewigen Vaters von Neuem zu uns herabsteigt, deshalb ist mit dem Auge des Glaubens angesehen dann jedes katholische Gotteshaus, der majestätische Dom, wie das arme Dorfkirchlein, ein neues Nazareth oder Loreto, ein zweites „heiliges Haus“, in welchem derselbe Sohn Gottes in seiner ganzen Wesenheit als Gott und Mensch, mit Leib und Seele und Fleisch und Blut, unter uns wohnt, der einst in jenem hl. Hause von Loreto unter uns gewohnt hat. Wo immer also ein katholisches Gotteshaus sich erhebt, in dem die hl. Geheimnisse gefeiert werden, dort ist ein Loreto und Nazareth. Wenn dies mehr beherzigt würde, dann würden an Werktagen mehr „Pilger“ zu diesem Loreto eilen, um dem hl. Opfer beizuwohnen oder das hl. Sacrament zu besuchen, als es jetzt der Fall ist.

Das hl. Haus zu Loreto ist, wie Portiuncula bei Assisi, von einem großartigen Dome um- und überbaut. Dieser Dom bildet ein lateinisches Kreuz, in dessen Mittelpunkt sich gerade über dem hl. Hause die prächtige Kuppel wölbt. Das hl. Haus haben wir uns nun nicht als das ganze Haus der Mutter Gottes von Nazareth zu denken, sondern viel-



mehr als *Vorhaus*, welches nach der alten noch jetzt in Nazareth bestehenden Sitte an das die Stadt Nazareth wie die Wände eines Kessels umgebende Gebirge so angebaut war, daß die Räume noch durch Kammern, die man aus der Aushöhlung des Gebirges gewinnt, also durch Gebirgszimmer, vermehrt wurden. Diese Gebirgszimmer, gleichsam das Hinterhaus des hl. Hauses, sieht der Pilger noch jetzt in Nazareth; das *Vorhaus*, das eigentliche Gebäude, ist nach Loreto wunderbar versetzt worden. Benedict XIV. nimmt an, dieses Vorhaus sei eigentlich nur die Kammer des ursprünglichen Hauses, in welcher die hl. Jungfrau vom Engel begrüßt worden (*Lauretanam aedem non esse integram domum, sed illud dumtaxat ejus domus conclave, ubi Maria salutata fuit ab angelo*), wie denn auch in den früher erwähnten Bullen Julius II. und Leo X. das hl. Haus als „Camera“ (Kammer) und „Cubiculum“ (Gemach) der hl. Jungfrau bezeichnet ist. Doch darauf kommt es gar nicht näher an; genug wir haben in Loreto den wesentlichen und eigentlichen Theil des Hauses der hl. Jungfrau, den wir mit Recht als „das heilige Haus“ bezeichnen. Die Raumverhältnisse sind annähernd: 30 Fuß Länge, 13 Fuß Breite und 13 Fuß Höhe; die Dicke der Mauern beträgt einen starken Fuß. Die Steine der Mauern sind nicht, wie man wol angegeben findet, Ziegelsteine, sondern kleine Bruchsteine von dem Tuff, mit welchem zu Nazareth gebaut wird, wie dies auch durch chemische Untersuchungen dargethan ist. Von innen sind die Mauern im ursprünglichen Zustande belassen, vom Alter und Rauch geschwärzt, von den Andächtigen an vielen Stellen glatt geküßt. Von dem alten Holzwerk der Decke, Cedernholz, hängen 52 immer brennende Lampen herab. Die ursprüngliche Thür an der Nordseite ist gegenwärtig vermauert und zwar mit den Steinen, welche an andern Stellen ausgenommen wurden, wo man neue Thüren gebrochen hat, um die nöthige Lufterneuerung zu bewirken.

An der westlichen Mauer sieht man das Crucifixbild, welches mit dem hl. Hause herübergekommen ist. In der Mitte des hl. Hauses steht der Altar, reich verziert und mit den silbernen Brustbildern des hl. Joseph und der hl. Anna geschmückt. In diesem Altar ist der alte steinerne Altar verschlossen, auf welchem schon der hl. Petrus die hl. Geheimnisse



gefeiert haben soll. Durch den Altar wird der Raum des hl. Hauses in zwei Theile abgeschnitten, und der Raum hinter dem Altare will uns fast geheimnißvoller erscheinen, als der vordere. In der Mitte dieses Raumes hinter dem Altare ist an der Rückwand der *Heerd* (il sacro cammino, hl. Kamin, genannt), an welchem einst die Himmelskönigin für den menschengewordenen Gott die Speisen bereitete. Gerade über diesem Heerde steht in einer Vertiefung das uralte wunderbare *Muttergottesbild* mit dem Jesuskinde. Dieses Bild ist aus Cedernholz, ganz geschwärzt, geziert mit kostbaren Kronen, umkleidet mit Goldstoffen, auf denen zahllose kleine und große Edelsteine, Gold- und Silberschmuck befestigt sind. Das Bild ist mit dem hl. Hause herübergekommen. Die Statue der Madonna ist 2 Fuß 8 Zoll lang, die des Jesuskinde 1 Fuß 2 Zoll. Dann bewahrt man in diesem Theile des hl. Hauses auch ein irdenes *Schüsselchen*, das mit zwei andern sich ebenfalls bei der Uebertragung vorgefunden. In dieses Schüsselchen legte der Vater die Medaillen und Rosenkränze, die wir benediciren ließen. Es ist späterhin eine süße Erinnerung, ein solches Andenken an Loreto zu besitzen, welches mit einem Gegenstande in Berührung gewesen, der von der hl. Familie einst gebraucht und dadurch geheiligt worden ist. Oben sieht man hinter dem Altare zwei Glöcklein hangen, die aus der Zeit des hl. Ludwig stammen sollen. Sie sind ebenfalls mit dem hl. Hause übertragen worden.

Damit hätte ich das Innere des hl. Hauses beschrieben, wenn ich noch erwähne, daß man an der südlichen Mauer eine Kanonenkugel aufgehängt sieht, welche an den Schutz erinnert, den Maria einst dem Papste Julius II. bei der Belagerung von Mirandola angedeihen ließ. Diese Kanonenkugel zertrümmerte das Zelt des Papstes, wobei er und seine Umgebung völlig unversehrt blieben. An derselben südlichen Mauer gewahrt man einen durch eine Eisenstange bezeichneten Stein, den sich einst der Bischof Suarez von Coimbra hatte schenken lassen, den er aber zurückgeben mußte, weil er von der Stunde an keine Ruhe besaß und schwer erkrankte. Mit der Rückgabe des Steines kehrte Ruhe und Gesundheit zurück.



## 44.

Die Verehrung der Päpste gegen das hl. Haus hat sich damit nicht begnügt, dasselbe mit Privilegien und geistigen Gnaden zu beschenken, sie hat sich auch dadurch bekundet und verewigt, daß sie die äußere Umfassung des hl. Hauses zu einem Kunstwerke erster Größe gestalten ließ. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erhielt das heil. Haus eine prachtvolle Umkleidung von weißem Marmor. Sie umgibt dasselbe vollständig, jedoch ohne es zu berühren. Wie man durch einen an der Thür befindlichen Riß vermittelt eines brennenden Lichtes bemerkt, ist die marmorne Bekleidung wenigstens 3 Finger breit von den Mauern des hl. Hauses entfernt gehalten, dient also nicht, wie man meinen könnte, zur Stütze desselben. Papst Julius II. ließ i. J. 1510 den Plan zu dieser Umkleidung durch den unsterblichen Francesco Bramante († 11. März 1514) entwerfen; doch ward die Ausführung erst unter Julius' II. Nachfolger, unter Leo X. (1513—1521), begonnen. Unter Clemens VII. (1523—34) wurde sie fortgesetzt und unter Paul III. (1534—49) vollendet. Die herrlichsten und sinnreichsten Bildhauerarbeiten bedecken die äußern Marmormände. Ueber die meisterhafte Ausführung herrscht nur Eine Stimme. Die Sculpturen allein haben, wiewohl manche Künstler für ihre Arbeit keinen Lohn genommen, eine Summe von 200,000 Mark gekostet, wahrlich gut angewandtes Geld. Sehr viele Sculpturen sind das Werk des großen Bildhauers Sansovino († 1529) — der nebenbei bemerkt es vom Kuhjungen bis zu einem so großen Bildhauer und Architekten gebracht hat. Ein Florentiner traf den kleinen Sansovino beim Viehhüten und sah, wie er aus Lehm Thiere formte. Der Florentiner gab ihn zu einem Bildhauer in die Lehre, und nun entwickelte sich das angeborne Talent zu jener Größe, von welcher seine Kunstwerke an der Santa Casa Zeugniß ablegen. So umgeben denn, angebracht an der Marmorbekleidung, zwei Reihen von Statuen in Nischen zwischen korinthischen Säulen das hl. Haus, die untere Reihe enthält Statuen von Propheten, die obere von Sibyllen. Die Mittelfelder stellen in erhabener Arbeit Begebenheiten aus dem Leben der hl. Jungfrau und Geheimnisse unserer



Erlösung dar, auf welche sich die Aussprüche der Propheten und Sibyllen beziehen.

Wie die Propheten des Alten Bundes von Dem ge-  
weissagt haben, den einst die Jungfrau empfangen und ge-  
bären werde, ist jedem Leser bekannt; immer wieder ließ  
Gott durch die Propheten hinweisen auf Den, welchen er einst  
schon im Paradiese den gefallen Menschen als zukünftigen  
Erlöser verheißen hatte mit den Worten, die wir so treffend  
das Protoevangelium, das erste Evangelium, zu nennen pflegen:  
„Ich will Feindschaft setzen“ — sprach Gott zur Schlange  
— „zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Samen  
und ihrem Samen; sie wird dir den Kopf zertreten und du  
wirdest ihrer Ferse nachstellen.“ Diese Worte kündigten dem  
Satan an, daß Eine aus Eva's Geschlecht — Maria — in  
ihrem Sohne — Christus — ihn besiegen und seine Macht brechen  
werde, während Satan in ohnmächtiger Wuth seine Bosheit  
gegen den Sieger versuchen werde. Auf diese frohe Botschaft  
ließ dann in der Folge Gott die Propheten stets neu  
hinweisen und erschloß zugleich immer mehr dem Volke  
Israel den reichen Inhalt dieses „ersten Evangeliums“,  
dieses wunderbaren, erbarmungsvollen und trostreichen „Rath-  
schlusses Gottes.“

Aber auch im Heidenthume erhielt sich der Kern  
dieses tröstlichen „Rathschlusses Gottes“ und wurde später in  
den heidnischen Sibyllenbüchern niedergelegt. Der Name  
„Sibylle“ heißt zu deutsch eben „Gottes Rathschluß“ (aus  
den griechischen Wörtern Sios byle, äolisch für Dios bule,  
zusammengesetzt). „Sibylle“ bezeichnet also ursprünglich keine  
Person, sondern die Aussprüche über „Gottes Rathschluß“  
bezüglich jenes großen vom Himmel gesandten Königs und  
Herrschers, der das goldene Zeitalter wieder herstellen und  
die Widersacher besiegen werde — das ist der im Heidenthume  
erhaltene Kern der Urtradition aus dem Paradiese. Später  
wurde der Name „Sibylle“ auf Seherinnen, Prophetinnen,  
im Heidenthume übertragen, welche sich eingehender über den  
Herrscher des zukünftigen goldenen Zeitalters ausgesprochen,  
und daran auch Weissagungen über das Ende und den Unter-  
gang der Welt geschlossen. Man führte dann 10 hervor-  
ragende Sibyllen an, die sich über die in Rede stehenden  
Punkte in den sogen. sibyllinischen Büchern des Nähern aus-



gesprochen. Diese Bücher waren somit von großer Wichtigkeit, insofern sie den Kern des „Rathschlusses Gottes“ über den zukünftigen Erlöser, ein heiliges Kleinod aus dem Paradiese, der Heidenwelt erhalten halfen, jedenfalls nach Gottes weiser Weltordnung, um so dem Erlöser auch bei den Heiden den Weg zu bahnen. Darum konnten sich auch die alten Kirchenväter, wie sie das thun, mit Recht auf die heidnischen Sibyllen berufen, als Prophetinnen bezüglich der Ankunft des Messias. (Im Näheren vergl. Die sibyllinischen Weissagungen.... von Dr. H. Lüken, Würzburg bei Wörl 1875.)

Nachdem ich dies vorausgeschickt, begreifen meine Leser, weshalb am hl. Hause zu Loreto zur Ausschmückung auch die 10 Sibyllen angebracht sind. Sie sind in folgender Reihenfolge dort über den Propheten angebracht:

An der Westseite, an welcher von außen der Altar der Verkündigung steht, befindet sich in der untern Nische — an der Evangelienseite — die Statue des Propheten Jeremias und dabei seine Weissagung (Jer. 31, 22); in der obern Nische steht die Statue der (1) lybische Sibylle und dabei der ihr zugeschriebene Ausspruch: *Ecce dies veniet, quo aeternus tempore princeps...* „Siehe, der Tag kommt, wo der ewige Fürst die erfreute Erde erleuchten und die Verbrechen der Menschen tilgen wird u. s. w.“ An der Epistelseite steht der Prophet Ezechiel mit seiner Weissagung (34, 23) und über ihm die (2) delphische Sibylle mit ihrem Spruche: *Virginea conceptus ab alvo prodibit....* „Empfangen im Schooße der Jungfrau wird er hervorgehen ohne sterblichen Vater.“ — Auf der Südseite: der Prophet Zacharias (3, 8; 6, 12) und die (3) erythräische Sibylle mit dem Spruche: *Cerno Dei natum, qui se demisit ab alto....* „Ich sehe den Sohn Gottes, herabgestiegen u. s. w.; ferner der Prophet David (Ps. 131, 11) und die (4) cumäische Sibylle mit ihrem Spruche: *Tunc Deus e magno regem demittet Olympo.....* „Dann wird Gott vom hohen Olymp entsenden den König u. s. w.“ Weiterhin der Prophet Malachias (4, 2) und die (5) persische Sibylle mit den Worten: *Virgine matre satus. Ille Deus casta nascetur virgine magnus:* „Von jungfräulicher Mutter entsprossen... Jener große Gott wird geboren werden von der keuschen Jungfrau.“ Auf der Ostseite der Prophet Moses (Deut. 18, 15) und die (6)



samische Sibylle mit ihrem Ausspruche: *Nunc poterunt clarum virorum tangere regem — Humano quem virgo sinu inviolata fovebit*: „Jetzt wird man den berühmten König der Menschen mit Händen berühren können, den eine fleckenlose Jungfrau hegen wird in menschlichem Schooße.“ — Ferner der Prophet Balaam (Num. 24, 17) und die (7) Sibylle von Cumä im Pontus mit den Worten: *In cunctis humilis castam pro matre puellam — Diliget....* „Demüthig in Allem wird er eine keusche Jungfrau zur Mutter liebend erwählen.“ Auf der Nordseite der Prophet Isaias (7, 14) und die (8) helléspontische Sibylle mit den Worten: *Dum meditor quondam....* „Eines Tages, als ich betrachtete, sah ich eine Jungfrau, die wegen ihrer Keuschheit zu einer ausgezeichneten Ehre erhoben ward u. s. w.; der Prophet Daniel (9, 24) und die (9) phrygische Sibylle mit dem Spruche: *Virginis in corpus voluit demittere coelo — Ipse Deus prolem*: „In der Jungfrau Schooß wollte Gott selbst seinen Sohn vom Himmel herabsenden.“ Endlich der Prophet Amos (9, 14) und die (10) tiburtinische Sibylle mit den Worten: *Sanctam potui monstrare puellam....* „Ich konnte die heil. Jungfrau zeigen, deren Schooß den empfangen wird, den als Gott im Fleische die Fluren schauen.“

## 45.

Ungleich wichtiger als die herrlichen Marmorstatuen, mit welchen die Frömmigkeit der Päpste die äußere Umkleidung des hl. Hauses geziert hat, ist indeß das aus Cedernholz geschnittene einfache Standbild der Mutter Gottes, welches mit dem hl. Hause aus Nazareth herübergekommen ist. Ich habe desselben schon kurz gedacht, komme aber jetzt noch besonders darauf zurück. Seinen Platz im hl. Hause kennen meine Leser bereits. Ich füge zur Beschreibung des Bildes hier noch hinzu, daß eine dreifache Krone von Edelsteinen das Haupt der hl. Jungfrau schmückt. Die Haare wallen nach Sitte der Nazarener ungeflochten über die Schultern herab. Die Statue ist angethan mit einem golddurchwirkten Kleide, umgeben mit einem breiten Gürtel, und über dem Kleide trägt sie einen himmelblauen Mantel. Auf dem Arme der



hl. Jungfrau ruht das göttliche Kind; es hält die vordern Finger der rechten Hand wie zum Segnen empor; in der linken trägt es eine goldene Weltkugel. Auch dem göttlichen Kinde wallen die Haare über die Schultern herab und sein langes Kleid ist gleichfalls mit einem Gürtel umwunden.

Das ist das weltberühmte Gnadenbild im hl. Hause zu Loreto. Von welcher Andacht und Frömmigkeit ist es die Jahrhunderte hindurch Zeuge gewesen! Wer nennt die Millionen, die betend, dankend und gelobend vor ihm gekniet haben!

Doch auch von grauenhafter Ruchlosigkeit einer verwilderten Soldatesca ist Loreto's Gnadenbild Zeuge gewesen. Als die entfesselten Franzosen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts unter Anführung des großen Überräubers Napoleon Bonaparte das schöne Italien plündernd und raubend durchzogen, bebten diese Unmenschen auch vor dem Heiligthume zu Loreto nicht zurück. Das hl. Haus wurde seiner Kostbarkeiten, der Gaben frommer Pilger, beraubt, das Gnadenbild selbst von seiner Stelle gerissen, seines Schmuckes von Gold und Edelsteinen entkleidet und dann nach Paris transportirt, wo man es in der „National-Bibliothek“ als ein „Alterthum“ aufstellte. In dem Katalog der Bibliothek wurde es registrirt als „Statue aus orientalischem Holze, ein Product der jüdisch-ägyptischen Schule.“ Im Jahre 1801 am 11. Februar wurde es indeß auf Befehl Napoleons wieder herausgegeben und Papst Pius VII. übersandt. Der Papst stellte es zunächst in seiner Privatkapelle im Quirinal zur Verehrung auf und zierte es reich mit neuem Schmuck. Bevor er es nach Loreto zurückbringen ließ, stellte er es an den drei letzten Tagen des November 1802 zur öffentlichen Verehrung aus auf dem Hochaltare der Kirche S. Salvatore in Lauro, welche der hl. Jungfrau von Loreto geweiht ist, und ganz Rom eilte zu dieser Kirche, um das hehre Gnadenbild zu verehren und Sühne zu leisten für den an ihm verübten Frevel. Seine Rückkehr nach Loreto war ein wahrer Triumphzug. Seitdem steht die „Lauretanische Jungfrau“ wieder in ihrem Heiligthume, und Tausende von Franzosen sind hingepilgert, um Abbitte zu thun für den Frevel, den eine französische Soldatesca begangen! Auch die Botengaben frommer Verehrer sind seit jener Verraubung reichlich geflossen; leider aber wird



seit der Occupation Italiens durch die Piemontesen der Besitz des hl. Hauses von der Regierung „verwaltet“, und was das zu bedeuten hat, brauche ich nicht näher zu sagen.

An das hehre Gnadenbild im hl. Hause der Mutter Gottes in Loreto knüpft sich eine Gebetsübung, die auf dem ganzen Erdkreise bekannt und in Gebrauch ist: die Lauretanische Litanei, d. h. die Litanei von Loreto. Im hl. Hause zu Loreto ist sie nach und nach entstanden aus Lobsprüchen auf die hl. Jungfrau, die man allabendlich her sagte, wenn man das Gnadenbild vom täglichen Staube reinigte. Noch jetzt findet diese aufmerksame Abstäubung allabendlich nach der Vesper statt unter Abbetung der Lauretanischen Litanei. Seit Jahrhunderten hat diese schöne Litanei ihre feststehende Form gefunden, in der sie jeder Leser kennt. Wo wäre sie nächst dem englischen Gruße nicht das beliebteste Gebet zu Maria? Und sie verdient mit Recht diese hervorragende Stelle. „Ihrem Inhalte nach ist sie eine feierliche Anrufung Mariä und besonders eine Lobpreisung derselben. Sie bildet einen feierlichen Hymnus (Lobgesang) auf die Gottes- und Gnadenmutter. Er läßt sich unschwer in zwei Theile zerlegen; im ersten erscheint Maria als geheiligte Persönlichkeit nach ihrer irdischen Erscheinung, d. h. als Gottesmutter in ihrer Tugend- und Gnadenfülle; im zweiten Theile, der mit *Rosa mystica* — „du geistliche Rose“ — beginnt, erscheint sie in ihrem Zusammenhange mit der gesamten Heilsordnung und mit der Himmel und Erde umfassenden Kirche, deren Typus (Vorbild), Mutter und Königin sie ist. Es sind unverkennbar in der zweiten Abtheilung die drei Hauptmomente des Erlösungswerkes hervorgehoben, die Einleitung und der Beginn desselben im Alten Bunde, die Verwirklichung desselben im Neuen Bunde, und die Vollendung desselben im Reiche der Seligkeit. Der Glanz, der aus der Mutter des Schlangentreters fließt, wirft sich auf alle diese drei Momente. Die Sprache dieser Ansprache an Maria ist jungfräulich zart, wie es sich geziemt.“ (Frick.) Die Bilder der Lauretanischen Litanei sind erhaben und geben dem tiefen Nachdenken des gelehrten Theologen wie der frommen Betrachtung des kindlichen Gemüthes reichlichste Nahrung. Glückliche katholische Familie, in welcher die schöne Lauretanische Litanei täglich gebetet wird! Mir schwebt



aus der frühen Kindheit noch lebhaft vor, wie meine gute Mutter — Gott habe sie selig! — allabendlich uns diese Vitanei vorbetete. Wohl verstand ich damals so manches Bild gar nicht, aber ich dachte doch schon als Kind, wie erhaben die Mutter Gottes sein müsse. Mit dem Namen „Lauritanische Vitanei“ habe ich damals sicher gar nichts anzufangen gewußt, und ebenso wenig habe ich geahnt, daß ich nach 30 und einigen Jahren als Priester an der Stelle knien und diese Vitanei dort beten würde, wo sie entstanden ist. Es ist dennoch geschehen, und ich werde mich mein Leben lang darob glücklich schätzen. Dank dir, liebe Mutter Maria!

## 46.

Meine Leser kennen jetzt das hl. Haus zur Genüge, und kann ich nun zu etwas anderem übergehen. Wie früher bemerkt, hatte sich am 12. Sept. eine ungeheure Menge Pilger eingefunden. In der Kirche erbauten wir uns an ihrer frommen andächtigen Haltung. Was der spätere berühmte Convertit Friedrich Leopold Graf zu Stolberg bei seiner Anwesenheit in Loreto (12. Oct. 1792) beobachtete, sahen auch wir: „Dem hl. Hause und dem wunderthätigen Bilde zur Ehre kommen Pilger aus der ganzen katholischen Christenheit nach Loreto. Viele pflegen auf den Knien um das hl. Haus umher zu gehen (zu rutschen). Die Knie der Pilger haben in den steinernen (marmornen) Fußboden eine Spur gemacht.“ Als wir nach Hause gingen, mußten wir uns auf der Straße oft durch die dichten Pilgerschaaren hindurchdrängen. Der Anblick der Menge hatte etwas sehr Malerisches, zumal die Tracht der aus dem Neapolitanischen hergepilgerten Landleute. Männer und Jünglinge trugen eine rothe Weste nach Art eines Kamisols, woraus die blendend weißen Hemdsärmel hervorragten, die Frauen und Jungfrauen meist hellrothe weite Röcke mit weißen Ärmeln, aber Alles recht decent, und auf dem Kopfe einen ganz einfachen Putz aus weißem Leinen. Zu Hause notirte ich kurz unsere Erlebnisse und Eindrücke. Bald gesellte sich ein Canonicus von St. Peter aus Rom zu uns, der uns „Preußen“ seinen Respect aussprach. Ich erinnere mich noch lebhaft dieser Begegnung, und es ist mir,



als hörte ich noch seinen kräftigen Ausdruck: *mostro maledetto*, womit er einen gewissen Jemand bedachte. Wir speisten zu Mittag nach der Speisefarte, worauf es hieß: *Pranzo — Minestra, Bollito con contorno, Pietanza, Frutta, Pane e Vino 1/2 Litro* — Alles zusammen für 1 L. 50 = 1 1/2 Frank. Auf Wunsch des Wirthes drückten wir unsere Zufriedenheit im Fremdenbuche aus, aus dem ich mir die Verse abgeschrieben, womit ein genügsamer Italiener sich dem Wirth verbunden hat:

*Qui, dove ci si mangia e beve bene,*

*Chi ci venne una volta — ci riviene:*

Hier, wo man gut speist und trinkt guten Wein,

Wer hier einmal hinkam, kehrt hier wiederum ein.

Wie der Dichter und noch mehr der Wirth sich freuen würden, wenn sie wüßten, daß ich hier diese Verse in deutscher Uebersetzung dem pilgernden Publicum erschlossen habe.

Nachmittags gegen 2 Uhr besuchte uns der lebenswürdige P. Bonaventura Diel, um uns zu einem Besuche des Apostolischen Palastes abzuholen. Wir sprachen zunächst über die kirchenpolitischen Verhältnisse in der süßen deutschen Heimath. Dem guten Vater traten die Thränen in die Augen bei unserm Referate. Unsere freimaurerischen und bildungsvereinlichen „Culturfämpfer“ geriren sich, als ob sie allein Liebe zum deutschen Vaterlande hätten, einen Mönch erklären sie kurzweg für einen Feind des Vaterlandes: und doch schlägt unter der Kutte des Mönches ein weit patriotischeres Herz in wahrer Liebe zum deutschen Vaterlande als in der mit diesem oder jenem Bande gezierten Brust so mancher Freimaurer. Thaten der opferwilligen Liebe haben es bewiesen, und die Thränen des P. Bonaventura bestätigten meine wohlerrungene Ueberzeugung aufs Neue. Es ist leicht, bei Rehbraten und Champagner Toaste aufs deutsche Vaterland auszubringen, es ist leicht, „die Wacht am Rhein“ in gehobener Stimmung nach einem patriotischen Festschmaus zu brüllen — darauf gebe ich gar nichts; aber die Thränen, die einem deutschen Mönche in der Fremde bei dem Gedanken an das im Innern zerrissene Vaterland in's Auge treten, sie bekunden w a h r e n Patriotismus.

P. Bonaventura führte uns dann zum Palazzo Apostolico, der sich links an den Dom anschließt und nach dem Plane Bramante's gebaut ist. Der große schöne Platz vor dem



Palaste und dem Dome heißt Piazza della Madonna. Auf der Mitte des Platzes steht ein prachtvoller Brunnen, den Paul V. hat erbauen lassen; näher zur Kirche hin erhebt sich eine große Bronze-Statue, Sixtus V. vorstellend. Dieser große Papst, dessen Geburtsort und Jugendheimath, Grotta-mare und Montalto am adriatischen Strande, nicht gar weit von Loreto entfernt gelegen sind, hat i. J. 1587 den Dom des hl. Hauses vollendet und auf der prachtvollen Fagade die Inschrift mit goldenen Buchstaben in schwarzen Marmorstein eingraben lassen: *Deiparae Domus, in qua Verbum caro factum est: „Das Haus der Gottesgebärerin, worin das Wort Fleisch geworden ist.“* — Wir betraten den Apostolischen Palast, ein großartiges Gebäude, das aber leider seit der piemontesischen „Verwaltung“ im Innern mehr und mehr verwahrlost wird, und bestiegen unter Führung des guten Vaters den höchsten Balcon. Dort öffnete sich eine wahrhaft entzückende Aussicht unsern Blicken. Rechts sieht man die Wogen der Adria, die den Fuß des lauretanischen Hügels streifen, links auf steiler Höh erhebt sich Recanati, vor uns unten am Abhange grünen wilde Lorbeerbäume, im lang gestreckten Thale ranken Weinreben wie Festgewinde von Baum zu Baum. Und die Hügel vor uns? „Sehen Sie, meine Freunde“, sprach P. Bonaventura, „diese Hügel gerade vor uns sind das Schlachtfeld von Castelfidardo. Dort etwas rechts bei jenem Hause wurde Pimodan zuerst verwundet, weiter links bei dem andern Hause drüben trafen mehre Kugeln seine Brust, und nahe bei der Stelle ist er gestorben.“ Wer die Geschichte der Schlacht von Castelfidardo kennt — vergl. das Buch „Oderic der päpstliche Zuave“ Kap. 13 — der begreift es, von welch' schmerzlichen Gefühlen das katholische Herz im Anblicke des Schlachtfeldes ergriffen werden muß. Hier also starb der tapfere General Pimodan und mit ihm so viele andere heldenmüthige Vertheidiger des hl. Stuhles am 18. Sept. 1860 den Heldentod — den Martertod! Als der Sarg mit Pimodan's Leiche am 3. Oct. in der Kirche Santa-Maria-in-Trastevere zu Rom ausgestellt war, verkündete die im Auftrage Pius IX. verfaßte Inschrift, welchem Manne Rom die letzte Ehre erweise: *Georgio de Pimodan . . . quem pro sancta sede apostolica magnae animae prodigum catholicus orbis luget: „Georg von Pimodan, der*



für den hl. apostolischen Stuhl seine große Seele hingab, betrauert der katholische Erbkreis." Wenn man zu Loreto jenen Hügeln gegenüber steht, die von seinem und seiner edlen Kampfgenossen Blute vor 17 Jahren geröthet wurden, dann ist es uns, als ertönte jener Klagegesang von Neuem, den David einst an Gelboe's Höhen richtete: „Die Herrlichen, o Israel, wurden erschlagen auf deinen Bergen. Wie sind doch die Helden gefallen! Berge Gelboe's! nicht Thau noch Regen falle fürder auf euch... Wie sind die Helden gefallen im Streit! Jonathas ist erschlagen auf deinen Höhen!" (2. Kön. 1, 19 ff.) Und doch hat auch, mit dem Auge des Glaubens betrachtet, die Auffassung des Generals La Moricière volle Berechtigung. Als Pimodan an seiner Seite fiel, rief der große La Moricière, wie wenn er das Schicksal seines Freundes beneidete: Quelle belle mort! — welch' ein schöner Tod! — und als die Getreuen sich weinend auf den theuern Leichnam warfen, fügte er begeistert hinzu: Pas de larmes! des fleurs pour le couronner! — Keine Thränen! Bringt Blumen, um ihn zu bekränzen!

## 47.

Es kann mir in Wahrheit Niemand nachsagen, daß ich gegen Schlachtfelder eine blinde begeisterte Verehrung hätte; im Gegentheil überrieselt mich ein Schauer, wenn ich an Orten vorbeikomme, wo Menschenopfer en masse dem Gözen der „Gloire“ oder des Eigennutzes dargebracht sind. Ich frage mich dann: wie ist es möglich, daß es noch denkende Menschen gibt, die der Ansicht Macchiavelli's huldigen, nur dem Fürsten gebühre der Ehrenname „der Große“, der Menschenschlächtereien gros getrieben. Um was sind doch so oft schon die blutigsten Kriege geführt worden?! Wenn ich das erwäge und dann finde, wie in gewissen Büchern, z. B. in dem Lesebuche für Oberklassen und in dem „nationalen“ Lesebuche von Linnig, die Schlachten glorificirt werden, dann meine ich, es sei an der Zeit, bei den verschiedenen Nationen einen Preis auszuschreiben für die beste Uebersetzung des klassischen „Kriegsliedes“, das der deutsche biedere Claudius gesungen. Mögen meine Leser selbst urtheilen,



ob diese meine Meinung etwas für sich habe; das „Kriegs-  
 lied“ von Claudius lautet nämlich wörtlich so:

's ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel wehre,  
 Und rede du darein!  
 's ist leider Krieg — und ich begehre  
 Nicht Schuld daran zu sein!

Was sollt ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen  
 Und blutig, bleich und blaß,  
 Die Geister der Erschlagenen zu mir kämen,  
 Und vor mir weinten, was?

Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten,  
 Verstümmelt und halb todt  
 Im Staub sich vor mir wälzten, und mir fluchten  
 In ihrer Lodeknoth?

Wenn tausend tausend Väter, Mütter, Bräute,  
 So glücklich vor dem Krieg,  
 Nun alle elend, alle arme Leute,  
 Wehflagten über mich?

Wenn Hunger, böse Seuch' und ihre Nöthen  
 Freund, Freund und Feind ins Grab  
 Versammelten, und mir zu Ehren trächten  
 Von einer Leich' herab?

Was hülf mir Kron' und Land und Gold und Ehre?  
 Die könnten mich nicht freun!  
 's ist leider Krieg — und ich begehre  
 Nicht Schuld daran zu sein!

Man erzählt es sich als offenes Geheimniß, Victor  
 Emmanuel leide oft an hangen und trüben Stunden. Ob  
 ihm dann vielleicht solche Bilder vorschweben, wie sie Claudius  
 gezeichnet hat? Die von seinen 70,000 Soldaten bei Castel-  
 fidardo an den paar tausend päpstlichen Zuaven vollzogene  
 Mezelei wäre allerdings ein geeignetes Bild, um dem „Könige  
 von Italien“ die Ruhe zu rauben. Welche Erinnerungen  
 müßte in ihm der Anblick des Schlachtfeldes von Castelfidardo



wachrufen? Wie wehmüthig wir gestimmt wurden, als wir dasselbe vor uns liegen sahen, haben wir im vorigen Artikel schon gesagt; zugleich aber haben wir auch schon hingewiesen auf den katholischen Helden- und Opfermuth, von dem dieses Schlachtfeld Zeuge gewesen. Für die gerechteste und heiligste Sache gaben hier begeisterte Söhne der heil. Kirche aus den verschiedensten Theilen der katholischen Welt ihr Leben hin, nachdem sie unmittelbar vorher sich in Loreto's Heiligthume Gott durch die Hände Maria's aufgeopfert hatten. „Die Basilika von Loreto, die während eines Zeitraumes von fünf Jahrhunderten Millionen von Pilgern aufgenommen hat, die so viele Gelübde vor dem Throne des Ewigen dargebracht hat, wo so viele Lobgesänge wiedertönten, wo so viele gekrönte Häupter sich gebeugt haben, hatte noch nie eine Armee von Märtyrern gesehen, welche, nachdem sie sich an dem Tische ihrer Altäre mit dem Brode der Starken genährt hatten, sich von diesem Tische erhoben, um für die Vertheidigung der Kirche Christi und ihres irdischen Oberhauptes zu sterben. Diese Tapferen fielen in den Furchen von Castelfidardo, da sie noch den Leib und das Blut des Erlösers in der Brust, eine Thräne der Zerknirschung in den Augen, die Namen Jesus und Maria auf den Lippen hatten, als lebendige Hostien des Eifers und der Liebe für die Kirche... Sie starben glücklich. Die Engel des Herrn, die mit ihren Flügeln die Wohnung der heiligen Jungfrau beschützen, waren von Maria beauftragt, die Schmerzen ihrer Wunden zu lindern, den kalten Todesschweiß abzutrocknen, diese edlen Seelen zu sammeln und sie zum Himmel zu tragen.“ (Bresciani, Omeric. Seite 229 ff.)

Die Annectirung des Kirchenstaates und die Beraubung des Papstes haben diese Edlen allerdings nicht zu verhindern vermocht. Gott hat es in seinem unerforschlichen Rathschlusse zugelassen, daß hier die Gewalt über das Recht triumphirte. Wohl mag da der Katholik mit Dante fragen:

Verzeih', o höchster Gott im ewigen Licht,  
 Der du für uns gekreuzigt wardst auf Erden,  
 Ist anderswärts gewandt dein Angesicht?  
 Wie? oder soll aus schrecklichen Beschwerden  
 Ein neues Heil von keinem Aug' erkannt  
 Nach deinem tiefen Rath bereitet werden?



Doch wir fügen uns demüthig in Gottes Rathschluß und leben der festen Hoffnung, daß die Stunde der Prüfung und Leiden bald vorüber sein und „neues Heil“ daraus erwachsen werde. Der kirchenfeindliche Liberalismus wird in Italien wie anderswo bald ausgewirthschafft haben. Dann geht es um — und dann wird sich in Italien und anderswo die heitere Scene im Großen wiederholen, die sich vor der Schlacht bei Castelfidardo in Voreto im Kleinen abgespielt hat. Wir wollen sie hier kurz mittheilen, zumal unser heutiger Artikel so ernst gewesen, daß dem Leser eine kleine Erheiterung wohl zu gönnen ist. Am 15. September 1860 drangen gegen 80 piemontesische Reiter als Plänkler in Voreto ein. Die wenigen Liberalen Voreto's glaubten, es rücke ein ganzes Heer nach und eilten deshalb den Plänklern entgegen mit dem Ruf: „Es lebe Victor Emmanuel!“ Sie rissen tapfer die päpstlichen Wappen ab und steckten Fahnen mit den piemontesischen Farben aus, um ihre Gesinnungstüchtigkeit zu beweisen.

Da plötzlich rückten die päpstlichen Zuaven in Voreto ein, die piemontesischen Plänkler ergriffen die Flucht — und die „Liberalen?“ O köstlicher Wechsel der Scene! Sie eilten jetzt den Zuaven entgegen und schrieen aus voller Kehle: „Es lebe Pio nono!“ Die piemontesischen Fahnen waren im Nu verschwunden und päpstliche an deren Stelle gesetzt. Ein „liberaler“ Gastwirth, der lauter als alle Andern geschrieen hatte: „Es lebe Victor Emmanuel!“ und ein Abendessen, für die piemontesischen Officiere bereit hielt, brachte schnell die Bildnisse von Cavour und Garibaldi, die er im Speisesaale aufgehängt hatte, in die Kumpelkammer, und nachdem er an deren Stelle das Bild der Mutter Gottes von Voreto und des hl. Vaters gehängt, ging er hin und bat die päpstlichen Officiere, ihm die große Ehre zu erweisen, bei ihm eine Stärkung zu nehmen. Das erinnert doch ganz genau an die „patriotischen“ Erfurter gegenüber Napoleon I. — und liefert ein Bild en miniature von „liberaler Gesinnungstüchtigkeit.“

So wird es auf liberaler und liberalisirender Seite im Großen zugehen, wenn wir den „Culturkampf“ siegreich durchgekämpft haben. Wie viele „Helden“ werden dann die großartige Rolle des Wirthes von Voreto spielen! Es wird zum



Krankflachen sein, wie b i s c h ö f l i c h dann wieder manche Leute sein werden, die jetzt nicht den Muth haben: „u n s e r Bischof Konrad“ zu sagen.

## 48.

Längere Zeit standen wir mit P. Bonaventura auf dem Balcon des Apostolischen Palastes, unsere Augen auf das Schlachtfeld von Castelfidardo gerichtet. Dann stiegen wir wieder herunter, um die Santa Casa und den Schatz derselben näher zu besichtigen. Der Leser kennt die Santa Casa aus unserer früheren Beschreibung; desgleichen haben wir schon gelegentlich auf hervorragende Botivgeschenke aufmerksam gemacht, die im Schatze aufbewahrt werden. Die Schatzkammer (Tesoro) ist ein großer Saal neben der Sacristei. Trotz der Beraubung derselben durch die Franzosen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts enthält sie auch jetzt noch eine erstaunliche Menge von kostbaren Gegenständen, die Zeugniß von der Verehrung der katholischen Welt gegen Loreto's Heiligthum ablegen: Kelche, Kreuze, Monstranzen, Leuchter, Statuen, Kronen, Diamanten u. s. w. u. s. w. P. Bonaventura machte uns auf die hervorragenden Gegenstände im Einzelnen aufmerksam; ich habe natürlich nicht Alles im Gedächtnisse behalten, und wenn es der Fall wäre, könnte ich es hier des Raumes wegen doch nicht nacherzählen. Ich mache hier nur einige nachträgliche Bemerkungen. Der berühmte Gelehrte Justus Lipsius schenkte der hl. Jungfrau von Loreto seine goldene Feder mit dem Distichon:

Fauste, Virgo Parens, calami, quaeso, accipe votum,  
Terrena ut linguens verba, superna ferat.

Guldvoll nimm, jungfräuliche Mutter, die Feder als Gabe,  
Daß sie vom Irdischen los, einzig für's Himmlische sei.

Der Anblick dieser im Schatze aufbewahrten Feder ist gewiß für manchen gelehrten Pilger eine ganz nützliche kurze Predigt gewesen.

Welche Erinnerungen die von verschiedenen Päpsten geschenkten Kelche wachrufen, darauf habe ich schon früher hingewiesen.



Die Republik Venedig schenkte vor Jahrhunderten der hl. Jungfrau von Loreto eine Lampe aus massivem Golde. Ob sie sich noch im Schatze befindet, weiß ich nicht; ich vermute, die Franzosen haben sie annectirt.

Im vorigen Jahrhundert pilgerte ein Patricier von Venedig nach Loreto und beim Anblicke dieser goldenen Botivgabe sprach er zu seinen Kindern: *Ecco, putti, così pensavano i nostri Vecchi* — „Schaut, Kindlein, so dachten unsere Alten!“ Eine inhaltvolle Aeußerung, die man als Inschrift über der Thüre zur Schatzkammer anbringen könnte; denn jede Botivgabe in Loreto gibt Zeugniß von dem Glauben der Alten.

Soviel über die Schatzkammer.

Noch eine Reminiscenz möge hier aufgefrischt werden. Im Apostolischen Palast war früher in einem Saale eine große Apotheke; jetzt werden die bemalten Vasen noch ihres Kunstwerthes halber dort aufbewahrt. Stolberg schrieb darüber i. J. 1792: „In der Apotheke von Loreto, einem Eigenthum der Santa Casa, werden 330 Vasen von Fayence gezeigt, deren Malerei von Giulio Romano und Rafaellino della Villa ist, nach Handzeichnungen des großen Rafael. Auch auf diesen irdenen Geschirren ist Rafaels Geist unverkennbar. Mögen immer des Alterthums ausschließende Bewunderer mit Entzücken von griechischen Vasen reden, ich würde eine ganze Sammlung solcher Alterthümer, wenn ich sie besäße, gern für Eine dieser rafaelschen Vasen hingeben.“

Jetzt bin ich mit meiner Beschreibung von Loreto's Heiligthum und seinen Denkwürdigkeiten zu Ende. Ich habe absichtlich recht ausführlich darüber berichtet, zumal da mir keine ausführliche Beschreibung von Seiten eines Deutschen bekannt ist und in den mir bekannt gewordenen kürzeren deutschen Aufsätzen über Loreto sich manche Unrichtigkeit vorfindet. Mögen meine Aufsätze einigermaßen dazu beitragen, die Liebe zur hl. Jungfrau bei meinen Lesern von Neuem zu beleben und deutsche Pilger dem hl. Hause in stets größerer Anzahl zuzuführen. Nach Ausweis historischer Notizen sind im 16. und 17. Jahrhundert besonders häufig westfälische Pilger nach Loreto gewallfahrtet. Gott Lob! auch in unsern Tagen hat in der Santa Casa so mancher Westfale gekniet in angestammter Liebe zur hl. Jungfrau.



Die gemeinschaftlichen Pilgerzüge nach Rom erleichtern jetzt sehr eine Reise nach Italien — und dann versteht es sich von selbst, daß man auf dem Wege nach Rom oder auf dem Rückwege von Rom (Assisi und) Loreto besucht.

Nächst Rom ist mir Loreto die theuerste Stätte gewesen, die ich in Italien betreten habe.

Und welche Liebe und Freundschaft fanden wir in Loreto an dem guten P. Bonaventura! Ein vortrefflicher Beichtvater, ein äußerst kundiger Führer, jederzeit bemüht, in priesterlicher und landsmannschaftlicher Liebe dem deutschen Pilger zur Seite zu stehen — so haben wir und so haben alle deutschen Pilger der letzten Jahre den guten P. Bonaventura kennen gelernt. Als wir uns schon von ihm verabschiedet hatten, kam er noch einmal zu unserer Wohnung, um uns noch mit dem einen oder andern Andenken an Loreto zu beschenken und zu erfreuen. Mit welchem innigem Danke für alle Liebe nahmen wir Abschied von ihm — mit dem uns sofort priesterliche und landsmannschaftliche Freundschaft verknüpft hatte! Ich habe ihm, in die Heimath zurückgekehrt, noch einige Pilger empfohlen, die mir seinen Gruß von Loreto zurückbrachten. Er sollte nicht lange mehr in Loreto weilen. Im Sommer 1876 schickte mir der gute Vater von Würzburg aus einen Gruß, aus dem dortigen Minoritenkloster, wohin er sich krankheits halber hatte begeben müssen — und einige Monate später, am 28. October, rief Gott seinen frommen Diener zu sich — in das „hl. Haus“ dort oben, in das Vaterhaus. P. Bonaventura Diel, aus Bacharach am Rhein gebürtig, starb im 52. Jahre seines Lebens, dem 34. seiner geistlichen Profese und dem 30. seiner priesterlichen Wirksamkeit. Die letzten 7 Jahre — bis Juli 1876 — war er apostolischer Pönitentiar beim hl. Hause in Loreto. Ein höchst qualvolles Herzleiden, von dem er schon bei unserer Anwesenheit in Loreto sprach, nöthigte ihn, nach Deutschland zurückzukehren. Dieses Herzleiden, das er in musterhafter Geduld ertragen, hat seinem segensreichen Leben ein so frühes Ende gemacht. Wir aber werden dem theuern Todten, dem frommen Sohne des hl. Franciscus, stets das treueste Andenken bewahren und seiner liebend am Altare gedenken. Unser Abschiedswunsch: „Auf Wiedersehen!“ — den wir ihm in Loreto zuriefen — hat sich hienieden nicht mehr erfüllt;



er wird sich mit Gottes Gnade dort oben in dem himmlischen „hl. Hause“ erfüllen — darum wollen wir täglich die heil. Jungfrau anflehen!

Nehmen wir jetzt den Faden unserer Erzählung wieder auf.

Nachdem wir noch einmal im hl. Hause niedergekniet, noch einmal die hl. Jungfrau dankbar begrüßt und ihrem Schutze uns und so viele Andere empfohlen hatten, bestiegen wir Nachmittags gegen 6 Uhr unsere Droschke, die uns in wenigen Minuten zum Bahnhofe beförderte. Wir sandten unsere letzten Scheidegrüße zu Loreto's Heiligthum empor und warteten auf die Ankunft des Zuges, der uns nach Ancona zurückbringen sollte.

## 49.

Der Wartesaal am Bahnhof Loreto war von Pilgern gefüllt, die mit uns zurückreisen wollten. Besonders stark waren die Franzosen vertreten. Wir ließen uns mit einem französischen Priester in eine Unterredung ein. In einiger Entfernung standen französische Pilgerinnen, die, als sie das Wort: Prussien (Preuße) aus unserer Unterredung herausgehört hatten, plötzlich auf uns loschossen mit der lebhaften Frage: Vous êtes Prussiens, messieurs? „Sie sind Preußen?“ Jetzt kam unser französischer Confrater kaum mehr zu Worte; er mußte den Damen die Conversation überlassen. Selbstverständlich bildete Bismarck den Angelpunkt derselben. Ah, ce Bismarck! — — vous a-t-il chassés de votre pays? Ach! der Bismarck — hat Sie gewiß aus Ihrem Vaterlande vertrieben? fragte die Hauptrednerin mit vielsagendem Ausdruck. Pardon, Madame, — erwiderten wir höflich — nous n'avons pas encore l'honneur, mais... „Noch gerade nicht, aber...“ Doch es wurde uns keine Zeit gelassen, den Satz zu beendigen; die lebhafteste Rednerin ließ einen ganzen lange verhaltenen Wolkenbruch los über Bismarck's Haupt. Auf die Wiedergabe muß ich verzichten, weil Reiseberichte eben keine Kammerberichte sind und ich keine Lust verspüre, mit des — — Mannes lithographirten Strafanträgen nähere Bekanntschaft zu machen. Ist auch nicht nöthig, da schon das **fünfte** Tausend dieser Strafanträge (wegen



Beleidigung des — — Mannes) bereits anderweitige Abnehmer gefunden. Wenn ich übrigens je an Bismarcks geflügeltem Worte, er sei der „bestgehaßte“ Mann, gezweifelt hätte, so würde die in Rede stehende Französin mich wahrscheinlich bekehrt haben. Aus dem unbedenklichen Theile dieser französischen Expectoration theile ich mit, daß uns die Damen fragten, ob Bismarcks Tochter wirklich einen katholischen Edelmann zu heirathen beabsichtige, wie die Zeitungen gemeldet hätten. Wir konnten nur antworten, daß auch wir dies in den Zeitungen s. B. gelesen hätten, aber nicht näher informirt seien. Il ne le permettra jamais — das wird er nicht zugeben, meinten die Französinen, worauf wir mit einem Pourquoi non? „warum nicht?“ replicirten. Die französische Neugierde hat übrigens mittlerweile erschütternde Aufklärung gefunden durch den traurigen Sterbefall des (protestantischen) Verlobten der Gräfin Marie v. Bismarck, des Grafen Wendt zu Eulenburg, der bekanntlich Sonntag den 5. December 1875, Morgens 6 Uhr, in Berlin in der Blüthe seiner Jahre vom Typhus hingerafft wurde. Das so nebenbei. Doch jetzt fahren wir ab.

Unsere Marschroute lautet: von Loreto direct nach Rom. Sie führt uns quer über die ganze apenninische Halbinsel. Loreto liegt am adriatischen Meer, während man von Rom's Peterskuppel aus das mittelländische Meer erblickt. Die nicht unbedeutende Strecke ist indeß mit dem Schnellzuge bald durchheilt. Nachmittags gegen 6 Uhr fuhren wir von Loreto und waren schon etwas nach  $1\frac{1}{2}$  Uhr in Ancona. Da wir hier einen 3stündigen Aufenthalt hatten, gaben wir unser Gepäck ins despositorio der Station und eilten in die Stadt und an's schöne Meer. Die Luft war äußerst erquickend. Am Meere wie in der Stadt wogte es von Menschen, die gleich uns nach des Tages Hitze die kühlende Abendluft genießen wollten. Auf einem großen Plage in der Stadt spielte Militärmusik. Wir nahmen in der Nähe unser Abendbrod und hatten so die Tafelmusik umsonst. Ueber die Stadt Ancona habe ich schon früher Näheres bemerkt.

Gegen 10 Uhr Abends trug uns der Zug weiter in der Richtung nach Foligno, wo wir gegen  $3\frac{1}{2}$  Uhr Nachts eintrafen. Unsere Leser kennen die Strecke bereits, da wir ja von Foligno aus unsern Absteher nach Loreto gemacht haben.



Wir konnten also um so eher den Nachtzug wählen. Es war eine wunderschöne italienische Nacht, und der sternbesäete tiefblaue Himmel zog von selbst unser Auge zu sich empor und wollte es trotz der Ermüdung nicht zum Schlafen kommen lassen. „Wenn ich Nachts unterwegs zu den Sternen aufseh, überfällt mich ein Herzklopfen und eine so kühne überirdische Unruhe, daß ich denke, ich sei zu etwas Besserem bestimmt“ (als zum Staubtreten) — schreibt der gute *Claudio* von seinem nördlichen Himmel, und wenn nach seinem Ausdrucke „einem's Kniebeugen ankommt“ schon beim Anblicke unseres nördlichen Sternenhimmels, dann noch weit mehr beim Aufblicke zum italienischen. Um indeß auch einer profanen Reflexion hier Raum zu geben, so will es mich fast bedünken, als ob der denkwürdige Ausspruch, den *Menzel* in seinem Literaturblatt pro 1834 so schön fand, dem Anblicke des italienischen Himmels zu verdanken sei, der Ausspruch: „Ich bin so überselig, daß ich ohne Weiteres den sternbesäeten Himmel an mein Herz drücken könnte, wenn ich nicht fürchtete, daß ein Stern davon an meiner Brust sitzen bliebe.“ Doch halt! es ist jetzt Vieles möglich, und so könnte Jemand aus der sauberen Sippe der Denuncianten mich auf „Haß und Verachtung“ oder wer weiß was denunciren von wegen des letzten Theiles des soeben angeführten Ausspruches. Darum will ich denn gleich vorsichtig bemerken, daß ich jene demokratische Freiligrath'sche Ordenssternaversion nicht unbedingt theile, während ich allerdings eine erbärmliche Ordenssternsucht, wie ich sie bei gewissen Leuten bemerkt habe, unbedingt verurtheile. Wer schmachtend zu einem Ordenssterne empor blickt und seufzend fleht: „Ach wenn du wärst mein eigen, wie lieb sollt'st du mir sein“, wer, wie ein gewisser Jemand, in wehmüthige Klagen ausbricht, daß sein Verdienst keinen Stern gefunden, der kommt mir ungemein elend und erbärmlich vor. Der Stern muß den Mann, und nicht der Mann den Stern suchen, so meine ich. Wie ich vorhin des biedern *Claudio*'s Reflexionen über die Himmelssterne mitgetheilt habe, so verdient vielleicht auch seine Reflexion über Ordenssterne eine Auffrischung; wenigstens dürften die Freunde des Classikers seine Worte nicht ungern reproducirt sehen. Er schreibt also: „Die Sterne sind beim Verdienst, was der Wetterhahn beim Winde ist. Wer einen großen



Stern hat, muß auch 'n groß Verdienst haben, darnach richten sich die Potentaten beim Geben, und das sieht man auch an den meisten Herren, die Sterne haben. Ich habe keinen Stern. Das Seinige treu thun, pflegte meine Mutter zu sagen, ist 'n Stern, der auf der bloßen Brust sitzt, die andern sitzen nur am Lak." Mit diesem „Stern auf der bloßen Brust" will auch ich mich vor der Hand begnügen — bis mal der „Culturkampf" vorüber ist. Wenn dann aber Ordensverleihung ist und die conservativen Land- und anderen Rätthe etwa auf Grund des „schwarzen Buches" eine Liste über die seitherige „allergetreueste Opposition" einzureichen haben, dann bekomme ich und Freund Johannes ganz gewiß auch einen Stern für den „Brustlak", von wegen der „biederer oppositionellen Haltung" — und noch extra eine Verdienstmedaille von wegen unserer — J u d e n k ä m p f e. Doch zurück aus diesen Zukunftsflexionen zur sternenhellen italienischen Nacht!

Nach einem Aufenthalte von fünf Minuten in Foligno ging es weiter auf Rom zu. Wie ich mich fortwährend auf den ersten Anblick der Kuppel von St. Peter freute! Etwa 4 Stunden lang hatte ich auf diesen Anblick geharrt, da erhob sich in blauer Ferne eine Riesenkuppel und: Ecco San Pietro! — „Schau, Sanct Peter!" — erscholl es aus unserer Reisegesellschaft. Wie wurde es uns ums Herz bei diesem Anblicke! Das eigentliche Ziel unserer Reise, die heilige Roma, winkte uns vom Sanct Peters-Dome entgegen. Längere Zeit hindurch sahen wir bloß die Riesenkuppel, dann nach und nach die höher gelegenen Gebäude der ewigen Stadt. Es sind unbeschreibliche Gefühle, die sich des katholischen Pilgers bemächtigen, der Rom zuerst sieht. Ich begreife vollständig L u t h e r ' s Aeußerung in den den Tischreden (Fol. 502): „Da ich Rom zuerst sahe, fiel ich auf die Erde, hub meine Hände auf und sprach: Sei gegrüßet, du heiliges Rom! Ja, rechtschaffen heilig von den heiligen Märtyrern und ihrem Blut, das darin vergossen ist." Zu dieser schönen Aeußerung Luther's stimmt seine andere (Tom. I. Jen. 169): „Daß die Römische Kirche vor allen anderen geehret sei, ist kein Zweifel, denn daselbst Sanct Peter und Paul, 46 Päpste, dazu viel hundert tausend Märtyrer ihr Blut vergossen, die Hölle und Welt überwinden, daß man wohl begreifen mag,



wie gar einen besonderen Augen-Blick Gott auf dieselbe Kirche habe." Daß derselbe Mund, der dieses ewig begründete Lob ausgesprochen, nachmals die unsaubersten Schmähungen auf Rom ausgeworfen hat, weiß ich; ich weiß aber auch, daß Luther's Herz mittlerweile ein ganz anderes geworden war, und daran ist Rom keine Schuld! Armer Luther, wie du mir leid thust!

## 50.

"Soeben 8 $\frac{1}{2}$  Uhr in der ewigen Stadt eingetroffen durch die „Via di venti Settembre“ — heißt es in meinem Tagebuche. Ich erinnere mich noch lebhaft des plötzlichen Wechsels meiner geistigen Stimmung, als uns die am Bahnhofe genommene Droschke in die ewige Stadt brachte und ich da an der ersten Straßenecke die Inschrift sah: Via di venti Settembre — Straße des 20. Septembers! „Siehe da, Johannes!“ sprach ich zu meinem Freunde, auf die Inschrift hinweisend — und unser katholisches Blut wallte und die Röthe gerechter Entrüstung und heiligen Zornes flammte auf unserm Antlize. Hierher also drangen am 20. September 1870 die piemontesischen Truppen in die ewige Stadt, nachdem sie bei der Porta Pia eine breite Bresche geschossen. Welcher Katholik hätte die Greuelthat des 20. September für möglich halten sollen! „Sie werden nicht hereinkommen“, hatte kurz vorher der hl. Vater Pius IX. gemeint, indem er einen solchen Frevel seitens eines sich katholisch nennenden Königs nicht für möglich hielt. Die Piemontesen aber, ermuntert durch den Ausgang der Schlacht bei Sedan, und durch Arnim, beschlossen jetzt Rom um jeden Preis zu nehmen und ließen deshalb ihre Kanonen gegen die hl. Stadt spielen. Pius IX. wollte kein Blutvergießen und gab deshalb seinen begeisterten Vertheidigungstruppen den strikten Befehl, sobald von den Piemontesen Bresche geschossen sei, die weiße Fahne aufzuziehen. Bei der Porta Pia wurde Bresche geschossen; die päpstlichen Truppen folgten in zwar schmerzlichem aber treuem Gehorsam der Weisung des hl. Vaters, und so zogen denn die piemontesischen Schaaren in die ewige Stadt ein am 20. September 1870, Morgens 10 Uhr, und an diese Greuelthat, an diese schändeste Unthat des 19. Jahrhunderts erinnert



die genannte Inschrift. Mit und neben dem feindlichen Heere zog der für Geld von der italienischen Freimaurerei erkaufte und seit Monaten in Bereitschaft gehaltene Abschaum der italienischen Städte, das verworfenste Gesindel, in Rom ein, um auf Straßen und Plätzen die eingelernten Sprüche zu brüllen: „Es lebe das geeinigte Italien, das befreite (??) Rom, der Ehrenmann Victor Emmanuel! Es lebe die Hölle! Tod den Priestern!“ Rom hat im Laufe der Jahrhunderte viele barbarische Horden gesehen, aber nie eine gemeinere, als die erwähnte Canaille, die auf der Via di venti Settembre in die hl. Stadt eingedrungen. Auf diesen „Triumphzug“ also soll jene Inschrift hinweisen. Es ist fürwahr überflüssig gewesen, jenen 20. Sept. 1870 so an den Pranger zu stellen; dieser Tag des infandum scelus würde doch nie dem katholischen Gedächtniß entschwinden. Es kann indeß nicht schaden, wenn die katholischen Pilger gleich beim Eintritte in die ewige Stadt an jenen Greueltag erinnert werden; von der freimaurerischen Inschrift gilt das Wort des römischen Dichters: Infandum iubes renovare dolorem — du heißest uns unsäglichen Schmerz neuaufrischen — damit aber auch unsere Liebe und Treue zu dem gefangenen Statthalter Christi! Ihr habt euch geirrt, ihr Freimaurer, wenn ihr gemeint, mit der Wegnahme Roms sei die Macht des Papstthums gebrochen. Euer jekiger Freund Döllinger hat vor 17 Jahren (in dem Werke „Kirche und Kirchen“ S. 640) gesagt: „Das Papstthum hat schon manchen Thron errichten und wieder zerbrechen gesehen. Sicher wird der Stuhl Petri das Königreich Italien und noch manche andere Reiche überdauern.“ Ja, verlaßt euch darauf!

Mit solchen und ähnlichen Gedanken zogen wir Paderborner Pilger in die hl. Stadt Rom ein.

Der Rom besuchende deutsche Pilger wendet sich zunächst an das Nationalhospiz der Deutschen dell' Anima. Den Namen „dell' Anima“ führt das Hospiz von der mit ihm verbundenen Kirche, S. Maria dell' Anima, die ihn ihrerseits von einer einst bei ihr gestifteten Bruderschaft erhalten, die Maria als Befreierin delle anime, der armen Seelen, verehrte. Gegen 9 Uhr Morgens hielt unser Wagen vor der Anima. Der Rector der Anima, Msgr. Dr. J ä n i g, ein Oesterreicher, nahm uns auf's Freundlichste auf. Es



waren aber so viele deutsche Pilger dort bereits abgestiegen, daß für uns kein Platz mehr übrig blieb, wenigstens bei Tische nicht. Eine Wohnung in der Anima wußte der freundliche Rector uns indeß dadurch zu beschaffen, daß er uns die zwei Zimmer überwies, welche durch vorübergehende Abwesenheit zweier Kapläne der Anima, darunter der „gesperrte“ Prof. Dr. Kellner aus Hildesheim, für einige Tage frei waren. Der gutmüthigen westfälischen Wirthschafterin in der Anima, die sich uns als Münsterländerin vorstellte, that es recht leid, daß sie uns ihre landsmannschaftliche kochende Fürsorge nicht angedeihen lassen konnte. „Die Herrn treffen es aber schlecht“ — sagte sie theilnehmend — „in der Stadt sind diese Woche gerade die „magere Sträßen“ (so hatte sie sich das italienische magro oder maghero stretto d. h. Fast- und Abstinenztag im stricten, strengen Sinne, s. oben unter Bologna S. 38 münsterländisch mundgerecht gemacht) während wir hier in der Anima Dispens haben gerade so wie in Deutschland.“ Bald nachdem wir unsere Zimmer occupirt hatten, traf ein neuer deutscher Pilger, Professor Dr. Rohling, in der Anima ein. Für ihn war nun leider auch kein Platz mehr übrig; er fand aber in dem andern deutschen Hospiz bei Campo santo Aufnahme, wie wir nachträglich erfuhren.

Wer nach Rom kommt, will selbstverständlich auch den Papst sehen. Wir waren gerade zu dem Zwecke nach Rom gekommen. Durch Rector Säinig ließen wir uns in die Liste derer einschreiben, die eine Audienz beim hl. Vater wünschen. Diese Liste wird im Vatican vorgelegt, und dann kommt die Antwort, an welchem Tage und zu welcher Stunde man zur Audienz zugelassen sei. Uns Baderborner Pilgern sollte indeß wider Erwarten Gelegenheit geboten werden, den hl. Vater gleich an demselben Morgen noch, wenige Stunden nach unserer Ankunft, zu sehen. Wir besuchten einen deutschen Freund, Dr. M., in der Nähe der Anima. Er hieß uns sofort unsere langen Priesterröcke in der Anima anlegen sammt dem vorschriftsmäßigen langen Faltenmantel — mantellum — den uns Rector Säinig borgte. Dann stiegen wir mit unserm Freund in einen Wagen, der uns zum Vatican brachte, und um 12 Uhr knieten wir vor dem hl. Vater.



## 51.

Ueber unsere Audienz beim hl. Vater, über den Eindruck, den seine Erscheinung auf uns gemacht, über die väterliche zutrauliche Freundlichkeit und Herablassung, mit der er mit uns sprach, über die innige Theilnahme, mit der er sich nach unserm hochwürdigsten Bischofe Konrad erkundigte — nach dem „buono Corrado“, dem „guten Konrad“, den er mit Recht so hoch schätzt: über alles dies habe ich gleich im ersten Artikel berichtet. Es macht einen unbeschreiblichen überwältigenden Eindruck, vor dem sichtbaren Oberhaupte der Kirche auf Erden zu stehen. Die Stimme bebt vor Ehrfurcht, wenn man zu dem erhabenen Vater der Christenheit zu sprechen beginnt, bis die Milde und Freundlichkeit, die in ihm gleichsam verkörpert ist, uns Muth gemacht hat. „Aber dich habe ich schon gesehen, mein Sohn;“ — redete der hl. Vater mich an — „nicht wahr, du bist ein Priester aus Venedig?“ Ich theilte stammelnd dem hl. Vater mit, daß er sich irre; ich sei aus Paderborn und hätte zum ersten Male die Gnade, Se. Heiligkeit zu sehen. Mein Doppelgänger aus Venedig muß mir nach den weitem Worten des hl. Vaters ungemein ähnlich sein. Wenn gewisse „gelehrte“ Liberale und „Alt-katholiken“ diese Mittheilung läsen, würden sie sagen: da haben wir's ja, daß der Papst sich irren kann, also nicht unfehlbar ist; denn diese Menschen wissen einfach gar nicht, was die Unfehlbarkeit der Papstes oder genauer gesprochen die „Unfehlbarkeit des päpstlichen Lehramtes“ bedeutet, und darum räsonniren sie darüber mit derselben Weisheit, als wenn ein Blindgeborener einen Vortrag über die Farben hielte. Kauft euch doch einen katholischen Schulkatechismus, ihr Helden! Doch nein, dann könntet ihr ja nicht mehr räsonniren, und darum bleibt ihr lieber blind und dumm!

Doch zurück zum hl. Vater! Im ganzen Wesen Pius IX. ist ein Zauber von väterlicher Liebenswürdigkeit; man kann sich davon keinen rechten Begriff machen, wenn man ihn nicht selbst gesehen und gesprochen hat. Hat man aber dieses Glück gehabt, dann begreift man, wie alle die unzähligen Schilderungen seiner ausnehmenden Güte, Milde, Freundlichkeit nicht nur nicht übertreiben, sondern noch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben.



Der protestantische Professor der Theologie in Bonn, Dr. Plitt, gab i. J. 1866 sein Urtheil u. A. wörtlich so ab: „Pius IX. steht wie ein Fels, voll Milde, voll Heiterkeit, voll Gottvertrauen. Sie können sich nicht vorstellen, welchen Eindruck die Erscheinung des heiligen Vaters macht. Diese Milde und Freundlichkeit, und zugleich diese Würde ohne jeden Schein von etwas Gesuchtem. Wer ihm einmal in sein Auge gesehen hat, muß ihn verehren.“ Wir wissen sehr wohl, wie wegen dieser Worte, die Dr. Plitt über seinen Besuch bei Pius IX. an die „Kölnische Volkszeitung“ geschrieben, sich ein Sturm protestantischer Entrüstung erhob, durch den Professor Plitt sich veranlaßt sah, seine Stellung in Bonn aufzugeben; aber dadurch sind seine Worte nicht widerlegt.

Ausführlicher hatte 5 Jahre früher Professor Dr. Döllinger das Charakterbild Pius IX. gezeichnet in seinem Werke „Kirche und Kirchen“ S. 624 f. Aus dem katholischen Döllinger ist mittlerweile ein excommunicirter Ketzer geworden, für dessen Befeuerung man nicht genug beten kann; aber sein Charakterbild Pius IX., das Döllinger in bessern Tagen geschrieben, hat noch den vollen Werth und soll hier stehen, um jene bezahlten Preßbuben, die auf höheres Commando unsern hl. Vater in der liberalen Schmutzpresse beschimpfen müssen, Lügen zu strafen. Döllinger schreibt:

„Was nur immer von einem liebevollen, einzig im Erweisen von Wohlthaten Erholung suchenden Monarchen erwartet werden kann, das leistet Pius im reichlichen Maße. Pertransiit benefaciendo, (Wohlthaten spendend ging er durchs Leben) dieses Wort, von einem viel Höheren gebraucht, ist, auf ihn angewendet, doch nur einfache Wahrheit. — Hier ist ein Mann noch im kräftigsten Mannesalter, nach einer unbefleckt durchlebten Jugend, nach einer gewissenhaften bischöflichen Amtsführung, zur höchsten Würde und fürstlichen Gewalt erhoben. Er weiß nichts von kostspieligen Liebhabereien, er hat keine andere Leidenschaft, als die, Gutes zu thun, keinen anderen Ehrgeiz, als den, von seinem Volke geliebt zu werden. Sein Tagewerk ist getheilt zwischen Gebet und Regentenarbeit, seine Erholung ein Gang in den Garten, der Besuch einer Kirche, eines Gefängnisses, einer milden Stiftung. Ohne persönliche Bedürfnisse, frei von irdischen



Banden, hat er keine Nepoten (Verwandte), keine Günstlinge zu versorgen; allen gewährt er gleichen Anspruch, gleichen Zutritt zu ihm. Für ihn sind die Rechte und Gewalten nur um der Pflichten willen da. Seine nüchtere und sparsame Hofhaltung läßt ihm reichliche Mittel nach allen Seiten hin Noth und Leiden zu mildern. Auch er läßt, wie fast alle Päpste, Bauwerke aufführen, aber nicht prunkende Paläste, sondern Werke des öffentlichen Nutzens. Schwer verletzt, mißhandelt, mit Undank gelohnt, hat er doch nie einem Gedanken der Rache Raum gegeben, nie einen Akt der Härte begangen, hat er immer nur verziehen und begnadigt. Er hat den Kelch von süß und bitter, den Kelch von Menschengunst und Ungunst, nicht bloß gekostet, sondern bis auf die Gefe geleert: das Hosanna hat er vernommen und bald darauf das „Kreuzige!“ Der Mann seines Vertrauens, wohl die erste geistige Größe seiner Nation (Minister Rossi), ist unter dem Dolche des Mörders gefallen; die Kugel eines Empörers hat den Freund an seiner Seite niedergestreckt. Und dennoch hat kein Gefühl des Hasses, kein Hauch der Bitterkeit den reinen Spiegel seiner Seele auch nur vorübergehend zu trüben vermocht. Unbeirrt durch menschliche Thorheit, ungereizt durch menschliche Tücke wandelt er festen und gleichmäßigen Schrittes seine Bahn, wie die Sterne am Himmel. So habe ich das Wirken des Papstes in Rom gesehen, so ist es mir von Allen geschildert worden, mochten sie ihm nahe stehen oder ferne; und wenn nun gerade er bestimmt scheint, alle schmerzlichen und niederbeugenden Erfahrungen machen und bis zum Ende den Weg eines langsamen Martyriums wandeln zu müssen — er weiß, daß der Jünger nicht über seinem Meister ist, und daß der Hirt einer Kirche, deren Stifter und Herr am Kreuze gestorben ist, sich weder verwundern noch weigern darf, wenn auch ihm das Kreuz aufgelegt wird.“

So wörtlich Döllinger.

Wie ist das Kreuz seitdem immer schwerer geworden, namentlich seit der Occupation Roms durch jene Macht, die Döllinger damals als „piemontesisches Raubthier“ charakterisirte. Aber geduldig und ergeben trägt Pius sein Kreuz, ungebeugt steht er da als der Felsenmann in dem Sturm der kirchenfeindlichen Zeit.



Am 16. Juni 1876 sind es 30 Jahre geworden, seit er auf den Stuhl Petri erhoben ist, und der katholische Erdfreis hat mit Recht die würdige Begehung dieses einzig in der Geschichte der Kirche dastehenden Tages sich nicht nehmen lassen. Der Stifter der Kirche hat seinen Stellvertreter Pius IX. die Jahre Petri erleben lassen, die seit Petrus kein einziger Papst geschaut hatte. Zu diesen Jahren Petri hat Gott noch 5 Jahre in seiner Erbarmung hinzugefügt: seit dem 16. Juni 1876 führt Pius IX. 30 Jahre das Steuerruder des Schiffleins Petri!

Was umspannen diese 30 Jahre? Ein oberstes Hirtenamt, wie es glorreicher die Geschichte der Kirche nicht aufweist, eine Fülle von Ereignissen und Thaten, Freuden und Leiden, daß man, wie der apostolische Bekenner Bischof Konrad sagt, „ganze Bücher schreiben müßte“, um es irgend erschöpfend darzustellen. Vor Allem aber ist dies 30jährige Pontificat Pius IX. wie ein fortlaufendes Wunder der göttlichen Gnade, Hülfe und Erbarmung.

Nie hat die Welt einen Papst gesehen, der von seinen Kindern inniger geliebt worden wäre, als Pius IX., der so die Herzen seiner Kinder besessen, wie Pius IX. Die Feinde der Kirche haben nichts unterlassen, Pius IX. alle Macht zu rauben, und Gott hat ihm dafür die Herzen aller seiner Kinder geschenkt. Ein berühmter Mann hat von sich gesagt, er sei der „Bestgehaßte“ unter den Menschen: Pius IX. hat den größeren, den schönsten Ruhm, der — Bestgeliebte unter den Menschen zu sein.

Blicken wir voll Dank zu Gott empor, der uns in Pius IX. einen Hirten nach seinem Herzen geschenkt und über 30 Jahre lang seiner Kirche in so schwerer Zeit diesen Hirten bewahrt hat. Ein Wunder seiner Gnade und Erbarmung ist es, daß Pius IX. trotz aller Stürme der Leiden und Verfolgungen noch dasteht als rüstiger Führer der streitenden Kirche. Als einst Josue, der Heerführer des Volkes Israel, im heißen Kampfe lag gegen die Feinde des Volkes Gottes, da verlängerte Gottes Allmacht den Tag, bis die Feinde besiegt waren. Ähnliches thut Gott vor unsern Augen mit dem Lebenstage Pius IX., und wir wollen hoffen und beten, daß dieser Lebenstag so lange andauert, bis



Pius IX. den Sieg und Triumph der Kirche über die Feinde schaut.

„Wir haben allen Grund“, — schreibt P. Ignatius Zeiler in seinem herrlichen „Lebensbilde Pius IX.“ — „die Zuversicht fest zu halten, daß das gekreuzigte Leben dieses seltenen Mannes nicht ohne Triumph abschließen, daß dieses Licht nicht hinter dunkeln, Unheil drohenden Wolken verschwinden, sondern sich als das Morgenroth einer bessern Zukunft für die Kirche offenbaren werde.“

## 52.

Ueber den Vatican bemerke ich jetzt noch weiter nichts; ich muß auch gestehen, daß bei meinem ersten Besuche meine Aufmerksamkeit und meine Gedanken einzig auf den erhabenen Bewohner desselben, unsern hl. Vater Pius IX., gerichtet waren. Beim Hinausgehen aus dem Vatican sah ich in einem Vorzimmer den ersten Cardinal der neuen Welt, Mac Closkey, Erzbischof von New-York. Am 15. März 1875 zum Cardinal erhoben, war er jetzt in Rom, um dem hl. Vater seinen Dank und seine Huldigung darzubringen. Mac Closkey, eine schlank gewachsene imponirende Gestalt, kleidet der Purpur sehr schön, so daß er deshalb schon unser Auge auf sich zog. Mehr aber fesselte uns der Gedanke, daß es eben der erste Cardinal der neuen Welt war. Geboren am 20. März 1810 in der Nähe von New-York, ist er Zeuge gewesen von dem erstaunlichen Wachsthum und Emporblühen der katholischen Kirche im freien Amerika. Wie viel Tröstliches konnte er dem hl. Vater hierüber mittheilen! „Pius IX.“ — so schrieb vor einigen Jahren eine protestantische Zeitschrift — „ist mit erstaunlichem Eifer um die Ausbreitung der Kirche und die Errichtung neuer Bisthümer beschäftigt. Dieser ausgezeichnete Papst ist der Mann mit dem ungeheuren in einem Zimmer des Vaticans aufgestellten Erdglobus, wie er mit rothen Strichen die gegenwärtige Ausdehnung der Kirche bezeichnet, und mit dem Finger auf eine noch nicht katholische Gegend zeigend, spricht: Das muß man in Besitz nehmen!“

Ghe wir vom Vatican zur Anima zurückkehrten, besuchten wir gleich den dicht am Vatican liegenden St. Peters-Dom. Es ist zunächst der St. Peters-Platz, den wir durchschreiten.



Welch ein Platz! — diese Schöpfung Bernini's, „einer der größten Gedanken, die jemals ein Baumeister gehabt und ausgeführt hat.“ Der Platz faßt über 60,000 Menschen. Er wird von einer kreisförmigen Halle umschlossen, die auf 400 königlichen Säulen 200 kolossale Statuen trägt. Zwischen zwei Wasserbecken, deren Größe mit dem Ganzen harmonirt, und die Tag und Nacht ihre gewaltigen Garben so hoch empor-senden, daß sie als Staubregen zurückfallen, steht mitten auf dem Platze der berühmte Obelisk des heidnischen Sonnen-tempels von Heliopolis, der jetzt, entsühnt und geweiht, den Sieg des Kreuzes verkündet, nachdem er früher in Aegypten dem heidnischen Aberglauben gedient hat. Wir kommen zu ihm zurück; jetzt eilen wir zunächst zum St. Peters-Dome, der die Westseite des Platzes schließt. „Niemals ergriff mich ein Werk, von Menschenhänden gemacht, wie dieses. Der Platz ist des Tempels werth, des Platzes der Tempel, jeder in seiner Art der schönste in Europa. Staunen und Freude faßte mich, als ich den Platz vor mir sah, Ehrfurcht und Freude, als ich in den Tempel trat.“ Diese Worte, welche Graf Friedrich Leopold Stolberg i. J. 1791, als er noch Protestant war, niedergeschrieben, wird ihm jeder Besucher nachsprechen. Ebenso trifft seine weitere Bemerkung zu: „Sonderbar ist es, daß sowohl von innen diese Kirche, welche im ersten Augenblicke mit großer Idee von Majestät das Herz erfüllet, nicht gleich so groß scheint, als sie wirklich ist. Die Tadler dieses Gebäudes werfen ihm das als einen Fehler vor. Andere behaupten, dieser nach und nach zunehmende, nicht gleich in's Auge fallende Eindruck von außerordentlicher Größe sei eine Folge des vollkommenen Ebenmaßes, und ich glaube, daß sie Recht haben.“ Gewiß, und die Größe des ganzen Baues verbirgt sich hinter der Größe der einzelnen Theile; alle Vergleichungspunkte sind in ebenso kolossalem Maßstabe ausgeführt worden. Je öfter man aber die Peters-kirche besucht, und je aufmerksamer man ihre einzelnen Theile betrachtet, desto mehr wächst sie heran zu dem, was sie wirklich ist, zu jenem Riesenbau, zur bei weitem größten Kirche der Welt. „Das Genie der Architekten — bemerkt Becht — hat Mittel gefunden, den wirklich riesenhaften Raum verhältnißmäßig klein erscheinen zu lassen, und die Täuschung ist so vollkommen, daß es immer erst einer sehr



umständlichen Reflexion bedarf, daß sie wirklich so groß sei.“ Wenn der Protestant Becht dies dann als „ein unrichtiges System“ tadelte, so bekundet er damit keine tiefere Reflexion, die sich dem Katholiken wie von selbst ergibt. Fürwahr, bemerkte mein Reisegefährte, als wir uns durch nähere Prüfung der einzelnen Theile die Riesengröße des Weltomes zum Bewußtsein gebracht hatten, fürwahr ein sinniges Abbild der katholischen Kirche, die sich auch immer großartiger dem Auge des Geistes erschließt, je näher sie im Einzelnen der Betrachtung gewürdigt wird.

Wir gehen langsamen Schrittes durch den majestätischen Tempel zur Confessio des hl. Petrus, der Gruft, wo der Leib des hl. Petrus ruht. Ein Marmorgeländer, an dem 89 stets brennende Lampen die Ehrenwache halten, umgibt das Grab des Apostelfürsten. Wir knien oben nieder am Marmorgeländer zum Gebete. Was ein katholisches Herz dort am Grabe des Apostelfürsten empfindet, läßt sich nicht beschreiben. Hier sind den Augen der Millionen katholischer Pilger im Laufe der Jahrhunderte fortwährend Thränen des Dankes und der Liebe entströmt, die das sagen, was Worte nicht sagen können. „Gott Dank, daß ich katholisch bin!“ — wenn man das stets mit Hochgefühl aussprechen kann, im St. Petersdome, am Grabe des ersten Papstes, spricht man es unter Thränen der Freude.

Für jetzt weilen wir bloß am Marmorgeländer des Grabes; später werden wir unsere Leser unter die Erde zum eigentlichen Grabe führen, an welchem wir Paderborner Pilger zwei Tage nach unserer Ankunft in Rom das hl. Opfer feiern durften.

Erheben wir jetzt unsern Blick, so erschließt sich ihm das Bewunderungswürdigste, das die Baukunst leisten kann: die herrliche Riesenkuppel von St. Peter, die sich über dem Grabe des Apostels emporhebt: „ein zweiter Himmel in den Himmel — steigt Sanct Peters wunderbarer Dom!“ In Mosaikbuchstaben glänzt die Inschrift herab: Tu es Petrus: „Du bist Petrus — der Fels — und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen!“ Das ist eine Grabchrift ohne Gleichen — eine Grabchrift und zugleich eine Siegesinschrift aus dem Munde des göttlichen Stifters der Kirche.



## 53.

Wir knien am Marmorgeländer der Confessio und schaueten in die gruftartige Vertiefung hinab. Da erblickten wir eine wundervolle Statue, aus feinstem Marmor gemeißelt, die einen Papst mit dem Chormantel bekleidet, in knieender, betender Stellung darstellt. Antonio Canova, der größte unter den neueren Bildhauern Italiens (geb. 1. Nov. 1757 als Sohn armer Eltern, diente zuerst als Küchenjunge bei einem Gutsherrn und offenbarte dort seine Anlagen zum plastischen Künstler durch Bildung eines Löwen aus Butter, weshalb der Gutsherr seinen Küchenjungen bei einem Bildhauer in die Lehre gab) hat dieses Meisterwerk geschaffen. Und wen stellt es dar? Den Papst Pius VI., der in schwerer Zeit an eben dieser Stelle vor dem Grabe der Apostel zu beten pflegte. Es ist jener Papst, von dem Stolberg i. J. 1791 schrieb: „Heute, am Weihnachtsfeste, sahen wir den Papst das Hochamt halten in der Petri Kirche. Der Papst ist ein schöner Greis von 74 Jahren. Er verrichtet sein Amt mit vieler Würde.“ Später empfing ihn Pius VI. in Audienz, worüber Stolberg schreibt: „Dieser Greis, welcher mit so feierlicher Würde seines Amtes pflegt, ist sehr angenehm und freundlich in der persönlichen Unterredung.“ Sieben Jahre später, in der Nacht vom 19. auf 20. Febr. 1798, wurde dieser edle Greis von den französischen Revolutionshelden in Rom gefangen genommen, und in einem engen Wagen nach Frankreich geschleppt. Kein Wort der Klage kam über seine Lippen, kein Schmerz trübte seine milden Gesichtszüge — er litt ja für die Freiheit und Rechte der Kirche, zu deren obersten Hirten ihn Gott berufen. Ueber das Felsgeklippe des Berges Genevre mußte man ihn tragen; sein schneeweißes Haar flatterte im Winde. So brachte man den armen Hohenpriester endlich fast halbtodt nach Valence am 14. Juli 1799. Damals ging ein Schmerzensschrei durch die katholische Christenheit über diesen Frevel am Statthalter Christi. Unser gegenwärtiger Papst Pius IX. war zu der Zeit ein Kind von 7 Jahren, und seine fromme Mutter theilte ihm das Leiden des hl. Vaters mit und ließ ihn seine unschuldigen Händlein falten zum Gebet für Pius VI. und die bedrängte Kirche. Pius VI. erlag seinen Leiden am



29. August 1799, im 81. Jahre seines Alters und im 25. seines Pontificates. Die ihn zu Tode gemartert, verschlossen seinen Sarg mit Blei und sagten: Das ist der letzte Papst! Die ungläubigen Thoren! Dasselbe dachte i. J. 67 der Bluthund Nero, als er den ersten Papst Petrus gekreuzigt hatte — und jetzt regiert Pius IX. als der 257. Nachfolger des gekreuzigten Petrus und als der 5. Nachfolger Pius VI. die Kirche Jesu. Die jekigen Gesinnungsgegnossen Nero's und der französischen Revolution denken von Pius IX. ähnlich und unterlassen nichts, um das Papstthum zu stürzen. O ihr Thoren! Der einst gesprochen: Du bist Petrus... er wird auch an euch sein Wort neu bewähren: „Die Pforten der Hölle werden meine Kirche nicht überwältigen.“ Verlaßt euch darauf!

Solche Gedanken drängen sich dem Pilger von selbst auf, wenn er die Statue Pius VI. vor dem Grabe des Apostelfürsten betrachtet. \*)

\*) Möge hier in der Anmerkung die sehr sinnige Reflexion stehen, die der hochsel. Bischof Matthias Eberhard (vergl. oben S. 138 Anm.) über die Päpste der neueren Zeit anstellt, die den Namen Pius tragen. Er sagt (a. a. O. S. 72 f.):

„Das Pontificat (des hl. Pius V.) weihet die neuere Zeit ein; ja es weihte sogar mit seinem Namen Pius eine Zeit, in welcher die Päpste, welche unter dem Geiste dieser Zeit am meisten zu leiden hatten, merkwürdiger Weise auch den Namen Pius tragen. Pius VI., der erste Pius nach dem heilig gesprochenen, der „Apostolische Wanderer“, (Peregrinus Apostolicus) wie ihn eine sehr alte, merkwürdige Weissagung Jahrhunderte zuvor genannt hatte, ergriff den Wanderstab, um mit persönlichem Erscheinen, Ermahnen, und Bitten in der Hofburg zu Wien für die von dem Kaiser, dem berufenen Hort und Schirm der Kirche, nun bedrängte Kirche zu stehen. Man sollte sagen, eine solche Pilgerschaft sei bitter genug. Aber es war ihm noch eine bitterere bereitet. Die französische Revolution kam und übersluthete den Kirchenstaat. Man machte den Papst zum Gefangenen; man drückte ihm gewaltsam den Reisestab in die Hand, er mußte fort, immer weiter, athemlos fort, bis er in der französischen Stadt Valence seine ermüdete Seele aushauchte. Das heiligste Sacrament trug er in einem Gefäße an seinem Herzen. Pius VII., sein Nachfolger, trat, eines solchen Endes seines Vorgängers ungeachtet, doch seinen Namen und das Erbe dieses ersten Namens an. Dieselbe alte Weissagung verkündet seine Lebensgeschichte mit den Worten: „Der Räuberische Adler“ (Aquila rapax). Der ihm entgegenstand, hatte wirklich die altrömischen Adler wieder seinen Legionen gegeben, und Pius war eine Beute in den Krallen dieses Adlers. Da kommt in unsern Tagen Pius IX. „Kreuz vom Kreuze“, (Crux de Cruce) sagt die Weissagung von ihm; und und ein einfaches Kreuz ist das savoyische Wappen, das jetzt das Zeichen des Krieges wider den heiligen



Wir verlassen jetzt einstweilen Sanct Peters Dom, voll Freude und Trost, am Grabe der Apostel geknieet zu haben.

Da sind wir wieder auf dem großen Petersplatze und bleiben bei dem schon erwähnten Obelisk stehen, den Sixtus V. am 10. Sept. 1586 an dieser Stelle aufrichten ließ. Majestätisch und erhaben steht er da, dieser alte ägyptische Obelisk von Granit und trägt das Kreuz auf seiner Spitze. Was verkündet er? Den Sieg des Gekreuzigten und des Kreuzes über die Pforten der Hölle. Auf der Seite, die der Peterskirche zugewandt ist, trägt er die Inschrift: *Christus vincit — Christus regnat — Christus imperat* Christus ab omni malo plebem suam defendat: „Christus siegt, Christus regiert, Christus herrscht! Christus wolle vor allem Uebel sein Volk beschirmen.“ Und auf der östlichen, der Stadt, zugewandten Seite steht die Inschrift: *Ecce crux Domini — fugite partes adversae — vicit leo de tribu Juda*: „Sehet da das Kreuz des Herrn! Fliehet ihr feindlichen Mächte! Der Löwe aus dem Stamme Juda hat gesiegt!“

Und an welcher Stelle verkündet St. Petersdom mit der Apostel Grab und der Obelisk auf St. Petersplatz den Sieg des Kreuzes? An eben jener Stelle, wo einst der Circus und die Lustgärten Nero's standen, wo dieser Bluthund unzählige Christen abschlachten und verbrennen ließ. Bedarf es da noch näherer Reflexionen, so mögen hier die Worte des biedern Protestanten Dr. Daniel stehen: „Der höchste Glanz des christlichen Rom vereinigt sich auf einem Platze, auf dem der Typus (das Vorbild) des Antichrists, Nero, so zahllose Christen bluten ließ. Bei solchen Erinnerungen ergreift wunderbar die Obeliskens-Inschrift: *Christus vincit* . . .“

Wo ich dies schreibe, liegt vor mir die vortreffliche Broschüre meines lieben Freundes Schulte, Pfarrer in Erwitte, „Drei Reden zur Schulfrage.“ Diese

Vater ist. Die Figur des Kreuzes streitet wider die Kraft des Kreuzes. Pius VII. stellte in höchster Bedrängniß der Kirche, bei dem Herannahen der französischen Truppen, den hl. Pius zum Patron der Kirche auf. Und merkwürdig bleibt, daß am Festtage des hl. Pius V., am 5. Mai, der Großfeldherr jener Krieger starb, der damals die Truppen befehligte. Hier ist freilich in diesem Zusammentreffen der Dinge keine Glaubenslehre aufgestellt, — aber Ihr werdet gestehen, es ist in der neueren Zeit etwas Eigenes um den päpstlichen Namen Pius.“



Schrift schließt mit der folgenden herrlichen Reflexion, die auch meinen heutigen Artikel beschließen soll.

„Heute noch finden wir ein Denkmal ägyptischer Größe, ferne seiner Heimath, in dem ewigen Rom. Der Obelisk vor Sanct Peter könnte die Herrlichkeit der Pharaone wie die Sklavenarbeit Israels gesehen haben. Und was kündigt er uns, wie er es künden wird, bis der letzte Stein an ihm zerfällt? Nichts von dem, was einstmal den nationalen Stolz Aegyptens ausmachte. Von seinem Sockel schallt das Siegeslied von dem Löwen aus Juda, aus dem Volke, das der Herr zum Trohndienste zwingen ließ, um seine Macht und sein Erbarmen um so strahlender hervorbrechen zu lassen. Und der Triumphgesang des siegreichen Königs aus dem Hause David faßt in sich die Worte: „Christus vincit, Christus regnat.“ — „Christus siegt immer, Christus herrscht allezeit!“ Ein Zeugniß für die Vergangenheit, unwiderleglich, wie die Macht des Herrn in der sichtbaren Schöpfung; eine Prophezeiung für die Zukunft, hoffnungsfelig, wie jede Zusage aus dem Munde unseres Gottes.

Ja, Christus siegt immer! Er siegt auch heute, wie siegesfroh auch seine Gegner die Zukunft als ihren sicheren Besitz sich einrichten. Christus herrscht allezeit! Würsten wir es nicht aus dem langen Laufe der Jahrhunderte, die hinter uns liegen: die Millionen katholischer Herzen, die heute in Glaube und Liebe vor dem Einen Christus, dem Einen Messias sich beugen, sie künden es der Mit- und Nachwelt: Ja, Christus herrscht immer, und dann am glorreichsten, wenn stolze Frevelhände seinen Thron zer schlagen, sein Scepter zerbrechen möchten. Und es ist gut, daß es so ist; — denn so schließt der Siegesruf — Christus ab omni malo plebem suam defendat — Christus allein beschirmt sein Volk vor allem Uebel. Wir sind sein Volk, wir sind die Kinder seiner Liebe. So wollen wir denn versuchen, ob die alte „göttliche Thorheit des Kreuzes“ — der Apostel hat das Wort ausgesprochen! — ob sie heute nicht mehr mächtig genug ist, die Weisheit des modernen Heidenthums zu vernichten, wie sie einstmal auf den Trümmern des alten Heidenthums siegreich die Anbetung der Völker gefordert und — errungen hat!!“



## 52.

Etwas vor 1 Uhr waren wir von unserm ersten Ausfluge in die hl. Stadt wieder in der Anima eingetroffen. Unser lebenswürdiger Landsmann Dr. N. beschied uns auf 3 Uhr zu seiner Wohnung, um uns dann zu den Katakomben zu führen. Wir speisten in der Nähe der Anima zu Mittag, unterhielten uns dann in der Anima mit den lieben Landsleuten aus den verschiedenen Diöcesen Deutschlands, und um 3 Uhr fanden wir uns in Begleitung eines Priesters aus Köln bei Dr. N. ein. Hier trafen wir einen unlängst zur katholischen Mutterkirche zurückgekehrten vormaligen lutherischen Pastor aus Schweden, der sich in Rom zum Eintritt in den katholischen Priesterstand vorbereitet. Die Unterhaltung mit ihm — in englischer Sprache — erwies ihn als sehr unterrichtet. Er wird als Priester nach Schweden zurückkehren und hofft dort Viele zur katholischen Wahrheit zu bekehren. Er hat bereits eine größere apologetische Schrift in schwedischer Sprache herausgegeben, die er hoffentlich auch ins Englische übersetzen und dadurch einem größeren protestantischen Leserkreise zugänglich machen wird. Er freute sich, uns zu den Katakomben, die er allerdings schon oft besucht hatte, begleiten zu können, und so eilten wir zu Fünf dann bald in einem stattlichen Zweispänner durch die Straßen Roms der klassischen Via Appia, der ehemaligen „Königin der Straßen“ zu. Dort liegt die berühmte Katakomben des hl. Callistus.

Es geht in Rom nichts über einen kundigen Führer, und den hatten wir in der Person des guten Dr. N., der durch seinen langjährigen Aufenthalt in der ewigen Stadt jeden Schritt und Tritt kennt. So machte er uns unterwegs fortwährend bald auf diese bald auf jene Denkwürdigkeit des christlichen wie des alten heidnischen Rom aufmerksam, bis wir auf der alten Via Appia anlangten. Diese „Königin der Straßen“ war zur Römerzeit mit prachtvollen Monumenten und Gräbdenkmälern zu beiden Seiten eingefast. Von dieser stolzen Monumentenpracht stehen jetzt nur noch kahle Ruinen, die den Gärtnern und Winzern, die an der Via Appia ihre Gärten und Weinberge haben, zu Vorrathskammern dienen. Am Besten erhalten ist das heidnische



Grabmal der Cäcilia Metella, ein Rundbau (von 65 Fuß Durchmesser und 80 Fuß Höhe) auf einer viereckigen Basis. \*) Nicht weit davon erblickt man die Trümmer vom Circus des Marentius, die eine sehr deutliche Vorstellung einer antiken Rennbahn gewähren. Doch diese alten Mauerreste der heidnischen Vergangenheit interessieren uns verhältnißmäßig wenig: unser ungetheiltes Interesse wendet sich der Katakombe zu, in deren Nähe wir angelangt sind. Wir steigen aus, gehen rechts einige Schritte durch einen Weinberg und stehen am Eingange der ehrwürdigen Katakombe des hl. Kallistus.

Diese Katakombe, dieser Theil des ehrwürdigen unterirdischen Rom, war zur Zeit der Christenverfolgungen vorzugsweise die Zufluchtsstätte der verfolgten Oberhirten. Hier unter der Erde lehrten und taufte die Päpste, hier feierten sie das hl. Opfer, hier weihten sie Priester und Bischöfe, hier setzten sie die Leiber der entschlafenen Christen und hl. Blutzeugen Jesu bei, hier ruhen sie in großer Anzahl selbst, die hh. Märtyrer-Päpste der ersten Jahrhunderte. Wer von meinen Lesern hätte nicht das herrliche Buch von Cardinal Wiseman: „Fabiola oder die Kirche der Katakomben“ gelesen? In diesem Buche ist vorzugsweise eben der Katakombe des hl. Kallistus gedacht, so daß es einer eingehenderen Beschreibung unsererseits nicht bedarf. Gleichwohl werden wir in den nächsten Artikeln unsere Leser mit der hl. Todtenstadt etwas näher bekannt machen. Für heute wollen wir nur noch an das rührende Ereigniß erinnern, das sich während der heidnischen Christenverfolgung unsern der Stätte zugetragen hat, zu der wir jetzt unsere Leser geführt haben.

\*) Diese Cäcilia Metella war die Tochter des durch die Eroberung der Insel Greta berühmten Metellus und die Gattin des bekannten reichen Crassus. Das erwähnte Grabmal ist kostbar ausgestattet mit Sculpturen und am Fuße mit Mosaiken verziert. Wegen der im Fries angebrachten Ochsenköpfe hat das ganze Grabmal auch den Namen Capo di bove, Ochsenkopf, erhalten. Aehnliche stolze Grabmonumente zählte das heidnische Rom in Menge. Aber während die Großen und Reichen für ihre Todten solche stolze Mausoleen bauten, warf man die Leichen der Armen und Sklaven gleich dem Pferde u. s. w. in öffentliche Gruben, in die puticoli (von puteus, Brunnen, oder von putrescere, verfaulen), damit sie dort gleich Thierleichen verfaulen. Jene puticoli, auf dem Esquilinischen Hügel gelegen, waren nicht bedeckt, sondern offen; die verfaulenden Leichen lagen Aller Blicken preisgegeben. So achtete das Heidenthum seine Armen!



„In dieser Gegend“ — heißt es im schönen „Pilgerführer“ von Muzerer S. 430 — „wurde der Askolyth Tharcisius — oder Tharcisius — der das heiligste Sakrament insgeheim Christen überbrachte, von den heidnischen Soldaten aufgegriffen, und als er nicht entdecken wollte, was er trug, mit Steinwürfen und Stockschlägen getödtet. Sein Leib wurde dann in diesem Cömeterium — in der Katakombe des hl. Kallistus — begraben.“

In dem 22. Capitel der „Fabiola“ mit der Ueberschrift „Die Wegzehrung“ hat Cardinal Wiseman dieses ergreifende Ereigniß näher dargestellt, woraus ich Einiges hier auffrische.

Es handelte sich darum, den zum Martertode bestimmten Christen die hl. Communion, das Brod der Engel, den glorreichen Leib Jesu Christi zur Stärkung zu überbringen.

„Das heilige Brod lag bereit, und der Priester sah sich vom Altare aus um, wer es wohl am sichersten überbringen könne. Ehe sonst Jemand hervortreten konnte, kniete der junge Askolyth Tharcisius zu seinen Füßen. Er streckte die Hände aus, bereit das hl. Pfand anzunehmen, mit einem unschuldig schönen Gesichte, gleich dem eines Engels. Die Thränen standen ihm in den Augen und seine Wangen glühten vor andächtiger Rührung. Er streckte verlangend die Hände aus, und seine Bitte war so inständig und muthig, daß der Priester nicht widerstehen konnte. Er nahm die hh. Geheimnisse, welche sorgfältig in ein leinenes Tuch gewickelt und dann mit einem andern Tuche verhüllt waren, und Tharcisius barg den himmlischen Schatz in dem Busen seiner Tunica und trat mit freudiger Ehrfurcht seinen Weg an.“

Unterwegs harrte seiner der glorreiche Martertod in der Umarmung seines Gottes und Erlösers, den er mit seinem Körper vor der Entweihung der Heiden schützte. Unverletzt wurde aus dem Busen des jugendlichen Märtyrers das Allerheiligste von Christen hervorgenommen. Tharcisius wurde in der Katakombe, vor der wir stehen, beigesetzt, und später verfaßte der hl. Papst Damasus († 384) eine Grabschrift auf ihn, die mit den Versen schließt:

*Ipsæ animam potius voluit dimittere caesus,  
Prodere quam canibus rabidis coelestia membra:*



Selbst sein Leben wollt' opfern er eher den tödtlichen Schlägen,  
Als verrathen an wüthende Hunde die himmlischen Glieder.

Hilf uns beten, hl. Tharcisius, du Martyrer des hehren  
Trophäenlebens Jesu, daß auch wir entschlossen bereit seien,  
wenn es nöthig werden sollte, „die himmlischen Glieder“  
unseres sacramentalen Heilandes und Gottes selbst um den  
Preis unseres Blutes vor Entweihung zu schützen! \*)

## 53.

Unser guter Führer wickelte einen Wachstock los und  
gab jedem von uns ein langes Stück, und nun stiegen wir  
Fünf, einer hinter dem andern, die brennende Kerze in der  
Hand, die Treppe hinunter in die Katakomben. Jetzt sind  
wir in dem ehrwürdigen unterirdischen Rom. Man kann  
eine Katakombe in drei Theile eintheilen: in die Gänge  
oder Straßen, in die Kammern oder Plätze, und in die  
Kirchen. Die Gänge sind lange, enge Galerien, ziem-  
lich regelmäßig ausgehauen, so daß der Boden und die  
Decke mit den Seiten rechte Winkel bilden: sie sind oft  
so enge, daß kaum zwei Personen nebeneinander gehen  
können. Sie laufen mitunter eine lange Strecke ganz gerade  
aus, werden aber von andern durchkreuzt, und diese wieder  
von andern, so daß sie ein vollständiges Labyrinth oder Netz  
von unterirdischen Corridoren bilden. Sich in ihnen verirren,

\*) Vorstehendes schrieben wir am 23. Mai 1876 — nachdem wenige  
Tage vorher der Abgeordnete Dr. Franz in der preussischen Kammer die grau-  
sige Scene in Ohlau zur Interpellation gebracht hatte. Der Gensdarm  
Micheler drang nämlich im April 1876 in die Kirche zu Ohlau, öffnete den  
Tabernakel, nahm consecrirte hl. Hostien heraus und brachte sie auf  
das Landrathsamt zu Recognition. Der Minister des Innern wurde ge-  
fragt, ob er derartige Vorkommnisse für die Zukunft verhindern werde, worauf  
er erwiderte, er sei nicht in der Lage diese Zusicherung geben zu können. Der  
Vorfall in Ohlau ist ohne Zweifel das grausigste Ereigniß im preussischen  
Culturfampfe — und wenn die „Köln. Volksztg.“ ausrief: „Die Worte des  
Ministers werden lange schmerzlich in jedem katholischen Herzen wiederhallen“  
— so wollen wir noch hinzufügen: Die Scene in Ohlau wird nie von uns  
Katholiken vergessen werden. „Die profane Hand wurde sogar an das Aller-  
heiligste gelegt!“ — soll mit unserer Centrumsfraction auch diese Anmerkung  
ausrufen. Credite posteri — werdet ihr's glauben können, ihr Nachkommen?



könnte leicht verderblich werden. Ohne kundigen Führer darf sich Niemand hineinwagen. Aber diese Gänge haben nicht bloß den Zweck, zu andern Räumlichkeiten zu führen; sie sind selbst die Katafombe oder das Cömeterium (Ruhestätte). Ihre Wände haben zu beiden Seiten vom Boden bis zur Decke horizontale Einschnitte. Es sind dies die Grabnischen, *loculi*, in denen, ähnlich wie die Schlafenden auf den Schiffen, die christlichen Todten, manchmal 14 über einander ruhen, ohne Unterschied des Ranges, Alters und Geschlechtes. Die Leiche liegt mit der Seite nach der Galerie hin. Jeder Zoll der Wand ist haushälterisch benutzt, aber jeder Todte hat sein „neues in den Felsen — in verhärteten Tuff — gehauenes Grab, in dem noch Niemand gelegen.“ Die Leiber wurden, in Leinwand eingewickelt, in das genau passende Grab gelegt, worauf dasselbe mit Ziegeln oder Marmorplatten luftdicht verschlossen und mit Cement ringsum verkittet wurde. Die Inschrift wurde in den Marmor eingegraben oder in den noch feuchten Mörtel eingeschrieben; die meisten Gräber blieben ohne Inschrift. Auch drückten die Verwandten oder Freunde beim Verschließen des Grabes oft eine Münze oder einen geschnittenen Stein oder einen Edelstein in den feuchten Bewurf, um sich so das Grab zu notiren. Wo ein hl. Blutzeuge, ein Martyrer, die stille Gruft bewohnte, wurde als Zeichen des Martyrertodes ein Fläschchen mit seinem Blute, manchmal auch Marterwerkzeuge, beigelegt. War zur Zeit heftiger Verfolgungen die Zahl der beizusetzenden hh. Martyrer zu groß, so mußten sich ihre Gräber mit dem Zeichen der *Palme* begnügen, die ja auch hinreichte, ihr Grab auszuzeichnen.

Es macht einen unbeschreiblichen Eindruck auf das Herz des Pilgers, durch diese heiligen Gänge zu wallen. „Es weht dich nicht der Hauch des Grabes, es haucht dich der Geist an, der damals hier waltete und belebte, wie er jetzt noch waltet in der Kirche und belebt durch die Kirche, die hinausgezogen ist aus den Grüften an das helle, erquickende Tageslicht. Dieselben Gefühle, die den hl. Hieronymus vor 15 Jahrhunderten durchdrangen, da er in diesen Schlafstätten der Blutzeugen und Gläubigen weilte, werden jetzt noch rege in einem Jeglichen, der mit wärmerem Gefühl, mit einem für das geistig Hohe empfänglichen Sinn in die-



selben hinabsteigen mag. Ob auch die Luft dumpf, der Gang meist enge, die Wanderung beschwerlich sei: es durchdringt dich ein eigenes Gefühl der Ruhe, du findest dich heimisch, es umweht dich der Hauch des Glaubens, des Muthes, der Tugend, der unzerstörlichen Lebenshoffnung dieser Bekenner Christi." So schreibt der große und gelehrte Convertit Friedrich v. Hurter, der, — vordem protestantischer Prediger — am 16. Juni 1841 in Rom das katholische Glaubensbekenntniß ablegte, in seinem Werke „Geburt und Wiedergeburt“ (III. S. 263 f.) — und seine Worte sind jedem katholischen Pilger aus dem Herzen geschrieben. Dem ehemaligen lutherischen Prediger aus Schweden, der mit uns die Katakomben besuchte, konnte man es beim Kerzenscheine vom Gesichte ablesen, daß er in seinem Herzen dachte und empfand wie vordem sein College Hurter.

Doch versparen wir die Reflexionen auf später und wandeln wir jetzt wieder weiter durch die Katakomben. Von Zeit zu Zeit erweitern sich die Gänge zum Kammern, d. i. Familien- oder Marthrergrüfte (cubicula). Vorzugsweise sind es die Gräber hervorragender hl. Marthrer, z. B. der Päpste, die man durch diese cubicula auszeichnete. Die Kammern waren gottesdienstliche Versammlungsorte. Am Jahrestage des Marthrer zumal kamen hier Christen zusammen. Ueber seinem auch oben mit einer Marmorplatte geschlossenen Grabe wurde das hl. Opfer gefeiert, so daß nach dem schönen Ausdrucke des christlichen Dichters Prudentius der heil. Marthrer „zu den Füßen Gottes“, zu den Füßen des hehren Opferlammes, „ruhte“, welche herrliche Auszeichnung bekanntlich auch jetzt noch fortbesteht, indem unsere Altarsteine, auf welchen das heil. Opfer gefeiert wird, Reliquien von hl. Marthrern einschließen. Ueber dem Grabe in einem cubiculum spannt sich ein Halbhogen (arcosolium), der, sowie die Rückwand, gewöhnlich mit Gemälden geziert ist.

Da diese Kammern aber nur wenig Raum für gottesdienstliche Versammlungen boten, so wurden in den Katakomben noch eigens förmliche Kapellen oder Kirchen ausgehöhlt zu dem Zwecke, daß dort Gottesdienst abgehalten werde. Der Altar war auch hier über dem Grabe eines Marthrer. Neben oder hinter dem Altare befand sich der bischöfliche Sitz und den Wänden entlang die Steinbank für die Geistlich-



feit. Als Kredenztiſche für die Aufnahme der Opfertaben (Brod und Wein) dienten an der Mauer angebrachte Niſchen oder auch hervorspringende Platten. Der Männerkapelle entſpricht in der Regel auf der andern Seite des Ganges eine andere für das Frauengeſchlecht, das von dort aus über den Gang auf den Altar ſehen konnte. Gerade über dem Gange iſt nach oben ein Lichtloch (luminare) angebracht, das bis an das Tageslicht hinaufreicht und den Zweck hat, friſche Luft zuzuführen.

Das iſt eine kurze vorläufige Beſchreibung der Katakomben, wenn wir noch hinzufügen, daß ſich unter dieſen Katakomben ein zweites und drittes Stockwerk hinzuziehen pflegt, die ganz nach demſelben Plane angelegt und durch Treppen mit einander verbunden ſind. Schließen wir für heute mit der Notiz, daß wenn man alle Gänge der verſchiedenen Katakomben bei Rom an einander reihen könnte, man gegen 300 Stunden Weges zu durchwandern und an 4 bis 6 Millionen Gräbern vorüberzuſchreiten hätte. Das iſt das unterirdiſche Rom, gebaut von einer Bruderschaft echter Tobiasjünger, Fossores d. i. „Gräber“ genannt, die zu ihrem opfervollen Berufe durch eine Art von kirchlicher Weihe oder Segnung ausgerüſtet wurden.

## 54.

Wir wollen die kurze Darſtellung, welche wir ſoeben von den Katakomben entworfen haben, jetzt gleich näher ausführen und zwar auszüglich aus der ſchönen Schrift: „Ein Beſuch in den Römischen Katakomben von San Callisto“ von *Laurenz Huthmacher*, Religionslehrer zu Aachen (jetzt Oberpfarrer in Grefeld) — Mainz bei Kirchheim 1861. Herr *Huthmacher* begleitete i. J. 1859 unſern hochw. Biſchof *Konrad* auf ſeiner erſten Romreiſe und beſuchte auch mit Hochdemſelben zugleich die Katakomben des hl. Calliſtus, alſo dieſelben Katakomben, die wir beſucht haben. Dadurch gewinnt die genannte ſehr treffliche und gründliche Schrift für mich und meine Leſer ein beſonderes Intereſſe.

Weithin unter dem grünen Boden der Campagna bei Rom dehnen ſich die Katakomben aus, noch jetzt nach 1600 Jahren lebendige Zeugen der großen Vergangenheit der chriſt-



lichen Kirche — jene hl. Stätten, wo zur Zeit der Verfolgung die gehezte Christenschaar sich versammelte, um ihren Gottesdienst zu feiern und ihre Todten zu bestatten.

Die eigentliche uralte Benennung der Katafomben ist *Cömeterium*, im Lateinischen *dormitorium*, d. i. Ruhestätte (Schlafstätte) gemäß der christlichen Auffassung des Todes als eines Schlafes. *Catacumbae* hieß ursprünglich lediglich derjenige römische Stadtbezirk, welcher die rings um die Appische Straße gelegene Gegend umfaßte, wo das in historischer Beziehung merkwürdigste *Cömeterium* des hl. Kalixtus liegt. Und als im 16. Jahrhundert die übrigen *Cömeterien* neu entdeckt wurden, benannte man alle mit dieser einer Grabstätte allein zukommenden Bezeichnung „Katakombe.“ Derselben wird gewöhnlich eine nähere Bezeichnung beigelegt. Entweder ist es der Name eines großen im *Cömeterium* beigesezten Heiligen, wie die Katakombe der hl. Agnes, oder desjenigen, welcher sich um die Errichtung oder Erweiterung des *Cömeterium* großes Verdienst erworben: Katakombe des hl. Kalixtus (oder Kallistus), oder endlich wird sie mit dem Namen einer in der Nähe liegenden Basilika bezeichnet: Katakombe von San Lorenzo. 60 solcher Grabstätten werden jetzt aufgezählt, welche Rom in weitem Kreise umgeben.

Ungefähr 60 Jahre nach der letzten Christenverfolgung schrieb der hl. Hieronymus: „Da ich als Knabe in Rom erzogen wurde, besuchte ich regelmäßig jeden Sonntag in Gesellschaft anderer Knaben von meinem Alter und meiner Denfungsart die Gräber der Apostel und Märtyrer, stieg hinab in die Krypten, welche dort im Schooße der Erde ausgehauen sind. In den Wänden zu beiden Seiten der Gänge, die man betritt, sind die Leiber der Verstorbenen beerdigt, und so dunkel ist die ganze Stätte, daß fast jenes Wort des Propheten erfüllt wird: „Daß sie lebend in die Unterwelt herniedersteigen.“ Nur selten fällt ein wenig Licht von oben herein . . . durch ein Loch.“

Die Resultate der neuesten Forschungen über Ursprung und Bestimmung der Katafomben sind folgende:

1) Die Katafomben sind in der ersten christlichen Zeit angelegt. Die Behauptung, daß sie vor Ausbreitung der christlichen Lehre von den heidnischen Römern angelegt



und zur Beerdigung benutzt seien, hat gar keine Beweise für sich.

2) Es waren keine gemeinsamen Grabstätten für Christen und Heiden, sondern sie sind von den Christen nur für ihre hingeshiedenen Mitbrüder angelegt worden, um sie „in Frieden beizusetzen.“

3) Die Katakomben sind nicht in den von den Römern vor der christlichen Zeit gebrauchten Steinbrüchen oder Sandgruben angelegt worden. Jene Sandgruben hatten nur insoweit Beziehungen zu den Katakomben, als die Christen zuweilen sich derselben als *Vorplätze* bedienten, um dorthin die Eingänge zu den Katakomben zu verlegen, indem sie so leicht den Augen der nachspürenden heidnischen Welt entzogen wurden, und als sie Raum boten für das Aufhäufen der aus dem Innern wegzubringenden Erde. Die Katakomben selbst sind aber ausschließlich christlichen Ursprungs. Die Heiden haben nach *Marchi's*, des so berühmten Katakombenforschers, Ausspruch keinen Schlag mit dem Hammer, keinen Stich mit dem Meißel dort unternommen. (Den Nachweis im Einzelnen s. bei Huthmacher S. 24—33.)

Was die Geschichte der Katakomben betrifft, so werden folgende kurze Mittheilungen den Lesern interessant sein. Die Geschehnisse der ewigen Stadt, die vielen Stürme, welche an ihr vorübergegangen, sind auf die Todtenstadt auch nicht ohne Einfluß geblieben. Das unterirdische Rom hat auch dabei einen Antheil gehabt, freilich keinen activen, sondern einen passiven; — man hat es vergessen! Mehrere Jahrhunderte sind jene denkwürdigen und heiligen Stätten ganz in Vergessenheit gerathen, bis auch hier sich ein Columbus gefunden, der das unbekannte Land entdeckte: Antonio Bosio, gebürtig aus Malta, als Advocat und Procurator des Malteser-Ritterordens gegen Schluß des sechszehnten Jahrhunderts in Rom wohnhaft.

Begonnen, wie wir schon gesehen haben, in den ersten christlichen Zeiten, waren die Katakomben dazu bestimmt, während der Verfolgung die fromme Christenschaar aufzunehmen zur Feier der heiligen Geheimnisse, im Tode die ruhmgekrönten Krieger und Kämpfer zu vereinen, außerdem aber auch dem Oberhaupte der Kirche einen zeitweiligen Auf-



enthalt zu gewähren. Drei Jahrhunderte lang erfüllten sie diese hohe, heilige Bestimmung.

War des Kaisers Blutedict verkündet, war der Ausbruch der Verfolgung nahe, dann wurde den Christen angekündigt, daß die Feier der heiligen Geheimnisse nicht mehr an den gewohnten Orten innerhalb der Stadt stattfinden, sonder zur Nachtzeit in den Cömeterien. Einzeln und in aller Stille begaben sie sich dorthin. — Wohl wußten später die Heiden, daß in den unterirdischen Gräbern ihr Aufenthaltsort sei. „Lichtscheue Brut“, das war ja einer der zur Bezeichnung der Christen gewöhnlichsten Schimpfnamen. (*Latebrosa et lucifuga natio. Minut. Fel.*) Und das Geschrei: „*areae non sint!*“ (Man verschließe die Kirchhöfe) dieser Ausruf der heidnischen Grausamkeit begleitete im zweiten Jahrhunderte immer sofort die Verkündigung des kaiserlichen Edictes. Die Katakomben zu betreten wurde alsdann vom Kaiser verboten, die Uebertretung mit dem Tode bestraft.

Treulich blieben die Gläubigen ungeachtet des Verbotes nicht aus den Cömeterien fern. Man wählte nur andere weniger bekannte Orte. So schrieb im Jahre 260 Papst Cornelius, die Verfolgung sei so heftig gewesen, daß es den Christen nicht gestattet worden, sich entweder öffentlich oder in bekannteren Krypten zur Feier der heiligen Messe zu versammeln. (*Publice neque in cryptis notioribus missas agere christianis licuisse.*)

Indessen nur zur Feier der heiligen Geheimnisse fanden diese Zusammenkünfte statt. Die selbst von Abbé Gaume und Gerbet noch festgehaltene Meinung, als wenn dort alle Christen oder eine große Anzahl eine Zufluchtsstätte gesucht, ist durchaus unrichtig. Unmöglich konnten diese Orte für sie genügenden Raum zur Wohnung bieten; und woher hätte man das zum Unterhalt Nothwendige hernehmen sollen, ohne entdeckt zu werden. Längere Zeit weilte in diesen unterirdischen Höhlen nur der Bischof und der Klerus von Rom; zuweilen vielleicht einige andere Personen, welche der Haß und die Wuth der Heiden ganz besonders zu erreichen suchte. Auf die römischen Bischöfe, die Päpste, war immer zumeist die Aufmerksamkeit der kaiserlichen Söldner gerichtet. Sie werden in den Edicten besonders erwähnt. Ihr Titel „*Pontifex Maximus*“ (bei Tertullian) schien sie zu besondern Re-



benbuhlern des Kaisers zu machen, da er sich als heidnischer Oberpriester diese Würde beilegte. Auch dachte man daran, daß, sei der Hirt geschlagen, es nicht schwer sein würde die Heerde zu trennen. (Beweise hierin für die katholische Lehre vom Primat des römischen Bischofs!) Deshalb suchten die Päpste denn sofort beim Ausbruch der Verfolgung eine Zufluchtsstätte in den Katakomben; der Klerus von Rom begleitete sie dorthin. Nicht die Furcht veranlaßte zu dieser Flucht, sondern die heilige Pflicht sich der Heerde zu erhalten und ihr im entscheidenden Augenblicke mit geistigem Troste und den kirchlichen Gnadenmitteln beizustehen. So geschah es denn, daß der hl. Petrus, der Papst Alexander, S. Galsirtus, Urbanus, Pontian, Antherus u. s. w. dort längere Zeit wohnten. Dort regierten sie die Kirche, waren bemüht aus der Dunkelheit der Erde das helle klare Licht des Evangeliums Jesu Christi immer mehr auf Erden zu verbreiten, und verließen endlich diese Stätten gewöhnlich nur, um zum Martyrertode zu wandern. Acht volle Jahre lebte Papst Gajus (284—296) in den Katakomben unter Diocletian, dessen Neffe oder Großneffe er selbst war, und fand zuletzt in der furchtbaren Verfolgung den Tod.

Mit dem Siege des Christenthums unter Constantin brach auch eine bessere Zeit für die Katakomben an. Während Ersteres sich mit aller Pracht entfaltete, große mächtige Tempel erbaute, versammelte die Andacht täglich eine große Menge bei den heiligen Stätten, an welche sich so viele Erinnerungen christlichen Heroismus und wahrer Heiligkeit knüpften. Sie wurden Orte stiller Sammlung und eifrigen Gebetes. Wie sehr fühlten sich ja die Christen, von der hemmenden Fessel der Glaubensknechtung befreit, verpflichtet diese Orte zu ehren, welche lebendige Zeugen des Heldenthums ihrer Väter waren. Mußten sie nicht sich gedrungen fühlen in feierlichster Weise den glorreich errungenen Siegesfranz dort niederzulegen, die Siegeshymnen dort erschallen zu lassen? Konnten sie die Schatzkammer vergessen, wo so kostbare Ueberbleibsel aufbewahrt wurden? Unmöglich. Täglich sammelten sich deshalb, wie oben vom hl. Hieronymus erwähnt worden, die frommen Väter in großen Schaaren, um dort ihr Gebet zu verrichten und die Fürsprache der heiligen Blutzeugen Christi anzurufen. Am meisten geschah dieses



am himmlischen Geburtstage des Heiligen, den man verehrte, an jenem Tage, wo er der Erde abgestorben, in den Himmel versetzt wurde, um die Marterkrone zu empfangen. Die ganze Nacht weilte man dort, feierte das heilige Opfer, sang Loblieder zu seiner Ehre, während das Grab selbst mit den reichsten Zierrathen geschmückt und in herrlichster Weise erleuchtet war. In ganzen Schaaren kamen Arme und Reiche aus Rom dorthin, wie auch aus den umliegenden Städten und Landschaften bis fern aus Unteritalien: Nola und Capua. Sie Alle wallfahrteten zu den heiligen Gräbern und bezeugten so, daß die unserer Zeit manchmal so anstößigen Wallfahrten und die Verehrung und Anrufung der Heiligen schon in dieser ersten christlichen Zeit in Übung waren.

Diese große Verehrung der hl. Märtyrer, der beständige Andrang des Volkes, welches in Schaaren dorthin wallfahrtete, mußte auch auf die äußere Einrichtung der heiligen Stätten von Einfluß sein. Die engen, verborgenen Eingänge in den Steinbrüchen oder den Weingärten waren jetzt nicht mehr nothwendig. Offen und ungescheut durfte die christliche Andacht sich kundgeben. Darum wurden mehr und geräumige Eingänge in der Nähe der Straßen bei denjenigen Katakomben angelegt, welche die Gräber großer Heiligen enthielten. Auch wurden die Galerien mehrerer Katakomben, welche an einander schlossen, verbunden. Durch den zahlreichen Besuch der heiligen Gräber bedingt, wurden die meisten luminaria, Luftlöcher, angelegt. Die Atmosphäre wäre sonst ja unträglich gewesen. Indessen wie sehr auch das Äußere verändert wurde, an den Gräbern selbst ward keine Aenderung vorgenommen. Ein Grab zu öffnen, die heiligen Gebeine herauszunehmen, war nicht gestattet. Die Erhebung und Vertheilung der heiligen Gebeine eines Märtyrers wurde erst in spätern Jahrhunderten Sitte. Noch zur Zeit des hl. Gregorius des Großen glaubte man hierdurch die Ruhe der Seligen zu stören und wollte die Pietät dieses nicht zulässig finden. Entschieden schlägt der genannte Papst der Kaiserin Constantia die Bitte um solche ab und erklärt, es sei nicht Sitte in Rom, von den Leibern der Heiligen etwas wegzunehmen oder ihre Gebeine zu zerstückeln.

Auch der Gebrauch, die Verstorbenen in den Katakomben zu beerdigen, hatte schon in der zweiten Hälfte des vier-



ten Jahrhunderts fast gänzlich aufgehört. Nur wenigen besonders ausgezeichneten Personen mochte dieses hohe Glück noch zu Theil werden. Wenn der heilige Papst Damasus, der in dieser Zeit lebte, gemäß einer Inschrift, die sich in den Katafomben von S. Callisto befindet, sagt:

Hic, fateor, Damasus volui mea condere membra,

Sed cineres timui sanctos vexare piorum:

„Hier gedacht ich dereinst meine Glieder zur Ruhe zu betten,

Aber mich schreckte die Furcht, die heilige Asche zu stören —“

so liegt der Schluß nahe, daß was er, das Oberhaupt der Kirche, sich versagte, zuversichtlich auch jedem Andern versagt war.

### 55.

Die Zeit des Triumphes und der Verherrlichung für unsere heiligen Stätten, von welchen soeben die Rede war, dauerte nicht lange. Es folgte eine höchst traurige und unglückliche Periode, beginnend mit der Zeit der Völkerwanderung und den Raubzügen der Barbaren.

Der Geschichtskundige weiß, welchen Unfällen die Stadt und Umgegend Roms im 5., 6., 7. und 8. Jahrhundert ausgesetzt war. Die Katafomben waren ein besonderer Gegenstand, welcher die Beuteluft der Barbaren anlockte. Man hoffte dort Schätze zu finden, durchwühlte, verwüstete sie und zerstörte viele derselben. Die Päpste in frommer Sorgfalt ordneten deshalb die Uebertragung der Leiber der heiligen Märtyrer in die Kirchen der Stadt an, um so die Entweihung zu verhüten. Papst Bonifacius IV. that dieses vorzüglich i. J. 610. Acht und zwanzig Wagen heiliger Reliquien ließ er in das von ihm zur Kirche sta Maria ad martyres geweihte Pantheon, den von Augustus allen Göttern bestimmten Tempel übertragen. Ebenso die folgenden Päpste. — Gegen Ende des achten Jahrhunderts war der Zustand der Katafomben schaudererregend. Papst Paul I. schreibt: „Mehrere Katafomben waren schon früher vernachlässigt und mehrfach beschädigt, aber jetzt sind sie durch die gottlosen Longobarden gänzlich zerstört. (Diese waren kurz vorher nach Rom gekommen, hatten Alles verwüstet und verbrannt, die heiligen Stätten durchwühlt und mehrere Leichen mitgenommen.) Sie haben viele



Leiber der Heiligen aus ihren Gräbern weggerissen und weggeführt, was zur Folge hatte, daß die solchen geheiligten Stätten gebührende Ehrfurcht sehr verringert wurde. Selbst Thiere dringen jetzt in die Katakomben ein, und Menschen haben es gewagt an einigen Orten ihre Heerden aufzustellen und so die geweihten Begräbnisplätze der Christen zu Ställen und Düngerhaufen herabzuwürdigen.“ Wie schon hier Papst Paul erwähnt, hatte diese Verwüstung und die nothwendige Uebertragung der heiligen Reliquien die Folge, daß in den spätern Jahrhunderten das Interesse für die heiligen Stätten gänzlich abnahm, ja daß man von vielen bald gar nichts mehr wußte. Nur einige blieben immer in Erinnerung und Verehrung, wie die vaticanischen, die von S. Sebastian u. a.

Vom 13. bis 15. Jahrhundert, in jener für Rom so bewegten und trostlosen Zeit, wo die Päpste eine Zeitlang in Avignon residirten, die Kirchen zerstört und verwüstet lagen, wo Petrarca in der berühmten Mutterkirche S. Johann im Lateran das Gras wachsen und das Vieh weiden sah (nach einem furchtbaren Brande), war die Kunde von den Cömeterien gänzlich verloren gegangen. Die damalige Verwilderung und Aufregung, das irdische Streben, welches alle Gemüther beherrschte, hatte keinen Sinn für so heilige und verehrungswürdige Orte. Der Hüter und Herr des Heiligthums lebte in Avignon gleichsam in der Verbannung, und auf Roms Boden bekämpften sich mit furchtbarer Wuth die Volksparteien. Traurig schreibt Petrarca i. J. 1335 über diese Zeit in einem seiner Briefe: „Welche Menschen sind heutigen Tags in Sachen Roms unwissender als die Römischen Bürger? Nur ungern spreche ich es aus. Nirgends wird Rom weniger gekannt als in Rom selbst.“

Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts ist die allgemeine Aufmerksamkeit wiederum den Katakomben zugewendet und sehen wir Männer von Geist und Energie mit ihrem Studium rastlos beschäftigt. Die erste Veranlassung zu neuen Untersuchungen gab das Einstürzen eines Theiles der Straße von Porta Salaria, wodurch die Katakombe der hl. Priscilla entdeckt wurde. (1578.) Baronius als Zeitgenosse schreibt hierüber, daß man verwundert gewesen über die Ausdehnung, die vielen Wege und Kapellen dieser Gruft. „Die Stadt staunte, andere unbekannte Städte, Colonien der Christen zur Zeit der Ver-



folgung, unter ihren Vorstädten verborgen zu finden, und was man gelesen bei Hieronymus und Prudentius, das konnte man jetzt mit eigenen Augen schauen und bewundern." Offenbar mußte hierdurch das Interesse neu erwachen. Verschiedene gelehrte Männer beschäftigten sich mit dem Studium der Katakomben, jedoch überragt von Antonio Bosio, dem schon oben genannten Malteser, der deshalb auch nicht ganz ohne Grund als der Christoph Columbus der Katakomben bezeichnet wird. Unermüdlich forschte er in alten Dokumenten, besonders den Märtyrerakten, untersuchte die Plätze und Weinberge, nach den in den letztern gegebenen Angaben der Entfernung von Rom, um die ursprünglichen Eingänge zu entdecken. Ungeheure Schwierigkeiten waren zu überwinden, wenn endlich jene gefunden. Denn hatte man den Eingang, so hinderte die Verschüttung weiteres Vordringen und neuer Anstrengungen, neuen Kostenaufwandes bedurfte es. Mit der größten Lebensgefahr bahnte er sich den Weg über den Schutt, welchen die Jahrhunderte dort aufgehäuft hatten, oft wie eine Schlange auf dem Bauche kriechend. Zuweilen brachte er, mit Garn, einem Vorrathe von Lichtern, Speise, Spaten und andern Werkzeugen versehen, mehrere Tage und Nächte dort in der Erde zu. Er starb nach 33 jähriger Forschung, nachdem er sein ganzes Vermögen zur Erforschung dieser unterirdischen Welt verwandt hatte.

Seit Bosio's Entdeckungen wandte sich nun das religiöse, künstlerische und wissenschaftliche Interesse wiederum den heiligen Stätten zu. Von Clemens XII. an wurden schon viele Ausgrabungen vorgenommen. Mehrere Werke erschienen im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts, welche theils im Allgemeinen, theils im Einzelnen dieselben behandeln. (Boldetti, Bottari, Buonarrotti, Garucci, S. J. sind der gelehrten Welt bekannt.) Indessen erst unter dem jetzt regierenden Papste Pius IX. wurden die für Kirchen- und Kunstgeschichte so wichtigen Orte mit aller Energie, Ausdauer und mit großem Kostenaufwande untersucht. Was der hl. Vater in seiner so bewegten Regierung für diese heiligen Stätten gethan, ist unglaublich. Eine archäologische Commission wurde ernannt, unter deren Mitglieder sich besonders die oft schon erwähnten gelehrten Forscher: P. Marchi, S. J. und Cavaliere de Rossi auszeichnen. Erstaunliches wurde in



wenigen Jahren geleistet. Die Ausgrabungen wurden mit dem größten Eifer betrieben. Nichts wird vom Plaze weggenommen, wo es gefunden worden, sondern Alles wo möglich dort gelassen oder hergestellt, wie es ursprünglich gewesen. Die Galerien werden, wo es Noth thut, ausgebessert und mit Stützen versehen, um sie ungestört zu erhalten. Von den Malereien, den Sculpturen und den interessantesten Inschriften der Gräber werden genaue Zeichnungen aufgenommen. Die Bruchstücke der zerbrochenen Grabsteine werden gesammelt und sind oft mit großem Geschick wiederhergestellt worden.

Zu diesen aus der Vergessenheit neu entdeckten Katakomben gehört auch die ausgedehnteste, berühmteste und denkwürdigste von allen, die des hl. Callistus, die i. J. 1852 wieder aufgefunden worden, darum auch die „neuen Katakomben von San Callisto“ genannt, zum Unterschiede von der nahe dabei gelegenen Katakombe San Sebastiano, die man bis 1852 auch San Callisto genannt hatte.

Die Nachforschungen in den Katakomben dauern auch heute fort und haben jüngst noch (vergl. den Bericht von Dr. de Waal vom 21. Dec. 1876 in der „Sonntagsbeilage der Germania“ Nr. 27) zur Entdeckung eines uralten Heiligthums im Coemeterium Ostrianum (in der Nähe der Kirche der hl. Agnes außerhalb der Mauern) geführt, nämlich der Kapelle „ubi Petrus baptizabat, — wo Petrus taufte“ — eine höchst schätzenswerthe Entdeckung.

Soweit über die Katakomben und ihre Geschichte. Wir kehren jetzt wieder zu Katakomben des hl. Callistus zurück.

## 56.

Auf die doppelte Bestimmung der Katakomben ist hingewiesen: die erste und natürliche war die Beisezung der entschlafenen Christen, die zweite war, einzelnen Christen eine Zufluchtsstätte zu bieten zur Zeit des heidnischen Culturkampfes. In letzterer Beziehung ist gerade die Katakombe, in welche wir den Leser eingeführt haben, das Coemeterium des hl. Callistus oder Kalixtus, von besonderer Bedeutung gewesen. Wir haben schon im Allgemeinen hierauf hingewiesen, wollen



jedoch heute an einigen Beispielen das Gesagte näher illustriren.

Der heidnische Culturkampf in Rom hatte es an erster Stelle auf den jedesmaligen obersten Hirten, den Papst, abgesehen. Um sich der Heerde, so lange es eben ging, zu erhalten, mußten die Päpste sich in den Katakomben verbergen, und dazu eignete sich vor Allem das in Rede stehende Cömeterium. So lesen wir von dem hl. Papste und Martyrer Urbanus, daß er sich hier zwischen den Martyrergäbern verborgen hielt und die hl. Cäcilia ihren von ihr bekehrten Bräutigam Valerian zum Empfange der Taufe hierher zum Papste sandte. Hier weihten die Päpste Priester und Bischöfe für die Heerde Christi in der Nähe und Ferne. Hören wir, was die Acten der hl. Martyrer Faustinus und Jovita, der eine Priester, der andere Diakon zu Brescia — kamen an jenen Ort, der bei den Katakomben genannt wird (*ad locum, qui ad Catacumbas dicitur, usque pervenerunt*). Dort fanden sie den Papst, der aus Furcht vor den Heiden sich zwischen den Gräbern verborgen hielt, und sprachen zu ihm: *Hl. Vater, der Segen des Herrn sei mit deinem Geiste (inter sepulera ss. martyrum propter metum paganorum latitantem, qui dixerunt ad eum: Benedictio Domini cum spiritu tuo, beatissime pontifex)*. Darauf machten sie die folgende Erklärung: Unser Herr und Erlöser hat uns zu dir gesandt, daß du unsern Bruder Kallimeros zum Bischofe weihest und in die Stadt Mailand entsendest. Als der Papst dies hörte, ward er von großer Freude erfüllt und that, was sie gewünscht hatten; er weihte den mitgebrachten Kallimeros und sandte ihn ihrer Empfehlung gemäß in die Stadt Mailand, auf daß er dort der Hirt des christlichen Volkes sei (*magno repletus gaudio, beatorum martyrum sancta adimplevit monita, consecravique eum et ad urbem Mediolanensem etc.*)

Wenn ich Maler wäre, lieber Leser, dann würde ich eine solche Consecration in den Katakomben mir zum Gegenstande wählen.

Im Allgemeinen boten die Katakomben zur Zeit des heidnischen Culturkampfes Sicherheit; aber nicht immer. Bezahlte Häscher spürten auch bis hierher den ausersehenen Opfern nach. So wurde i. J. 261 der hl. Papst Sixtus II.



— wohl zum abschreckenden Beispiele und Beweise, daß man die heimliche Zufluchtsstätte der Christen kenne — über die Appische Straße in die Katakomben des Callistus geschleppt, und dort enthauptet. Bei diesem Todesgange fand jenes rührende Zwiegespräch zwischen Sixtus und seinem Diakon Laurentius statt, der seinem Papste folgend weinend ausrief: „Wohin gehst du, Vater, ohne den Sohn? wohin eilest du, hl. Priester, ohne den Leviten?“ Worauf der Papst entgegnete: „Mein Sohn, ich verlasse dich nicht; deiner harren für den Glauben Christi noch größere Kämpfe; nach drei Tagen wirst du als Levit mir, dem Priester, folgen; unterdessen, wenn du etwas im Kirchenschatze hast, theile es den Armen aus.“

Bis in die Katakomben also drangen mitunter die wüthenden Heiden! Eben in der Katakombe des hl. Callistus hat man am Grabe des hl. Martyrers Alexander eine Inschrift aufgefunden, die uns einen Blick in das Treiben des heidnischen Culturkampfes werfen läßt. Sie lautet: „O tempora infausta, quibus inter sacra et vota ne in cavernis quidem salvari possimus: O unselige Zeiten, in welchen wir nicht einmal bei den Opferhandlungen und Gebeten in den Grüften sicher sind!“

Eine Illustration zu dieser Inschrift bietet das Martyrium des hl. Papstes Stephan I. Der gelehrte Benedictiner Maurus Wolter hat es in seiner trefflichen Schrift „Die römischen Katakomben“ (S. 9 f.) so schön geschildert, daß wir seine Darstellung hier wörtlich folgen lassen wollen.

„Auf kaiserlichen Befehl in den Marstempel geschleppt, entkommt er — der hl. Papst Stephan I. — durch ein Wunder den Händen der Henker und verbirgt sich mit dem Klerus in die Katakombe des Callistus. Lange wartet er hier friedlich seines Hirtenamtes inmitten der sich um ihn schaarenden Herde. Eines Abends, — es war nach einem schwülen Augusttage, — war den Gläubigen wieder eine hl. Versammlung angesagt. Wer gerade auf der Appischen Straße vor der Stadt sich befand, konnte von Zeit zu Zeit bald vereinzelt, bald in kleineren Gruppen hastige Gestalten durch die Finsterniß schleichen und hinter der Mauer eines vereinsamten Landhauses verschwinden sehen. Es sind Christen, die in das Cömeterium der Lucina, eine Verzweigung der Callistinischen Katakomben, eilen zum nächtlichen Gottes-



dienst. Auf das bekannte Loosungswort öffnet sich die Pforte und schweigend durchwandern sie die unterirdischen spärlich beleuchteten Gänge. Sie sind am Ziele. Die Frauen, tief verschleiert, wenden sich zur Linken, den Gruß der wachenden Matrone leise erwidern. Die Männer biegen in die Kapelle zur Rechten ein, deren Eingang ein Aleriker hütet. Deckengewölbe und Wände zieren symbolische Gemälde, denen der sanfte Schein der Lampen einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Alles athmet Ehrfurcht und Sammlung. Im Hintergrund erhebt sich über einem Märtyrersarg der schlichte Altar, auf dem bereits der Diakon die hl. Gefäße richtet. Die eintretenden Gläubigen legen in die Wandnische ihre Opfergaben, Brod und Wein, nieder und harren stehend der hl. Handlung, während die Aleriker im Presbyterium Platz nehmen. Den Mittelpunkt der Scene aber bildet auf einem Marmorsitz die ehrwürdige Gestalt des hl. Stephan. Mit mildem Vaterauge überblickt er die kleine Schaar und erhebt er sich vom Throne. Er thut den Prophetenmund auf und wie ein Strom ergießen sich Worte des Friedens und der Ermuthigung in die Herzen der Gläubigen, daß eine mächtige Bewegung durch die Versammlung geht. Dann tritt der Hohepriester zum Altar und beginnt, gegen das Volk gewendet, die hl. Mysterien. Wie durchglüht ein überirdisch Feuer sein Antlitz, da er flehend die Hände erhebt! Wie leuchten wunderbare Himmelsflammen im selig verzückten Auge, da er das Gotteslamm vor sich liegen sieht! Ist es das Gefühl der nahen Seligkeit, deren geheimnißvolle Ahnung den edlen Greis ergreift? Horch, da tönt Waffengeklirr, da dringt Fackelglanz aus der nahen Galerie. Eine Rote naht sich, — es sind des Kaisers gefürchtete Söldner. Das Luminare hat ihnen die hl. Gefäße der Versammlung zugebracht und die Freistatt verrathen. Wild brechen sie sich Bahn. Doch siehe, wie von höherer Macht gebannt, bleiben sie starr an der Schwelle des Eingangs. Der hl. Papst vollendet das Opfer, betet für die Verfolger und erst nachdem er sich auf seinen Sitz niedergelassen, treten sie herzu mit gezückten Schwertern und der Opferpriester wird unter ihren mörderischen Händen nun selbst zum glorreichen Schlachtopfer.“

In den Märtyreracten des hl. Stephan heißt es so ergreifend: Sepelierunt corpus eius cum ipsa sede sanguine as-



persa in eadem crypta, in loco, qui dicitur coemeterium Cal-listi: „Man begrub seinen Leib sammt dem mit seinem Blute bespritzten bischöflichen Stuhle in derselben Krypta, an dem Orte, der das Coemeterium des Callistus genannt wird.“ \*)

## 57.

Es wird dir, lieber Leser, gewiß nach Wunsch sein, wenn ich dich noch etwas länger in den Katakomben zurückhalte. Als Katholik „fühlst du dich heimisch in diesen engen Räumen, denn du stehst an der tugendstrahlenden, an der blutgetränkten Wiege deines Geschlechtes.“ (Hurter.)

Für heute wollen wir beim Kerzenscheine einige Bilder in den Katakomben etwas näher betrachten. Wenn von den Bildern unserer Gotteshäuser überhaupt das Wort des hl. Gregor von Nyssa gilt: „Auch das stumme Gemälde an der Wand kann sprechen und sehr großen Nutzen bringen“ — dann gilt das besonders von den ehrwürdigen Katakomben-Bildern. Diese Bilder an den Wänden, an den Gräbern wie an den Blutfläschchen der Katakomben richten eine ergreifende Sprache aus der Urkirche an uns, die Sprache des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe; keine todte Sprache, sondern eine Sprache des unvergänglichen katholischen Lebens. Die Katakomben-Bilder sind meist Gleichnißbilder, d. h. sie wollen unter bildlicher Darstellung eine höhere Wahrheit veranschaulichen, sie sind eine Bilderschrift. Und weil sie aus den ersten Zeiten der Christenheit stammen, so gehören sie auch zur Erblehre; es zeigt sich daran, was die Christen damals schon geglaubt haben, gerade so wie jetzt die katholische Kirche glaubt. Manche Katakomben-Bilder sind auf den ersten Blick klar: „der gute Hirt, — das häu-

\*) Der Kaiser Valerian war es, der die vorgenannten Päpste Stephan und Sixtus und den Diakon Laurentius hinhängen ließ. Die Strafe sollte ihn schon auf Erden erreichen. Valerian „fällt in die Hände des persischen Königs Sapor, der sich seines Rückens als eines Fußschemels bedient, um auf sein Pferd zu steigen. Er stirbt in Ketten. Nach seinem Tode wird seine Haut roth gegerbt, mit Stroh ausgestopft und während einiger Jahrhunderte am Gewölbe des ersten Tempels der Perser aufgehängt.“ (S. Blicke in die Gegenwart und Vergangenheit von Dr. Konrad Martin, Bischof von Paderborn. S. 104.)



figste Katakombenbild — der auf der Schulter das in die Irre gegangene Schaf zurückträgt, an dem lebendigen Quell, der seiner Hand entströmt, es tränkt, ist jetzt noch derselbe Hirt, trägt und tränkt jetzt noch wie damals. Das Bild aber der Jungfrau mit dem Kinde festigt uns in dem ehrfurchtsvollen Vertrauen zu ihr; denn es sagt uns, es sei ein Vertrauen, welches soweit hinaufreicht als der Glaube an Denjenigen, der, ewig und gleich mit dem Vater, menschliche Natur in ihr angenommen hat.“ (Hurter.) Das Mutter-Gottes-Bild begegnet uns häufig in den Katakomben, oft in triumphirender, oft in fürbittender Stellung, mit der größten Sorgfalt gemalt. O möchten doch Jene, die von der Verehrung Mariens nichts wissen wollen, vorurtheilsfrei in die Katakomben hinabsteigen und sehen, wie die Urkirche die Gebenedeute unter den Weibern verehrt hat!

Wie das Alte Testament ein Vorbild des Neuen war und im Neuen seine Erfüllung gefunden hat, so sind auch auf den Katakomben-Bildern manche Begebenheiten und Personen aus dem Alten Bunde dargestellt, um deren Abbild in der christlichen Kirche zu versinnbilden. Hierher gehört das häufig vorkommende Bild des Noe und der Arche, über welcher die Taube mit dem Oelzweige schwebt. Das sinnreiche Bild erinnerte die Christen der Katakombenzeit an das von den Wogen der Verfolgung hin und hergeschleuderte Schifflein der Kirche, an die sichere Arche des Neuen Bundes, und wies sie tröstend hin auf die Taube mit dem Oelzweige, auf den endlichen Frieden, wie es andererseits ausdrucksvoll den katholischen Grundlehrsatz versinnbildete: „Außer der Kirche kein Heil!“

Verschiedene andere alttestamentliche Bilder, wie die drei babylonischen Jünglinge im Feuerofen, Daniel in der Löwengrube, Jonas aus dem Rachen des Seeungeheuers gerettet, brauche ich bloß kurz zu erwähnen: ihr Zweck, die Christen in den Verfolgungen und Stürmen ermunternd auf Gottes Schutz hinzuweisen, liegt ja auf der Hand. Eine eingehendere Berücksichtigung aber wollen wir der sinnbildlichen Darstellung des Moses schenken. Moses war der oberste Lehrer, Gesetzgeber und Richter für das Volk Gottes im Alten Bunde und als solcher nach dem Ausspruche des hl. Augustinus das eigentliche „Vorbild Petri.“ „Petrus, der Führer des neuen Israel“, — wie ihn St. Prudentius nennt — wird



deshalb in den Katakomben auch unter dem Bilde des Moses dargestellt, und damit jeder Christ den neutestamentlichen Moses, den römischen Bischof Petrus, erkenne, hat man ihn auch in römischer Bekleidung dargestellt und einmal noch ausdrücklich die Aufschrift PETRVS beigefügt. Da unsere Alt- und Neuprotestanten von dem ersten in seinen Nachfolgern fortlebenden Papste Petrus nichts wissen wollen, vielmehr wie gegen das Papstthum überhaupt, so insbesondere gegen das unfehlbare Lehramt des Papstes toben, so möchten wir diese Herrn, wenn sie uns nur folgen wollen, in die Katakomben hineinführen, daß ihnen dort der Glaube der wirklich alten Kirche in die Hand komme. Alban Stolz schreibt in seinem herrlichen gegen die sogenannten „Altkatholiken“ gerichteten Büchlein: „Wohin sollen wir gehen?“ über die in Rede stehende Abbildung wie folgt:

„Das Bild stellt einen Mann vor, der mit seinem Stab an einen Fels schlägt, aus dem eine Wasserfluth hervorspringt. Pater Marchi, der den Fremden in diesen Katakomben die Bilder damals zeigte und erklärte, als ich in Rom war, fragte einen Engländer, wen der abgebildete Mann vorstelle. Der Engländer sagte: Moses, der in der Wüste an den Felsen schlägt. Der Pater erwiderte, Moses werde stets abgebildet mit einem langen Gewand, wie im Morgenland auch die Männer trugen, der Mann auf dem Bild habe aber ein kurzes römisches Kleid, das nur bis zu den Knien gehe (tunica). Es sei Petrus; der Fels bedeute die Kirche oder auch Christus, der im 1. Brief an die Korinther 10 ausdrücklich der geistige Fels genannt wird, von welchem die Juden in der Wüste getränkt wurden; das ausströmende Wasser sei die Wahrheit und die Gnade, welche Christus den Menschen zufließen lasse. Das Bild lehre nun, daß die in Christus geschenkten Wahrheiten und Gnaden durch Petrus und die Nachfolger seines Amtes der Christenheit zugewandt werden, wie einst der von Gott bestellte Führer Moses aus dem wunderbaren Felsen das Wasser dem Volk Israel zukommen hat lassen. — Der Engländer mag gedacht haben, der Pater sei eben verfallen auf die katholischen Vorurtheile, und bestand auf seiner Behauptung, daß der Mann vor dem Felsen nicht Petrus, sondern Moses bedeute. Da sagte Pater Marchi zu dem Engländer, er wolle es ihm beweisen, daß



in dem Bild Petrus und die Kirche gemeint sei, nicht aber Moses. Nun werden in den Katakomben auch kleine Gläser gefunden, in welchen etwas eingetrocknetes Blut der Märtyrer enthalten ist; manche dieser Gläser haben auch solche Gleichnißbilder. Da zeigte der Pater dem Engländer ein solches Katakombenglas, auf welchem ganz die nämliche Abbildung war von dem Mann, der mit seinem Stab an den Felsen schlägt; und unten war eingezeichnet das Wort: PETRVS.

Wie die Engländer oft sind, so brachte ihn die Sache zu ernstlichem bohrendem Nachdenken. „Also in den allerersten Zeiten der Christenheit schon wurde Petrus angesehen als derjenige, welcher das Wasser des Heils aus dem Felsen der Kirche in Fluß bringt und den Gläubigen zuführt.“ Dieser Gedanke veranlaßte den Engländer, ernstlich mit der katholischen Glaubenslehre sich bekannt zu machen. Nach einigen Wochen wurde er gläubiger Katholik.

Nun frage ich Dich, Leser, ist es eine Neuerung, oder ist es schon Glaube der ersten Christen, daß Petrus und seine Nachfolger uns gesetzt sind, bei ihnen die alte sichere Ordnung zu suchen? Christus ist gekommen voll Wahrheit und Gnade; diese hat er eingethan in das Brunnenhaus der Kirche, welche garantirt ist bis an's Ende der Welt. Und der Brunnenmeister ist der Papst. Gut ist es, wenn alle anderen Kirchenhäupter auch mit berathen, aber dies kann nicht immer sein. Darum hat der Stellvertreter Christi die Vollmacht und die Sicherung, die rechte Lehre der Christenheit amtlich auszusprechen, sobald gefährliche Behauptungen von katholischen Gottesgelehrten und Schriftstellern oder Predigern aufgestellt werden.“

Die Katakombenfelsen verkünden diese uralte katholische Wahrheit und erläutern das Wort der Schrift: „Du bist Petrus — der Fels — und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen!“ Am Tage des Gerichtes werden die Katakombenfelsen Zeugniß wider die ablegen, die nicht glauben wollten!



## 58.

Der in Rede stehende Punkt ist zumal in unsern Tagen von so überaus großer Wichtigkeit und Bedeutung, daß wir uns noch etwas länger bei ihm aufhalten wollen.

Die Zahl der Feinde des Papstthums ist Legion. Ich werde dabei an die Begebenheit erinnert, die uns bei Markus im 5. und Lukas im 8. Kapitel erzählt wird. Christus fragt dort einen unreinen Geist, von dem ein Unglücklicher besessen war: „Wie heißest du? Und er sagte: Legion; denn es waren viele Teufel in ihn gefahren.“ Sie wurden ausgetrieben und fuhren dann mit Erlaubniß des Heilandes in „eine Heerde von vielen Schweinen.“ Gegen den Felsen Petri, auf den der Herr die Kirche gebaut, wüthen „die Pforten der Hölle“, also nicht bloß Ein Teufel, sondern eine „Legion“, oder vielmehr das ganze Heer der Hölle. Das hat sich durch alle Jahrhunderte bis auf unsere Zeit gezeigt, und das kann auch nicht befremden. Der hl. Johannes jagt den Christen: „Wundert euch nicht, wenn euch die Welt haßt“; und wir dürfen uns erst recht nicht wundern, wenn die Hölle im Bunde mit der christusfeindlichen Welt den Papst haßt. Der Papst ist ja der Statthalter Christi — und da ist der Haß Belzebubs und aller „Belzebuben“ selbstverständlich.

Diesem Hasse der finsternen Mächte gegenüber steht der unbefieglige Schutz und die liebevolle Fürsorge Gottes sowie die Liebe und Verehrung aller wahren Kinder des Lichtes. So ist es jetzt, so war es in den Zeiten der Katakomben. Wie wüthete damals Satan im Bunde mit der heidnischen Weltmacht gegen den Fels der Kirche — gegen die Päpste! Ein Papst nach dem andern wurde ergriffen und getödtet — aber immer folgte ein neuer Papst dem gemarterten Nachfolger Petri zur Bestätigung des Wortes Christi: „Die Pforten der Hölle werden nicht obsiegen.“

„Tritt im Geiste hinein — schreibt P. Maurus Wolter — in die ehrwürdigen päpstlichen Grabkammern der Vaticanischen und Callistinischen Katakomben und zähle die Gräfte. Nicht eine findest du, die nicht im Glanz des Martyriums oder der Heiligkeit strahlt. Das ist fürwahr auch ein Primat, der des Glaubensmuthes, der Hirtentreue



und Tugend, welcher um den hierarchischen eine himmlische Aureole slicht und auch auf die Katakombenfelsen mit leuchtenden Lettern die unsterbliche Verheißung schreibt, die in stiller Majestät an dem Gewölbe der Peterkirche prangt: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen!“

Doch ich wollte ja aus den Katakomben-Darstellungen den Glauben der alten Kirche bezüglich des Papstthums noch etwas näher illustriren. Hören wir da zunächst die Worte des vorgenannten gelehrten Katakombenkenners Wolter: „Es gibt kaum eine katholische Fundamentallehre, die von den steinernen Katakomben nachdrücklicher verkündigt wird, als gerade die vom Primat. Zuvörderst entheben sie Petri Tod zu Rom für immer jedem Zweifel.“

Diese Thatsache, Petri Anwesenheit und Martertod zu Rom, steht allerdings auch ohne das Zeugniß der Katakomben durch das Zeugniß des ganzen christlichen Alterthums so fest, daß kein Vernünftiger sie bezweifeln kann.

Bemerkte doch selbst der Papstfeind L a n g e n, „altkatholischer“ Professor in Bonn, i. J. 1873: „Sicher ist es, daß der Apostel Petrus in Rom unter Nero den Martertod erlitt am Kreuze.“ Und der Papstfeind D ö l l i n g e r nennt in seinem Werke „Christenthum und Kirche“ (S. 313) die Anwesenheit und den Martertod Petri in Rom „eine so vollständig bezeugte, so tief in die älteste christliche Geschichte eingreifende Thatsache, daß demjenigen, der dies als eine Dichtung verwirft, folgerecht die ganze älteste Geschichte der Kirche in Dichtung sich auflösen muß.“ Prof. K r a u s in Straßburg hat dann noch im „altkatholischen“ Bonner Literaturblatte (1872, Sp. 497—508) die Zeugnisse hierüber mit Bezugnahme auf die Katakomben im Einzelnen auf das Genaueste geprüft und spricht sein Urtheil aus mit den Worten des berühmten Katakombenforschers de Rossi: „Che Pietro abbia seminato in Roma la divina parola e l'abbia innaffiata col sangue, è un fatto certo e manifesto al pari di qualsivoglia incontroverso e stabile punto delle ecclesiastiche storie o delle civili: Daß Petrus in Rom den Samen des göttlichen Wortes gesäet und mit seinem Blute benetzt hat, ist eine ebenso sichere und offenbare Thatsache wie nur irgend



ein unbestrittener und feststehender Punkt in der Kirchen- oder Weltgeschichte."

Weshalb erwähne ich dies so ausführlich? Weil gerade heute wieder von Seiten der liberalen Papstfeinde die unverschämte bodenlose Behauptung gewagt wird: Petrus sei nie in Rom gewesen, und demnach sei der Papst zu Rom gar nicht der Nachfolger Petri. Nur frech behauptet! — denken gewisse Leute; um Beweise kümmern sie sich nicht.

Wie den Tod Petri zu Rom, so bezeugen die Katakomben das Oberhirtenamt Petri. Ich erinnere an das im vorigen Artikel Gesagte und füge noch bei, daß in bildlichen Darstellungen Petrus nicht bloß vor den übrigen Aposteln, sondern auch vor dem Mitbegründer der römischen Kirche, vor Paulus, ausgezeichnet ist. Viele Katakombenbilder stellen Christus dar, wie er dem Petrus seinen Stab überreicht, oder eine Gesetzesrolle, oder die Schlüssel — Alles Symbole des obersten Hirtenamtes Petri. Eine andere sehr sprechende Darstellung Petri ist die, wo er als Steuermann das Schifflein der Kirche lenkt. In dieser Beziehung verdient eine Lampe aus der Katakombenzeit besondere Erwähnung. Sie hat die Form eines Schiffes; am Steuerruder sitzt Petrus, mit der einen Hand das Ruder führend die andere Hand zum Segnen erhebend. Die Lampe trägt auf der einen Seite die Inschrift: „Petrus stirbt nicht“, auf der andern Seite die Worte Jesu an Petrus: „Ich habe für dich gebetet.“ Die Deutung ergibt sich leicht. (Vergl. mein Büchlein: „Warum wir so an dem Papste hängen“ S. 41 f.)

Genug hiermit. Göthe that einst, als Eckermann aus der Naturgeschichte merkwürdige Beispiele erzählte, den Ausspruch: „Wer das hört und nicht an Gott glaubt, dem helfen nicht Moses und die Propheten.“ Aehnlich kann man gegenüber den Zeugnissen aus den Katakomben sagen: Wer das sieht und hört und nicht an die katholische Lehre von Kirche und Papst glaubt, dem helfen nicht Moses und die Propheten.

Ich schließe diesen Artikel mit einer sehr nahe liegenden Reflexion über die Inschrift der Katakombenlampe: „Petrus stirbt nicht.“

Der hl. Augustinus rief den Irrlehrern seiner Zeit zu: „Zählet die Bischöfe auf dem Stuhle Petri.“



Das ist der Fels, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen.“ Mit andern Worten: „Petrus stirbt nicht.“

Vor 300 Jahren trat ein vormaliger Augustinermönch Namens Martin Luther mit fanatischer Wuth gegen den Stuhl Petri auf. Er rief seinen Prädicanten das Wort zu: Deus vos impleat odio papae — „Gott (!) erfülle euch mit Haß gegen den Papst!“ Er verübte eine Schrift betitelt: „Das Papstthum zu Rom vom Teufel gestiftet“ — „eine Schrift“ — sagt Döllinger — „deren Entstehung sich kaum anders als durch die Annahme erklären läßt, daß Luther sie größtentheils im Zustande der Erhitzung durch berauschende Getränke geschrieben habe.“ Er wagte auch eine Prophezeiung, über die ich in den „Tischreden“ fol. 559 also lese: „Lutheri Prophezeiung, wie er nach seinem Tode des Papstes Tod und Untergang sein werde.

Pestis eram vivens, moriens ero mors tua, Papa.

(Pest war ich lebend dir, Papst, und sterbend werd' ich dein Tod sein.)

Und hat Georgius Sabinus es also reddiret:

Qui, dum vixit, erat tua pestis, Papa, Lutherus,  
Hic tibi causa suo funere mortis erit.“

(Der, so lange er lebte, dir Pest war, Papst! — unser Luther,  
Dieser wird durch seinen Tod Grund deines Todes dir sein.)

Das nenne ich doch eine „Prophezeiung!“ Luther starb i. J. 1546 unter dem Pontificate des Papstes Paul III. Und das Papstthum? Aermster „Prophet“ Luther!\*) Ge-

\*) Wer mit diesen Wuthausbrüchen Luther's seine oben S. 180 mitgetheilten Lobsprüche auf Rom vergleicht, wird dem unglückseligen Mönche von Wittenberg sein Bedauern nicht versagen können. Wie ist der arme Mensch doch dahin gekommen? Wir wissen es aus der Geschichte der Reformation. „Etwas mehr Licht“ über die innere Umwandlung Luther's kann man auch zu Rom gewinnen. Dort wird eine denkwürdige „Lutherbibel“ aufbewahrt, welche — wie die Germania unter dem 16. Febr. 1877 bemerkte — für die Charakteristik des „großen Reformators“ nicht ohne Interesse ist. In der vatikanischen Bibliothek befindet sich nämlich eine Bibel, in der sich von Luther's eigener Hand geschrieben auf dem Titelblatt folgender Vers findet:

„O Gott durch Deine Güte  
Bescheer uns Kleider und Hüte,  
Auch Mäntel und Röcke,  
Fette Kälber und Böcke,



rade 300 Jahre nach deinem Tode wird Papst Pius IX. gewählt als der 36. Nachfolger Paul's III. und der 257. Nachfolger Petri. Als zweiter Petrus steht Pius IX. auch augenscheinlich da, insofern ihn Gott die Jahre Petri — und jetzt schon 6 Jahre darüber — schauen ließ. Ueber 1800 Jahre liegen zwischen Petrus und Pius, und über diese in Mitten liegenden 1800 Jahre reichen sich Pius und Petrus die Hand vor unsern Augen und rufen uns dadurch zu: Der Herr hält sein Wort: die Pforten der Hölle haben die Kirche nicht überwunden und werden sie nicht überwinden. „Petrus stirbt nicht!“

## 59.

Ich gehe nunmehr zu den Katakomben-Inschriften über. Mehr als 12,000 Grabinschriften hat man bis jetzt in den römischen Katakomben aufgefunden. Sie bezeichnen Gräber von Christen der verschiedensten Nationalitäten: aus Rom und Italien, aus Gallien, Spanien, Afrika, Aegypten, Syrien, Asien, Griechenland u. s. w. — und drücken schon hierdurch auch dem Rom der Katakombenzeit das Siegel des katholischen Centrums auf. Aus den fernsten Provinzen des römischen Weltreiches führten 28 prächtige Heeresstraßen durch eben so viele Thore zur großen Hauptstadt der Welt; und auf diesen Straßen pilgerten auch die Christen der ver-

Viel Weiber, wenig Kinder:  
Denn kein lieber Ding auf Erden  
Als Frauenlieb, wem sie mag werden.“

Wir haben schon manche Reformationsgeschichte, schon manche Biographie Luthers in Händen gehabt, aber diese Bibel noch nie erwähnt gefunden, und doch ist die Echtheit derselben nicht zweifelhaft. Luther verehrte sie dem Magister Agricola, von dem sie an den Bischof von Augsburg kam, und dieser sandte sie nach Rom. Der einzige protestantische Historiker, der Vers wie Bibel erwähnt, ist Christian Juncker „Vita Lutheri“ p. 225. (Vergl. auch Hager „Der getreue Ritter“ Band I p. 237 u. 243.) In Bretschneiders „Corpus Reformatorum“ haben wir das Gedichtchen vergebens gesucht. Und doch ist es recht bezeichnend für den jogen. „Gottesmann“ und „Reformator!“ Wenn unsere getrennten protestantischen Brüder den Mann, der sie in ihren Vorfahren von Rom losgerissen hat, so kannten, wie er in Wirklichkeit gewesen (und nicht bloß nach dem Phantastiebilde, das ihnen beigebracht ist) — sie würden in Schaaren zurückeilen in die Mutterarme der hl. katholischen Kirche.



schiedenen Länder der ewigen Roma zu, die Petrus sich zum Bischofsitze erkoren, und die in Folge dessen das Herz und der Mittelpunkt des Gottesreiches auf Erden, der Kirche Jesu, geworden.

Die Katakomben-Grabschriften zeichnen sich gewöhnlich durch edle Kürze aus, die Andacht athmet und zur Nüchternung stimmt — im Gegensatz zu so manchen heutigen breiten und schwulstigen Grabschriften, die uns mehr anwidern als erbauen. N. (Name) in Christo vivas — in pace vivas — pete pro nobis „Lebe in Christo — im Frieden — bitte für uns“ — so und ähnlich lauten zahllose Inskriften in lateinischer wie in griechischer Sprache. Ich verweise auch hier auf das klassische Buch „Fabiola“, das Niemand ungelesen lassen sollte; in demselben findet der Leser eine reiche Auswahl der schönsten Katakomben-Inskriften.

Trotz der prägnanten Kürze aber läßt sich aus diesen Inskriften nachweisen, wie der Glaube der Christen jener uralten Zeit ganz derselbe gewesen ist, wie der hl. römisch-katholische Glaube, den die Kirche auf dem weiten Erdenrunde heute verkündet. Es versteht sich dies allerdings ganz von selbst, da der hl. Geist vom Pfingstfeste zu Jerusalem an bis zum Ende der Tage die katholische Kirche durchlebt und in der Einheit und Reinheit des Glaubens erhält und bewahrt, so daß die katholische Kirche durch alle Jahrhunderte ist und bleibt „die Säule und Grundfeste der Wahrheit“: gleichwohl aber ist es überaus erhehend, die Sprache desselben hl. Glaubens aus den ehrwürdigen alten Todtenkammern des christlichen Rom zu vernehmen. Doppelt freudig ruft man sich dann das Wort des frommen Thomas von Kempen zu: Quod illi crediderunt, hoc credo — was jene geglaubt haben, das glaube ich! Und den von uns im Glauben getrennten Brüdern, die durch Männer wie Luther, Calvin, Konge, Meinkens von der hl. römisch-katholischen Mutterkirche losgerissen worden sind, halten wir den „Glauben der Väter“ entgegen, wie ihn die Katakombenfelsen verkünden, und beten zugleich für alle Irrenden, daß Gott ihnen Sehnsucht nach der hl. liebenden Mutterkirche einflöße.

Hier können wir nur eine kurze Uebersicht geben, wie die Katakomben-Inskriften den Glauben der Väter verkünden. Wer mehr darüber lesen will, — möchten mir recht viele Irrende es wollen! — den verweisen wir auf zwei Bro-



schüren, betitelt: „Die römischen Katakomben und ihre Bedeutung für die katholische Kirche“ und „Die römischen Katakomben und die Sakramente der katholischen Kirche. Von P. Maurus Wolter, Benedictiner.“ (Frankfurter Broschüren-Verein II. Jahrg. Nr. 7—10. Verlag von Hamacher in Frankfurt a. M. 1866.) Wer das dort auf 80 Seiten Gesagte aufmerksam liest, der muß zur Einsicht kommen, wo der Glaube der Väter zu finden ist. Er ersieht aus den dort mitgetheilten Katakomben-Inskriften zunächst das Dogma von der Gemeinschaft der Heiligen, von der triumphirenden, leidenden und streitenden Kirche. Der Protestantismus will von der Verehrung und Anrufung der Heiligen nichts wissen: in den Katakomben findet er unzählige Male das „Bitte für uns!“ an die „in der Herrlichkeit Gottes über den Gestirnen lebenden Heiligen.“ Der Protestantismus verwirft das Gebet für die Abgestorbenen; in den Katakomben findet er allüberall dieses Gebet. Das Memento für die Abgestorbenen, welches jeder Priester im heutigen Meßkanon beim hl. Opfer betet, lautet: „Gedenke, o Herr, deiner Diener und Dienerinnen, die mit dem Zeichen des Glaubens uns vorangegangen sind und schlummern im Schlafe des Friedens. Ihnen, o Herr, und allen in Christo Ruhenden, verleihe, wir flehen dich an, eine Stätte der Erquickung, des Lichtes und des Friedens.“ Dieses Memento läßt sich Wort für Wort aus den verschiedenen Katakomben-Inskriften zusammenstellen; so constant ist die Kirche selbst im Ausdrucke ihrer Liebe für die Abgestorbenen geblieben. — Der Alt- und Neuprotestantismus verwirft die Lehre von der Einen sichtbaren Kirche unter dem Einen sichtbaren Oberhirten auf Erden, dem römischen Papste als Nachfolger Petri: die Katakomben zeigen ihm, daß er hiermit dem Glauben der Väter widerspricht. — Die Reformatoren verachteten die sogen. „evangelischen Räthe“, wollten namentlich „von der Blüthe der Kirche,“ der gottgeweihten Jungfräulichkeit, nichts wissen: die Katakomben-Inskriften sind voll des Lobes dieser Perlen. — Der Protestantismus verwirft die Siebenzahl der hl. Sakramente: die Katakomben erweisen die einzelnen hl. 7 Sakramente. — Der Protestantismus will nichts wissen vom hl. Opfer der Messe und von der Anbetung des hl. Sakramentes: in den



Katakomben kann er lernen, was das hehrste Kleinod unserer Väter gewesen.

Kurz, eine durch und durch katholische Luft weht uns entgegen in dem ehrwürdigen unterirdischen Rom. Vor dem forschenden Blicke erhellen sich die dunklen Gräfte, und die Felsen der Gräber geben Antwort auf alle Fragen, von denen unser Heil abhängt. Die Gräber, Monumente und Kunstgebilde der Katakomben sind ebensoviele Zeugen für unseren hl. römisch-katholischen Glauben. „Wie der Heiland gen Himmel fahrend die Spur seines göttlichen Fußes im Felsen zurückließ, so hat die apostolische Kirche scheidend auf dem Felsgestein der Katakomben die heilige Spur ihres Glaubens und Wandels zurückgelassen, die noch die spätesten Geschlechter verehren und segnen. . . Wenn aus dem Dunkel der unterirdischen Gräberstadt und dem Purpurschein des Märtyrerblutes schon einmal die Sonne des Christenthums strahlend aufgestiegen ist über das römische Weltreich: können die wiedergeöffneten Märtyrergräfte nicht abermals Licht ausströmen und mit stiller, erobernder Gewalt beitragen zum Siege der Wahrheit und des Kreuzes?“ (Wolter.)

Eine alte christliche Legende sagt, daß man, wenn man in Ephesus das Grab des hl. Evangelisten Johannes besuche, das Herz dieses Jüngers der Liebe vernehme, wie es aus dem Grabe schlage und poche. Nun diese Legende wird die sinnliche Einkleidung einer geistigen Wahrheit sein. In ähnlicher Weise können wir sagen, — und mit der vollsten Wahrheit — daß wir beim Besuche der Katakomben aus der Tiefe derselben das Herz jener ersten Christenheit schlagen hören: ihren Glauben, ihre Hoffnung, ihre Liebe, ihre Treue, ihren Heldenmuth! Heilige, glorreiche Zeit der Katakomben! wo man freudig für Christus und seine Kirche zur Besiegung des Glaubens und der Treue sein Blut verspritzte! „Wie die Magnetnadel zittert und sucht und nach Norden weist, so geht durch die Kirche eine außerordentliche Verehrung für die Martyrzeit, für die Zeit der Katakomben, eine heiße Sehnsucht, daß die Kirche wieder jener alten an Glaube und Liebe und Stärke gleiche. . . . Merkwürdige Fügungen Gottes! Seit der katholische Glaube so heftig und anhaltend bekämpft wird, (seit der „Reformation“) ließ Gott diese unterirdische Welt, wie eine einst verlorene, nun neue



Welt wieder entdecken. Seit die Angriffe immer weiter gehen, schreiten die Entdeckungen in dieser unterirdischen Glaubenswelt immer weiter. Immer neue Räume werden aufgedeckt. Sie hallen wieder unter dem Tritte zahlloser Wanderer und Pilger und unter den Lauten ihrer Ueberraschung und Bewunderung. Von den Lichtern und Fackeln beleuchtet, wachen die alten Bilder und Spruchbänder wieder auf, welche in dieser 1000 jährigen Nacht geschlummert haben, und in dieser Zeit des Zweifels und des Unglaubens erfüllen sie das göttliche Wort: „Ich sage euch, wenn diese schweigen, werden die Steine schreien.“ (Bischof Matthias Eberhard.)

Wir haben nicht selten vernommen, daß ernste und aufrichtige Menschen, die als Nichtkatholiken in die Katakomben traten, sich durch diese stumme und doch so beredte Glaubenssprache überwunden fühlten und zur hl. katholischen Mutterkirche zurückkehrten, deren Stammbaum mit seinen blutgetränkten Wurzeln in die hl. Katakomben zurückführt. „Seht an den Felsen, aus dem ihr gehauen seid, und auf die gehöhlte Grube, aus der ihr gegraben seid“ — diese Worte des Propheten (Jf. 51, 1) tönen uns aus den Katakomben entgegen und zeigen uns die Eine, hl., katholische und apostolische Kirche. Möge diese hl. Kirche doch immer mehr von den irrenden Brüdern erkannt werden. Wir hoffen es und beten darum. Eine besonders tröstliche und zuversichtliche Hoffnung bietet der — Culturkampf! Gott sei tausendmal auf den Knieen gedankt für den — Culturkampf. — Was er bewirken muß, liegt zu Tage: er soll nach Gottes allweisem Plane der Welt zeigen, wo die Kirche ist, die der Herr auf Felsengrund gebaut hat — er soll die Arche zeigen, in der allein Rettung zu finden ist. Was Menschenwerk und was Gottes Werk ist, soll er offenbaren und das tröstliche Wort verwirklichen helfen: Et pastor gregem recipit — Der Hirt erhält wieder die Heerde. Unser katholischer Glaube hat die Probe bestanden beim heidnischen Culturkampf und allen späteren Cultorkämpfen — er wird sie auch jetzt bestehen. Die katholischen Engländer singen mit Begeisterung ihr schönes Lied vom „Glauben der Väter.“ Sie singen so im Hinblick auf den blutigen Culturkampf, den ihre Väter vor 300 Jahren durchgemacht haben. Jeder Katholik aber kann mit einstimmen im Hinblick auf die Probe, die sein hl.



Glaube zur Zeit der Katakomben bestanden hat, und die er stets bestehen wird, so oft ähnliche Zeiten wiederkehren sollten. Hören wir die schönen Worte, gleichsam als Abschiedsgruß an die Katakomben:

Faith of our Fathers! living still  
In spite of dungeon, fire and sword,  
Oh how our hearts beat high with joy,  
Whene'er we hear that glorious word:  
Faith of our Fathers! Holy Faith!  
We will be true to thee till death!

Glaub' unsrer Väter! lebend noch  
Zum Troß von Kerker, Feu'r und Schwert,  
Wie freudig schlägt das Herz uns hoch,  
Wo nur dies ruhmvoll Wort es hört:  
Glaub' unsrer Väter! Heil'ges Gut!  
Wir bleiben treu dir bis aufs Blut!

## 60.

Wir würden noch gern länger an der blutgetränkten Wiege unserer hl. Kirche, in den Katakomben, weilen, wenn es uns der Raum dieser Schrift gestattete. Wie vieles Interessante könnten wir noch im Einzelnen hervorheben, z. B. das so wichtige Symbol des Fisches, das uns so oft in den Katakomben begegnet. Das griechische Wort für Fisch (ichthys) wurde nach seinen fünf Buchstaben zu fünf griechischen Wörtern ergänzt, welche den kurzen Inbegriff des christlichen Glaubens enthielten: „Jesus Christus, Gottes Sohn, Erlöser.“ Deshalb findet sich in den Katakombendarstellungen so oft der Fisch als Symbol für Christus. Bald sinnbildet der Fisch Christum, wie er das Taufwasser heiligt und uns selbst dadurch zu Fischlein macht — nach den schönen Worten des hl. Optatus: „Indem Christus der Fisch (piscis) in die Quelle niedersteigt, wird diese zur heilbringenden Fischquelle (piscina)“ — wie denn in den ersten Zeiten der Taufbrunnen auch den Namen piscina (Fischquelle) führte und die Wiedergeborenen selbst „Fischlein“ genannt wurden. — Bald begegnet uns das Fischsymbol in Verbindung mit Brod zur Darstellung Christi, wie er sich den Seinen



unter Brodsgestalt zur Speise gibt, wie denn auch der hl. Augustinus die hl. Communion erwähnt als jene „sacramentale Feier, wobei der Fisch (nämlich Christus) vorgesetzt wird.“

Dieses und noch so vieles Andere können wir hier des Raumes wegen nicht näher erörtern. Wir begnügen uns damit, auf einige Hauptpunkte hingewiesen und namentlich darauf aufmerksam gemacht zu haben, wie alle jene uralten katholischen Lehren, welche die sogen. Reformatoren verworfen haben, laut von den Katakombenfelsen verkündigt werden, so daß es als augenfällige Fügung Gottes erscheint, daß die Katakomben — die in den Stürmen der Völkerwanderung und der vielen andern über Rom hereingebrochenen Verheerungen so verschüttet worden waren, daß man ihre Eingänge nicht mehr kannte — gerade im 16. Jahrhundert wieder neu entdeckt und der kirchlichen Forschung erschlossen wurden.

Nehmen wir nunmehr Abschied von dem unterirdischen Rom. Mit welchen Gefühlen und Erinnerungen verläßt der christliche Pilger die hl. Todtenstadt der Katakomben? Möge Abbé Gaume uns seine Worte leihen. Als er mit Schwermuth und Schmerz von der hl. Todtenstadt scheidet, bricht er in die Worte aus:

„In diesem Augenblicke erschien das unterirdische Rom, die große Stadt der Martyrer, unsern Augen wiederum ganz mit den heroischen Erinnerungen, wovon es voll ist, und welche die Ehrfurcht und Liebe zur Kirche zu ihrer höchsten Macht erheben.

Erinnerungen der Kraft. Wunderbarer als der Bau der Pyramiden Aegyptens, Babylons, Ninive's, des großen Kanals des Tarquinius, des Colosseums, der Hauptstadt der Cäsaren selbst mit ihrem unermesslichen Umfang und ihren fabelhaften Palästen ist der Bau des unterirdischen Rom, das außerordentlichste Werk, welches der Geist des Glaubens vollendet hat und das Auge des Menschen schauen kann.

Erinnerungen des Muthes und der Heiligkeit. Aus diesen niedlichen Fresken, aus diesen ehrwürdigen Grüften, aus diesen einfachen Gräbern, die dicht an einander sind, aus diesen Straßen, diesen mit Gebeinen belegten Plätzen, aus diesem in allen seinen Theilen mit Blut getränkten Boden,



kurz aus allen Theilen athmet der Duft einer heroischen Heiligkeit, der die Seele erquickt und sie im Vorhof des Himmels leben läßt.

Erinnerungen des Glaubens. Während das Herz sich mit Wonne in einer überall anderswo unbekannten Atmosphäre erschließt, betrachtet der Geist mit einer tiefen Ergriffenheit diese Wolke von Zeugen jedes Standes, Geschlechtes und Alters, wovon ihm jeder unter dem katholischen Glaubensbekenntnisse seine Blutunterschrift zeigt und zu ihm spricht: *credo: ich glaube.* Beim Tone dieses millionenmal wiederholten Wortes kann der Pilger in den Katakomben nicht anders, er muß gleichfalls mit dem ganzen Nachdruck einer nunmehr unerschütterlichen Ueberzeugung antworten: *credo.* Der Unglaube erweckt sein Mitleid. Die immer wieder auftauchende Polemik über die Göttlichkeit des Christenthums ist in seinen Augen eine Schmach, ein Unding."

Der Haupteindruck indeß, den wir im Hinblick auf die in unsern Tagen so verfolgte Kirche aus dem unterirdischen in das oberirdische Rom mitnehmen, ist der von der Unbesieglichkeit unserer hl. katholischen Kirche, sowie der von ihrer wunderbaren Sieghaftigkeit. Ja wunderbare Sieghaftigkeit der Kirche! *Ecclesia pressa — ecclesia victrix* (die verfolgte Kirche erweist sich als die sieghafte Kirche) — diese Unterschrift unsers Bischofs Konrad unter einem seiner Bildnisse leuchtet uns in der Fülle ihrer Wahrheit besonders ein, wenn wir, aus den Katakomben an's Tageslicht getreten, St. Peters-Dom über der Hauptstadt der christlichen Welt emporragen sehen. Die Katakomben erscheinen uns dann als die Minen, welche die streitende Kirche in den Tagen jener 300jährigen blutigen Verfolgung rings um das heidnische Rom angelegt hat, um dieses Babylon — wie der hl. Petrus das heidnische Rom genannt — zu sprengen. Und es wurde gesprengt, dieses Babylon, durch die Gebete und Thränen, welche aus diesen Katakomben emporstiegen, und durch die Gebete der hl. Märtyrer, mit deren Reliquien diese christlichen Minen angefüllt wurden — und auf den Trümmern der heidnischen Weltstadt erglänzte der Stuhl Petri, umgeben von Heiligthümern des allein wahren Gottes, — die sich an der Stelle der zerschmetterten Gözentempel erhoben. O wunderbare streitende Kirche Jesu,



die durch Verfolgung und Bedrückung nicht besiegt wird, sondern — siegt!

Hören wir zum Schlusse noch die trefflichen Worte des hochsel. Bischofs Matthias Eberhard von Trier:

„In merkwürdiger Weise und als ob eigenthümlich sympathetische Bezüge sie mit den Katakomben verbanden und zu denselben hinabzögen, begannen die Päpste unseres Jahrhunderts, seitdem die verschüttet gewesenen Katakomben so weit wieder geöffnet sind, von den Katakomben wieder zu reden. Wenn eine feindselige Gewalt sie bedrängt, dann schweben gleich diese stillen geheiligten Grüste vor ihrer Seele. Als in den Anfängen unseres Jahrhunderts der gewaltigste Mann des Zeitalters den sanften milden Pius VII. mit Forderungen bedrängte, die das Oberhaupt der Kirche nicht erfüllen konnte, da wies der Papst den Mann, der so viele Bollwerke erobert hatte, auf seine letzte unüberwindliche päpstliche Beste und erklärte, lieber als daß er mit Erfüllung solcher Forderungen sein Gewissen verlege, werde er seinen Stuhl wieder in die Katakomben tragen. Unser hl. Vater Papst Pius IX. hat in ernster Stunde in gleichem Sinne an die Katakomben erinnert, und man hat, als ihm Besoldung von den Fürsten angeboten und damit natürlich auch Fürstendienst angeschlossen wurde, das Wort vernommen: Lieber schwarzes Brod und Wohnung in den Katakomben!“

Gewiß; und von den Katakomben aus würde die Kirche wieder denselben Sieg über ihre Todfeinde erringen, wie zur Zeit der heidnischen Cäsaren. *Ecclesia pressa — ecclesia viatrix.*

## 61.

Da sind wir wieder emporgestiegen aus der unterirdischen Todtenstadt an's Tageslicht. Die Campagna breitet sich vor unsern Augen aus. Die Abendsonne strahlt golden über die stille Landschaft und läßt sie in reizendem Licht erscheinen. Aber einen ganz anderen unvergleich höheren Reiz hat sie jetzt für uns gewonnen in der Erinnerung an das, was unter ihr verborgen liegt, die Katakomben, woraus einst



die Morgensonne der neuen christlichen Welt hervorgeleuchtet. Vor uns liegt an der Appischen Straße das stolze Grabmonument der einst gepriesenen heidnischen Cäcilia Metella (vergl. oben S. 196) — wie doppelt gleichgültig erscheint es dem christlichen Pilger, nachdem er in den Katakomben von St. Callisto Kapelle und Grab der heiligen Cäcilia, der großen römischen Märtyrer-Jungfrau, besucht hat!

Doch genug der Reflexionen.

Wir eilten bald, da es Abend zu werden begann, durch die Straßen Roms zur Anima zurück. Da unser Wagen auf dem Rückwege andere Straßen einschlug, so fand unser lebenswürdiger Führer neue Gelegenheit, uns auf so manche Merkwürdigkeiten der ewigen Stadt aufmerksam zu machen.

Es kann gar nicht in meiner Absicht liegen, dies im Einzelnen dem Leser zu erzählen. Wo sollte ich sonst ein Ende finden? Es ist ferner gar nicht meine Absicht, eine ich will nicht sagen halbwegs sondern zum 1000. Theile genügende Beschreibung der ewigen Stadt meinem Leser zu geben. Darüber gibt es Bücher in Menge. Was ich will, ist: den Leser an einige der denkwürdigsten Stätten zu führen, die ich besucht, und ihn Theil nehmen zu lassen an den Eindrücken, die ich dort empfangen habe. Selbstverständlich muß ich verschiedentliche geschichtliche Notizen beifügen, und so werden meine Aufsätze über Rom immerhin schon Raum genug in Anspruch nehmen. Wir waren allerdings noch nicht eine volle Woche in Rom, und so könnte vielleicht Jemand mir sagen, was dem Dr. Sebastian Brunner gelegentlich seines Aufenthaltes in der ewigen Stadt gesagt wurde: „Eine Woche in Rom sei rein gar nichts.“ Dem erwidere ich mit den Worten Brunners:

„Ich meine, eine Woche sei doch besser als gar nichts. Denn, wenn man in Rom bleiben wollte, bis man Alles durchforscht hat, so könnte man in der Vaticanischen Bibliothek allein von der Schöpfung bis jetzt, und wahrscheinlich von jetzt bis zum Weltuntergang sitzen — und hätte doch nach menschlicher Berechnung noch nicht die Hälfte durchgelesen. Eine Zeit für den Aufenthalt in Rom läßt sich eigentlich so von vornherein ohne Rücksicht auf Personen und Verhältnisse gar nicht bestimmen. Wer früher schon Studien gemacht hat, wer zudem gute Nerven besitzt und durch das



Einpacken einer Unzahl schnell wechselnder Bilder nicht Kopfweh bekommt, der kann mehr ausrichten, als Einer, der erst in Rom selber Explikation über alle anzuschauende Gegenstände entgegennehmen muß."

Das ist sehr richtig; kommt dann noch hinzu, daß Jemand so liebenswürdige und durch und durch kundige Führer findet, wie wir an Dr. N. und Dr. K., so kann man an einem Tage mehr wichtige Denkwürdigkeiten sehen, als ein Anderer in einer ganzen Woche. Ein vorjähriges Programm der deutschen Pilger, welches ich besitze, vertheilte die Hauptsehenswürdigkeiten der ewigen Stadt auf bloß 3 Tage, und ich bin überzeugt, daß die Pilger, die unter bewährter Führung dieses Programm ausgeführt, so Vieles gesehen haben, daß sie zeitlebens an den Erinnerungen zehren können.

Was soll ich denn hier aus meinen Erinnerungen mittheilen? Vorzugsweise religiöse Punkte. Was einst die berühmte Convertitin Ida Gräfin Hahn-Hahn bezüglich ihrer Romreise schrieb, kann ich auch von meiner Romreise sagen: „Ich mache keine Reise nach Rom, sondern eine Wallfahrt. Zu den Gräbern der Apostel, zu den Leidensstätten der Märtyrer, zu den Reliquien und Erinnerungen der Heiligen pilgere ich. Mein Herz frohlocket, weil ich nun einmal Gotteshäuser sehe, die prächtiger sind, als Königshäuser . . . So eine Basilika vom Lateran, ja! das ist eine geziemende Antwort auf den Stall von Bethlehem. In Deutschland sehen unsere Kirchen wegen ihrer kläglichen Armuth ja oft so aus, als wollten sie den Stall von Bethlehem nachbilden. Entsprechend es aber der Liebe Gottes, in solchem Glend Einkkehr zu nehmen, so entspricht es der Liebe des Menschen, die Dürftigkeit von dem Throne des menschengewordenen, eucharistischen Gottes zu beseitigen."

Gewiß, die für die Zierde des Hauses Gottes gebrachten Opfer sind Gott selbst gebracht — und es freut uns, die herrlichen Tempel in Rom zu sehen. Gerade dort sind sie ja auch vor Allem am Platze, wo der Mittelpunkt der Kirche ist und die Stätte, an welche sich die ewige Verheißung knüpft: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen."

Mit dem zuletzt Gesagten habe ich den Punkt berührt, der Rom für immer zur Hauptstadt der christlichen Welt ge-



macht hat. Rom ist die Stadt des Apostelfürsten Petrus und zugleich die Stadt des Weltapostels Paulus. Darüber jetzt Näheres.

62.

Rom, — die Stadt der Apostelfürsten Petrus und Paulus — damit habe ich also das Thema angegeben, welches ich jetzt zu behandeln habe.

Am Feste der hl. Apostelfürsten singt die Kirche zu ihrem und ihrer Martyrstätte Lobe:

Der Himmelspfortner und der Lehrer dieser Welt,  
Die Väter Rom's, zu Völkerrichtern aufgestellt,  
Geh'n ein zum himmlischen Senate hochverehrt,  
Der Eine durch das Kreuz, der Andre durch das Schwert.

O du glücksel'ge Roma, glorreich eingeweiht  
Durch der Apostelfürsten Blut für alle Zeit!  
Bepurpurt mit dem Blut der Helden strahlst du weit  
Voran den Städten all an Glanz und Herrlichkeit!

Diese herrlichen Worte aus dem Brevierofficium sind gleichsam nur eine poetische Erweiterung des schönen Ausspruches des alten Tertullian († 240): „O wie glücklich ist die römische Kirche, der die Apostel die ganze Lehre mit ihrem Blute eingossen! wo Petrus dem Leiden des Herrn gleichgemacht, wo Paulus mit dem Ende Johannes (des enthaupteten Täufers) gekrönt wurde!“ (De praescript. c. 26.)

Wir haben den Leser bei unserm ersten Besuche des St. Petersdomes schon zur Confessio des hl. Petrus geführt, unter der, in einer unterirdischen Kapelle, der Leib des hl. Petrus mit einem Theil des Leibes des hl. Paulus ruht, und haben dort oben am marmornen Grabgeländer die hh. Apostelfürsten betend begrüßt. Wir geistlichen Pilger wollten indeß auch am eigentlichen Grabe in der unterirdischen Kapelle knien und beten und — über den hl. Ueberresten der Apostelfürsten das hehre Opfer des Neuen Bundes feiern. Da hier Messe auf Messe folgt, muß man sich zunächst vergewissern, wann man an die Reihe kommen kann. Wir sahen in der



Sakristei des Petersdomes in dem Buche nach, in welches die Priester sich zum Voraus einschreiben, und die Stunde von 10—11 für Mittwoch, den 15. September, war noch frei. Sie wurde uns beiden Baderborner Pilgern willfährig zugestanden, und wir schrieben unsere Namen in das Buch. Wie wir uns nach der Stunde sehnten! Bis sie kommt, haben wir Zeit, unsere Leser an andere Stätten zu führen, die durch die Apostelfürsten für immer geheiligt sind.

Die erste Stätte ist ein Kerker — für den Katholiken seit den Tagen der Apostel kein Schreckwort — der Mamertinische Kerker am Fuße des Capitols in der Nähe des Forums. Dieser Kerker besteht aus zwei übereinander stehenden, von ungeheuren Quadersteinen erbauten, lichtlosen unterirdischen Räumen, in welche man einst die Verbrecher durch eine runde Oeffnung von oben hinabließ. Der untere Raum ist der von Sallust in so graufigen Zügen beschriebene Tullianische Kerker, so genannt von seinem Urheber, dem alten Römerkönige Servius Tullius. Wir steigen mit der Kerze in der Hand auf einer erst später angelegten Treppe in den Kerker und finden, daß die Beschreibung des Sallust nicht übertreibt. Ha, welch graufige Stätte! und welche furchtbare Erinnerungen an die heidnische Zeit knüpfen sich an dieselbe. Was für Greuel haben diese Felsenlöcher erlebt! In dem untersten Loche hier wurden Tausende und Tausende erdroffelt, und die Nothschreie der schrecklichen Opfer drangen empor in den obern Kerker. In dieses Mamertinische Gefängniß wurde Jugurtha nackt geworfen und erlag dort nach 6 Tagen dem Hungertode. Cicero ließ hier 5 Mitschuldige des Catilina erdroffeln. Hier wurden Aristobulus und Tigranes nach dem Triumphzuge des Pompejus erwürgt; hier wurde der letzte jüdische Held Simon auf Befehl des „gütigen“ Titus erdroffelt. Mit langen eisernen Haken wurden die Leichen herausgezogen. Ein ganzes Buch ließe sich über die Opfer dieses greulichen Kerkers schreiben.

In diesem Mamertinischen Kerker nun hielt der Bluthund Nero die hh. Apostelfürsten Petrus und Paulus über 9 Monate lang gefangen. Welchen Eindruck macht es auf unser Herz, wenn wir im untern Kerker beim Kerzenscheine das runde Loch in dem Gewölbe sehen, durch welches einst die Apostelfürsten an diesen schauerlichen Ort in die Mitte



gemeiner Verbrecher herabgelassen wurden! Hier sehen wir die Säule, an welche man sie festkettete. Doch „das Wort Gottes ist nicht gebunden“ (2. Tim. 2, 9) — und so predigte denn Paulus trotz allen Verbotes den Kerkerwärtern Proceßus und Martinianus und den 47 Mitgefangenen hier das Evangelium. Alle bekehren sich und ein wunderbarer Quell entspringt auf das Gebet des hl. Petrus dem Boden des Gefängnisses, und mit dem Wasser dieses Quells tauft der oberste Hirt Petrus die Neubefehrten und reiht sie als neugeborne Lämmlein der ihm anvertrauten Heerde Christi ein. (Der klare Quell sprudelt noch fort; wir Pilger haben aus demselben getrunken.)

Die bekehrten Kerkerwärter drangen dann in den Apostel Petrus, aus dem Mamertinischen Kerker zu fliehen, um sich der Kirche zu erhalten, und waren ihm zur Flucht behülflich. Aber die Stunde war gekommen, wo er für seinen Herrn und Meister mit dem Tode Zeugniß ablegen sollte; und so erschien ihm denn Christus, der ihn einst durch einen Engel aus dem Kerker zu Jerusalem befreit hatte, um ihn jetzt zum Tode zu ermuntern. Als Petrus, dem Mamertinischen Kerker entronnen, über die Appische Straße aus Rom eilt, begegnet ihm sein Herr und Meister — an der Stelle, wo jetzt das Kirchlein „Domine quo vadis“ steht — und Petrus fragt betroffen: „Herr, wo gehst du hin?“ — worauf der Herr erwidert: „Ich gehe nach Rom, um mich zum zweiten Male kreuzigen zu lassen.“ Da weiß Petrus, daß jetzt die Stunde gekommen ist, wo sich an ihm erfüllen soll, was sein Herr und Meister ihm bei der Uebertragung des obersten Hirtenamtes bezüglich seines Märtyrertodes vorausgesagt hatte: „Wenn du alt geworden sein wirst, wirst du deine Hände ausstrecken“ (Joh. 21, 18), wie sie einst der Herr am Kreuze ausgestreckt hatte. Der Mamertinische Kerker nimmt ihn bei seiner Rückkehr nach Rom bald wieder auf. Das Todesurtheil läßt nicht lange auf sich warten; er wird als Galiläer zum Kreuzestode, sein Mitbruder Paulus als römischer Bürger zum Tode durch das Schwert verurtheilt.

Am 29. Juni des Jahres 67 werden sie aus dem Mamertinischen Kerker gezogen und zur Richtstätte geführt: Petrus auf die Höhe des Janiculus — jetzt S. Pietro in Montorio — von wo er das heidnische Rom noch einmal in



wehmüthiger Liebe überblickte, um sich dann für den Sieg des Reiches Christi kreuzigen zu lassen — aus Demuth mit dem Kopfe nach unten. Paulus wurde außerhalb Roms auf der Ostiensischen Straße zur Nichtstätte gebracht und an der Stelle, die jetzt alle tre Fontane (zu den 3 Quellen oder Brunnen) heißt, enthauptet. Wie die Apostel sich im Leben geliebt, so wurden sie auch an Einem Todestage im Himmel vereinigt — und der 29. Juni ist der gemeinsame Festtag der beiden Apostelfürsten.

## 63.

Am Schlusse meines letzten Artikels habe ich kurz auf den Marthvertod des hl. Paulus hingewiesen. Jetzt lade ich den Leser ein, mich zu der geheiligten Stätte, die das Blut des Weltapostels getrunken, sowie zu der herrlichen Pauluskirche, die sich über seinem Grabe erhebt, begleiten zu wollen. Der Leser erinnert sich, daß die für uns Paderborner Pilger festgesetzte Zeit zur Feier des hl. Opfers am Grabe des Apostelfürsten in St. Peter erst die Stunde von 10—11 ist; bis dahin können wir die erwähnten Stätten außerhalb der Stadt besuchen.

Am 15. Sept. in aller Frühe saßen wir schon in der Droschke, die uns zur Nichtstätte und zum Grabe des hl. Paulus bringen sollte. Dr. N. und Kaplan J. aus Köln wollten in der St. Pauluskirche celebrieren. So ging es denn rasch durch die Straßen Roms zur Porta San Paolo (St. Pauls-Thor), vormalig Porta Ostiensis genannt, und dann weiter fort auf der Via Ostiensis, der Straße, die nach der jetzt in Folge der Malaria ganz verödeten Stadt Ostia führt. Wir kommen vorbei an der Pyramide des Cestius, an dem protestantischen Kirchhof, an der Marmoria auf dem Tiberufer, am Monte Testaccio oder Scherbenberge u. s. w., und unser Freund Dr. N. gibt uns die nothwendigen Erklärungen. Aber alles das interessirt uns wenig bei dem Gedanken, daß wir uns auf dem Wege befinden, den einst am 29. Juni 67 der Weltapostel zu seiner Nichtstätte wandeln mußte. Nachdem wir ungefähr  $\frac{1}{2}$  Stunde weiter gefahren, sehen wir in öder Gegend die berühmte „Pauluskirche



außerhalb der Mauern" — San Paolo fuori le mura — vor uns liegen. Wir machen bei ihr Halt; Dr. N. steigt aus, um in derselben am Grabe des Apostels zu celebriren. Wir übrigen Drei fahren indeß zunächst direct weiter zu der ungefähr  $\frac{1}{4}$  Fahrstunde von hier entfernten Nichtstätte des Apostels, um dann später bei der Rückkehr in St. Paul mit Dr. N. wieder zusammenzutreffen. Nicht weit von St. Paul theilt sich bei einer kleinen Brücke — Ponticello di San Paolo genannt — der Weg in zwei Straßen. Die zur Rechten ist die alte Via Ostiensis, die zur Linken — die alte Ardeatinische Straße — führt in eine Thalgegend, die vordem „ad aquas Salvias — am Salvischen Wasser“ — hieß, so genannt von einer Quelle, welche hier in den Salvischen Besitzungen entsprang. Diese Straße nach links schlagen wir ein und gelangen auf ihr zu der berühmten Abtei alle tre Fontane, die sich an der Marterstätte des hl. Paulus erhebt. In einer und derselben Mauerumschließung stehen hier drei Kirchen, welche nur wenige Schritte von einander entfernt sind. Wir schellen am Thore der Abtei an, und ein ehrwürdiger Trappisten-Mönch empfängt uns auf das Freundlichste. Er führt uns direct zur Kirche San Paolo alle tre Fontane — St. Paul zu den drei Quellen — der denkwürdigsten von den eben erwähnten drei Kirchen, da sie gerade an der Stelle gebaut ist, wo der hl. Apostel mit dem Schwerte enthauptet worden. Ueber der Thür der Kirche liest man: S. Pauli Apostoli Martyrii locus, ubi tres fontes mirabiliter eruperunt — „Des hl. Apostels Paulus Marterstätte, wo drei Quellen wunderbar entsprungen.“ Mit frommem Schauder betreten wir die hl. Stätte, die einst vom Blute des Weltapostels geröthet worden. Dort neben dem Altare steht, von einem Eisengitter umgeben, die Säule, auf welcher der große Apostel enthauptet wurde. Wir dürfen hinzutreten und küssen die Säule ehrfurchtsvoll und rühren an dieselbe unsere Rosenkränze. Das vom Rumpfe getrennte hl. Haupt des Apostels sprang nach der alten Ueberlieferung dreimal von der Erde auf, und an den drei verschiedenen Stellen, wo es die Erde berührte, entsprangen wunderbar drei Quellen. Wir sehen diese Quellen noch in dieser Kirche. Ueber jeder erhebt sich ein altarähnlicher Ueberbau. — Der Trappist schöpfte aus dem noch frisch sprudelnden Wasser und bot es uns zum



Trinken an. Wir durften nicht davon trinken, weil wir noch die hl. Messe celebriren mußten. Da schöpfte der freundliche Mönch für jeden von uns Dreien ein Fläschlein mit dem klaren Wasser — aus jedem Quell ungefähr  $\frac{1}{3}$  — und mit Dank haben wir dieses Fläschlein angenommen und mitgenommen in die deutsche Heimath, um es aufzubewahren als theures Andenken an die hl. Stätte.

Weiterhin führte uns der Mönch zu der nebenliegenden Kirche S. Maria Scala Coeli — „Himmelsleiter“ — so genannt von der schönen und tröstlichen Vision, die hier der hl. Bernardus hatte. Als er nämlich einst in dieser Kirche das hl. Opfer für die Verstorbenen darbrachte, wurde er verückt und sah eine von der Erde bis zum Himmel reichende Leiter, auf welcher Engel die Seelen der Verstorbenen, die durch die Kraft des hl. Meßopfers aus dem Fegfeuer erlöst worden, zum Himmel geleiteten. Das Bild des Altars stellt diese Vision dar, welche uns ihrerseits ebenso wahr als ansprechend die Bedeutung des für die armen Seelen dargebrachten hl. Opfers veranschaulicht. In dieser Kirche sieht man auch ein kleines Gemach an der Stelle, wo man den hl. Apostel Paulus unmittelbar vor seiner Hinrichtung bewahrte.

Sodann folgten wir dem Trappisten zur Kirche Ss. Vincenzo ed Anastasio, der größten von den drei in Rede stehenden Kirchen. Sie wurde schon von Honorius I. erbaut und den beiden hh. Märtyrern geweiht, deren Namen sie trägt. Sie hat ihr altes Gepräge noch ganz bewahrt; gegenwärtig wird sie restaurirt.

Die genannten drei Kirchen werden jetzt von französischen Trappisten bedient, denen die vormalige so berühmte Cistercienser-Abtei St. Vincentius und Anastasius seit dem Jahre 1868 übergeben ist. In dieser Abtei wohnte der berühmteste Cistercienser-Mönch, der große hl. Bernardus († 1153), so oft er nach Rom kam. Hier setzte er seinen Schüler und Freund Bernard von Pisa zum Abte ein, der am 27. Febr. 1145 den Stuhl Petri als Papst Eugenius III. bestieg, und an den der hl. Bernardus sein berühmtes Buch *De consideratione sui* gerichtet hat. (Vergl. Römisches Brevier 20. August.)

In Folge der Malaria — oder *aria cattiva*, d. i. schlechte



Luft, ein giftiger blutverderbender Stoff in sumpfiger Atmosphäre, wodurch Fieber mit meist typhischem Verlaufe erzeugt werden — verödete später das ganze Kloster, wie denn überhaupt die ganze Campagna bei Rom, einst eine blühende Landschaft, durch diese Malaria verödet ist. Da wurden i. J. 1868 bewährte „Agrarier“, Trappisten-Mönche aus Frankreich, nach Tre Fontane berufen. Die Fieber wütheten aber so heftig, daß anfangs die Mönche täglich im Sommer nach Rom sich begeben mußten, um dort zu übernachten und am Morgen wieder zurückzukehren. — Da versuchten die Trappisten die Anpflanzung des australischen blauen Gummitbaumes (*Eucalyptus globulus*), welcher nach mehrfachen Erfahrungen in hohem Grade die Eigenschaft besitzt, die Fieber zu zerstören. Der Versuch gelang vollkommen. Der Baum, dessen Blätter einen kampferartigen Geruch in Menge ausströmen, gedieh vortrefflich, und die 22 Mönche können jetzt unbelästigt von der Malaria den heißen Sommer hindurch auch die Nächte in Tre Fontane zubringen. Seit dem Jahre 1870 haben die Trappisten dort bereits 1000 solcher Bäume angepflanzt.

Als wir nach dem Besuche der Kirchen das Besizthum der Trappisten überschauen und uns mit dem freundlichen Vater unterhalten konnten, fiel mir unser famoser „Culturfampf“ unwillkürlich ein, dem ja auch Trappisten-Mönche, Pioniere wahrer Cultur, zum Opfer gefallen sind. Was ich dem französischen Trappisten in dieser Hinsicht bemerkt habe, will ich für mich behalten. Es ist zudem Zeit, daß wir nach St. Paul zurückkehren.

## 64.

Also jetzt zurück nach St. Paul, wo Dr. N. auf uns wartet! Unterwegs aber wollen wir kurz einige geschichtliche Reminiscenzen über St. Paul auffrischen.

Nachdem der Weltapostel „am Salvischen Wasser“ enthaupet worden war, verschaffte sich die vornehme römische Matrone Lucina, eine Schülerin der Apostel, den heil. Leichnam und begrub ihn auf ihrem Landgute an der ostiensischen Straße. Papst Anaflet baute später über dem



Grabe eine kleine Kapelle, die dann durch Kaiser Constantin in eine Kirche verwandelt wurde. Damit die beiden Apostelfürsten auch nach dem Tode wie im Leben vereinigt seien, wurde ein Theil des Leibes Petri in das Grab des hl. Paulus übertragen, sowie anderseits ein Theil des Leibes Pauli in das Grab des hl. Petrus. So hatten die christlichen Pilger an dem einen wie an dem andern Grabe die Reliquien der beiden Apostelfürsten vor sich, bezüglich deren die Kirche ausruft: „Glorreiche Fürsten der Erde, — wie sie sich in ihrem Leben geliebt haben, so sind sie auch im Tode nicht getrennt.“ Der ungemeine Zubrang der Gläubigen zum Grabe Pauli machte bald eine Erweiterung der Kirche nothwendig. Theodosius und sein Sohn Honorius ließen einen großartigen neuen Bau aufführen, der dann durch die Fürsorge der Päpste immer prachtvoller geziert wurde. Im Mittelalter wurde neben St. Paul das berühmte Benedictinerkloster gebaut, in welchem der große Hildebrand, der nachmalige glorreiche Papst Gregor VII., Abt gewesen. Es ist das derselbe große hl. Papst, zu dem der erbärmliche Wüstling, der mit Gott und der Kirche zerfallene deutsche Kaiser Heinrich IV. nach dem Bergschlosse Canossa in Italien pilgern mußte, um den Frieden mit der Kirche wiederzuerlangen. In diesem Jahre 1877 (25.—28. Januar), nebenbei bemerkt, sind es gerade 800 Jahre geworden, daß diese denkwürdige Begebenheit zu Canossa stattgefunden, über welche der protestantische Geschichtsschreiber Leo das treffliche Urtheil fällt: „Man muß überaus roh und geistig untergeordnet sein, wenn man die natürliche Beziehung der (deutschen) Nationalität so hoch anschlägt, um sich durch sie hindern zu lassen, jubelnd in den Triumph einzustimmen, den zu Canossa ein edler Mann über einen unwürdigen Schwächling feierte.“

In derselben Benedictiner-Abtei bei St. Paul hat auch Papst Pius VII. als Mönch gelebt und dort jene Tugenden so festbegründet, die sich bei seinen, durch den Oberräuber Napoleon ihm bereiteten vielen Leiden so glänzend bewährt haben. In unsern Tagen aber hat der gelehrte Pater Maurus Wolter aus Bonn in eben diesem Kloster jene Geistesweihe empfangen, die Alle an dem „deutschen Manne von Geist und Charakter“ bewundern, die ihn — wie wir — kennen gelernt haben — den in Folge unsers Kloster-



gesetztes hinausgewiesenen „vielgeliebten Vater Maurus, des neuen Klosters (Beuron an der Donau) ersten Abt.“ (Baumstark.)

Der Leser sieht, wie sich auf dem klassischen Boden bei Rom Reminiscenz an Reminiscenz reiht, so daß es schwer ist, die Auswahl zu treffen. Doch nun wieder zur Pauls-Kirche zurück!

Beinahe 1500 Jahre war die herrliche Basilika der Gegenstand allgemeiner Bewunderung und Verehrung gewesen, da wurde sie am 16. Juli 1823 ein Raub der Flammen, ein Haufen rauchender Trümmer. Wie war es zugegangen? „Diese alten Kirchen haben Einen Punkt, wo sie verwundbar sind. Das offene Dachwerk aus Cedernholz, Jahrhunderte lang unter einer dünnen Decke von Ziegeln der Sonnengluth ausgesetzt und darum ganz ausgedörrt und fast verkohlt, kann durch einen Funken in Feuer gesetzt werden. Bleidecker hatten auf dem Dache der alten Basilika gearbeitet und auf einem Balken ein Kohlenbecken stehen lassen.“ (Bergl. Wiseman, Erinnerungen S. 146 ff., wo auch eine eingehende Beschreibung der abgebrannten St. Paulskirche gegeben ist.)

Dem todtkranken Papste Pius VII., der, wie bemerkt, bei St. Paul als Mönch gelebt und mit der Innigkeit einer Jugendliebe an diesem Heiligthum hing, wurde aus Schonung von dem schrecklichen Unglücke nichts gesagt. Der ehrwürdige Greis schloß einen Monat später in dieser glücklichen Unwissenheit sein Leben.

Der Schmerz über den Verlust der ehrwürdigen Basilika St. Paul wurde in der ganzen katholischen Welt tief empfunden. Papst Leo XII., der Nachfolger Pius' VII., erließ ein Rundschreiben an den katholischen Erdkreis, worin er um Viebesgaben zum Wiederaufbau des theuren Heiligthums bat. Sie flossen so reichlich, daß schon i. J. 1854 Papst Pius IX. bei Gelegenheit der feierlichen Erklärung des Dogmas der unbefleckten Empfängniß, im Beisein sehr vieler Bischöfe aus aller Welt, die neuerstandene herrliche Basilika St. Paul consecriren konnte. (Bergl. Römisches Brevier 18. November.)

Da sind wir jetzt bei dieser neuen Basilika angekommen. Dr. N. steht da und erwartet uns. Wir treten ein und begeben uns zum Altar der Confessio, worunter in der Erde sich das Grab des Weltapostels Paulus befindet, das zugleich,



wie bemerkt, einen Theil der Reliquien des hl. Petrus umschließt. Der Brand hat das hehre Grab verschont. Wir knien am Marmorgeländer, und bald erscheint Freund J. aus Köln in Priestergewändern am Altare des Apostels und feiert dort das hl. Opfer, dem wir bewohnen. Was unser Herz an dieser Stätte empfunden, wollen wir unausgesprochen lassen.

Nach der hl. Messe führte uns Dr. N. durch die majestätischen Hallen der unbeschreiblich schönen Basilika. Das erhabene Gotteshaus behauptet unter den christlichen Kirchen an Größe und Schönheit nach St. Peter den ersten Platz. Was die Pracht der innern Ausschmückung anbelangt, so übertrifft es vielleicht in einzelnen Stücken den St. Petersdom. Welch eine Pracht — jene geschliffenen Säulen aus ägyptischem Alabaster, welche Mehemed Ali dem Papste Gregor XVI. für diese Kirche übersandt hat! An jedem Ende des Kreuzschiffes steht ein herrlicher Altar, bekleidet mit dem kostbarsten Malachit von der prachtvollsten grünen Farbe, welchen der Russenkaiser Nikolaus I. dem Papste Gregor XVI. geschenkt. Vierundvierzig Monolithen aus gesprenkeltem Granit vom Simplon mit Capitälern von carrarischem Marmor, über ihnen 42 marmorne Bogen, begrenzen das Mittelschiff. Vier Reihen von je 20 glattgeschliffenen Granitsäulen theilen die Kirche in 5 Schiffe. Ueber den Säulen ziehen sich die Brustbilder aller Päpste von Petrus bis auf Pius IX. in meisterhaften Mosaikmedaillons durch die ganze Kirche hin. Kurz, das Auge kann sich nicht satt sehen an der Herrlichkeit, die, wie billig, die Grabkirche des Weltapostels schmückt. „Diesen Bau zu sehen, soll Niemand versäumen, wer einmal in Rom ist — er steht einzig in der Christenheit da, es gibt nichts Zweites von so großartiger Construction in der Basilikenform“ — mit diesen Worten Sebastian Brunner's nehmen wir für heute Abschied von St. Paul.

## 65.

Ghe wir von „St. Paul außerhalb der Mauern“ scheiden, glaube ich einer Denkwürdigkeit erwähnen zu sollen, die uns an jenes Scheusal erinnert, das die hl. Apostelfürsten



hat ermorden lassen: — an Nero. In dem Hofe des Klosters bei St. Paul wird nämlich ein Stein verwahrt, den man auf der Stelle gefunden, wo Nero sich mordete. Es ist immerhin von Interesse, an das Ende dieses Scheusals, des „göttlichen Kaisers“ Nero, zu erinnern. Ein Jahr nach der Kreuzigung Petri und Enthauptung Pauli wurde der blutige Tyrann vom Throne gestürzt und ging elend zu Grunde. Die Soldaten riefen nämlich einen gewissen Galba, den römischen Statthalter von Spanien, zum Kaiser aus. Nero floh in zagender Angst aus Rom. Sein Freigelassener Phaon bot ihm sein Landhaus an, das 4000 Schritte von Rom lag. Hierhin flüchtete Nero verkleidet. Aus Furcht, erkannt und ergriffen zu werden, stieg er zwischen Dornbüschen vom Pferde und eilte nach einem Sumpfe, wo er sich mit zwei Dienern, die ihn begleiteten, verbarg. Wenn nur ein Lüftchen das Schilf des Sumpfes bewegte, fuhr er entsetzt zusammen. Wohl noch mehr als die Angst vor seinen Feinden, quälte ihn der Gedanke an seine Greuelthaten. Zwei Dolche trug er bei sich; er prüfte ihre Schärfe, steckte sie aber wieder ein. Dann bat er seine Diener, daß ihn einer von ihnen zum Selbstmorde durch Beispiel stärken möchte. Jetzt hörte er Reiter nahen, die ihn lebendig fangen wollten. Komödiantenartig rief er Homer's Vers aus:

Schnell umtrabender Kasse Gestampf umtönt mir die Ohren

(St. 10, 535.)

und stieß sich den Dolch in die Kehle. Mit hervorstarrenden Augen, zum Abscheu aller Herbeigeeilten, hauchte der Bluthund seine schwarze Seele aus.

Seine Ueberreste wurden in der Gruft seiner Familie beigesetzt. Unter Papst Paschalis II. wurden sie aufgefunden und nach dreitägigem allgemeinem Fasten in die Tiber geworfen. An der Stelle aber, wo die Asche des elenden Christenverfolgers gelegen, wurde der heil. Jungfrau, der Beschützerin der Christenheit, eine Kirche gebaut, die Kirche S. Maria del Popolo.

Soviel über jenes Scheusal Nero, dessen Name der Christ nur mit Abscheu aussprechen kann.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu den glorreichen Aposteln Petrus und Paulus zurück. Wir knien



noch einmal an der Stätte in St. Paul nieder, wo ein großer Theil ihrer hl. Reliquien ruht, und fahren dann zurück nach Rom zu St. Peter, ihrer anderen noch glorreicheren Ruhestätte.

In dem St. Petersdom angekommen, begaben wir Paderborner Pilger uns zur Sakristei und baten den Sakristan, uns zur unterirdischen Gruft, zur Grotte des hl. Petrus, führen zu wollen. Mit liebenswürdiger Freundlichkeit führte uns der Sakristan — ein Priester in violettem Gewande — zu dem Eingange der Grotte, die sich bei einem der großen Pfeiler befindet, welche die Peterskuppel tragen. Wir steigen hinab und glauben uns in die Katakomben versetzt. Bald sehen wir Kerzenschein das Dunkel etwas erhellen. Wir gehen weiter, und rechts liegt die hl. Stätte vor uns, die wir suchen — die unterirdische Grabkapelle des hl. Petrus.

Ein Priester steht am Altare, der unmittelbar auf dem Grabe des hl. Petrus — das zugleich einen Theil der Reliquien des hl. Paulus umschließt — errichtet ist. Die hl. Messe ist bald zu Ende. Ich beginne deshalb gleich mit der Anlegung der priesterlichen Gewänder, und sowie der fremde Priester den Altar verlassen hat, besteige ich die Stufen desselben Altars, um an dieser unvergleich denkwürdigen Stätte das hl. Opfer zu feiern.

Es sind geradezu überwältigende Gefühle, die sich des Priesters bemächtigen, der an dieser Stätte das hl. Opfer darzubringen das Glück hat. Auf eine nähere Mittheilung dessen, was ich in jener unvergeßlichen Stunde empfunden, muß ich verzichten.

Unmittelbar nach mir celebrierte mein Freund Johannes. Während seiner Messe betete ich meine Dankagung; aber ich hatte Mühe, die üblichen Gebete zu Ende zu bringen. Am Grabe der Apostelfürsten wird das Gebet wie von selbst zur Betrachtung; der Geist weilt bei den glorreichen Helden, an deren Grabe man kniet, deren Bild der Altar ziert, und deren Botivmesse hier an jedem Tage indulgirt ist. Was der Priester am Feste der Apostelfürsten im Römischen Brevier liest — aus der Rede des hl. Leo des Großen — das empfindet das Herz so recht an deren Grabe: — *Isti sunt viri*: „Das sind die Männer, durch welche dir, o Roma, das Evangelium Christi erglänzte; und die du Lehrerin des Irrthums warest, bist durch sie Schülerin der Wahrheit geworden. Das sind



deine Väter und deine wahren Hirten, die dich zu dieser Glorie gebracht haben, daß du als heiliges Geschlecht, als auserwähltes Volk, als priesterliche Stadt und Königsburg durch den Sitz des hl. Petrus die Hauptstadt des Erdkreises geworden bist und durch die göttliche Religion deine Herrschaft weiter erstrecktest, als durch die irdische Macht. Denn obgleich du, durch viele Siege gehoben, deine Herrschaft über alle Länder und Meere ausgedehnt hast, so ist doch geringer, was dir die Arbeit des Kriegers unterjocht, als das, was dir der Friede des Christenthums unterworfen hat."

Mit diesem Gefühle freudigen Staunens verbindet sich das des Dankes an die hl. Apostelfürsten, dem der hl. Chrysostomus so schönen Ausdruck gegeben hat in den Worten, die der Priester am Octavtage von Peter und Paul im Römischen Brevier betet: Quasnam vobis — „Welchen Dank sollen wir euch, ihr hl. Apostel, abstaten, die ihr so Vieles für uns gearbeitet und gelitten habt? Ich gedenke deiner, o Petrus, und staune; ich erinnere mich deiner, o Paulus, und werde im Geiste entrückt und von Thränen überwältigt. — Wie viele Kerker habt ihr geheiligt, wie viele Ketten geziert, wie viele Qualen ausgestanden, wie viele Schmähungen erduldet! Wie habt ihr Christum umhergetragen, wie durch euere Predigt die Kirchen erfreut! Gesegnete Werkzeuge sind euere Zungen, besprengt mit Blut euere Glieder für die Kirche. Ihr seid Christo in Allem nachgefolgt. Ueber die ganze Erde ging aus euer Schall und bis an die Grenzen des Erdkreises euere Worte. Freue dich (sei begrüßt) Petrus! dem es vergönnt ward, mit Christo das Kreuzesholz zu genießen. Deinem Meister gleich wolltest du gekreuzigt werden; doch nicht wie er in aufrechter Stellung, sondern mit dem Haupte gegen die Erde gekehrt, als Einer, der von der Erde gen Himmel emporreißt . . . Auch du, freue dich, (sei begrüßt) hl. Paulus! dem das Haupt mit dem Schwerte abgeschlagen ward. Keine Worte vermögen deine Tugenden zu schildern. Was für ein Schwert hat deinen hl. Hals durchdrungen, das Werkzeug des Herrn, sag' ich, welches der Himmel bewundert und die Erde hochverehrt? Welche Stätte hat dein Blut getrunken? . . . Jenes Schwert soll mir als eine Krone gelten und die Nägel des Petrus als Edelsteine, eingefügt in's Diadem."



Zwischen diese Gefühle drängt sich dann immer wieder der erhebende Gedanke: du gehörst jener Kirche an, die Jesus auf Petrus gegründet hat, mit der Versicherung, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden. Wo träte uns die Erfüllung dieser Versicherung greifbarer entgegen als am Grabe des hl. Petrus? Darum dürfte es auch wohl kaum eine zweite Stätte geben, wo man sich freudiger und begeisterter des Glückes bewußt wird, römisch-katholischer Christ zu sein, als am Grabe Petri, an diesem Mittelpunkte der hl. Kirche. Da stimmt man doppelt freudig ein in die schönen Worte Fenelons:

O église Romaine! o cité sainte! o chère et commune patrie de tous les chrétiens! Tous sont un seul peuple dans votre sein, tous sont concitoyens de Rome, et tout catholique est romain . . . „O Römische Kirche! o heilige Stadt! o theueres und gemeinsames Vaterland aller Christen. Alle sind ein einziges Volk in deinem Schooße; alle sind Mitbürger Roms, und **jeder Katholik ist römisch**. Das ist der große Stamm, gepflanzt von Christi Hand. Jeder davon abgebrochene Zweig welkt, dorrt und fällt ab. O Mutter! wer Gottes Kind ist, ist auch dein Kind. O römische Kirche, von woher Petrus für immer seine Brüder stärken wird, möge meine rechte Hand sich selbst vergessen, wenn ich je dein vergesse; möge meine Zunge verdorrt an meinem Gaumen kleben, wenn du nicht bis zu meinem letzten Hauche der Gegenstand meiner Freude und meines Jubels bist!“

Ghe wir vom Grabe des hl. Petrus schieden, schrieb ich in mein Brevier neben die Oration von den hl. Apostelfürsten, die auch die Oration in unserer dort gefeierten Messe war, das Datum des denkwürdigen Tages, und so oft mir diese Erinnerung in die Augen fällt, erneuert mein Herz die Gefinnungen, die ich früher einmal in die Verse gekleidet habe:

O heil'ges Rom! „wenn dein ich nicht gedächte,  
Kleb' an dem Gaumen meine Zunge mir;  
Vergessen sei für immer meine Rechte,  
Wenn du nicht gilst als meiner Freude Zier!“

(Pj. 136.)



O Petri Stadt! du bist die Eine echte,  
Der Christenheit geschenkte Heimath. — Dir  
Verbunden bleib' ich stets in heil'ger Treue!  
Mit tausend Schwüren schwör' ich sie auf's Neue!

## 66.

Nichts fesselt das Interesse des Fremden, der Rom besucht, so sehr, als die St. Peterskirche. Wir haben sie bei unserm kurzen Aufenthalte zu mindestens 7 Malen besucht und konnten uns nicht satt sehen an diesem Wunderbau, der sich in seiner Riesengröße erst dem erschließt, der die Einzelheiten desselben näher betrachtet. Tritt man ein, so gewahrt man an zwei Pfeilern zwei marmorne Weihwasserbecken, von zwei Engeln gehalten. Diese Engel erscheinen dem Eintretenden, wie die gewöhnlichen kleinen Engeln in unsern Kirchen. Betrachtet man sie aber für sich in der Nähe, dann ist jedes Engeln eine Marmorfigur von über 6 Fuß Höhe, und in dem Weihwasserbecken könnten zwei erwachsene Katechumenen durch Untertauchen getauft werden. Geht man weiter voran, so sieht man, wie 4 mächtige Pfeiler die Peterskuppel tragen. Es sind allerdings dem Auge imponirende Pfeiler, aber von ihrem wahren riesenmäßigen Umfange überzeugt man sich erst, wenn man einen einzelnen Pfeiler für sich betrachtet. Mein Freund Johannes maß mit seinen Schritten einen solchen Pfeiler annähernd; das genaue Maß des Umfanges beträgt 75 Meter, also circa 240 Fuß. Jetzt begreift man, daß jener Trinitariermönch aus Spanien, der für seinen Orden in Rom gern eine Niederlassung gründen wollte, dem Papste, der sich anfangs weigerlich zeigte, die einfache Bitte vortragen konnte, er möge ihm nur soviel Raum schenken, als der Umfang eines einzigen Kuppelpfeilers in St. Peter betrüge. Die Bitte wurde gewährt, und seit dem 17. Jahrhundert steht auf der Höhe des Quirinals San Carlo alle quattro fontane (St. Karl zu den 4 Brunnen), das liebliche Kirchlein der Trinitarier, das sammt dem angrenzenden Kloster gerade soviel Flächenraum einnimmt, als der eines Kuppelpfeilers in St. Peter beträgt.

Schaut man, an einem solchen Pfeiler stehend, empor



zur Peterskuppel, so liest man unten herum in Mosaitbuchstaben die Inschrift Tu es Petrus. Es sind schöne große Buchstaben, allerdings, aber daß jeder Buchstabe Manneshöhe habe, das merkt man erst, wenn man im Innern der Kuppel auf dem ersten Umgange steht. — Wer sich aber einen vollständigen Begriff von der Größe der Peterskuppel verschaffen will, der darf es nicht versäumen, die Kuppel zu besteigen. Wir beiden Paderborner haben sie Donnerstag, den 16. Sept., bestiegen, und meine Leser lade ich jetzt ergebenst ein, uns bei der interessanten Lustreise zu begleiten. Der Weg ist gar nicht gefährlich. Bis zur Plattform vor der Kuppel führt eine breite Treppe von 122 Stufen, die so bequem sind, daß man hinaufreiten könnte, wie sich denn hohe Herrschaften auch wol eines Maulthieres zu der Reise bis zum flachen Dach bedienen. Viele Marmorinschriften, an der Treppenwand angebracht, zeigen die Namen fürstlicher Personen, welche den Weg gemacht haben, auch den theueren Namen des guten Preußenkönigs Friedrich Wilhelm IV. fand ich darunter. Ist man auf der Plattform angelangt, so glaubt man sich auf eine Art Marktplatz versetzt. Wir sind im sogen. „Dorf San Pietrini“ angekommen; ich möchte fast sagen auf dem römischen Alstenberge, das sich über dem Gewölbe der Peterskirche ausdehnt. Es fehlt diesem Dorfe auf der Plattform von St. Peter nicht an einem Springbrunnen; Wasserleitungen führen das Wasser bis hier herauf. Die Bewohner des römischen Alstenberges sind die mehreren Hunderte von Angestellten und Arbeitern, die mit ihren Familien hier wohnen. Dann und wann soll hier oben auch Markt gehalten werden. Hier kann man sich von den gewaltigen Dimensionen der Peterskirche überzeugen. Wir durchschreiten den Platz bis zur äußern Galerie und überblicken von da mit einem Male die ganze Stadt Rom und ihre Umgebung. Sehen wir uns in der Nähe um, so stehen vor uns die Statuen, welche die Fronte zieren und von unten etwa in Lebensgröße erscheinen. Hier sind sie wirkliche Kolosse; zwischen den Backen der Säge des Apostels Andreas z. B. sind die Lücken von Mannesbreite. Wir begeben uns jetzt zur Niesenkuppel und durchschreiten zunächst, ehe wir weiter hinaufsteigen, die Galerie im Innern derselben. Hier sehen wir die erwähnte Größe der Buchstaben Tu es Petrus, und wenn wir auf den



Boden bei der Confessio in die Kirche hinabblicken, wie klein erscheinen uns dann die Menschen dort unten!

Doch wir sind noch nicht am Ziele unserer Lustpartie; wir müssen die Kuppel bis zum Knopfe besteigen. Also rüstig empor! Bei einer neuen Galerie machen wir eine Ruhepause und sehen wieder in's Innere der Kuppel hinab bis zur Confessio. Welche Höhe, in der wir uns befinden! Wir steigen weiter bis zur Galerie, welche die Laterne der Kuppel umgibt, und schweben in einer Höhe von mehr als 350 Fuß. Welche Aus- und Umsicht von hier über Rom und Umgebung bis in die weiteste Ferne! Vom hohen Soracte im Nordost bis zum westlichen Abhange der Albaner Berge mit den Gipfeln des Apennin im Hintergrunde, rundum die Campagna; im Westen der Silber Spiegel des Meeres — alles dies lohnt die mühsame Lustreise auf's Reichlichste.

Wer steigt noch höher mit bis in die Metallkugel hinein? Nun natürlich alle Leser, vorausgesetzt, daß keiner von ihnen den Umfang des weiland russischen Kaisers Nikolaus hat. Besagte Majestät „hatt' sich ein Ränzlein angemäßt“, als wie der“, von dem Göthe so spricht (nämlich „der Doctor Luther“) und ein Leser von diesem Umfange muß auf das Endziel unserer Partie verzichten, wie weiland der großmächtige dicke Russenkaiser. Dieser versuchte über die eiserne Leiter in die Kugel zu steigen, er konnte aber zuletzt weder vor- noch rückwärts, und die kaiserliche Begleitung hatte die größte Mühe, ihn aus dieser Klemme zu befreien. Man mußte an seinen majestätischen allerhöchsten Russenbeinen ziehen, bis man den Herrscher aller Reußen aus dem Loch hatte. Wir beiden Paderborner geriethen nicht in diese fatale Lage; wir stiegen ohne Hinderniß in die Kugel hinein. Sechszehn Personen können in diesem Metallknopf sitzen. Eichene Balken, die denselben durchkreuzen, bieten Sitzplätze. Ich nahm Papier und Bleifeder, um von diesem erhabenen Sitze aus einige kurze Brieflein für liebe Freunde in der fernen Heimath zu schreiben. Es herrschte indeß eine solche glühende Temperatur in der Metallkugel, daß ich mich mit der Ueberschrift „Aus der Kuppel von St. Peter“ begnügen mußte. Auf dieser Kugel steht das 18 Fuß hohe eiserne Kreuz, das mit der Kugel darunter so unzählige Tausende, die aus der Ferne Rom zum ersten Male erblickten, zu Bewunderung, Freude



und Dank hinriß, während der italienische Führer mit gerechtem Stolz ausrief: Ecco Roma, Signori!

Doch die Hitze erlaubt keine weiteren Reflexionen, und so wollen wir denn ohne Zögern hinabsteigen von dem erhabenen Sitz. Hinterher vergißt man übrigens leicht die ausgestandene Mühe und den vergossenen Schweiß und freut sich, einmal einen so hohen Standpunkt eingenommen zu haben, bis zu dem es ein Rußenkaiser trotz aller Anstrengung nicht hat bringen können.

## 67.

Unser letzter Artikel über die St. Peters-Kirche und Kuppel war zum Theil heiterer Natur. Der heutige wird um so ernster sein.

Freund und Feind haben oft die St. Peters-Kirche ein monumentales Abbild der römisch-katholischen Kirche genannt, und irgend ein Rezer, ich habe den Namen vergessen, hat die Peterskuppel spöttisch als „die steinerne Papstmütze“ bezeichnet. Ich habe gegen diese Vergleichen nichts einzuwenden. Wie „die steinerne Papstmütze“ alle Bauten der Welt überragt, so und noch mehr überragt die päpstliche Tiara alle Kronen und Insignien der Erde; und die Vergleichung des St. Peterstempels mit dem großen Welttempel der katholischen Kirche stimmt erst recht. Beide stehen da in einziger Größe, Pracht und Majestät, über jede Rivalität für immer erhaben, und wie sich die St. Peterkirche über den hl. Reliquien des Apostelfürsten Petrus, des ersten Papstes, erhebt, so ist die Eine, heilige, katholische und apostolische Kirche für immer von ihrem göttlichen Stifter gebaut und gegründet auf den unzerstörbaren Felsen Petri, auf den in seinen Nachfolgern bis zum Ende der Tage fortlebenden Petrus. Auf diesem von Gottes Hand gelegten Felsenfundamente ruht die Kirche sicher gegen alle Pläne und Nachstellungen der Pforten der Hölle. Wohl können die Pforten der Hölle im Bunde mit der Bosheit und Halbheit auf Erden mitunter der Kirche solche Bedrängniß bereiten, daß man — menschlich gesprochen — für den Bestand der Kirche zittern möchte: aber dann be-



währt sich immer von Neuem das Wort des Stifters: Non praevalerunt — sie werden nicht obsiegen!

Da bin ich schon mitten im Thema, das mein heutiger Artikel dem Leser veranschaulichen soll. Welcher Rompilger, der über die Visionen unserer westfälischen Lateau, der gottseligen Anna Katharina Emmerich († 9. Febr. 1824 zu Dülmen) Näheres gelesen, könnte die St. Peterskirche betrachten, ohne jener merkwürdigen Gesichte zu gedenken, welcher diese gottbegnadigte Seherin bezüglich der Peterskirche als des Symbols der katholischen Weltkirche so oft gewürdigt worden? Möge der Leser hier zwei dieser Gesichte — aus dem Jahre 1819 — wiederfinden. Ich referire sie wörtlich aus dem Buche „Das Leben der gottseligen Anna Katharina Emmerich von Schmöger“ (Freiburg bei Herder 1870) II. Bd 1. Abth. S. 175 ff., welches Buch nach den Aufzeichnungen des Augen- und Ohrenzeugen Brentano zusammengestellt ist. Selbstverständlich will ich diesen Gesichten keine andere als rein menschliche Glaubwürdigkeit beigelegt wissen; an dieser Glaubwürdigkeit zweifle ich übrigens nicht im Mindesten. Lassen wir jetzt die begnadigte Seherin sprechen:

„Ich sah die Peterskirche und eine ungeheure Menge Menschen, welche beschäftigt waren, sie niederzureißen; aber auch Andere, welche wieder an ihr herstellten. Es zogen sich Linien von handlangenden Arbeitern durch die ganze Welt, und ich wunderte mich über den Zusammenhang. Die Abbrechenden rissen ganze Stücke hinweg, und es waren besonders viele Sectirer und Abtrünnige dabei. Wie nach Vorschrift und Regel aber rissen Leute ab, welche weiße, mit blauem Bande eingefasste Schürzen mit Taschen trugen und Kellen im Gürtel stecken hatten. Sie hatten sonst Kleider aller Art an, und es waren große und dicke vornehme Leute mit Uniformen und Sternen dabei, welche aber nicht selbst arbeiteten, sondern mit der Kelle nur an den Mauern Stellen anzeichneten, wo und wie abgebrochen werden sollte. Zu meinem Entsetzen waren auch katholische Priester dabei. Manchmal aber, wenn sie nicht gleich wußten, wie abbrechen, nahten sie, um sicher zu gehen, einem der Thrigen, welcher ein großes Buch hatte, als stände die ganze Art des Baues und Abbruches darin verzeichnet. Und dann



zeichneten sie wieder eine Stelle genau mit der Kelle an, die abgerissen werden sollte, und schnell war sie herunter . . . Während die Kirche auf der einen Seite so abgebrochen wurde, ward auf der andern Seite wieder daran gebaut, aber sehr ohne Nachdruck. Ich sah viele Geistliche, die ich kannte. Der Generalvikar machte mir viele Freude. Er ging, ohne sich zu stören, gerade durch die Abbrechenden durch und ordnete zur Erhaltung oder Herstellung an . . . Andere sah ich träge ihr Brevier beten und dazwischen etwa ein Steinchen als große Karität unter dem Mantel herbeitragen oder andern hinreichen. Sie schienen alle kein Vertrauen, keine Lust, keine Anweisung zu haben und gar nicht zu wissen, um was es sich handle. Es war ein Jammer. Schon war der ganze Vordertheil der Kirche herunter, und nur das Allerheiligste stand noch. Ich war sehr betrübt und dachte immer, wo bleibt denn der Mann, den ich sonst mit rothem Kleide und weißer Fahne rettend auf der Kirche stehen sah? Da erblickte ich aber eine majestätische Frau über den großen Platz vor der Kirche wandeln. Ihren weiten Mantel hatte sie auf beide Arme gefaßt und schwebte leise in die Höhe. Sie stand auf der Kuppel und breitete weit über den ganzen Raum der Kirche ihren Mantel, der wie vom Golde strahlte. Die Abbrechenden hatten eben ein wenig Ruhe gegeben. Nun wollten sie wieder heran, konnten aber auf keine Weise sich dem Mantelraume nähern. Aber von der andern Seite entstand eine ungeheure Thätigkeit der Aufbauenden. Es kamen ganz alte, krüppelige, vergessene Männer und viele kräftige, junge Leute, Weiber und Kinder, Geistliche und Weltliche, und der Bau war bald wieder ganz hergestellt . . ."

Ferner S. 177 ff. das folgende Gesicht:

"Wieder sah ich die Peterskirche mit ihrer hohen Kuppel. Michael stand auf ihr leuchtend in blutrothem Gewande mit einer großen Kriegsfahne in der Hand. An der Erde war ein großer Streit. Grüne und Blaue kämpften gegen Weiße, und diese Weißen, welche ein rothes feuriges Schwert über sich stehen hatten, schienen ganz zu erliegen; alle aber wußten nicht, warum sie kämpften. Die Kirche war ganz blutroth, wie der Engel, und mir wurde gesagt: sie wird im Blut gewaschen. Je länger der Kampf währte, um so mehr wich die rothe Blutfarbe von der Kirche, und sie



ward immer durchscheinender. — Der Engel aber stieg nieder und trat zu den Weißen und ich sah ihn vielfach vor allen Haufen. Da ergriff sie ein wunderbarer Muth, sie wußten nicht woher; er war es, der unten die Feinde schlug und sie flohen von allen Seiten. Ueber den siegenden Weißen war nun das feurige Schwert verschwunden. Unter dem Kampfe liefen fortwährend Haufen der Gegner zu ihnen über, und einmal eine ganze große Menge. Ueber dem Kampfe erschienen auch Schaaren der Heiligen in der Luft, welche zeigten und mit Händen deuteten und winkten, alle verschieden, und doch aus und in und zu einem Geiste . . .

„Als der Kampf auf Erden getilgt war, waren die Kirche und der Engel, der nun verschwand, weiß und leuchtend geworden. Auch das Kreuz verschwand, und an seiner statt stand eine hohe, leuchtende Frau auf der Kirche und breitete ihren goldenen, strahlenden Mantel weit über sie aus. Unter der Kirche erschien gegenseitige Demüthigung und Ver söhnung. Ich sah Bischöfe und Hirten sich nähern und ihre Bücher austauschen, und die Sekten erkannten die Kirche durch den wunderbaren Sieg . . . Als ich diese Vereinigung sah, kriegte ich eine tiefe Empfindung von der Nähe des Reiches Gottes. Ich fühlte einen Glanz und ein höheres Leben in der ganzen Natur und eine heilige Bewegtheit in allen Menschen, wie zur Zeit der nahen Geburt des Herrn, und ich fühlte die Nähe des Reiches Gottes so, daß ich ihm entgegen zu laufen und zu jauchzen gezwungen war . . . Ich freute mich so kindisch, daß die Kirche meine Mutter sei, daß mir ein lebhaftes Bild aus meinen Kinderjahren von unserm Schulmeister kam, der oft sagte: Wer die Kirche nicht für seine Mutter hält, der hält Gott nicht für seinen Vater . . .“

So viel aus den Gesichtern der gottseligen Anna Katharina Emmerich. Eine Deutung derselben im Speciellen wäre zu gewagt, da ich kein Prophet bin, im Allgemeinen aber versteht jeder Leser den Sinn der Visionen eben so gut wie ich.



Rom soll soviel Kirchen zählen, als das Jahr Tage. Unter diesen Kirchen verdienen die sogen. „sieben Hauptkirchen“ eine nähere Erwähnung. Ihr Besuch gilt als besondere Pilgerfahrt, die von den Päpsten mit vielen Ablässen begnadigt ist. Der Besuch gerade dieser 7 Kirchen ist hervorgegangen aus der noch älteren Sitte, die fünf Patriarchalkirchen zu besuchen. Der erste Patriarchalsitz nächst Rom war Alexandrien in Aegypten, begründet durch den hl. Markus, den Schüler des Apostels Petrus. Dann kam Antiochien in Syrien, hierauf Jerusalem und Constantinopel. Als die blutigen Verfolgungen vorüber waren, hielten es die Päpste für zweckmäßig, um die Einheit der Gläubigen und die Reinheit der Lehre desto sicherer zu bewahren, die genannten Patriarchalsitze auf's Innigste mit Rom zu verbinden.

Zu dem Zwecke wurden diesen morgenländischen Patriarchen die 4 vorzüglichsten Kirchen Roms sammt den daranstoßenden Gebäuden — als Wohnung für die Zeit ihres Aufenthaltes in Rom — angewiesen: dem Patriarchen von Alexandrien St. Paul, dem von Antiochien St. Maria Maggiore, dem von Jerusalem St. Laurentius außerhalb der Mauern und dem von Constantinopel St. Peter. Der Papst, als oberster Patriarch sowohl des Morgen- als auch des Abendlandes, behielt als seine Kirche St. Johannes im Lateran. Daher trägt diese letztere Kirche auch die Bezeichnung: *Omnium ecclesiarum urbis et orbis mater et caput* — „aller Kirchen Roms und des Erdkreises Mutter- und Hauptkirche.“ Damit haben wir die fünf Patriarchalkirchen Roms aufgezählt, die in Folge dieser ihrer Auszeichnung immermehr in der Verehrung der Gläubigen stiegen und die Lieblingssorte ihrer Andacht wurden.

Auf dem Wege zu den 5 Patriarchalkirchen aber befinden sich noch 2 andere uralte und hochberühmte Kirchen, die des hl. Sebastian und die vom hl. Kreuze in Jerusalem, welche die Pilger auf ihrem Gange zu den 5 Patriarchalkirchen mit besuchten, woraus dann die fromme Sitte der Pilgerfahrt zu den sieben Hauptkirchen entstanden ist.

Nachdem wir dies vorausschießt haben, laden wir unsere Leser heute ein, mit uns eine Wallfahrt zu diesen 7 Haupt-



kirchen machen zu wollen. Zwei der genannten Kirchen, St. Peter und St. Paul, haben wir schon besucht; wir begeben uns deshalb nach St. Sebastian. Sie liegt außerhalb der Mauern an einem uns schon bekannten Orte, nämlich bei den Katakomben des hl. Callistus, an der Stelle, wo der Leib des glorreichen Märtyrers Sebastian beigesetzt wurde. Die ganze Kirche hat nur ein Schiff. Ihr Hauptschatz ist der Leib des hl. Sebastian. Wer kennt den glorreichen Helden nicht aus der „Fabiola“ des Cardinals Wiseman? Knien wir also nieder vor seinem Grabe, dessen Inschrift den hl. Sebastian als „Christi miles“ und „Ecclesiae defensor“ — Soldat Christi und Vertheidiger der Kirche — bezeichnet; empfehlen wir ihm die gesammte streitende Kirche, die jetzt vor Allem die „Schlachten des Herrn“ zu schlagen hat; gedenken wir des Tages unserer hl. Firmung, wo auch wir unter die Kämpfer Christi eingereiht wurden und an uns die Mahnung des Apostels (2. Tim. 2, 3) erging: „Arbeite als ein guter Soldat Jesu Christi!“ — und nehmen wir vom Grabe des hl. Sebastian den Entschluß mit: Treu der Fahne Jesu und seiner Kirche bis in den Tod!

Von St. Sebastian begeben wir uns zu der Basilika des hl. Johannes im Lateran. Wie schon bemerkt, ist diese Kirche „aller Kirchen Roms und des ganzen Erdkreises Mutter- und Hauptkirche“, weil Cathedralkirche des Papstes, der von ihr bei seiner Inthronisation eigens und feierlich Besitz nimmt. Diese Basilika ist die erste öffentliche Kirche gewesen, welche die Christen nach der Verfolgung erbaut haben und deswegen von jeher immer als Sitz des Papstes betrachtet worden. Am Lateran hatten die Päpste durch 1000 Jahre ihre Residenz und leiteten von hier aus die gesammte Kirche. Hier wurden 5 allgemeine Concilien und 14 Provinzialsynoden gehalten. Eine Beschreibung der prachtvollen fünfschiffigen Basilika können wir des Raumes wegen nicht geben. Ihr Hauptschatz sind die hh. Häupter der Apostelfürsten Petrus und Paulus und der hölzerne Altar des hl. Petrus, d. h. jener Altar, auf welchem der erste Oberhirt der Kirche und seine Nachfolger zur Zeit der Christenverfolgung das hl. Opfer gefeiert. Der hl. Papst Silvester erhob ihn aus den Katakomben und brachte ihn in diese Kirche, wobei zugleich die Bestimmung getroffen wurde, daß nur der



Papst an diesem so ehrwürdigen Altare die hl. Geheimnisse feiern solle. Die Laterankirche führt auch den Namen Basilica Salvatoris, und wird deren Einweihung jährlich am 9. November durch ein eigenes Officium gefeiert. Der geistliche Leser wolle aus dem Römischen Brevier (d. IX. Nov.) unsere spärlichen Notizen ergänzen.

Neben der Kirche, nahe am Chore, befindet sich das Baptisterium oder die Taufkapelle des Kaisers Constantin, an dem Plaze erbaut, wo einst Constantin vom hl. Papste Silvester die Taufe empfing.

Auf der Mitte des Plazes, der die Kirche des hl. Johannes umgibt, erhebt sich ein Obelisk, der einst, viele Jahrhunderte vor Christus, am Sonnentempel von Theben in Aegypten stand. Er ist aus rothem Granit und mit Hieroglyphen bedeckt. Seine Höhe, ohne Fußgestell, beträgt 99 Fuß. Sixtus V. hat ihn vom Circus Maximus hierher bringen und als Siegeszeichen des Kreuzes an dieser denkwürdigen Stätte aufrichten lassen.

Ehe wir zur folgenden Hauptkirche uns begeben, besuchen wir das dem Lateranpalaste gegenüber liegende hoch-ehrwürdige Heiligthum der Scala Santa — „der hl. Stiege.“ Wir treten in eine überbaute Halle — und vor uns erhebt sich die hl. Stiege, die durch die Kaiserin Helena von Jerusalem hierher überbrachte steinerne Treppe, über welche Jesus im Palaste des Pilatus während seines Leidens hinauf- und hinabgeschleppt worden, die geröthet worden mit seinem Erlöserblute. Wie billig, steigt der Pilger auf den Knien die hl. Treppe hinan. Wer die hl. Stufen in dieser Weise hinanstiegt und dabei mit zerknirschtem Herzen das Leiden Jesu betrachtet, gewinnt reiche Ablässe. Wir Paderborner Pilger bestiegen die hl. Treppe am 14. Sept., am Feste Kreuzerhöhung. Was empfindet das christliche Herz an dieser Stätte! Zudem konnten wir uns an der rührenden Andacht erbauen, mit der 4 vornehme Pilger unmittelbar vor uns die hl. Stufen auf den Knien hinanstiegen. Der Besuch der hl. Stiege war von jeher sehr groß, sodaß man, um die (28) steinernen Stufen vor dem Abschleifen zu schützen, dieselben mit einer hölzernen Treppe umkleiden mußte.

Ist man oben angekommen, so steht man vor der, an die hl. Stiege sich anschließenden Kapelle Sancta Sanctorum,



die ein uraltes Bild des Erlösers und namentlich eine große Menge hh. Reliquien enthält, woher der Name.

Es erübrigt uns nunmehr noch der Besuch von 3 Hauptkirchen, den wir in aller Kürze abstaten wollen.

Wir begeben uns also zur fünften Hauptkirche, zur Basilika des „hl. Kreuzes in Jerusalem“ (S. Croce in Gerusalemme). Diese Kirche ist ehrwürdig wegen ihres Ursprunges aus dem hohen Alterthum und wegen der vielen denkwürdigen Reliquien, die in ihr aufbewahrt werden. Von ihrer Erbauerin, der Kaiserin Helena, führt sie auch den Namen Basilica Heleniana, und von dem Orte, wo sie steht, den Namen Basilica Sessoriana, weil nämlich an dieser Stelle zu den Zeiten des heidnischen Roms der Palast des vornehmen Bürgers Sessorius stand. Der gebräuchlichere Name ist indeß der im Gänge genannte, der uns zugleich die Bedeutung der Kirche angibt, die zu Ehren des in Jerusalem von der Kaiserin Helena aufgefundenen hl. Kreuzes erbaut worden. Die Kirche hat eine Art Unterkirche, und in letzterer befindet sich eine Kapelle der hl. Helena, die besonders dadurch merkwürdig ist, daß in derselben eine große Quantität jener hl. Erde vom Kalvarienberge niedergelegt ist, die einst mit dem Blute des Erlösers getränkt worden. Mit Rücksicht hierauf nannte man diesen Ort das zweite Jerusalem, und daher rührt auch die Bezeichnung: Basilika des hl. Kreuzes in Jerusalem.

Gerade über der Kapelle der hl. Helena befindet sich eine andere noch weit ehrwürdigere Kapelle, da in derselben unter andern Reliquien drei Stücke vom wahren Kreuze unsers Herrn, sowie einer von den wahren Nägeln, womit Jesus an's Kreuz geheftet worden, aufbewahrt werden.

Ebenso befindet sich hier die Inschrift vom Kreuze Christi. Wir besuchten diese hl. Stätte, die ein zweites Golgotha ist, am Feste Kreuzerhöhung. Welch ehrwürdige Stätte! Cistercienser-Mönche bedienen dieses Heiligthum. In der Sacristei kann man Nägel bekommen, welche genau nach dem erwähnten wahren Nagel geschmiedet und an denselben angerührt sind. Man zahlt für jeden Nagel eine Lira und erhält dann zugleich eine Authentik, sowie auch einen Abdruck der Kreuzesinschrift.



Die sechste Hauptkirche ist die Basilika des hl. Laurentius außerhalb der Mauern (S. Lorenzo fuori le mura), an der Straße nach Tivoli. Wer kennt ihn nicht, den heldenmüthigen Diakon und Märtyrer Laurentius? und wen triebe nicht ein heiliger Drang zur Basilika, die sich über seiner Ruhestätte erhebt? Unter dem Hochaltare befindet sich in einer Art Unterkirche die Confessio. Steigen wir hinab, so sehen wir vor uns den großen Marmorsarg, welcher den Leib des hl. Laurentius, sowie den des hl. Erzmärtyrers Stephanus umschließt. Der Leib des hl. Stephanus wurde zu Anfang des 5. Jahrhunderts bei Jerusalem wieder aufgefunden und in der Folge nach Constantinopel und dann nach Rom übertragen, wo er in so passender Weise in dem Grabe des hl. Laurentius beigesetzt wurde. (Vergl. Römisches Brevier unter dem 3. August.) Dort ruhen sie zusammen die beiden hl. Diakone. Wie sich an ihrem Grabe so innig beten läßt! Hier sieht man auch die Marmorplatte, auf welche der auf dem Roste gebratene Leib des heil. Laurentius gelegt worden. Am Sarge selbst hängt ein großer schwarzer Stein — einer von jenen Steinen, womit man die hl. Märtyrer ausstreckte oder ins Wasser versenkte.

Neben der Laurentius-Kirche dehnt sich der allgemeine Friedhof von Rom aus, den der Pilger nicht unbesucht lassen wird, sei es auch nur, um das prächtige Mentana-Monument zu begrüßen, das hier den tapfern päpstlichen Krieger errichtet ist, die im Kampfe gegen die Banditen Garibaldi's i. J. 1867 ihr Leben für die Freiheit der Kirche geopfert haben.

Gehen wir jetzt zur Stadt zurück, um die siebente und letzte Hauptkirche zu besuchen. Es ist die Basilika S. Maria Maggiore, die sich auf dem Gipfel des Esquilinischen Hügels erhebt und genau den Raum einnimmt, den einst ein wunderbarer Schneefall am 5. August bezeichnet hatte. Von diesem Ereigniß heißt die Basilika S. Maria ad Nives (St. Maria zum Schnee), wie denn auch der Kalender am 5. August das Fest „Mariä Schnee“ verzeichnet, an welchem die Einweihung dieser Kirche gefeiert wird. Von dem Papste Liberius (352—63), unter dem diese Kirche gebaut worden, heißt sie auch „Liberianische Basilika“; und weil in ihr die Krippe Jesu aufbewahrt wird, so führt sie ferner den Namen Maria del



Presepio — Maria zur Krippe. Der gewöhnliche Titel ist indeß Maria Maggiore — die größere Marienkirche, weil sie unter den vielen Marienkirchen Roms die größte und berühmteste ist.

Auf dem Platze vor der Kirche steht eine große Säule aus weißem Marmor im korinthischen Stile. Sie ist die einzige alte Säule, die vollständig aus der Heidenzeit erhalten geblieben. Bei einem Umfange von 19 Fuß hat sie eine Höhe von 58 Fuß. Sie ist geschmückt mit einer Statue der hl. Jungfrau, und ihre Inschrift läßt sie sinnig jubeln über die glückliche Wendung ihres Looses, daß sie, die einst den Tempel eines Gözen gestützt, nunmehr die Mutter des wahren Gottes tragen dürfe.

Treten wir nunmehr ein in die prachtvolle Basilika, um ihre Einfachheit und Pracht anzustauen. Man erlasse mir die Beschreibung. Nur sei erwähnt, daß das erste Gold, das Christoph Columbus aus Amerika gebracht, zur Vergoldung der Decke dieser Kirche vom Könige von Spanien geopfert worden ist. Knien wir jetzt nieder an der Confessio, deren Altar die Krippe des Herrn aus Bethlehem aufbewahrt. In sinniger Weise hält deshalb auch der Papst selbst am Christfeste in dieser Kirche das Hochamt. Begrüßen wir die hl. Krippe — und dann blicken wir in die Confessio hernieder, wo einst Pius IX. begraben sein will. Möge die ausersehene Stelle noch viele viele Jahre unbesezt bleiben!

Für den Baderborner Pilger hat die Kirche Maria Maggiore noch ein besonderes Interesse. Hören wir, was der große Fürstbischof von Baderborn und Münster, Ferdinand von Fürstenberg (der in der Baderborner Franciscaner-Kirche der Auferstehung entgegenharrt!) in seiner eigenen Lebensbeschreibung erzählt: „Volemius Bondinelli, Präfect des Päpstlichen Palastes und Patriarch von Constantinopel, weihte mich am 14. October 1659 (in Rom) zum Priester. Ehe ich nun aber dem Herrn das erste Meßopfer darbrachte, reinigte ich meinen Geist von seinen Flecken durch eine sieben tägige ascetische Zurückgezogenheit und allgemeine Gewissensprüfung bei den Jesuiten im Novizen-Colleg, und dann verrichtete ich mein erstes hl. Opfer auf Christtag an der Krippe des neugeborenen Heilandes in der Basilika S.



Mariae Majoris, wobei mir Heinrich Mering, Canonicus und Priester der Kölner Domkirche, am Altare assistirte."

Wir kommen auf Ferdinand von Fürstenberg zurück. Für heute nehmen wir Abschied von der Basilika Maria Maggiore mit innigem Danke gegen Gott, der uns diese wie die andern hl. Stätten hat besuchen lassen.

## 69.

Ich will jetzt gleich auf den berühmten Fürstbischof von Baderborn und Münster Ferdinand von Fürstenberg zurückkommen. Ein Abschweifung wird man es nicht nennen können, denn in Rom wird der Baderborner Pilger an manchen Stätten an diesen so hoch verdienten Mann erinnert, der hier am Mittelpunkte der Kirche in jahrelangem Aufenthalte zu der wissenschaftlichen und sittlichen Größe sich emporgeschwungen hat, in der er hervorragt. In der Kirche Maria Maggiore feierte er, wie bemerkt, auf Christtag i. J. 1659 seine erste hl. Messe. In derselben Basilika sieht der Pilger ein künstlich schönes Monument, welches Ferdinand von Fürstenberg seinem berühmten Freunde Augustinus FAVORITUS, Canonicus an Maria Maggiore, hat errichten lassen. Ich besitze die von Ferdinand in klassischem Latein verfaßte Inschrift; ihre Mittheilung würde indeß zu viel Raum beanspruchen. In diesem Grabmonument fand nachher auch ein naher Verwandter Ferdinand's, der Münstersche Canonicus Friedrich Freiherr von Fürstenberg (geboren zu Herdringen am 21. Juli 1685, gestorben an einem heftigen Fieber zu Rom am 24. Januar 1706) seine Ruhestätte, wie die neu hinzugefügte Inschrift es besagt. — Im Vatican ferner erinnert sich der Pilger Ferdinand's, der hier als vertrauter Freund des Papstes Alexander VII. so oft geweiht. Besonders lebhaft aber muß die Kirche des deutschen Nationalhospizes dell' Anima an Ferdinand mahnen. Hier hat er seinen vertrauten Freund, den berühmten Convertiten Lucas Holstein aus Hamburg († 2. Febr. 1661) zur letzten Ruhe beigesetzt. Bei seinem Tode klagte Ferdinand u. A.:

Holstein starb, der Pfleger der Weisheit der Griechen und Römer,  
Holstein, welcher mir theurer gewesen, als jemals ein Andrer.



Hören wir, was Ferdinand in seiner Selbstbiographie über Holsteins Ende berichtet.

„Er händigte mir sein oftmals wiederholtes Glaubensbekenntniß schriftlich ein, damit ich es in die Hände Sr. Heiligkeit niederlegen möchte. Selbst in den letzten Zügen verließ ich ihn nicht; ich las ihm auf sein Ersuchen vor, ich betete für ihn, und als sein Geist entfloß, schloß ich ihm die Augen. Meine bittersten Thränen flossen bei seiner Leiche. In der Kirche St. Maria de Anima (deutscher Nation), deren Vorstand er mehrere Jahre gewesen war, wurde nach seinem Wunsche der Leichnam, unter Begleitung der Vaticanischen Alerisei, mit feierlicher Pracht von mir beerdigt.“

In demselben Jahre war die genannte Kirche dell' Anima Zeuge einer erfreulichen Feier, von der Consecration Ferdinands zum Bischof von Baderborn. Bischof Theodor Adolph von Baderborn war am 30. Januar 1661 gestorben, und nun handelte es sich um die Wahl seines Nachfolgers. Lassen wir jetzt Ferdinand von Fürstenberg erzählen:

„Auf den 30. April wurde die Wahlversammlung angesagt, und ich wurde, wiewohl abwesend, ohne mein Bestreben, durch Stimmenmehrheit der Domherren zum Fürstbischof zu Baderborn erwählt, und nach zwei Zwischenregierungen succedirte ich durch Gottes gnädige Fügung dem Bischofe Theodor, meinem Großoheim, auf dem Stuhle zu Baderborn. Als die Nachricht von diesem Ereigniß zu Rom angekommen war, bezeugten sowohl der Papst und die Cardinäle, als überhaupt das ganze Publicum eine unbeschreibliche Freude . . . Hohe und Niedere wünschten mir Glück zu meiner Erhebung. Der Papst zeigte meine Erwählung in einem am 30. Mai abgehaltenen Consistorium selbst den Cardinälen an und bestätigte sogleich die Wahl. Dem Cardinal Julius Rospioglio [dem nachherigen Papste Clemens XI.] gab er den Auftrag zu meiner Consecration. Von diesem wurde ich dann unter Assistentz des päpstlichen Generalvicars Hieronymus Caraffa und des Bischofs von Clunni, Carl v. Verhuy, in der Kirche St. Maria de Anima, deutscher Nation, deren Vorsteher ich mehrmalen gewesen war, am 6. Junius feierlich zum Bischof geweiht.“

Ferdinand von Fürstenberg ist einer der hervorragendsten Bischöfe unserer Diöcese gewesen. Wer zählt



die Klöster, Kirchen und sonstigen Baudenkmale, die er auf seine Kosten hat errichten lassen? In Paderborn hat er u. A. unsere traute Capuciner-Kirche, nachdem sie durch eine Feuerzbrunst zerstört und nur nothdürftig wiederhergestellt war, von Grund aus neu aufgebaut, i. J. 1682. Besonders aber ist es in Paderborn die schöne Franciscaner-Kirche, die Ferdinand's Andenken der Nachwelt bewahrt. Wie lautet doch die Inschrift an der Franciscanerkirche? Ferdinandus D. G. Episcopus Pad. . . . Ferdinand, durch Gottes Gnade Bischof von Paderborn re. hat zur Ehre des hl. Joseph, des Bräutigams der jungfräulichen Gottesgebärerin, die Kirche sammt dem Kloster der Franciscaner der strengeren Observanz von Grund auf erbaut i. J. 1671." — In dem trauten Heiligthum dieser seiner Lieblingskirche sollte laut seinem Testamente auf dem Chore vor dem Hochaltare seine irdische Hülle die letzte Ruhestätte finden — und sie hat sie dort gefunden am 3. August 1683. Seine Seele sollte erquickt werden vom Gnadenthau des hl. Opfers, das tagtäglich die Mütter seiner Gebeine, die guten Franciscaner, an seinem Grabe feierten — bis der königlich preussische Landrath Jenzsch am Morgen des 1. August 1875 — am Tage vor Portiuncula — auf Weisung der Regierung zu Minden die Kirche schloß. Seitdem ist Kloster und Kirche verwaist; seitdem wird das hl. Opfer in der geschlossenen Kirche nicht mehr gefeiert; kein Requiescat in pace ertönt mehr über die Gebeine des ehrwürdigen Erbauers der Kirche, keine Procession kann mehr einziehen in das geschlossene Heiligthum, kein Pilger mehr beten am Grabe des großen Fürstbischofs, den die Grabchrift mit Recht als patriae pater — Vater des Vaterlandes — rühmt.

Doch setzen wir die Grabchrift, die kurz die Thaten Ferdinand's preist, vollständig in wörtlicher Uebersetzung hierher. Sie lautet:

„Dem allerhöchsten Gott gewidmet. Ferdinand, Bischof von Paderborn und Münster, Burggraf von Stromberg, des heiligen römischen Reiches Fürst, Graf zu Pyrmont, Herr von Borkeloh, Freiherr von Fürstenberg, geboren im Jahre des Heils 1626, den 21. October. — Er war hohen Adels höchste Zierde, die Stütze der Fürsten in diesem Jahrhundert, der gelehrteste Fürst unter den Gelehrten und der freigebigste Mäcenas, der mildthätigste Stifter dieser Kirche



und anderer Kirchen, Klöster, Pfarrämter und bedeutender Almosen, der freigebigste Spender silberner Altarzieren und Geräthschaften. Er hatte sich des Wohlwollens der Päpste, der Könige, der Fürsten zu erfreuen, er erwarb und bewahrte seinen Diöcesen den Frieden, gewann für die Münsterische sogar Wildeshausen wieder, und schenkte ihr als Brunktfisch silbernes Geräth zum Werthe vom 23,000 Thalern; er vermachte, als Vater des Vaterlandes und des Klerus, dem Kapitel zu Paderborn 25,000, dem zu Münster 33,000 Thaler, verwendete als Apostolischer Verbreiter der Frömmigkeit und des katholischen Glaubens auf die Apostolischen Missionen im Norden und im äußersten Asien mehr als 100,000 Thaler, ertrug endlich die Qualen des Steines, der zu spät, nach schon gebrochenen Kräften, herausgeschnitten wurde, mit Kraft und Sanftmuth (wie er Alles gethan hatte), und übergab seine Seele Gott, seinen Leib diesem Grabe, seinen Namen dem unsterblichen Andenken, im 56sten Jahre seines Lebens, im 23ten seines bischöflichen Amtes zu Paderborn, im 5ten zu Münster, im 1683sten Jahre des Heiles, den 26. Juli. O Herr, ich habe geliebt die Zierde deines Hauses. Ps. 25."

Damit ist in Kürze das Leben des Mannes geschildert, dem ich diesen Artikel in dankbarer Verehrung weihe. Möge der Tag nicht mehr fern sein, wo sich die Pforten der Kirche und des Klosters, der Lieblingsstiftung des großen Ferdinand, den Söhnen des hl. Franciscus wieder öffnen — wo Paderborn wieder beten kann an dem jetzt „gesperrten“ Grabe des unsterblichen Fürstbischofs Ferdinand von Fürstenberg!

## 70.

Uebermäßige Begeisterung für das specifische Preuenthum dürfte mir wohl nicht gerade vorgeworfen werden können. Worauf ich aber allen Anspruch erhebe, das ist freudige Begeisterung für das große deutsche Vaterland und ungetheilte Verehrung jener großen Männer, die ihren deutschen Patriotismus durch die That und durch Opfer bekundet haben. Zu ihrer Zahl gehört z. B. ein Ferdinand von Fürstenberg, ein Sohn des heimathlichen kerndeutschen



Sauerlandes, und ein Dietrich von Niem, ein Sohn des biederer und gleichfalls kerndeutschen Paderborner Landes. Wie Ersterer seinen deutschen Edelsinn bekundet hat, dafür gibt das in meinem letzten Artikel Erwähnte, dafür geben unzählige Baudenkmale der Diöcese Paderborn in Lapidarschrift Zeugniß; und wie Letzterer seinen hochherzigen deutschen Patriotismus bewiesen, das verkündet vor Allem seine Stiftung in Rom, das deutsche Nationalhospiz dell' Anima. Welcher deutsche Rompilger lenkt nicht seine Schritte in der hl. Stadt zu diesem Nationalhospiz, wo seiner eine so liebevolle Aufnahme harret? Und ist der Pilger ein Sohn der rothen Erde oder gar ein Kind des hl. Viborius, dann freut er sich doppelt, ein Landsmann des Hauptbegründers dieser deutschen Stiftung, des hochherzigen Dietrich von Niem, zu sein. Ueber die Person und das Leben Dietrich's von Niem und seine Stiftung in Rom mögen hier einige kurze Mittheilungen Platz finden.

Dietrich von Niem wurde, wie schon der Name andeutet, in Nieheim, Kreis Hörter, um das Jahr 1340 geboren, gehört also unserer Diöcese an. Seine erste wissenschaftliche Ausbildung erhielt er wahrscheinlich in dem benachbarten Kloster Marienmünster, dem die Pfarrei Nieheim i. J. 1324 incorporirt worden war. Nachdem er das Studium der Theologie und des kanonischen Rechtes glänzend absolvirt hatte, fand er um das Jahr 1372 Verwendung in päpstlichen Diensten als Abbreviator Apostolicarum litterarum, ein Amt, dessen Inhaber mit kurzen Entwürfen zu den päpstlichen Bullen, Breven und Dispensen und ähnlichen Arbeiten betraut wurden. Im Jahre 1395 wurde er von Papst Bonifaz IX. zum Bischof von Verden a. d. Aller ernannt. Er blieb indeß nicht lange in dieser Stellung, sondern kehrte nach Rom in seine frühere Stellung zurück. Da kam das Jahr des großen Jubiläums 1400, welches auch aus Deutschland zahlreiche Pilger nach Rom zog. Um nun den deutschen Pilgern für das genannte Jubeljahr und in alle Zukunft ein passendes Unterkommen in der von Fremden überflutheten Stadt zu bereiten, griff er den Gedanken seines deutschen (flämischen) Landsmannes Johann Peters und dessen Gemahlin Katharina aus Dortrecht, für arme deutsche Pilger in Rom ein Hospiz zu gründen, begeistert auf und setzte ihn durch seinen Einfluß



am päpstlichen Hofe sogleich durch. Das neue Hospiz, zu dessen Gründung die genannten flämischen Eheleute drei Häuser in der Gegend der jetzigen Kirche dell' Anima geschenkt hatten, wurde durch eine päpstliche Bulle bestätigt. Dietrich von Niem, der in seiner einträglichen Stellung sehr sparsam lebte, war im Stande, der frommen und patriotischen Stiftung reichliche Mittel zuzuwenden, und er hat es in recht ausgedehntem Maße gethan. Am 31. Mai 1406 kaufte er für die Anstalt ein Haus mit Garten und fuhr dann fort, dieselbe durch Ankauf von weiteren Häusern, Weingärten und Wiesen zu heben. Besonders aber bedachte Dietrich von Niem seine Lieblingsstiftung in seinem Testamente, worin er ihr seine sämtlichen Güter in Italien und Rom vermachte. In dem Liber Confraternitatis B. Mariae de Anima Teutonicorum de Urbe — i. J. 1875 vollständig herausgegeben von dem jetzigen Rector des Hospizes, Herrn Msgr. Dr. J ä n i g — heißt es hierüber: „Der Herr Dietrich von Niem, der einer der ersten Gründer der Anstalt war, schenkte und legirte derselben 7 Häuser, einen Weinberg und viele andere Güter.“ Kurz Dietrich von Niem hat für das deutsche Nationalhospiz so hochherzige Opfer gebracht, daß nicht bloß er in seinem Testamente sagen konnte, das Hospiz sei „durch ihn errichtet und erbaut“, sondern daß wir, seine deutschen und westfälischen Landsleute, noch dankbar hinzufügen können: „reichlichst dotirt.“

Dietrich's von Niem patriotische Stiftung besteht — Dank ihrer Gründung in Rom unter dem Schutze des Papstes — noch bis auf den heutigen Tag. Im Jahre 1859 am 15. März ist sie nach vorheriger Vereinbarung mit dem Kaiser von Oesterreich durch Breve Pius IX. neu geregelt und bestätigt worden. Als Grundsatz ist an die Spitze gestellt, daß die Anstalt eine rein kirchliche sei, zum Nutzen der Katholiken deutscher Nation, wobei jedoch die Belgier und Holländer, welche, uns stammverwandt, als ihre Muttersprache das Flämische reden, nicht ausgeschlossen sind. Nur deutsche und flämische Pilger finden Aufnahme. Die staatliche Protection behält Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich. Die kirchliche Jurisdiction ruht in den Händen eines vom Papste hierzu ernannten Cardinals. An der Spitze der Anstalt steht



ein deutscher Rector, welcher vom Kaiser vorgeschlagen, vom Papste ernannt wird. „Man wird — sagt das Statut — bei seiner Ernennung stets an den Papst das Gesuch richten, ihn unter seine Hausprälaten aufzunehmen.“ Die Kapläne der Anima werden aus den Bisthümern innerhalb des deutschen Bundes genommen, und zwar auf Empfehlung der Bischöfe vom Cardinal-Protector ernannt. Mit der Anstalt soll zugleich ein Convict für deutsche Priester (nicht Studenten) verbunden sein, welche von ihren Bischöfen geschickt, in Rom das kanonische Recht studiren und zu ihrer Vervollkommenung in demselben an der Curie arbeiten. Ein Verwaltungsrath von Deutschen, zum ersten Male vom Papste ernannt, dann sich selbst von 3 zu 3 Jahren durch Wahl ergänzend, administriert unter Aufsicht des Cardinals die Güter der Anstalt.

Das ist die herrliche patriotische Stiftung unseres Landsmanns Dietrich von Niem, die im Laufe der Jahrhunderte unzähligen deutschen Pilgern — darunter auch uns Baderborner — kostenfrei gastliche Aufnahme geboten. In der schönen mit dem Hospiz verbundenen Kirche ist eine ganz lange Reihe von deutschen (namentlich Weih-) Bischöfen consecrirt worden. Wohl können wir Baderborner stolz sein auf unsern Dietrich von Niem. Daß seine Stiftung, wie vorbemerkt, unter österreicher Protection steht, erachte ich für kein Unglück. Hätte z. B. die preussische Regierung hier mitzureden, so wäre die herrliche kirchliche Anstalt — wenn sie nicht schon, wie die reichen Vermächtnisse unserer Baderborner Fürstbischöfe, säcularisirt worden wäre — unfehlbar unsern „Maigesetzen“ zum Opfer gefallen. Ich kenne den betreffenden Paragraphen, der zur Anwendung gekommen wäre, aus eigener Erfahrung nur zu gut. Darum würde ich es auch gar nicht besonders auffallend finden, wenn manchen der deutschen Rompilger bei der Rück Erinnerung an ihren ruhigen Aufenthalt in der Anima während des stürmischen „Culturkampfes“ daheim der Gedanke gekommen wäre:

Gott Lob, daß über die Stiftung unseres Landsmannes Dietrich von Niem, über das schöne deutsche Nationalhospiz dell' Anima zu Rom, die preussische Regierung gar nichts zu sagen hat!

Eine ähnliche deutsche Nationalstiftung wie die Anima ist die von Campo Santo. Sie hat eine ganz



bevorzugte Lage, insofern sie unmittelbar an die Peterskirche stößt, nach der Seite hin, wo die prachtvolle Sacristei liegt. Der Name Campo Santo d. i. „Heiliges Feld“ bezeichnet im Italienischen überhaupt einen Gottesacker, einen Friedhof. Auch hier bezeichnet er zunächst den so ehrwürdigen Friedhof der Deutschen — nach alter Ueberlieferung geheiligt durch Erde des Calvarienberges, welche die hl. Helena von dort mitgebracht — und dann bezeichnet er die bei diesem Campo Santo gelegene deutsche Nationalstiftung überhaupt.

Der gegenwärtige Rector von Campo Santo ist Monsignore Dr. Anton de Waal aus Emmerich, in weiteren Kreisen rühmlichst bekannt durch mehrere Schriften und Aufsätze über verschiedene denkwürdige Stätten Roms. Die deutschen Rompilger der letzten Jahre werden fast alle den liebenswürdigen Rector persönlich kennen gelernt haben, zumal als freundlichen und kundigen Führer im Vatican und in den Katakomben. Bei unserer Anwesenheit in Rom war Monsignore Dr. de Waal abwesend zu einem Besuche in der deutschen Heimath. Wir sprachen ihn auf unserer Hinreise zur ewigen Stadt in Freiburg i. B. auf dem Katholikencongreß, wo wir auch seine begeisterte Rede über das einzige Rom hörten.

Msgr. Dr. de Waal läßt sich das Aufblühen der schönen deutschen Nationalstiftung von Campo Santo in erfreulichster Weise angelegen sein. Zwei interessante Berichte über den Stand dieser Stiftung, über die Kirche, die besonderen Feste, das Hospiz und den Gottesacker u. s. w. hat er zu Anfang der Jahre 1876 und 1877 veröffentlicht und dadurch das Interesse der Katholiken Deutschlands für die schöne Stiftung neu wachgerufen. Vor Allem verdient der schöne Plan, in Campo Santo eine Stiftung für deutsche Priester zu begründen, die sich in Rom dem weiteren Studium in den kirchlichen Wissenschaften widmen wollen, die angelegentlichste Empfehlung und Unterstützung. „Seit November (1876) — so berichtet Dr. de Waal — „haben sechs junge Priester Aufnahme gefunden. Sie führen mit dem Rector ein gemeinschaftliches Leben, versehen den Gottesdienst an der Kirche des Campo Santo und widmen ihre Zeit dem Studium; die Dauer ihres Aufenthaltes beträgt zwei Jahre; doch kann der Cardinal-Protector auf besondere Gründe hin noch ein drittes Jahr bewilligen. Anrecht auf die Stellen haben Priester aus



den deutschen Diöcesen Oesterreichs und des deutschen Reiches; die Verhältnisse brachten es mit sich, daß zunächst Geistliche aus jenen Sprengeln sich meldeten und Aufnahme fanden, in welchen die Anstellung in der Seelsorge gegenwärtig durch die Staatsgesetze unmöglich gemacht ist.

Außer diesen Herren finden auch in Zukunft Priester, welche zu zeitweisigem Aufenthalte nach Rom kommen, freie Wohnung im Campo Santo, so weit der jetzt allerdings beschränkte Raum es gestattet. Da der hl. Vater ausdrücklich den Wunsch ausgesprochen hat, es solle besondere Sorge dafür getragen werden, „daß deutsche Priester, die zum Besuche der Apostelgräber oder aus sonstigen ehrenwerthen Absichten nach Rom kommen, in entsprechender und geziemender Weise Aufnahme in Campo Santo fänden,“ so erachtet der neue Verwaltungsrath es als seine Pflicht, auf die Erweiterung der Räume zur Herberge für Priester Bedacht zu nehmen, sobald die Mittel der Stiftung unter freundlicher Beihülfe frommer Wohlthäter dies gestatten werden.

Es ist längst beklagt worden, daß die Zahl katholischer Gelehrten aus Deutschland, welche sich eingehenderen Studien in Rom, besonders in der vaticanischen Bibliothek widmen, aus Mangel an den erforderlichen Subsistenzmitteln weit hinter der der protestantischen Gelehrten zurücksteht, denen zu diesem Zwecke leicht reiche Stipendien zur Benutzung gestellt werden. Um hier Abhülfe zu schaffen, ist jetzt wenigstens der erste Schritt geschehen. Die Pilger zum Krönungsfeste des hl. Vaters haben nämlich durch ihre Gaben den ersten Grundstein zur Stiftung einer Kaplanei bei der Kirche von Campo Santo gelegt, welche unter dem Namen „Piuscaplanei“ an begabte Priester vergeben werden soll, die sich hauptsächlich mit Kirchengeschichte und christlicher Alterthumskunde beschäftigen und in der vaticanischen Bibliothek ihre Studien betreiben wollen. In der Audienz am 27. November hat der hl. Vater den ihm vorgelegten Plan auf das Freudigste gutgeheißen, Allen, die zur Ausführung des Werkes beisteuern, seinen Segen gesendet und als Beitrag seinerseits 200 Frs. in Gold gegeben.“

Anderere Wohlthäter sind gefolgt, und hoffentlich bringt das Fest des fünfzigjährigen Bischofsjubiläums unseres hl. Vaters (3. Juni 1877) die noch fehlenden Bau-



steine zur Vollendung der schönen „Piuscaplanei“ bei Campo Santo. An mehreren Orten, z. B. in Elberfeld und Paderborn, hat man sich dahin geeinigt, am genannten Jubeltage dem hl. Vater eine Geldsumme zu überreichen mit der Bitte, dieselbe für das Priesterhospiz, resp. für die „Piuscaplanei“ von Campo Santo zu verwenden. Möge dieser schöne Zweck weiterhin von den Katholiken Deutschlands im Auge behalten werden! „Es handelt sich ja um die Hebung einer uralten deutschen Nationalstiftung im Mittelpunkte der katholischen Kirche und in nächster Nähe des Domes von St. Peter und um die Förderung ihrer gewiß segensreichen Bestrebungen. Was ihr an Gaben zugewendet wird, kommt armen deutschen Pilgern, kommt heimathlichen Priestern und mittelbar den heimathlichen Diöcesen selber wiederum zu Gute.“

71.

Das so eben erwähnte einzige Fest des fünfzigjährigen Bischofsjubiläums unseres hl. Vaters Pius IX. lenkt mich auf jene denkwürdige Stätte hin, wo Pius IX. vor 50 Jahren die hl. bischöfliche Consecration empfangen. Am 21. Mai 1827 zum Bischofe ernannt, empfing er am darauffolgenden 3. Juni die bischöfliche Consecration, und zwar aus den Händen des Cardinals Castiglioni, der zwei Jahre später als Pius VIII. den Stuhl Petri bestieg. Welch ein Zusammentreffen! der zukünftige Papst Pius VIII. consecrirte den zukünftigen Papst Pius IX., ohne daß der Eine oder der Andere diese Zukunft ahnen konnte. Und in welcher Kirche fand die Consecration des zukünftigen neunten Pius statt? In der ehrwürdigen Basilika „St. Peter zu den Ketten“ (ad Vincula — italienisch: in Vincoli). Also in jener denkwürdigen Kirche des hl. Petrus, in welcher die hl. Ketten aufbewahrt und verehrt werden, die einst der erste Papst Petrus als „Gefangener Jesu Christi“ getragen, — in dieser selben Kirche wurde der zukünftige Nachfolger Petri, Pius IX., consecrirt, Pius IX., welcher der zweite Petrus der Regierungsdauer nach, und auch als „Gefangener Jesu Christi“ Nachfolger Petri werden sollte! Welch ein Zusammentreffen!



Die denkwürdige Stätte, die Petri Ketten aufbewahrt, wird uns dadurch noch theurer.

Gedenken wir jetzt kurz der Ketten des hl. Petrus.

Wie die Apostelgeschichte berichtet, legte der König Herodes den hl. Petrus im Kerker zu Jerusalem an zwei Ketten, die dann bei seiner Befreiung durch den Engel wunderbar von seinen Händen fielen. Die Christen unterließen nicht, diese durch die Hände des hl. Petrus geheiligten Ketten in ihren Besitz zu bringen. Auch die Kette, mit welcher der Apostelfürst im Mamertinischen Kerker gefesselt war, erwarben die Christen zu Rom als hl. Kleinod. Als später nach dem Siege des Christenthums die Kaiserin Eudoria nach Jerusalem wallfahrtete, erhielt sie vom dortigen Bischofe die zwei Ketten, die der Apostelfürst im Kerker zu Jerusalem getragen hatte, von denen sie die eine nach Rom an ihre Tochter Eudoria, die Gemahlin des Kaisers Valentinian, sandte. Diese zeigte sie dem hl. Papste Sixtus III., und als dieser sie mit der römischen Petruskette zusammenhielt, verbanden sich beide wunderbar zu Einer Kette dergestalt, als wären sie von demselben Schmiede gemacht worden. Eudoria baute sodann auf dem Esquilin eine Basilika, in welcher sie die hl. Ketten niederlegte, und worin sie noch als hl. Kleinod bewahrt werden. Durch die Berührung mit diesen Ketten geschahen viele Wunder, wodurch ihre Verehrung immer größer wurde. Am 1. August, am Feste „Petri Kettenfeier“, und die ganze Octav hindurch sind die zu Einer Kette vereinigten beiden Ketten zur Verehrung öffentlich ausgestellt.

Eine nähere Beschreibung der hl. Ketten ist nicht nöthig, weil genaue Nachbildungen derselben in kleinem Maßstabe überall in Deutschland verbreitet sind. Um nämlich in unsern Tagen, wo die Feinde der Kirche Alles versuchen, um die Katholiken von Rom loszureißen, der unverbrüchlichen Verkettenung mit Rom auch äußerlich Ausdruck zu geben, fingen vor einigen Jahren einige vornehme katholische Männer an, kleine und genaue Nachbildungen der Petersketten, die an die ursprünglichen angerührt waren, als katholischen Schmuck auf ihrer Brust zu tragen. Diese fromme und sinnige Sitte verbreitete sich schnell weiter auch nach Deutschland. Die zahlreichen Rompilger brachten ihren Freunden und Verwandten solche sinnige „Petersketten“ als Andenken an Rom



mit, und so dürfte gewiß jeder Leser, wenn er nicht selbst im Besitze einer solchen Kette ist, wenigstens sie gesehen haben. Die Kette besteht aus 33 Gliedern, wovon zwei, an jedem Ende eins, die Form eines S haben, ferner aus dem Halsringe und dem Ringe, welcher die Kette mit der Mauer verband. Juden, Freimaurer und „Altkatholiken“ wütheten so fürchterlich gegen den Gebrauch, solche Ketten zu tragen, daß es uns fast wundert, warum sie nicht „gesetzliche“ Abhülfe gegen solche „Demonstration“ verlangt haben. „Kommt noch“ — sagt auch hier vielleicht Herr v. Kardorff. Ganz mörderlich hat speciell der „altkatholische“ Ritter v. Schulte, unser Winterberger Landsmann, in einer seiner „altkatholischen“ Brandbroschüren, die durch und durch von Rongeanismus strotzen, (vergl. meine Schrift: „Die altkatholischen Wortführer“) gegen den ultramontanen westfälischen Adel gewüthet, der solche Petersketten zur Schau trage und verbreite. Aermster Mensch! als ob dein Wüthen irgend einen Katholiken tangiren könnte! Ja, gerade je mehr ihr wüthet, mit desto größerer Verehrung tragen wir unsere sinnigen Petersketten als Ausdruck unserer unverbrüchlichen süßen Verkettung mit Rom, dem Mittelpunkte unserer hl. katholischen Kirche. Tragt ihr meinetwegen, wenn ihr wollt, Suttfutter à la Bismarck ganz nach eurem Belieben — wir tragen unsere Petersketten nach unserm Belieben. Und seit dem 50 jährigen Bischofsjubiläum unseres hl. Vaters, der in der Kirche „St. Peter zu den Ketten“ die bischöfliche Consecration empfangen, wollen wie unsere „Petersketten“ mit neuer Liebe und neuem Interesse tragen!

## 72.

Der denkwürdigen Stätten in Rom gibt es unzählige, von denen das gilt, was Cicero (de Fin. V.) über einen Besuch in der Akademie zu Athen sagt: „Liegt es in der menschlichen Natur — daß wir uns mehr angeregt fühlen, wenn wir die Orte sehen, wo große Männer gewohnt haben, als wenn wir ihre Schriften lesen? Hier muß ich an Plato denken, hier hat er mit seinen Schülern gesprochen, diese Gärten rufen mir den Philosophen so vor meine Einbildungs-



kraft, daß ich ihn fast vor den Augen wandeln sehe." Und Cicero erwiderte: "Ich stimme dir bei, Piso; die Orte, an welchen berühmte Männer gelebt, rufen uns dieselben lebhafter ins Gedächtniß."

Ich habe diese Worte so recht bestätigt gefunden an den ehrwürdigen Stätten, wo einst der hl. Ordensstifter Ignatius von Loyola gewohnt hat. Wie lebhaft trat der hl. Ignatius vor meine Seele, als ich zu Rom im Proseßhause der Jesuiten in seinen (zu Kapellen eingerichteten) Zimmern stand! Hier also wohnte der große Stifter des Jesuitenordens, hier schrieb er die Satzungen für seinen welterobernden Orden, für die Gesellschaft Jesu. Da ist noch dieselbe Thür, die der Heilige öffnete und schloß; da über dem Altare ist noch dasselbe Bild der allerseeligsten Jungfrau, vor dem er betete und das hl. Opfer feierte. Auf den hl. Ignatius kann man das Wort des Propheten anwenden: Stetit et mensus est terram: „er stand da und maß die Erde,“ um sie für das Reich Christi zu erobern. Er stand an dieser Stelle, wo wir uns befanden. Da ist auch noch der einfache Balkon mit schlichtem eisernen Geländer, von dem aus der Heilige so oft seinen Blick zu den Sternen des Himmels erhob, wobei er die Worte auszusprechen pflegte: Quam sordet tellus, dum coelum intueor — wie ekelst mich die Erde an, wenn ich den Himmel betrachte! Dort in seinem Zimmer, wo jetzt der kleine Altar steht, ist er gestorben, und von da aus hat sich seine gottliebende, heilige Seele von der Erde zum Himmel emporgeschwungen, am 31. Juli 1556. Welch ein Geist umweht uns an dieser Stätte! Wir treten in ein Nebenzimmer; da steht der hl. Ordensstifter in seiner genauen wahren Abbildung — in einer Wachsfigur — in Lebensgröße vor uns, als Priester bekleidet mit dem Messgewande, und zwar mit demselben Messgewande, worin er so oft das hl. Opfer gefeiert hat.

Was fühlt ein katholisches Herz in diesen ehrwürdigen Räumen, die einst der hl. große Ordensstifter bewohnt hat! Und was haben wohl unzählige Ordensöhne des hl. Vaters Ignatius an dieser Stätte seit 300 Jahren empfunden! Hier umwehte sie der Geist des hl. Ignatius, und gottbegeistert und freudig zogen sie von hier aus, um unter der Fahne Jesu zu kämpfen und zu sterben in der Ausbreitung des



Reiches Gottes. Es ist mir, als hörte ich sie einstimmen in die Worte des herrlichen Liedes, in welchem ein deutscher Jesuit, P. Fürst Waldburg-Zeil, die Empfindungen einer Jesuitenseele ausgesprochen hat, die indeß dem Wesen nach unser Aller, und zumal der Priester, Empfindungen sein sollen, da wir ja Alle der Kämpferschaar Christi eingegliedert sind und die Fahne Jesu hochhalten müssen.

Aus Liebe nur, von keiner Macht gezwungen,  
Hab' ich, o treue Schaar, dich ausersehn.  
Im Kampfe sah ich dich vom Feind umrungen  
Und doch dein Banner immer muthig wehn.  
Ich sah, wenn schwere Arbeit dir gelungen,  
Zum Himmel dich um neue Arbeit flehn:  
Drum hab' ich deine Fahne auserkoren,  
Die laß ich nicht, ich hab' es Gott geschworen.

Die laß ich nicht und müßt ich bettelnd wallen  
Von Thür zu Thür in der rauhsten Zeit,  
Die laß ich nicht und müßt ich endlich fallen  
Nach heißem Kampf in blutgetränktem Kleid.  
Für dich, mag auch der Welt Gelächter schallen,  
Bin ich zur Schmach und Ehre gleich bereit,  
Zur Fahne halt' ich, die ich auserkoren,  
Die laß ich nicht, ich hab' es Gott geschworen.

Du Heiland in des Himmels lichten Höhen,  
Der du der Schaar dein Banner hast verliehn,  
Der du mich hiebest zu dem Kreuz zu stehen,  
Ihm nach durch steten Kampf zum Siege ziehn.  
O wolle gnädig auf mich niedersehen,  
Daß nie die Kräfte mir im Streite fliehn;  
Denn deine Fahne hab ich auserkoren,  
Die laß ich nicht, ich hab' es dir geschworen.

Und du, Maria, auf dem Sternenthronen,  
In der ich früh die beste Mutter fand,  
O flehe du zum Heiland, deinem Sohne,  
Der mich in Schlachten heiß und wild gesandt,



Daß noch im Tod, für alle Müh zum Lohne,  
 Sein Banner halte die erstarrte Hand.  
 Denn seine Fahne hab' ich auferkoren;  
 Die laß ich nicht, ich hab' es ihm geschworen.

Mit den wenigen Reflexionen, die ich soeben über den hl. Ignatius von Loyola und seinen Orden angestellt habe, kann ich mich unmöglich begnügen. Meine und meiner Leser Verehrung gegen Sanct Ignatius und seinen Orden würde sich unbefriedigt fühlen, wenn beider nicht noch näher gedacht würde.

Dem hl. Ignatius von Loyola muß eine unbefangene Würdigung eine ganz hervorragende Stellung unter den großen historischen Charakteren zuerkennen.

Wollte man bei seiner Beurtheilung auch nur den gewöhnlichen Maßstab anlegen, womit man geschichtliche Größen zu messen pflegt, immer noch würde Ignatius als ein Heldengeist erster Größe erscheinen, als eine mit den reichsten Gaben ausgerüstete, durchaus hochherzige Natur, die über alles Niedrige und Gewöhnliche erhaben, stets nur das Höchste anstrebte und in diesem Streben eine Energie des Willens, eine Ausdauer und Festigkeit bekundete, von der die Geschichte nur seltene Beispiele aufzuweisen hat.

Eine gewisse Klasse von Geschichtsschreibern hat es in ihrer Mannhaftigkeit nicht über sich bringen können, den gerechten Maßstab bei der Abschätzung unseres Helden anzuwenden: sie hat vielmehr sein Andenken in unerhörter Weise mißhandelt. Warum? Es läßt sich kein anderer Grund ausfindig machen, als daß Ignatius ein Heiliger und, was noch schwerer in die Wagschale fällt, daß er der Stifter des Jesuitenordens ist. Und doch, meine ich, ergibt sich für jeden Beurtheiler die wahre und ganze Größe eines Ignatius von Loyola erst und gerade aus diesen beiden Punkten. Oder sollte der höchste sittliche Heldenmuth, mit dem der ritterliche Spanier seinen Naturmenschen durch und durch bezwungen, sollte die schwerste Kunst, mit der er aus rohem Granite langsam und mühevoll in vielen Jahren das vollendete Bild eines Heiligen herausgeschliffen hat, einen Grund abgeben können, seine wirkliche Größe weniger groß zu finden? Oder dürfte der von ihm gegründete Orden, dies



nur vergrößerte Conterfei des Stifters, deshalb den hl. Ignatius von der ihm gebührenden Stelle herabsetzen, weil sich in dieser Stiftung ein Feldherrntalent befundet, wie es uns vielleicht kaum sonst in der Geschichte begegnet?

Was aber bei der vollen Würdigung des hl. Ignatius der Katholik ganz besonders in Betracht zu ziehen hat, ist die providentielle Stellung, die er und mit ihm sein Orden in der Geschichte einnimmt. Ignatius ist der berufene, wahre Reformator der Kirche im 16. Jahrhunderte; von ihm und seinem Orden ergoß sich eine neue, frische Lebensströmung durch die katholische Kirche. Wie Gott zu allen Zeiten, so oft sich eine Irrlehre gegen die Kirche erhob, bald einzelne hervorragende Männer, bald religiöse Orden zur Vertheidigung seiner Heilsanstalt erweckte, wie er einem Arius den großen Athanasius, einem Nestorius den hl. Cyrillus von Alexandrien, einem Pelagius den hl. Augustinus, der Wuth der Albigenser und der damaligen verdorbenen Welt überhaupt die Orden der hh. Dominicus und Franciscus gegenüberstellte: so schickte er im 16. Jahrhundert, wo sich so viele Irrlehrer erhoben, und so großes Sittenverderbniß eintrat, seiner Kirche in einem Ignatius von Loyola und seinen Ordens söhnen apostolische Männer, die das hl. Kleinod des katholischen Glaubens vertheidigen und die verderbte Welt wahrhaft reformiren sollten. Die Geburt unseres Helden, seine Befehrung und die Gründung seines Ordens halten mit den damaligen Bedürfnissen der Kirche gleichen Schritt. Ignatius wird im Jahre 1491 geboren, wo Christoph Columbus sich zur Entdeckung der neuen Welt anschickt. Der apostolischen Thätigkeit der Kirche soll sich eine neue Welt erschließen, und die Söhne des hl. Ignatius sollen vorzugsweise ihre Apostel sein. 6 Jahre später, 1497, wird Franciscus Xaverius geboren — in demselben Jahre, wo Vasco de Gama seine erste Reise nach Ostindien unternahm. In den neu entdeckten Gegenden soll Xaverius, der große Sohn des hl. Ignatius, als Apostel wirken, und durch die Thätigkeit dieses einen Mannes sollen der Kirche aus dem Heidenthume mehr Seelen gewonnen werden, als die ganze Reformation ihr entziehen kann. Im Jahre 1521 bestätigt Luther auf dem Reichstage zu Worms öffentlich und feierlich seinen Bruch mit der Kirche, verfaßt auf der Wartburg eine



Schrift gegen die Klostersgelübde und entvölkert in kurzer Zeit eine große Anzahl Klöster. In demselben Jahre 1521 verläßt Ignatius die Welt und weihet sich Gott, zieht sich nach Manresa zurück und verfaßt das Buch seiner „geistlichen Uebungen“, durch welche er einerseits seinen neuen Orden gründet, andererseits eine große Anzahl Klöster reformirt und um neue tüchtige Mitglieder bereichert. Calvin und Ignatius befinden sich zusammen in Paris und werben Jünger, ersterer für die vermeintliche Reformation, hinweisend auf den Stern, der in Wittenberg aufgegangen, bald auch über dem Horizonte Frankreich's glänzen und allen Aberglauben verscheuchen werde, letzterer für die Vertheidigung der katholischen Wahrheit und für die wahre Reformation, die er zuvor an sich selbst vollzogen, hinweisend auf Christus den unwandelbaren Stifter der Kirche und sein Wort: „Lehret sie Alles halten, was ich euch befohlen habe; ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt.“ Heinrich VIII., der lüsterne König von England, ergrimmt über den Papst, der seine ehebrecherische Verbindung nicht gutheißen will und kann, trennt sich von der Kirche und erläßt im Jahre 1534 einen Befehl, wonach bei Androhung der Todesstrafe sogar der Titel „Papst“ in Büchern und Schriften vertilgt werden muß, und in demselben Jahre 1534 legt Ignatius in der Kirche zu Montmartre bei Paris den Grund zu einer Genossenschaft, die sich die Vertheidigung der Kirche und ihres von Gott gesetzten Oberhauptes zur besonderen Aufgabe setzt. Im Jahre 1537 ruft Luther beim Weggehen von der protestantischen Versammlung zu Schmalkalden den ihn begleitenden Predigern den fürchterlichen Abschiedsgruß zu: „Gott erfülle euch mit Haß gegen den Papst!“ und in demselben Jahre 1537 wirft sich Ignatius in Rom dem Papste zu Füßen und stellt ihm, dem Stellvertreter Christi, sich und seine Genossen zur Verfügung.

Wenn es darum im Römischen Breviere am 31. Juli heißt: „Es ist die beständige Uebereinstimmung Aller gewesen, die auch durch Ausspruch der Päpste bestätigt worden, daß Gott, wie andern Zeiten andere hl. Männer, so einem Luther und den Irrlehrern seiner Zeit den hl. Ignatius und die von ihm gestiftete Gesellschaft entgegengestellt habe“ — so dürfte schon das Gesagte zur Bestätigung genügen.



(Wer einen weiteren Nachweis haben will, findet ihn in meinem Büchlein „St. Ignatius und sein Orden“, wo ich das Leben Luthers und das des hl. Ignatius im Einzelnen verglichen habe.)

Als der hl. Ignatius den ersten Grundriß für seinen Orden dem Papst Paul III. zu Rom vorlegte, rief dieser, nachdem er ihn aufmerksam überdacht hatte, aus: „Das ist der Finger Gottes!“ Ignatius wurde zum ersten General seines Ordens einstimmig erwählt und mußte im Gehorsam die Oberleitung der Gesellschaft Jesu übernehmen, welche sich von Tage zu Tage glänzender und hoffnungsvoller entwickelte. Von Rom aus vertheilte Ignatius seine Genossen über die Erde.

Nach Deutschland, dem Heerde der Reformation, sandte er anfangs Petrus Faber, der bei Gelegenheit des Religionsgespräches von Worms 1540 die tief verdorbene Geisteslichkeit dieser Stadt reformirte und dann auf dem Reichstage in Regensburg 1541 Vieles zur religiösen Erneuerung der Reichstagsmitglieder wirkte. Als ihn Ignatius nach Spanien schickte, traten in Deutschland in seine Stelle Bobadilla und Jajus. Letzterer reformirte den Clerus von Regensburg, wo die Sectirer schon zweier Kirchen sich bemächtigt hatten. Man drohte, ihn in die Donau zu werfen; Jajus antwortete lächelnd: „Was kümmert es mich, ob ich zu Wasser oder zu Lande in den Himmel eingehe.“ Bald nachher erhielt er einen Lehrstuhl der Theologie an der Universität Ingolstadt. In Deutschland entfaltete der Jesuitenorden überhaupt eine außerordentliche Wirksamkeit. Unsterbliche Verdienste hat sich namentlich der selige Petrus Canisius um unser Vaterland erworben. Ueberhaupt können wir Deutsche der Gesellschaft Jesu nie genug danken; sie war in unserm armen Vaterlande das Bollwerk der wankenden Kirche, sie gebot dem weiteren Umsichgreifen des Protestantismus Halt und führte Unzählige zur treulos und undankbar verlassenen Mutterkirche zurück. Unsern Paderborner Lesern speciell glauben wir bei dieser Gelegenheit das interessante Schriftchen „Wer hat gemacht, daß Paderborn und das Paderborner Land noch katholisch ist?“ in empfehlende Erinnerung bringen zu sollen. Es wird darin erzählt, wie einige Jesuiten — aus dem Colleg zu Heiligen-



stadt im Jahre 1580 nach Baderborn geschickt — mit apostolischem Eifer und heldenmüthiger Ausdauer aus der kleinen treugebliebenen Schaar von **zwölf** Katholiken wieder ein katholisches Baderborn geschaffen, und wie sie außerdem durch Missionen im Baderborner Lande eine Gemeinde nach der andern der Kirche wieder zugeführt haben. (Die ganze Stadt **W a r b u r g** z. B. gewannen sie durch eine einzige Mission i. J. 1591.) So etwas sollte nie vergessen werden!

Noch zu Lebzeiten des hl. Ignatius entstanden auf deutschem Boden 26 Collegien und 10 Residenzen. Mit allen diesen stand der General in enger Verbindung; beständig berieth, belehrte und ermahnte er seine Jünger, damit sie an ihrem Orte nach dem Geiste des Ordens wirkten. In Rom ruhte er nicht, bis er noch zwei Anstalten zu Stande brachte, die für sich allein schon hinreichten, ihm den ewigen Dank der Kirche, besonders in Deutschland, zu sichern, das **d e u t s c h e** Collegium — dem wir so viele apostolische Priester verdanken — und das **r ö m i s c h e** Collegium.

Was speciell die Liebe des hl. Ignatius für unser deutsches Vaterland anbelangt, so zeugt von ihr noch der Umstand, daß er 1553 auf das Gesuch des Canisius verordnete, jeder Priester solle monatlich einmal das hl. Meßopfer und die, welche nicht Priester waren, ihr Gebet darbringen, daß Gott das Licht der katholischen Wahrheit dem deutschen Volke wieder zuwenden möchte.

Wenden wir uns zu den letzten Lebenstagen des hl. Ignatius. Ein englischer Protestant möge statt unser das Wort nehmen. Er zieht — in der „Revue der Universitäten Oxfort und Cambridge“ September 1845 — eine Parallele zwischen den „beiden Reformatoren des 16. Jahrhunderts“, wobei er u. A. bemerkt: „Luther war wirklich ein außerordentlicher Mann, aber der animalische Instinkt war in ihm vorherrschend; er war dessen Typus. Hierin bestand das Prinzip seines ganzen Lebens, und bis zu seinem Tode kannte er kein anderes Gesetz“ . . .

„Ignatius von Loyola war ein noch ausgezeichneterer Mann, vielleicht der ausgezeichneteste des 16. Jahrhunderts. Man hat den Jesuiten den Beinamen der großen „Spiritualen“ gegeben; in Mitte eines verderbten Jahrhunderts



machte ihr Stifter aus seinem Leibe eine Seele während 35 Jahren seines engelgleichen Lebens“ . . .

„Man kennt die Doktrinen, welche Luther auf der Kanzel abhandelte; wir möchten unsre Blätter nicht damit beschmutzen, obgleich 300 Jahre seit dem verflossen sind; seine Predigten über die Ehe sind voll der Unsittlichkeit. Die einfachsten Ausdrücke des Ignatius von Loyola im Gegentheil, Worte, die ihm entfallen in den Straßen, in den Hospitälern, in den Unterhaltungen mit Freunden oder Feinden, sind zu erhaben fast für die Kanzel, zu erhaben, weil Geister, deren Tiefe zu schätzen so überaus selten sind.“

Nachdem der englische Protestant das Leben Luthers und des hl. Ignatius verglichen hat, vergleicht er auch deren Tod. Ueber das Ende Luthers berichtet er kurz: „Im Jahre 1546 wurde er plötzlich krank und entschlief in dem nämlichen Geiste, der sein ganzes Leben beseelt hatte.“ Sodann fährt er fort: „Zehn Jahre waren nach dem Tode Luthers verflossen. Während dieser Zeit hatte Ignatius von Loyola auf fast allen Theilen des Erdballs Institute seines Ordens errichten sehen; aber sein feuriges Auge hatte von seinem Glanze verloren, und die Pulsschläge seines großen Herzens wurden schwächer. Er sah Lainez, den Ruhm seines Ordens, wie er das Concil von Trient geleitet durch die Autorität seines Genies, seiner Wissenschaft und seiner Tugend; — auf ihm und seinen Ordensbrüdern Salmeron und Jajus hatte die allgemeine Aufmerksamkeit der Väter des Concils gehaftet — seine Gesellschaft war überall geachtet, geehrt, gerühmt; die Arbeiten seiner Jugend, in seinem Alter sah er sie gekrönt; aber der Schlaf des Todes senkte sich schwer auf seine Augenlider. Unzählige Beschwerden und Krankheiten brachen auf einmal über Ignatius herein. An einem Freitage, dem letzten Tage des Monats Juli 1556, in der Hauptstadt der christlichen Welt, eine Stunde nach Sonnenaufgang erhob der edle Spanier, hingestreckt auf seinem Schmerzenslager, Hände und Augen zum Himmel, sprach noch einmal den Namen „Jesus“ aus und starb, wie er gelebt hatte. Am Morgen des Tages, an dem er verschied, blieb man stehen in den Straßen, auf den öffentlichen Plätzen, in den Sälen der Reichen, in den Hospitälern der Armen, in den Siechhäusern; man verkündigte in traurigen Ausdrücken, daß „der



Heilige" gestorben. Man würde nicht zu Ende kommen, wenn man die Beweise erzählen wollte, welche freiwillig aus Aller Munde hervorgingen, um die Verdienste und Tugenden des Ignatius von Loyola zu bezeugen. Und auch wir empfinden ein angenehmes Gefühl uns beim Sterbebette eines Mannes, wie Loyola, aufzuhalten; auch wir betrachten ihn gern mit dem einem Fuße schon stehend auf der Schwelle des himmlischen Vorhofes, wohin ihm mehrere Schüler und Brüder bereits vorangegangen waren."

Der Leichnam des großen Ordensstifters wurde einstweilen in der Jesuitenkirche beigesetzt; im Jahre 1587 trug man ihn in die Kirche des Proseßhauses über, bekannt unter dem Namen al Gesù; dort ruht er noch heute in einem kostbaren Schreine unter dem Altare der nach ihm genannten Kapelle. Sein Wahlspruch war immer gewesen: „Alles zur größeren Ehre Gottes!"

Die allgemeine Meinung von seiner Heiligkeit vor und nach seinem Tode wurde durch viele Wunder bestätigt; Papst Paul V. sprach ihn 1609 selig, und Gregor XV. setzte ihn 1622 unter die Zahl der Heiligen.

## 73.

Noch einmal: St. Ignatius und sein Orden. Ich habe meine Leser an die ehrwürdige Stätte in Rom geführt, wo einst das große Herz des hl. Ignatius von Loyola so warm für die Kirche geschlagen und wo es am 31. Juli 1556, dem Todestage des Heiligen, seine letzten Schläge geschlagen. Man gibt — meist sehr mit Unrecht — irdischen Grobern, die durch ihre blutigen, oft so ungerechten und himmelschreienden Kriege Provinzen und Länder unterjocht haben, den Titel der „Großen“. Mit ganz anderm und mit vollstem Rechte aber gebührt dieser Titel unserm Heiligen und seinem Orden. Vollständig zutreffend sind hier die Worte de Pradt's: „Wer dürfte dem hl. Ignatius und seiner Institution den Titel „Groß“ verweigern? In der Ordnung der Macht des menschlichen Genies wäre es eine große Ungerechtigkeit ihnen eine erste Stelle zu verweigern. Ignatius war ein großer Groberer, er hatte das Genie der



Groberung. Ja, Ignatius war groß, groß unter den Großen, groß in einer bis auf ihn ungekannten Größe. Groberer einer neuen Art; mit waffenlosen Mönchen hat er sich die Welt angeeignet. Er hat in die Mitte der Welt einen Baum mit ewigen Wurzeln gepflanzt, der unter dem Eisen verjüngt, welches ihn verstümmelt. Wenn das nicht Größe des Genie's ist, so sage man, was soll es dann sein? Es eignet nicht der Mittelmäßigkeit, Colosse in Bronze zu gießen."

Die lebensfrischen Aeste des herrlichen katholischen Baumes, den Ignatius in den Garten der Kirche eingepflanzt, entfalteten sich schon bei Lebzeiten des Heiligen in großartigster Weise. Die Gesellschaft Jesu zählte beim Tode ihres Stifters bereits 12 Provinzen, davon 9 in Europa und drei — Indien, Aethiopien und Brasilien — außer Europa. Die weitere Ausbreitung und weltumfassende Wirksamkeit des großen Ordens kann hier nicht näher besprochen werden. Wie ließe sich auch jener Orden, der, um mit Balme's zu sprechen, „seit seiner Entstehung den Wuchs eines Colosses annahm und die Kräfte eines Riesen entfaltete“, in den engen Rahmen unseres Büchleins fassen? „Es ist ja“, fährt der genannte Landsmann des hl. Ignatius fort, „unmöglich, die religiöse, politische und literarische Geschichte Europa's seit drei Jahrhunderten zu erwähnen, ohne bei jedem Schritte den Jesuiten zu begegnen; man kann weder in den entferntesten Ländern reisen, noch die unbekanntesten Meere durchsegeln, noch an den entlegensten Gestaden landen, noch in die furchtbarsten Wüsten dringen, ohne überall unter seinen Schritten das Andenken an die Jesuiten zu entdecken; von der andern Seite kann man sich keiner unserer Bibliotheken nähern, ohne daselbst sogleich die Schriften irgend eines Jesuiten zu bemerken."

Ebenso wenig können wir uns näher darauf einlassen, die Verfolgungen, denen die Gesellschaft Jesu vom Tage ihrer Stiftung an ausgesetzt gewesen, des Näheren zu erwähnen. Der hl. Ignatius hatte eben nur gemäß seiner Devise *Omnia ad maiorem Dei gloriam* (Alles zur größeren Ehre Gottes!) Gottes Ehre und Verherrlichung im Auge, als er seinen Orden stiftete und auf den Kampfplatz schickte. Da verstand sich das Loos seiner Ordens söhne von selbst, und er flehte noch eigens zu Gott, daß ihnen dies Loos zu



Theile werden, daß sein Orden für und für gewürdigt werden möchte, um des Namens Jesu willen Schmach und Verfolgung zu leiden. Schön hat das der englische Dichter Dakeley in seinem herrlichen Gedichte „St. Ignatius“ ausgedrückt in den Versen:

O glorious founder of a gifted line!  
Unselfish author of a work divine!  
Reckless what fate thy children might befall,  
So God were lov'd and glorified in all!

For them thou askedst not a worldly dower,  
The breath of human praise, the smile of power;  
But causeless hate and honorable shame,  
The promis'd heritage of Jesus' name.

Glorreicher Stifter einer Schaar so hehr!  
Selbstlos schufst du ein Werk zu Gottes Ehr,  
Nicht rechnend, welches sei der Kinder Loos,  
Es galt dir Gottes Lieb' und Ehre bloß.

Für sie erslehtest du nicht Erdengunst,  
Der Großen Beifall, Menschenlobes Dunst: —  
Nur unverdienten Haß — ehrvolle Schmach,  
Das Erbe Jesu, so er einst versprach.

Dies Gebet des großen Ordensstifters ist erhört worden, und wenn allen apostolischen Männern so kann doch vorzüglich den Söhnen des hl. Ignatius, den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu, das Wort Christi aus der Bergpredigt (Matth. 5, 11 ff.) zugerufen werden: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen, und alles Böse mit Unwahrheit wider euch reden um meinetwillen. Freuet euch und frohlocket; denn euer Lohn ist groß im Himmel. Denn ebenso haben sie die Propheten verfolgt, die vor euch gewesen.“ Wie ist beispielsweise das alte Lügenlied gegen die Jesuiten: „Der Zweck heiligt die Mittel“ immerfort abgeleiert worden von tausend elenden Scribenten, die nur den Jesuiten diesen infamen Grundsatz lügenhaft aufhalsen, weil sie — diese elenden Scribenten und ihre Parteiläufer — nach diesem Grundsatz leben und handeln. Der unvergeßliche Jesuiten-Pater Roh hielt es, um die Lügner



an den Branger zu stellen, für gut, i. J. 1852 am Schlusse der Mission zu Frankfurt a. M. öffentlich folgende Erklärung zu geben:

„1) Wenn Jemand der juridischen Facultät von Heidelberg oder Bonn ein von einem Jesuiten verfaßtes Buch vorweist, in welchem nach Urtheil der Facultät der infame Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel, entweder in diesen oder in gleichbedeutenden Worten enthalten ist; so werde ich auf Weisung der Facultät dem Vorweiser jenes Buches 1000 Gulden rh. W. ausbezahlen. 2) Wer aber, ohne diesen Beweis erbracht zu haben, mündlich oder schriftlich dem Jesuitenorden jene schändliche Lehre zuschreibt, ist ein ehrloser Verleumder.“

Zehn Jahre später bei der Mission in der Universitätsstadt Halle an der Saale wiederholte er diese Erklärung und bezeichnete auch noch die juridische Facultät von Halle selbst als Schiedsrichterin. Und der Erfolg? Vater Roh ist nach weiteren 10 Jahren gestorben, ohne die 1000 Gulden loszuwerden. Sie waren eben nicht zu verdienen, weil nie ein Jesuit diesen Grundsatz gelehrt hat. Ist deshalb aber das alte Lied verstummt? Weit gefehlt, wie die Alten jungen, so zwitschern die Jungen. Tag für Tag stimmt die im Dienste Belials stehende Lügenpresse dieses Lied von Neuem an. „Liberale“ Zeitungs- und Roman-Leser verlangen ja auch keine Beweise. Tag für Tag ferner schießen besondere jesuitenfeindliche Schriften wie Pilze aus morastigem Boden auf, um spätern Zeiten die literarische Erbärmlichkeit unserer Tage zu verkünden, und um jetzt schon jedem Unbefangenen und Nachdenkenden den besten Beweis für die ausgezeichneten Verdienste des Jesuitenordens zu liefern. Denn wer sind die, welche Anschuldigungen gegen diesen Orden erhoben haben oder erheben? Es sind solche, welche der von Gott gesetzten Auctorität in der Kirche oder in dem Staate oder in beiden zugleich widerstreben, weil sie in den Jesuiten die entschiedensten und muthigsten Gegner finden. Es sind Feinde der katholischen Kirche, die, so verschieden sie auch unter sich sind, wenigstens in ihrem Hasse oder in ihrer Ankämpfung gegen die katholische Kirche übereinstimmen. Es sind die Religionspötker, die Freigeister, welche sich zur Ausrottung des christlichen Namens verbunden haben, es sind die falschen Liberalen, die



Radicalen und Revolutionäre aller Länder. Wo immer eine Revolution ausgebrochen ist, sind die Jesuiten das erste Opfer derselben gewesen. Wer ist so unwissend, daß er dieses nicht sähe? „Wenn man sich über das Verdienst eines Menschen ein richtiges Urtheil bilden will, so ist es oft das sicherste Mittel, um bei widersprechenden Meinungen in's Klare zu kommen, wenn man fragt: welches sind seine Feinde?“ — schreibt der Philosoph Balmeß und hat damit einen allgemein gültigen Grundsatz ausgesprochen, der sich bei den Jesuiten noch besonders bewährt.

Doch wir Katholiken brauchen uns nicht erst nach diesem Grundsatz ein Urtheil über die Jesuiten zu bilden. Wir kennen die Söhne des hl. Ignatius aus eigener Anschauung und Erfahrung. Sie haben unter uns gelebt, unter uns und für uns gewirkt. Ich brauche bloß auf die Missionen zu verweisen, die sie in der Diöcese des hl. Viborius abgehalten haben, um die innigste Liebe und Verehrung, den wärmsten Dank bei meinen Lesern wachzurufen. Welchen Segen haben die Jesuiten allein durch ihre Missionen bei uns verbreitet! Jetzt haben sie uns verlassen müssen — unserm Herzen aber kann die Erinnerung an sie nie entschwinden, und unsere heißen Gebete um ihre Rückkehr werden nicht verstummen. In den katholischen Familien Westfalens aber wird sich wiederholen, was i. J. 1852 der Cardinal und Fürstbischof von Breslau, Melchior von Diepenbrock, ein würdiger Sohn der rothen Erde, zum Lobe der Jesuiten niedergeschrieben mit den Worten: „Ich erinnere mich noch wohl, aus dem Munde meiner frommen Eltern und anderer alter ehrwürdiger Leute das begeisterte Lob derselben — der Jesuiten-Missionen — und das schmerzliche Bedauern über ihr Aufhören, dem man gern das Schlechterwerden der Menschen zuschrieb, vernommen zu haben. Dem Gesange der Finken hatte man folgende plattdeutsche Worte untergelegt, die wohl noch in Westfalen bekannt sein werden: „Sind, sind, sind . . . de schwarze Jesuiterkes noch nich hier?“

Ja, daß sie bald wieder zu uns zurückkehren möchten, „de schwarze Jesuiterkes“, die Söhne des hl. Ignatius, diese Pioniere wahrer Bildung, diese Priester, Beichtväter



und Missionäre nach dem Herzen Gottes — das ist der Herzenswunsch jedes wahren katholischen Westfalen!

## 74.

Der Leib des hl. Ordensstifters Ignatius von Loyola ruht, wie schon bemerkt, in der prachtvollen Kirche al Gesù, die noch zu Lebzeiten des Heiligen zur Ehre des göttlichen Namens Jesu (daher ihr Titel Gesù d. i. Jesus) gebaut worden. Vom Haupteingange gerechnet, steht zur Linken im Querschiffe der herrliche Altar, unter welchem in einem kostbaren Sarge der Leib des hl. Ordensstifters ruht. Im Giebelfelde des Altars ist die hl. Dreifaltigkeit dargestellt, und die Weltkugel in dieser Darstellung besteht aus einem einzigen massiven Stücke des kostbaren Lapidarsteines (Lapis Lazuli), dem größten bekannten Stücke dieses durch seine herrliche blaue Farbe ausgezeichneten Steines. Dem Altare des hl. Ordensstifters gerade gegenüber liegt — rechts vom Eingange aus — der Altar seines großen Ordenssohnes, des hl. Franciscus Xaverius, dessen rechte Hand mit einem Theile des Armes, der unzähligen Heiden die hl. Taufe spendet, hier aufbewahrt wird.

Doch nehmen wir Abschied von der herrlichen, mit dem Professhause der Jesuiten verbundenen Kirche al Gesù, um uns jetzt zu der schönen Kirche San Ignazio zu begeben, die zu Ehren des großen Ordensstifters nach seiner Heiligsprechung erbaut worden ist.

Wir Paderborner Pilger haben die Ignatius-Kirche zweimal besucht, zunächst am ersten Morgen nach unserer Ankunft in Rom, wo wir dort die hl. Messe celebrirt haben, nachdem wir zuvor in dem nahe dabei gelegenen schönen Collegium Germanicum (Palazzo Borromeo, Via del Seminario 120) bei dem guten P. Rector Steinhuber unsere Beichte abgelegt hatten; sodann haben wir sie später noch eigens besucht, um sie sammt dem mit ihr verbundenen Collegium Romanum des Näheren zu besuchen.

Wolle mich jetzt der Leser begleiten; es ist wahrlich der Mühe werth.

Die Kirche San Ignazio bewahrt zwei der schönsten und lieblichsten Blüthen jenes Baumes, den der hl. Ignatius ge-



pflanzt, nämlich die Leiber des hl. Aloysius Gonzaga und des sel. Johannes Berchmans aus der Gesellschaft Jesu.

Am Ende des Querschiffes vom Haupteingange rechts steht der Altar des hl. Aloysius, unter welchem der Leib des engelgleichen hl. Jünglings ruht. Der Sarg ist mit Lapis Lazuli ausgelegt und mit vergoldeter Bronze geziert. Diesem Altare gegenüber steht der des sel. Berchmans, unter welchem sein Leib in einem ganz ähnlichen prachtvollen Sarge liegt. Wir knien an beiden Altären nieder und grüßen diese beiden lieblichen Blüthen der Gesellschaft Jesu. Wir empfehlen ihrer Fürbitte und ihrem Schutze uns Priester, damit wir unser Herz rein und makellos bewahren wie die Albe, die wir am Altare tragen; wir empfehlen ihrer Fürbitte sodann unsere studirende Jugend, die in unsern Tagen von unzähligen Gefahren bedroht ist. Die herrlichen Congregationen, in denen Tausenden studirender Jünglinge die Verehrung des hl. Aloysius an's Herz gelegt, in denen die Begehung der sogen. aloysianischen Sonntage empfohlen und geübt wurde — wo sind sie? Nachdem gewisse Cultorkämpfer dieselben befehdet, sind sie dem Cultorkampfe zum Opfer gefallen! Und die Folgen? Sie sind schon so zu Tage getreten, daß wir nie genug dem hl. Aloysius unsere studirende Jugend empfehlen können. Hätte ich etwas mitzusprechen, dann sollte der 21. Juni, der Tag des hl. Aloysius, an allen katholischen Anstalten als Festtag feierlich begangen werden, wie dies in Rom der Fall gewesen, so lange die erprobten Jugendbildner, die Jesuiten, dem hl. Berche der Jugenderziehung obliegen konnten. Nach den mir von Augenzeugen gemachten Schilderungen muß die Feier des Aloysiusfestes in der St. Ignatiuskirche zu Rom etwas ganz Außerordentliches und Herzerhebendes gewesen sein. Im Jahre 1844 wurde die Feier des Aloysiusfestes noch dadurch erhöht, daß einer unserer berühmtesten Convertiten, der gelehrte protestantische Theologe Friedrich Emmanuel von Hurter, im Alter von 57 Jahren, an eben diesem Tage (21. Juni) in der Kirche San Ignazio die erste hl. Communion empfing, aus der Hand des Cardinals Ostini, welcher dort der gesammten studirenden Jugend Roms an jenem Festtage die hl. Communion reichte. Hören wir Hurter



selbst darüber erzählen (in seinem berühmten Werke „Geburt und Wiedergeburt“ II. 461 f.): „In der Kirche erschien ich an der Spitze dieser zahlreichen Jugend, gleichsam als Zeuge, daß der Weg des redlichen und demüthigen Forschens ebenso wohl zu der Kirche hinführen, als derjenige des von Gott abgetrennten und hochmüthigen Forschens von ihr hinweglenken möge. Manche aber haben mir nachmals gestanden, daß mein Erscheinen, gleichsam als Führer dieser Jugend, einen bewegenden Eindruck auf sie gemacht habe. Einen nicht geringern machte auf mich die Wahrnehmung, daß, ohne es zu wollen, ja ohne es nur zu ahnen, die beiden Hauptmomente meiner Rückkehr an Feste der Gesellschaft Jesu, das letztere aber an eine derselben besonders werthe Stätte sich knüpfte. Der 16. Juni war zur Erklärung meiner Rückkehr gewählt worden, weil früher diese nicht erfolgen konnte; den 21. hatte der Cardinal gewählt, weil an diesem Tage die vorzüglichste kirchliche Function in St. Ignazio ihm zufiel. Jener Tag aber war das Fest des hl. Franz Regis, was mir erst hintenach bemerkt worden ist, auf den andern fiel dasjenige des hl. Alons. Dieses Zusammentreffen war mir ungemein erfreulich, da ich schon seit langen Jahren eine ganz besondere Achtung gegen die Gesellschaft Jesu in mir getragen hatte, ohne durch die Anschuldigungen, Herabwürdigungen und Lügenschriften, welche von allen Seiten mit so erstaunlicher Betriebsamkeit und in solchem merkwürdigen Uebermaß gegen sie verbreitet wurden, je mich irre machen zu lassen, ja ein solches Vertrauen in dieselbe setzte, daß ich niemals die feste Ueberzeugung verhehlte: sofern es möglich seye, dem mit solcher verwüstenden Wirkung voranschreitenden innern Zerfall des Menschengeschlechts noch vorzubeugen, dasselbe von dem Abgrund, in welchen die revolutionären Bestrebungen aller Art es hinabzutreiben sich bemühten, noch zurückzureißen, dies einzig dadurch sich erzielen ließe, daß überall der Gesellschaft auf die Leitung und Erziehung der heranwachsenden Geschlechter der ehedrige Einfluß wieder eingeräumt würde.“

An demselben Tage empfing Hurter auch in derselben Kirche, in der Kapelle des hl. Alonsius, durch Cardinal Ostini das hl. Sakrament der Firmung, wobei sein Freund, der berühmte Maler Overbeck, der 30 Jahre früher in die Hand desselben Ostini das katholische Glaubensbekenntniß ab-



gelegt hatte, ihm als Pathe zur Seite stand. (Vergl. das schöne Werk „Convertitenbilder“ von Dr. Rosenthal — Schaffhausen bei Hurter — das so geeignet wäre, allen redlich forschenden Protestanten den Weg nach Rom, zur hl. Mutterkirche, zu zeigen!)

Wie in der Kirche San Ignazio die Altäre des hl. Moseus und des sel. Berchmans einander gegenüber liegen, so sind in dem an der Kirche liegenden Römischen Collegium — im oberen Stock — die einst von diesen zwei Blüthen der Gesellschaft Jesu bewohnten, in der Folge in Kapellen umgewandelten Zimmer bloß durch eine kleine Sacristei geschieden. Ich vergesse in meinem ganzen Leben den Eindruck nicht, den der Besuch dieser beiden Zimmer auf mich gemacht hat. Der Blüthenduft der Heiligkeit ihrer ehemaligen Bewohner scheint uns zu umwehen. Verschiedene Gegenstände, die einst den beiden Zierden der Gesellschaft Jesu gehört haben und hier aufbewahrt werden, Crucifix u. s. w. rufen uns dieselben lebhaft vor die Seele. Wir beteten an diesen ehrwürdigen Stätten, wie wir in der Kirche an den beiden Gräbern gebetet hatten, und nahmen dann dankbarst aus der Hand unseres Führers zwei Bildchen entgegen, den hl. Moseus und den sel. Berchmans darstellend. Wo ich dies schreibe, habe ich diese beiden Bildchen vor mir liegen als liebliches Andenken an die beiden liebenswürdigen engelgleichen Söhne des hl. Vaters Ignatius und an die ehrwürdige Stätte, wo wir sie empfangen haben.

Allerdings wird auch bei ihrem Anblicke eine schmerzliche Rückerinnerung wach gerufen — daß nämlich das Römische Colleg wie so viele andere ehrwürdige kirchliche Gebäude von der piemontesischen Regierung nach Ausweisung der rechtmäßigen Bewohner occupirt sind. Man muß unwillkürlich angesichts solcher sacrilegischer Gewaltacte mit dem Psalmisten fragen: „Herr, wie lange noch?“ Uebrigens hat die piemontesische Wirthschaft doch noch so viel „Tactgefühl“ besessen, daß sie wie in dem Profeßhause der Jesuiten al Gesu die Zimmer des hl. Ignatius, so in dem Römischen Colleg die soeben erwähnten Zimmer des hl. Moseus und des sel. Berchmans dem Besuche der Andächtigen offen erhalten hat. So ein echter „urkräftiger“ deutscher „Culturfämpfer“ wird sich darüber indigniren und über „Halbheit“ räsonniren, da er



am Liebsten alle Spuren des „Aberglaubens“ vertilgt sähe. Ja, wartet nur, ihr Ungläubigen! Euer „Bereat“-Geschrei bezüglich der katholischen Kirche wird an euch und euerem Werke in Erfüllung gehen — ehe ihr es ahnet. „Mein ist die Rache, spricht der Herr, ich will vergelten!“ — an dies Wort werdet ihr schon glauben müssen.

## 75.

Als ich noch Religionslehrer an zwei „höheren“ Schulen war, verfehlte ich nie, den „höheren“ Schülern und Töchtern zwei Tage einzuprägen, die sich sehr leicht behalten lassen: den 21. Juni und den 21. Januar. Es sind das zwei Tage, für die sich auch die echten Vollblut-Freimaurer und die rothen Thronstürzer interessieren, insofern der 21. Juni „Sommeranfang und längster Tag“ ist, der dann 3 Tage später in den Vogen festlich begangen wird, und insofern weiter der 21. Januar der schöne Mustertag ist, an welchem einst der edle König Ludwig XVI. i. J. 1793 hingerichtet wurde, und zwar „auf gesetzlichem Wege“ — by form of Law, wie Carlyle sich hier ausdrückt. Der 21. Jan. hat es der Welt bewiesen, wie die Revolutionäre durch die sogen. Majestät der „Gesetze“ einer wirklichen Majestät von Gottes Gnaden beizukommen und selbst einen Königsmord in Form eines „Gesetzes“ zu fassen verstehen, wofern sie nur die Majorität gewinnen.

Ich habe nun selbstverständlich als kathol. Religionslehrer zwei ganz andere Daten mit den genannten Tagen, 21. Juni und 21. Jan., einprägen wollen. Auf den 21. Juni fällt das Fest des hl. Aloysius, des engelgleichen Jünglings und Vorbildes der männlichen Jugend, und auf den 21. Januar das Fest der liliengleichen zarten Jungfrau und Marthrin Agnes, dieses so schönen Vorbildes unserer weiblichen Jugend. Darum habe ich die genannten Tage in das Gedächtniß und in das Herz meiner Schüler und Schülerinnen einzuprägen gesucht. Daß dies Factum bei unsern „Culturfämpfern“ vollständig hinreichen würde, meine Entlassung als Religionslehrer zu beantragen, versteht sich von selbst; an mir ist indeß nichts mehr zu entlassen, und so durfte



ich schon kühn meine „cultur“-feindliche frühere Praxis ver-rathen. Ich gehe noch weiter, indem ich allen Jugenderziehern rathe, den 21. Juni und den 21. Januar ja nicht aus dem Auge zu verlieren.

Habe ich nun im vorigen Artikel meine Leser zum Grabe des hl. Moseus geführt, so möchte ich dieselben jetzt zum Grabe der hl. Agnes führen. Welcher meiner Leser, der die liebenswürdige hl. Agnes aus der herrlichen „Fabiola“ näher kennen gelernt hat, begleitete mich nicht gern zur Grabkirche dieses „unschuldigen Lämmleins“ (das besagt ihr Name schon), das sich für Christus in zarter Jugend hinopfern ließ?

Als die jugendliche hl. Agnes die Märtyrerpalme erlangt hatte, begruben ihre Eltern deren Leib auf ihrem Landgute an der nomentanischen Straße und verharreten am Grabe ihres Lieblings im Gebete. Da erschien ihnen einmal die Heilige, umgeben von vielen anderen hh. Jungfrauen und tröstete sie. Zu ihrer Rechten hatte sie ein schneeweißes Lamm, ihr eigenes Symbol, so wie vor Allem das Symbol dessen, für den sie ihr Leben geopfert.

In der Folge erbaute Kaiser Constantin auf Bitten seiner Tochter Constantia, die auf die Fürbitte der hl. Agnes wunderbare Heilung gefunden hatte, über dem Grabe der jugendlichen Märtyrin die Kirche Santa Agnese fuori le mura — St. Agnes außerhalb der Mauern. — Sie liegt etwa 1/2 Stunde von der Porta Pia. Wir hatten sie bald erreicht, und unser Freund Dr. N. gab uns die nöthigen Erklärungen. Die hl. Agnes ruht unter dem prachtvollen Hochaltar, und zugleich mit ihr die hl. Emerentiana. (Vergl. Fabiola.) In dieser Kirche hielt Papst Gregor der Große zwei seiner berühmten Homilien (11 und 12). Die Kirche ist jetzt sehr schön restaurirt, besonders durch die Fürsorge Pius IX., der dadurch seinen Dank abgestattet hat für die wunderbare Erhaltung seines Lebens i. J. 1855, wovon unten näher die Rede sein wird.

Am Feste der hl. Agnes — 21. Jan. — findet in dieser Kirche eine sinnige Segnung statt. Mit Rücksicht auf die oben erwähnte Erscheinung der hl. Agnes mit einem schneeweißen Lamm zu ihrer Rechten werden nämlich alljährlich zwei weiße Lämmer am Feste der hl. Agnes nach dem Hochamte vom Abte des an der St. Agneskirche liegenden



Klosters der Augustiner Chorherrn geweiht. Aus der Wolle dieser geweihten Lämmer werden die Pallien (eine Art Stola) verfertigt, welche der Papst am Vorabende von Peter und Paul nach der Vesper weicht und auf dem Grabe des hl. Petrus niederlegt. Diese sinnvollen Pallien übersendet dann der Papst den Patriarchen und Erzbischöfen — auch wohl einfachen Bischöfen — als ein Ehrenkleid, das sie an ihr Hirtenamt und an ihre Verbindung mit dem obersten Hirten, dem Nachfolger Petri, erinnern und sie neu ermuntern soll, mit allen Kräften daran zu arbeiten, daß sie die Schäflein ihrer Heerde dereinst als recht reine Lämmlein dem Lamm Gottes entgegenführen können. Wie hat doch Alles in der Kirche Gottes seine sinnvolle Bedeutung!

Nachdem wir die hl. Agnes begrüßt und ihre Kirche näher betrachtet hatten, stiegen wir (aus der tief liegenden Kirche) auf 45 Stufen wieder empor zum Plage vor derselben. An den Wänden der zur Kirche führenden Treppe sind mehre Inschriften aus den anliegenden Katakomben eingemauert, darunter eine längere in schönen damasianischen Buchstaben geschriebene Lobsschrift, welche vom hl. Papste Damasus auf die hl. Agnes verfaßt ist. Wenn der hl. Papst ihr zuruft:

„Heiliger Unschuld Zier! Dir ziemet der Frommen Verehrung;  
Damasus ruft Dich an, drum erhöre mich, herrliche Jungfrau!“ —

so stimmen wir von Herzen ein in dieses Lob und diese Bitte, und ich möchte hier noch Eltern und Erziehern an's Herz legen, doch ja — zumal die weibliche Jugend zur Verehrung der hl. Agnes anzuleiten. Ich habe es oft schon bedauert — und will es hiermit auch öffentlich thun — daß ich den schönen Namen Agnes verhältnißmäßig in Westfalen wenig verbreitet gefunden; er hat vor den modernen „gebildeten“ Namen auf: „—ine“ und „—inchen“ weichen müssen — dieser schöne Name der lebenswürdigen unschuldigen hl. Agnes, den die Kirche in dem Kanon der hl. Messe nennt und in der Litanei von allen Heiligen anruft! Möchten unsere katholischen Eltern doch von den albernen neumodigen Namen endlich Abstand nehmen und ihren Kindern die Namen von Heiligen beilegen, an deren Beispiel sich die Kinder orientiren können auf dem Wege zum Himmel!



An der Kirche der hl. Agnes liegt, wie schon erwähnt, das geistliche Haus der Augustiner Chorherrn. Hier sahen wir in einem schönen großen Wandgemälde das Ereigniß vom 12. April 1855 dargestellt, bei dem sich der wunderbare Schutz des Himmels über Pius IX. so augenscheinlich offenbart hat, und in welchem wir wohl allgemein die Schicksale des Papstes Pius IX. und den Schutz Gottes dabei vorbedeutet finden können. Doch lassen wir statt unser den P. Ignatius Feiler hier sprechen. Er schreibt in seinem „kurzen Lebensbilde“ Pius IX. S. 10. f. wie folgt:

„Es wird nicht vermessen sein, wenn wir die Schicksale des Papstes und den Schutz Gottes dabei vorbedeutet finden in dem so auffallenden, vielbesprochenen Ereigniß des 12. April 1855. An diesem Tage — genau fünf Jahre nach dem Wiedereinzuge des Papstes in Rom — besuchte Pius die schöne Kirche der hl. Agnes vor den Thoren Rom's. Als in dem anliegenden geistlichen Hause etwa 120 Personen sich um den Thron desselben drängten, brach der Boden des Saales unter furchtbarem Gefrach, und Alle fielen über zwanzig Fuß tief in das untere Geschloß. Tische und Stühle, Steine und Balken stürzten unter einer erstickenden Staubwolke nach.

Ein Augenzeuge, der oben stehen geblieben, versichert, daß der Thron des hl. Vaters auf einem Balken langsam hinabgeglitten sei, dann unten sich umgekehrt und mit der Rückseite den Papst vor den nachstürzenden Steinen gedeckt habe. Wirklich war er nicht im Geringsten verletzt; kein Riß, kein Schmutz fand sich an seiner weißen Kleidung; nur die Glasbedeckung eines Medaillon, das ein Bild der allerseeligsten Jungfrau enthielt, war an einer Stelle eingestoßen, aber in der merkwürdigen Weise, daß die Risse in dem Glase wie einen Strahlenkranz um das Haupt der Gottesmutter bildeten. Auch von den Uebrigen, die gestürzt waren, ward Niemand lebensgefährlich verwundet. Das erste Wort des hl. Vaters, als er aus den Trümmern hervorgezogen wurde, war die Stelle des Propheten: *Misericordiae Domini, quia non sumus consumpti* (Barmherzigkeit des Herrn ist's, daß wir nicht vernichtet sind). Dann erkundigte er sich nach dem Schicksale der Uebrigen und auf die Nachricht, daß Niemand getödtet sei, rief er tief bewegt aus: „Das ist ein Wunder; laffet uns Gott danken.“ Sogleich begab er sich



in die Kirche und stimmte selbst das Tedeum an. — Welch' ein Tedeum wird dereinst in allen katholischen Ländern ertönen, wenn die Stunde der Finsterniß für die Kirche wird vorübergegangen sein, wenn man sehen wird, daß die heilige Kirche unverlezt und unbeschmutzt aus den Ruinen der äußern Ordnung Europas hervorgeht, wenn man in allen Zungen sagen wird: „Dieser Ausgang ist ein Wunder, laffet uns Gott danken!“

## 76.

Außer der Kirche St. Agnes außerhalb der Mauern, zu der wir soeben unsere Leser geführt haben, besitzt die liebenswürdige Heilige auch eine schöne Kirche in der Stadt, die Kirche Santa Agnese in Piazza Navona. Sie liegt gar nicht weit von der Anima. Wir beiden Baderborner Pilger haben in diesem lieblichen Heiligthum, dessen auch in der „Fabiola“ gedacht ist, das hl. Opfer gefeiert. Eine Beschreibung der Kirche kann ich aus Mangel an Raum nicht geben. — Auch auf eine Beschreibung des schönen Places, an dem die Kirche liegt, der Piazza Navona — nächst dem Petersplatze der größte in Rom — und des großartigen Springbrunnens in seiner Mitte kann ich mich nicht näher einlassen. Das ist ein Springbrunnen! In einem großen Becken erhebt sich ein auf allen vier Seiten ausgehöhlter Fels, aus dem sich das Wasser in mehren Strömen ergießt. Auf den Ecken erscheinen die größten Flüsse der 4 Welttheile (Donau, Ganges, Nil, Rio de la Plata) in colossalen Bildsäulen personificirt. Auf dem Brunnenfelsen erhebt sich ein Obelisk. Die ganze Höhe dieses Brunnenmonumentes beträgt 133 Fuß. Die Piazza Navona kann ihrem Namen gemäß zu einer Art Schiffplatz umgewandelt, unter Wasser gesetzt werden, was namentlich im heißen Monat August ein wahres Gaudium für die Römer sein soll. Bei „die Hitze“ — wie der Berliner sagt — leicht begreiflich.

Wo soll ich meine Leser denn nunmehr weiter hinführen? Ich denke, wir besuchen zur Abwechslung einmal einige weniger bekannte Kirchen Roms, an welche sich Erinnerungen von allgemeinerem Interesse knüpfen.



Da ich eine besondere Vorliebe zu den Leuten „aus den unteren Klassen“ habe, so will ich meine Leser zunächst zur Kirche S. Crisogono (St. Chrysogonus) in Trastevere an das einfache Grabmal einer hochbegnadigten Frau „aus den unteren Klassen“ führen: zum Grabe der ehrwürdigen Dienerin Gottes Anna Maria Taigi. Wer das schöne Buch: „Leben der ehrwürdigen Dienerin Gottes Anna Maria Taigi, einer heiligen Frau aus dem Volke des 19. Jahrhunderts“ (Machen bei Jacobi) gelesen hat, wird mich um so lieber zu ihrem Grabe begleiten. Treten wir also in die genannte Kirche ein, so sehen wir im rechten Seitenschiffe, nahe am Seiteneingange, das einfache Grabmal dieser schlichten Frau aus dem Volke † 9. Juni 1837. Wir Paderborner Pilger traten hinzu und rührten unsere Rosenkränze an das Grabmal, gedachten der Voraussagungen der hier ruhenden begnadigten Seherin und beteten um baldige Erfüllung derselben. „Wenn Gott seine Macht und Weisheit offenbaren will“ — heißt es im Decrete über die Seligsprechung der Anna Maria Taigi — „so wählt er, um die Eitelkeit der Welt bloß zu legen, die Pläne der Gottlosen zu vereiteln und die Anstrengungen der Hölle zu Schanden zu machen, gewöhnlich dasjenige, was in den Augen der Welt höchst schwach und thöricht ist.“ So handelte Gott bei A. M. Taigi, einer armen, aber musterhaft frommen Hausfrau. Gott ließ sie in einer geheimnißvollen Sonne die verschiedenen Bedrängnisse der Kirche schauen, und für die Gottlosigkeit, namentlich der geheimen Gesellschaften, hatte sie durch die verschiedensten Leiden Gott genugzuthun in hl. Sühnarbeit (ähnlich wie Anna Katharina Emmerich und Louise Lateau). Merkwürdig sind namentlich die Weissagungen Taigi's über die Päpste, die im 9. Capitel des genannten Buches theilweise mitgetheilt sind. Wir wollen daraus hier — selbstverständlich unter dem Vorbehalte, daß der apostolische Stuhl in solchen Dingen endgültig zu entscheiden hat — Einiges mittheilen (S. 187 f.): „Außer den Ereignissen des Pontificats Gregor's XVI. erkannte die Magd Gottes auch die glorreichen und schmerzlichen Begebenheiten des folgenden; sie verkündete den Regierungsantritt Pius' IX. u. f. w.

Anna Maria sprach zu ihrem geistlichen Führer oft von den Verfolgungen, die der Kirche noch warteten, und von der



unglücklichen Zeit, wo eine Menge anscheinend achtungswerther Leute die heuchlerische Maske von sich werfen würden. Sie fragte Gott zuweilen, wer diejenigen wären, welche dieser fürchterlichen Prüfung widerstehen würden. Es wurde ihr zur Antwort: „Diejenigen, welchen ich den Geist der Demuth verleihen werde.“

Anna Maria hatte darum in ihrer Familie den Gebrauch eingeführt, am Abend nach dem Rosenkranze drei Vater unser, drei Ave Maria und Ehre sei dem Vater 2c. zur hl. Dreifaltigkeit zu beten, damit es dieser in ihrer unendlichen Erbarmung und Güte gefallen möge, die von ihrer Gerechtigkeit für diese unglückliche Zeit bereit gehaltene Plage gnädigst abzuwenden. Diese Plage wurde ihr mehrmals in der geheimnißvollen Sonne verkündet. Gott gefiel es auch, ihr zu offenbaren, daß die Kirche, nachdem sie mehrere schmerzhafteste Prüfungen bestanden habe, einen so glänzenden Triumph erringen werde, daß die Menschen davon überrascht werden, ganze Nationen zur römischen Kirche zurückkehren und die Erde ihr Angesicht erneuern werde.“

Dr. Rütjes schreibt in seinem schönen Piusbuche S. 98 über Anna Maria Taigi, wie folgt:

„Sie eröffnete dem Priester, aus dessen Munde der Verfasser ihres Lebens (Msgr. Luquet) es aufgezeichnet hat, was Alles die Ruchlosen dereinst zu Rom anfangen und was der Ruderführer der Barke des hl. Petrus alsdann würde zu erdulden haben. Der Papst, dem dieses Loos beschieden, sei jetzt (als die fromme Seherin es schaute) noch ein einfacher Priester, welcher außerhalb des Staates in weit entfernten Gegenden weile.

(Der nachmalige Papst Pius IX. war damals Auditor in Südamerika.) Anna Maria beschrieb den zukünftigen Papst . . . Sie sagte, dieses nach dem Herzen Gottes erwählte Kirchenoberhaupt werde ganz besonderer göttlicher Erleuchtungen sich zu erfreuen haben; auf dem ganzen Erdkreise werde sein Name gefeiert und von den Völkern mit Entzücken genannt werden. Sie sagte ferner, der Papst (Pius IX.) sei dazu erkoren, den gegen das Schifflein des hl. Petrus losgelassenen Sturm auszuhalten: Gottes Arm aber werde ihn unterstützen und gegen die Gottlosen, die gedemüthigt und beschämt werden sollen, ihn schützen. Am Ende werde er die



Gabe der Wunder besitzen. Endlich, fügte sie bei, nach vielen drangsalvollen Wechselfällen werde die Kirche einen so in die Augen fallenden Triumph über ihre Gegner feiern, daß die Welt darob erstaunen wird."

Wem fällt hier nicht unwillkürlich wieder ein, was einst die arme gottselige Anna Katharina Emmerich geschaut hat? Ich frage nun meine Leser, ob es nicht der Mühe werth gewesen, das schlichte Grab dieser begnadigten armen Frau „aus den untern Klassen“ besucht zu haben? Mag der „gebildete“ „Pöbel“ achselzuckend auf „die untern Klassen“ herabsehen — ich bemitleide ihn und gedenke von Neuem des Wortes Jesu (Matth. 11, 25 f.): „Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du dieses vor Weisen und Klugen verborgen, Kleinen aber geoffenbart hast! Ja, Vater; denn also ist es wohlgefällig gewesen vor Dir!" —

## 77.

Jetzt möchte ich den Leser zum Besuche einer andern kleineren Kirche einladen, die durch die wunderbare Befehrung des Juden Ratisbonne weltberühmt geworden ist. Der Weg führt uns über den „spanischen Platz" — Piazza di Spagna, so genannt von dem Palast des spanischen Gesandten — in dessen Nähe jene Kirche liegt. Auf dem spanischen Platz angekommen, sehen wir indeß zunächst einen großartigen Bau vor uns liegen, an dem wir unmöglich so vorüber gehen dürfen. Es ist das Collegium der Propaganda, also jene großartige Missionsanstalt, worin Jünglinge aus den verschiedensten Nationen zu Priestern und Missionären für alle Völker herangebildet werden. Aus allen Ländern der Erde zählt diese Missionsanstalt „zur Verbreitung des Glaubens" (de propaganda fide) ihre Zöglinge. Durch Stamm, Sprache, Charakter verschieden, sind sie in dem Einen katholischen Glauben und in der Einen katholischen Liebe vereinigt. Sind sie dann ausgebildet und zu Priestern geweiht, so ziehen sie, durch den Segen des obersten Hirten gestärkt, in alle Welttheile, um gleich den früheren Glaubensboten das Evangelium Jesu zu verkünden.

Papst Gregor XIII. legte i. J. 1572 den ersten Grund



zu dieser großartigen Anstalt, Clemens VIII. und Gregor XV. führten sie ihrer weiteren Vollenbung entgegen, und Urban VIII. vollendete das große Unternehmen, weshalb die Propaganda nach ihm auch den Namen Collegium Urbanum führt. Bedeutendes Verdienst um diese Anstalt erwarb sich auch der Bruder Urban's VIII., der Cardinal Antonio Barberini, durch die von ihm aus seinen eigenen Mitteln gemachten Stiftungen, wozu er ihr auch noch sein Vermögen testamentarisch vermachte.

In der Propaganda wurde dann auch jene weltberühmte Buchdruckerei angelegt, die Typographia polyglotta, aus welcher die vorzüglichsten Werke in den verschiedensten Sprachen hervorgingen. Die Druckerei brachte es mit großen Kosten und Anstrengungen zum Besitze der Alphabete von 27 Sprachen. Zur Zeit der französischen Revolution wurden die sämtlichen Alphabete, Lettern und Formen, geraubt und nach Paris gebracht. Nach dem Frieden von 1815 erhielt die Propaganda die Formen zwar wieder zurück, aber bis zum Jahre 1845 waren erst 14 Alphabete wieder ausgegossen. Rauben und Zerstören ist leicht, das konnten von jeher alle Barbaren, aber das Wiederherstellen ist schwer — das fällt dann der Kirche wieder zu.

Die Druckerei der Propaganda hat zur Ausbreitung und Befestigung des Glaubens viel beigetragen und trägt noch täglich dazu bei. An der Spitze dieser eminent „klerikalen“ Druckerei steht ein Cardinal. Hier steht die Presse so recht und ausschließlich im Dienste der Kirche und der christlichen Wahrheit. Hier glaubt man sich wieder in die erste Zeit nach Erfindung der Buchdruckerkunst versetzt, wo „die neue Kunst gerade unter dem Klerus die rührigsten und kenntnißreichsten Unterstützer fand“, wo man „kaum eine Druckerei antreffen“ konnte, „an der nicht Geistliche in irgend einer Weise sich thätig erwiesen“, wo man die Buchdruckerkunst so schön als „heilige Kunst“ betrachtete, so daß unser westfälischer Landsmann, der Liesborner Benedictiner Bernard Witte, sagen konnte, „es gebe sicher in der Welt keine würdigere, keine löblichere, keine nützlichere oder heiligere Kunst.“ (Vergl. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes I. S. 12 f.) Gott Lob, daß der Klerus in Deutschland an manchen Orten mit der alten Vergangenheit wieder angeknüpft und eine Presse



für den ausschließlichen Dienst der Kirche und der christlichen Wahrheit in's Leben gerufen hat! Das ist eine doppelt erfreuliche Erscheinung in den Tagen des Culturkampfes, deren Bedeutung nur Kurzsichtigkeit verkennen kann. Was hat die Druckerei der Propaganda gewirkt! was wirkt sie bis auf den heutigen Tag! Lernen wir von Rom, auch in dieser Beziehung, wie wir der Sache unserer Kirche dienen können! Rom zeigt uns auch hier den rechten Weg.

Das so im Vorbeigehen über die Druckerei der Propaganda, dieses unerreichbare Vorbild unserer Paderborner Bonifacius-Druckerei.

Die Propaganda ist, wie bemerkt, zunächst und zumeist Missionsanstalt, die Glaubensboten heranbilden will zur Verkündigung und Verbreitung des Evangeliums. Sie will es den Päpsten ermöglichen, das große Wort des Herrn immer mehr zu erfüllen: „Gehet hin in die ganze Welt und predigt das Evangelium allen Geschöpfen“ (Mark. 16, 15) — „lehret alle Völker und taufet sie . . . und lehret sie Alles halten, was ich euch befohlen habe.“ (Matth. 28, 19.)

In sehr sinniger Weise ist darum die Anstaltskirche der Propaganda den hl. drei Königen geweiht, den Erstberufenen der Heidenwelt. Das Fest der hl. 3 Könige aber wird in der Propaganda in einer Weise gefeiert, die einzig in ihrer Art dasteht: nämlich durch das sog. Sprachenfest, das am Octavtage in der Kirche stattfindet und wobei die Böglinge der verschiedensten Nationen in ihrer Muttersprache kurze religiöse Vorträge halten oder Gedichte vortragen. Jeder preist in seiner Sprache den Heiland und Erlöser aller Nationen. Wie die Propaganda, so stellt das Sprachenfest uns im Kleinen die katholische Kirche vor, in deren Schooße alle Völker zu Einem Glauben vereinigt sind.

Der Zweck des Sprachenfestes in der Dreikönigen-Kirche der Propaganda ist, Gott dafür zu danken, daß er die Heiden, die Völker aller Zungen, zur Einheit des Glaubens berufen hat. Das gewöhnliche Thema der Reden ist die Verherrlichung des neugeborenen Heilandes, des Lichtes der Heiden.

Es soll auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck machen, in den verschiedensten Sprachen der Erde die zukünftigen Sendboten des Glaubens Gottes Lob verkünden zu



hören. „Ich hörte — heißt es in einem Berichte — nacheinander Vorträge und Gesänge in 56 (sechshundfünfzig) verschiedenen Mundarten, ohne jedoch nur ein Wort davon zu verstehen. Ich hatte großes Vergnügen, alle die verschiedenen Physiognomien der weißen, schwarzen, mulatten, gelblichen, kupferfarbigen Menschen zu beobachten, welche fast ebenso verschieden in ihrer Figur wie in ihrer Sprache, und dennoch durch das sanfte Band der brüderlichen Liebe vereinigt waren“ . . . .

„Alle die jungen Leute — schreibt ein anderer Augen- und Ohrenzeuge — die dort jetzt geredet oder gesungen, werden nach wenigen Jahren über den ganzen Erdball zerstreut sein, um den Millionen, die noch in dem Schatten des Todes sitzen, den Glauben zu verkünden, und wer weiß, wie Manchen von ihnen der Märtyrertod blüht! Darum horcht man mit Behemuth den fremden Lauten, die von den jungen Lippen kommen, aber auch mit Freude, weil die ganze Schaar der Zöglinge uns ein Bild der großen katholischen Einheit gewährt, ein Bild der katholischen Kirche, welche von Jahr zu Jahr unablässig wächst und der Vollendung zueilt, bis endlich alle Völker in ihren Schooß eingegangen sind.“

Das ist die große Cultur-Aufgabe, die der Herr seiner Kirche gestellt hat: immer mehr die Völker der verschiedenen Zungen in der Einheit desselben Glaubens und derselben Liebe zu versammeln. Es ist der Kampf für wahre Cultur und christliche Civilisation, den sie im Auftrage und unter dem Beistande ihres göttlichen Stifters zu kämpfen hat. Und welche Hindernisse bereitet man der Kirche, um ihr diese Aufgabe zu erschweren oder unmöglich zu machen! Sie sendet ihre Missionare mit der Friedensbotschaft — und die Füße derer, die den Frieden verkünden, werden gekettet! Nicht genug: Dort, wo vor langen Jahrhunderten unsern heidnischen Vorfahren das Licht des Evangeliums gebracht, wo mit diesem Lichte wahre Cultur und Civilisation eingezogen ist — dort möchten jetzt manche gottvergessene, undankbare Urenkel dieses Licht auslöschen, diese Cultur bekämpfen und ein neues Heidenthum an die Stelle der Religion Jesu setzen! „Bleibe bei uns, o Herr, denn es will Abend werden!“ — können wir da flehen. Bewahre uns ungetrübt das Glaubenslicht, das du einst unsern heidnischen Vorfahren — und dadurch



uns — hast aufgehen lassen! Gib deiner Kirche Frieden und Freiheit, damit sie fort und fort ihres hl. Amtes walten, Wahrheit und Gnade spenden, Cultur und Civilisation verbreiten und alle Völker beglücken könne, die du ihr überwiesen hast. „Geheiligt werde dein Name; zukomme dein Reich!“

## 78.

Der Propaganda gegenüber liegt nun jenes kleine Heiligthum, wo sich Mariens Macht und Mutterliebe in der wunderbaren Bekehrung des Juden Ratisbonne auf das Herrlichste bekundet hat, — die Kirche S. Andrea delle fratte, d. h. Andreas an den Hecken, welcher Beiname von den Hecken abgeleitet wird, die sich vormals in dieser Gegend befunden.

Wenn vordem ein deutscher Rompilger diese unscheinbare Kirche eines Besuches würdigte, so war es wohl hauptsächlich der Grund, daß die zu ihrer Zeit berühmte Malerin Maria Anna Angelika Kauffmann (geb. 1741 zu Chur, † 5. Nov. 1807 zu Rom) in dieser Kirche ihre letzte Ruhestätte gefunden hat. Seit dem Jahre 1842 kommt aber kein katholischer Pilger aus Deutschland oder irgend einem andern Lande nach Rom, der dieses Kirchlein nicht aufsuchte; denn in diesem Kirchlein fand am 20. Januar 1842 die plötzliche wunderbare Bekehrung des Straßburger Juden Tobias Ratisbonne statt, der als P. Alphons Maria Ratisbonne der ganzen katholischen Welt bekannt ist und den vielleicht die meisten Baderborner Bürger persönlich gesehen haben, zumal am Altare, wenn er die hl. Messe in unserer Stadt feierte. Manche Baderborner Leser haben auch mit mir die Freude gehabt, mit P. Ratisbonne, dem innigen Freunde unseres guten Herrn Kaplan Langenohl, persönlich zu sprechen. Daß ich also in Rom mit besonderem Interesse die Kirche aufgesucht habe, wo die wunderbare Bekehrung dieses Mannes und seine Umwandlung aus einem Saulus in einen Paulus stattgefunden, begreift sich von selbst. Wie dankbar habe ich an der Stätte gekniet, wo ihm die Mutter Gottes erschienen ist, und wo jetzt ein schönes Gemälde seine wunderbare Bekehrung darstellt.

In dem vortrefflichen Buche „Convertitenbilder“ von



Dr. Rosenthal sind dem Lebensbilde des P. Alphons Maria Ratisbonne 43 große Seiten (III. Bd. erste Abth. S. 194 bis 236) gewidmet, dessen Lectüre ich nicht genug empfehlen kann. Ich muß mich hier begnügen, einen kurzen Auszug daraus zu geben.

Ratisbonne wurde am 1. Mai 1814 in Straßburg geboren. Seine reichen jüdischen Eltern ließen ihn in Straßburg und Paris studiren. In Paris wurde Ratisbonne Licentiat der Rechte und zugleich Advocat. Ein reicher Oheim, natürlich auch ein Jude, schenkte ihm Pferde, Kutsche, Geld im größten Ueberflusse und wollte ihm auch zuletzt sein großes reiches Geschäft übertragen. Ratisbonne war mit einer reichen Braut verlobt, von der er selbst sagt, er habe sich kein anmuthigeres und liebenswürdigeres Wesen denken können. Es fehlte Ratisbonne an nichts als an Religion. Für sie war in seinem Kopfe und Herzen kein Platz übrig geblieben; an die jüdische Religion glaubte er nicht, und die christliche haßte er tödtlich, namentlich weil sein Bruder Theodor Christ und gar kathol. Priester geworden war.

Da Ratisbonne's Braut erst 16 Jahre alt war, so wurde die Heirath noch aufgeschoben, und er machte eine größere Reise, um sich in der Welt umzusehen. Die Reise führte ihn auch, ohne daß er es eigentlich beabsichtigt hatte, nach Rom, wo sein Haß gegen das Christenthum neue Nahrung fand, so daß er sich förmlich in Lästerungen und Spott erging. Eines Tages, als er in dem Hause des ihm von früher her bekannten Franzosen Baron von Bussierre wieder seine höhnischen Bemerkungen über den katholischen Glauben machte, kam dieser, ein sehr frommer Katholik, wie durch Eingebung Gottes auf folgenden Vorschlag. „Da Sie ein so starker aufgeklärter Geist sind“ — sprach er zu Ratisbonne — „würden Sie wohl den Muth haben, sich einer sehr unschuldigen Probe zu unterwerfen?“ — „Welcher Probe?“ — fragte der Jude. „Einen Gegenstand zu tragen“ — erwiderte der Baron — „den ich Ihnen geben werde. Hier ist er: eine Medaille der hl. Jungfrau; das erscheint Ihnen lächerlich, nicht wahr? Aber ich lege einen großen Werth auf diese Medaille.“ Ratisbonne ging Scherzes halber auf den Vorschlag ein, um seiner Braut die Medaille als eine katholische Lächerlichkeit mitzubringen. Er ließ sich also dieselbe um-



hängen. „Nun müssen wir die Probe vervollständigen“; — fuhr der Baron fort — „es gilt nämlich Morgens und Abends das Memorare („Gedenke“) des hl. Bernard herzusagen, ein sehr kurzes Gebet.“ „Was wollen Sie mit Ihrem Memorare“ — rief R. aus — „lassen wir die Thorheiten!“ Weil indeß der Baron darauf bestand, R. müsse sich der Probe ganz unterziehen, so versprach R., er wolle das Gebetchen abschreiben und hersagen, was er auch that. Ungeachtet er nun in seinem Hohn gegen das Christenthum fortfuhr, kam ihm doch zuweilen das Memorare in den Sinn, dessen Worte er gegen seinen Willen in der Seele sprechen mußte.

In Rom lebte damals der frühere französische Minister Graf La Ferronays, ein äußerst religiöser und tugendhafter Mann. Baron von Bussierre war mit ihm befreundet, erzählte ihm deshalb auch von Ratisbonne und empfahl diesen in sein Gebet. Graf Ferronays sagte es zu. (Auch in der Erzbruderschaft unserer lieben Frau vom Siege hatte Theodor Ratisbonne längst für seinen Bruder gebetet und beten lassen.) Am andern Morgen hörte der Graf die hl. Messe in Maria Maggiore, wobei er zweifelsohne ganz besonders für Ratisbonne betete; und am Abende desselben Tages starb Graf Ferronays ganz plötzlich.

Als zwei Tage darauf Baron von Bussierre in die Kirche S. Andrea delle fratte gehen wollte, um wegen der Leichenfeierlichkeit für Graf Ferronays etwas anzuordnen, begegnete ihm Ratisbonne auf der Straße. Bussierre ladete ihn zu einer gemeinsamen Spazierfahrt ein; nur möge R. einige Minuten vor der Kirche warten, bis er die Angelegenheit wegen des Begräbnisses geordnet habe.

Während Bussierre in das an der genannten Kirche liegende Kloster ging, um die erwähnte Angelegenheit zu besorgen, trat Ratisbonne wie zum Zeitvertreib in die Kirche S. Andrea delle fratte.

Bald kam Bussierre zurück und fand dann seinen Begleiter Ratisbonne in der Kirche auf den Knien liegend bei der Kapelle des hl. Erzengels Michael, das Gesicht auf die Hände gelegt. Bussierre trat zu ihm hin und mußte ihn drei bis viermal leise anstoßen, bevor er Antwort erhielt. Dann richtete sich R. auf, die Augen mit Thränen übergossen, faltete seine Hände und sein erstes Wort war: „Ach, wie



hat dieser Mann für mich gebetet!" Er meinte damit den verstorbenen Grafen Ferronahs. Dann zog er die Medaille der hl. Jungfrau hervor und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Er bat den Baron von Bussierre, ihn zu einem Priester zu führen, da ihn ein solches Verlangen nach der Taufe erfaßt habe, daß er ohne dieselbe nicht zu leben vermöchte. B. führte ihn sogleich nach dem Professhause der Jesuiten al Gesù zu P. Villesfort, der ihn ersuchte, sich auszusprechen. Ratisbonne nahm seine Medaille hervor, zeigte sie und rief: "Ich habe sie gesehen, ich habe sie gesehen!" und war von seinen Gefühlen ganz hingerissen. Dann erzählte er, ruhiger geworden, wie folgt: "Ich war seit einem Augenblick in der Kirche, als ich mich auf einmal von einer unaussprechlichen Unruhe ergriffen fühlte. Ich erhob meine Augen: das ganze Gebäude war vor meinen Blicken verschwunden; eine einzige Kapelle hatte gleichsam alles Licht in sich vereinigt, und in Mitte dieses Lichtglanzes erschien vor mir auf dem Altare, groß, leuchtend, voll Majestät und Süßigkeit, die Jungfrau Maria, so wie sie sich auf der Medaille findet; eine unwiderstehliche Gewalt trieb mich zu ihr hin. Die Jungfrau machte mir ein Zeichen mit der Hand niederzuknien, sie schien mir zu sagen: so ist es gut. Sie hat nicht mit mir gesprochen, ich habe aber Alles verstanden."

## 79.

Ratisbonne's Bekehrung ist im Auftrage des Papstes Gregor XVI. genau in Form eines kirchlich gerichtlichen Verfahrens untersucht und geprüft und dann als wahres Wunder constatirt und ausgesprochen worden. In dem desbezüglichen Decrete vom 3. Juni 1842 (von Dr. Rosenthal wörtlich mitgetheilt) wird bezüglich derselben die Bibelstelle aus dem Buche Tobias 12, 7: "Es ist ehrenvoll, die Werke Gottes kund zu machen und zu preisen" angewandt und die Erzählung dieses Wunders ausdrücklich genehmigt. So wollen wir denn unsern Bericht zu Ende führen, und zunächst den Baron von Bussierre erzählen lassen, der den wunderbar Bekehrten aus der Kirche S. Andrea delle fratte zum P. Villesfort führte. Er berichtet wie folgt:



„Nachdem wir P. de Villesfort verlassen, begaben wir uns, um Gott unsern Dank darzubringen, zuerst nach St. Maria Maggiore, der Hauptkirche der hl. Jungfrau, und dann nach St. Peter. Es wäre unmöglich die Gemüthsbe-  
 wegungen zu beschreiben, die er in diesen Kirchen empfand. „O,“ sprach er zu mir und drückte mir warm die Hand, „jetzt begreife ich die Liebe, mit der die Katholiken ihre Kirchen be-  
 trachten, und die Andacht, womit sie dieselben schmücken und zieren! . . . Wie gut ist hier sein, man möchte niemals mehr fortgehen . . . es ist nicht die Erde, es ist der Vorhof des Himmels.“ Beim Altar des hl. Sakramentes überwältigte ihn die wirkliche Gegenwart Christi in dem Maße, daß er auf dem Punkte war ohnmächtig zu werden, und ich mußte ihn hinwegführen, so schrecklich erschien es ihm sich mit den Flecken der Erbsünde in der Gegenwart des lebendigen Gottes zu befinden. Er beeilte sich in die Kapelle der hl. Jungfrau zu kommen. „Hier habe ich keine Furcht“, sagte er zu mir, „ich fühle mich unter dem Schutz einer unbegrenzten Gnade . . .“  
 „Ich fragte ihn wieder und wieder über die näheren Umstände seiner wunderbaren Erscheinung. Er war gänzlich außer Stande zu erklären, wie er von der rechten Seite der Kirche zu der Kapelle gekommen war, die auf der linken sich befindet, und von welcher er durch die Zurüstungen zu der Zeichenfeier abgesperrt war. Alles, was er wußte, bestand darin, daß er sich plötzlich auf seinen Knien liegend vor dieser Kapelle befunden habe. Im ersten Augenblicke hatte er die Himmelskönigin gewahren können in allem Glanze ihrer fleckenlosen Schönheit; doch er konnte den Glanz dieses himmlischen Lichtes nicht ertragen. Dreimal hatte er noch versucht die Mutter der Barmherzigkeit anzublicken, dreimal versuchte er vergebens, seine Augen höher zu erheben, als bis zu ihren heiligen Händen, von denen in leuchtenden Strahlen ein Strom von Gnaden floß. „O mein Gott“, rief er aus, „ich, der ich noch vor einer halben Stunde lästerte! ich, der ich einen so tödtlichen Haß gegen die katholische Kirche hegte! . . . Doch Alle, die mich kennen, wissen, daß ich, menschlich zu reden, die zwingendsten Gründe hatte Jude zu bleiben. Meine Familie ist jüdisch, meine Braut ist eine Jüdin, mein Dunkel ist Jude . . . Indem ich Katholik werde, opfere ich alle Interessen und Hoffnungen auf, die ich auf Erden habe;



und doch, ich bin nicht wahnsinnig, jedermann weiß, daß ich es nicht bin, daß ich es niemals gewesen bin! . . .“

Die Kunde von diesem wunderbaren Ereigniß verbreitete sich mit unglaublicher Schnelligkeit in allen Kreisen Rom's und ward in allen mit größter Theilnahme, ja Begeisterung aufgenommen. Sie gelangte aber auch bald nach Paris und Straßburg, wo sie wegen der bei jenem betheiligten Hauptpersonen, die in weiten Kreisen bekannt waren, so wie der begleitenden Umstände wegen gleichfalls den tiefsten Eindruck machte. Es war daher kaum zu verwundern, daß am 31. Januar, an welchem Tage Ratisbonne die hl. Taufe erhalten sollte, die Kirche al Gesù, wo die Feierlichkeit stattfand, von Andächtigen und Neugierigen gefüllt war. Hören wir die wenigen Worte eines Augenzeugen, des berühmten Schriftstellers Abbé Gaume, über dieselbe: „Heute wohnten wir einer Feierlichkeit, oder besser einem Ereigniß bei, dessen Angedenken niemals aus meinem Herzen entschwinden wird, der Taufe des Herrn Ratisbonne. Nur zehn Tage waren seit seiner Conversion vergangen, aber der wunderbare Neophyt hat Alles verstanden, und der berühmte Cardinal Mezzofanti, dem die Prüfung der Katechumenen obliegt, war erstaunt über die Fülle des Lichts, das der Vater des Lichts so augenblicklich in diese bevorzugte Seele gegossen . . . . Welches Schauspiel! Herr von Bussierre, ein bekehrter Protestant, der einen Juden in den Schooß der katholischen Kirche geleitet! und was für einen Juden! einen jungen Franzosen in all der Fülle seiner Geisteskräfte, seiner Vernunft, seiner Selbstbestimmung, gestern gottlos, spottend, lästernd, und heute sanft wie ein Lamm.“

Der nunmehrige berühmte Bischof Dupanloup von Orleans, damals noch einfacher Priester, hielt bei der Taufe Ratisbonne's eine herrliche Ansprache, worin er Gottes Erbarmung und die Liebe der hl. Jungfrau pries. Hören wir nur zwei Stellen derselben:

„O langmüthiger Gott! O Gott, der du uns liebest trotz unseres Glendes! Deine Barmherzigkeit hat zuweilen eine Tiefe, eine Erhabenheit, eine Milde und, laß mich es sagen, eine Gewalt und eine Zartheit, die unendlich sind. Mit einmal läuft ein Gerücht durch die heilige Stadt, das alle christlichen Herzen erfreut; der Spötter von gestern, der diesen



Morgen noch die Freunde Gottes verhöhte, siehe, er bekennt das Evangelium. Die Gnade von Oben ist über seine Lippen ausgegossen; nur Segen und Sanftmuth geht aus seinem Munde; das lebendigste Licht des göttlichen Gesetzes scheint in seinen Augen zu strahlen, man möchte sagen, die himmlische Salbung habe ihn alle Dinge gelehrt. Wie sind die Augen seines Herzens also strahlend geworden, wie wurde dies Herz, das Alles versteht, so erleuchtet. Gott, du bist gütig, unendlich gütig.

„O Maria! du bist das Meisterwerk der Macht Gottes! du bist der rührendste Gedanke seiner Güte! ich wüßte mich nicht besser auszudrücken: du bist das süßeste Lächeln seiner Barmherzigkeit! O Gott, gib Jenen Augen, die keine haben, um Maria zu sehen und das süße Lächeln dieses mütterlichen Blickes zu verstehen! gib ein Herz, welchen es daran mangelt, um Maria zu lieben, und von Maria zum ewigen Worte, zur ewig alten und immer neuen Schönheit, zu jenem ungeschaffenen Lichte, das die kranken Augen heilt und jeglich Verlangen in unserer Seele besänftigt, von Maria zu Jesus, von der Mutter zum Sohn ist nur ein Schritt.“

In der hl. Taufe erhielt Tobias Natisbonne den Namen Alphons Maria. Unmittelbar nach der Taufe empfing er auch die hl. Firmung und das heil. Altarssakrament.

So war Natisbonne denn katholischer Christ. Da er seine Braut nicht bewegen konnte, auch das Christenthum anzunehmen, so entsagte er ihr. Er trat dann in die Gesellschaft Jesu ein und wurde 5 Jahre später in Laval zum Priester geweiht.

Wie leicht begreiflich, wählte er sich, nachdem er Priester geworden, als Lebensaufgabe die Bekehrung der Juden. In Verbindung mit seinem geistlichen Bruder Theodor gründete er zu dem Zwecke die Congregation „Unserer lieben Frau von Sion“; i. J. 1855 reiste er nach Jerusalem,

„ . . . über dessen Höhen  
Die segensreichen Flüsse dessen sind gewandert,  
Die uns zum Heil vor achtzehnhundert Jahren  
Genagelt wurden an das bittre Kreuz.“

Wie segensreich er und die Töchter der genannten Congregation dort wirken, kann ich hier nicht schildern. Wer von



meinen Paderborner Lesern darüber Näheres erfahren will, wende sich an den guten Herrn Kaplan Langenohl, der im Briefverkehre mit P. Ratisbonne steht, und wer sich sonst noch darüber unterrichten will, dem empfehle ich das vortreffliche Buch: „Aus dem Orient“ — von Dr. L. Reiske (Münster bei Theissing 1864).

In Rom aber wird in der Kirche S. Andrea delle fratte alljährlich der 20. Jan. mit großer Feierlichkeit begangen.

## 80.

Wer sich auch nur einigermaßen mit des unsterblichen Dante († zu Ravenna am 14. Sept. 1321) Divina Commedia bekannt gemacht hat, erinnert sich des schönen Gebetes, das er im Eingange des 33. Gesanges des „Paradieses“ den hl. Bernardus an die hehre Jungfrau und Gottesmutter Maria richten läßt:

Vergine Madre, figlia del tuo figlio . . .  
 O Jungfrau-Mutter, Tochter Deines Sohnes,  
 Mehr, denn sonst ein Geschöpf, hehr und voll Demuth,  
 Vorausbestimmtes Ziel des ew'gen Rathes,  
 Du bist's, durch die die menschliche Natur so  
 Geadelt ward, daß es verschmäh't ihr Schöpfer  
 Nicht hat, sein eigenes Geschöpf zu werden.  
 In Deinem Schooß hat sich auf's Neu' entzündet  
 Die Lieb', an deren Gluth im ew'gen Frieden  
 Also hervorgesproßt ist diese Blume.  
 Allhier bist Du der Liebe Mittagsfackel  
 Für uns, und bei den Sterblichen dort unten  
 Bist die lebend'ge Quelle Du des Hoffens.  
 Ein Weib bist Du so groß, und so viel gilft Du,  
 Daß, wer nach Gnade strebt und Dich nicht anruft,  
 Der wünschet sich, zu fliegen sonder Schwingen.  
 Und Deine Gültigkeit gewährt dem Hülf  
 Allein nicht, der drum bittet, nein, zum östern  
 Kommt sie zuvor der Bitt' aus freiem Willen.  
 In Dir Barmherzigkeit, in Dir ist Mitleid,  
 In Dir großmüth'ges Wesen, in Dir eint sich,  
 Was immer ein Geschöpf an Güte fasset.



An dieses erhabene Loblied auf Marien's Größe und Güte hat mich die wunderbare Bekehrung Ratisbonne's neu erinnert, und wenn man das Bild der gnadenreichen Jungfrau, das zum Andenken an Ratisbonne's Bekehrung in dem Altar, vor dem sie stattgefunden, angebracht ist, andächtig betrachtet, dann möchte unsere Seele sich in Dante's erhabenem Lobliede aussprechen.

In eine ähnliche Stimmung fühlt sich der Rompilger versetzt vor dem Bilde „Unserer Lieben Frau von der immerwährenden Hülfe“ in der Kirche S. Alfonso, wohin wir jetzt unsere Leser führen wollen.

Wer hätte nicht schon ein Abbild dieses berühmten Gnadenbildes gesehen? Es dürfte sich kaum die Copie eines Muttergottesbildes rascher in alle Welt verbreitet haben, als die vom Gnadenbilde Maria von der immerwährenden Hülfe.

Zu Rom in der neuen schönen (gothischen) Redemptoristenkirche S. Alfonso — auf dem Esquilin unweit von Maria Maggiore — wird das Originalbild bewahrt. Daß wir Baderborner Pilger dieses Gnadenbild besuchen und vor ihm beten mußten, verstand sich von selbst. Der Titel „Maria von der immerwährenden Hülfe“ hat sich durch unzählige Gebetserhörungen und Gnaden bewährt. Auf eine nähere Beschreibung des Bildes und seiner Geschichte muß ich hier verzichten und kann es um so eher, als vor Kurzem in unserer Bonifacius-Druckerei ein eigenes ganz vortreffliches Buch erschienen ist, betitelt: „Maria, die immerwährende Hülfe der Menschen, nach der hl. Schrift, mit der Geschichte des Bildes und der Verehrung unserer lieben Frau von der immerwährenden Hülfe. Von P. H. Saintrain aus der Congregation des allerhl. Erlösers.“ (Autorisirte Uebersetzung.) Ich kenne kein schöneres und gediegeneres Buch über die hl. Jungfrau als das genannte und weise deshalb an dieser Stelle alle Verehrer Mariens und ihres „Gnadenbildes von der immerwährenden Hülfe“ auf dasselbe hin.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Wir können nur zustimmen, wenn die „Germania“ in ihrem Sonntagsblatt über das Buch „Maria, die immerwährende Hülfe“ (500 S. 80 Preis: M. 2,25) u. A. schreibt: „Mit ebenso großer dogmatischer Schärfe und exegetischer Feinheit, als ascetischer Durchbildung und Wärme ausgestattet, bewegt sich der geistreiche Verfasser auf dem sonst keineswegs so gefahrlosen Felde der Mariologie mit einer Sicherheit und



Nachdem wir in Rom vor dem Bilde gebetet und uns das schöne Kirchlein näher besehen hatten, besuchten wir das anliegende Redemptoristenkloster, wo wir mit einem sehr liebenswürdigen deutschen Vater uns länger unterhielten und uns nach so manchen lieben Patres Redemptoristen, die wir in Bochum, Trier u. s. w. kennen gelernt, näher erkundigten. Ach, die guten Patres, die als Missionäre so viel für unser armes, armes deutsches Vaterland gewirkt — wohin haben sie wandern müssen! Möchten sie bald wieder zu uns zurückkehren! Möge Maria von der immerwährenden Hülfe auch an uns recht bald ihre Macht beweisen!

Für heute möchte ich meine Leser noch zu einer andern Ordenskirche führen, für die ich mich zu interessiren einen besondern persönlichen Grund hatte — zu der Capuciner-Kirche an der Piazza Barberini. Unter dem Hochaltar dieser Kirche ruht der Leib des hl. Justin des Philosophen und Märtyrers. Um das Jahr 100 n. Chr. zu Flavia Neapolis, dem alten Sichem, geboren, wurde er später aus einem Philosophen ein Christ und hochberühmter Apologet des Christenthums. In Rom erlangte er um das Jahr 160 die Märtyrerpalme.

Was den Rompilger in der Regel zu der in Rede stehenden Capuciner-Kirche hinführt, ist die merkwürdige Todtengruft bei dieser Kirche, die jedenfalls einzig in ihrer Art dasteht. Ein freundlicher Capuciner geleitete uns zu derselben. Diese Todtengruft besteht aus 6 fast unterirdischen Kapellen, von denen 5 ganz mit Gebeinen der im anliegenden Capuciner-Kloster verstorbenen Mönche geschmückt sind. Altäre, Lampen, Leuchter, Kronleuchter, Säulen, Arabesken — alles das ist von Todtengebeinen künstlich hergestellt. Ganze Skelette, mit

Leichtigkeit und entwickelt eine solche Fülle neuer Gedanken und Gesichtspunkte, daß man das Buch, wenn man sich einmal hinein vertieft hat, gar nicht mehr aus der Hand legen möchte. Sollte ich den Verfasser mit einem älteren Schriftsteller vergleichen, so könnte es nur der sel. Cardinal Wiseman sein.“ — Und der berühmte Missionar P. Zobel schreibt u. A.: „Der Uebersetzer, sowie die Vereinsdruckerei (Bonifacius-Druckerei in Paderborn) haben sich in meinen Augen ein großes Verdienst dadurch erworben, daß sie die Herausgabe des vortrefflichen Buches bewerkstelligten. Das Werk hat in der Uebersetzung nicht nur nichts verloren, sondern eher zugenommen. O möchte dieses Werk doch in allen christlichen Familien angetroffen und gelesen werden — wie viel Gied würde gelindert“ . . . .



der Capuciner-Kutte bekleidet, stehen aufrecht oder knien an den Altären. Die erste Idee zu dieser merkwürdigen Mosaik aus Menschengebeinen ist von dem Cardinal Francesco Barberini, Bruder Urban's VIII., einem strengen Capuciner, ausgegangen. Er ließ die Gebeine der Mönche seines Ordens, die zu Jerusalem begraben waren, nach Rom bringen, und diese bildeten das erste Material zu diesen denkwürdigen Verzierungen. Ohne Zweifel hat der strenge Mönch den Gedanken an den Tod seinen Ordensbrüdern recht lebhaft vor die Seele führen wollen, wie er sich denn selbst für sein Grab die einfache Inschrift gewählt hat: *Hic iacet pulvis, cinis et nihil* — „Hier liegt Staub und Asche und Nichts!“ Ach ja, was ist der Mensch? „Was ist euer Leben?“ fragt der Apostel Jacobus, und antwortet: „Ein Dunst ist es, der eine kleine Weile sichtbar ist und dann verschwindet.“ (Jac. 4, 15) Ich sah den Schädel eines P. Rector, der vor wenigen Jahren gestorben war. Hätte er nicht die Bleifeder-Inschrift „P. Rector N. N.“ getragen, so hätte ich den Schädel des gelehrten Paters vielleicht für den eines gewöhnlichen Bruders gehalten. Ja wohl, es ist so, wie es Dante ausdrückt in den Versen, die einst Papst Pius IX. in das Fremdenbuch zu Ravenna eingeschrieben:

*Non è il mondan romore altro ch' un fiato  
Di vento, ch' or vien quinci, e or vien quindi,  
E muta nome, perchè muta lato:*

*Ein ird'scher Ruf ist wie des Windes Wehen,  
Der sich bald hierhin und bald dorthin wendet  
Und seinen Ort und Namen tauscht im Gehen.*

## 81.

So gern ich meine Leser noch zu manchen denkwürdigen Stätten Roms, an denen ich geweiht, hinführen möchte, ich muß mich kurz fassen. So verzichte ich denn darauf, noch einmal im Geiste die altehrwürdige Kirche S. Maria in Trastevere zu besuchen, sowie die an der Stelle eines ehemaligen Minervatempels erbaute Kirche S. Maria sopra Minerva, unter deren Hochaltar der Leib der hl. Katharina von



Siena bewahrt wird, ich verzichte auf den Besuch der denkwürdigen Kirche S. Clemente, unter deren Hochaltar der hl. Papst Clemens und der hl. Bischof-Märtyrer Ignatius von Antiochien ruhen; ich steige nicht hinab in die schöne, erst in den letzten Jahren aus dem Schutte ausgegrabene Kirche, die sich unter der jetzigen St. Clemens-Kirche befindet und zu der uns ein so liebenswürdiger irländischer Dominicaner-Pater geleitet — auf dieses und Anderes gehe ich hier nicht näher ein; aber zu einer höchst denkwürdigen Stätte muß ich meine Leser führen und dort etwas länger verweilen, nämlich zur Kirche S. Maria ad Martyres, gewöhnlich Pantheon oder La Rotonda genannt.

Ueber Leichenfeldern und blutigen Trophäen hatte sich die Weltherrschaft des heidnischen Roms gegründet, und ein prachtvoller Tempel, dessen colossaler Rundbau nur von oben Licht empfing, sollte der Verherrlichung des gewaltigen Kaisers Augustus dienen. Augustus lehnte jedoch diese Ehre ab und ließ den Tempel dem heidnischen Kriegsgotte Mars und dem rächenden Jupiter weihen, andeutend, auf welch grausamen Grundlagen Rom's Weltherrschaft beruhe. Aber dasselbe heidnische Rom, welches die Götzen aller unterjochten Völker unter seine Staatsgötter aufnahm, machte sich auch zum Repräsentanten des ganzen Heidenthums, und demgemäß erhielt jener prachtvolle Rundtempel bald die Bestimmung, der Verehrung aller heidnischen Götter oder Götzen zu dienen, in Folge dessen ihm der griechische Namen „Pantheon“, d. h. „allen Göttern“ geweiht, gegeben wurde.

Das nun ist eben der Tempel, zu dem ich heute meine Leser hinführe. Hören wir indeß erst seine Geschichte weiter.

Als dieser Tempel, dessen Bau i. J. 25 vor Christus begonnen war, „allen Göttern“ geweiht wurde, ahnte das heidnische Rom nicht, daß dieser selbe Tempel dereinst als ein Denkmal für den Sieg des Christenthums über alle heidnische Götzen dastehen werde.

Unvermerkt wuchs das vom menschengewordenen Sohne Gottes gepflanzte Senfkörnlein des Christenthums heran zum weltüberschattenden Baume. Die Weltherrschaft des heidnischen Rom nahm in dem Maße ab, als das Christenthum zunahm — und nach 300jährigem ohnmächtigem Wüthen gegen die



Kirche Jesu siegte das Kreuz über die Gözentempel und Rom wurde die Hauptstadt der christlichen Welt. Und das Pantheon? Während alle andern Gözentempel in Schutt fielen, erhielt die göttliche Vorsehung einzig diesen „allen Götzen“ gewidmeten Tempel, damit er in alle Zukunft dastehe als ein sprechendes Denkmal des Sieges, den die Kirche Jesu über den gesammten Gözendienst errungen.

Nachdem längst alle Götzenbilder aus dem Pantheon entfernt waren, weihte Papst Bonifacius IV. im J. 610 am 13. Mai den ehemaligen prachtvollen heidnischen Rundtempel unter Anrufung der allerseligsten Jungfrau Maria und aller hl. Märtyrer zu einer christlichen Kirche ein, nachdem er auf 28 Wagen die Gebeine heiliger Märtyrer aus den Katakomben hierher bringen und hier hatte beisetzen lassen. Von dieser Zeit an erhielt das Pantheon den Namen S. Maria ad Martyres — Maria bei den Märtyrern —, während es von der Rundform des Baues auch den Namen S. Maria Rotunda (Maria-Rundbau) führt.

Das jährliche Einweihungsfest zu Ehren Mariä und aller hl. Märtyrer wurde von Papst Gregor III. auf alle Heilige überhaupt ausgedehnt und dann dessen Feier auf den 1. November festgesetzt. So knüpft sich also unser schönes Fest Allerheiligen an die denkwürdige Kirche, zu der ich heute meine Leser geführt habe, und dieses schöne Fest Allerheiligen stellt uns somit den Sieg des Christenthums über das Heidenthum dar. An die Stelle des obersten heidnischen Götzen Jupiter im Kreise seiner zahllosen Götzen, die ebensovielen Repräsentanten greulicher Laster waren, an Stelle des Kriegsgötzen Mars und anderer vergötterten bluttriefenden Kriegshelden — o greulicher Cultus! — ist in der Kirche Jesu der einzig wahre Gott Himmels und der Erden getreten, umgeben von seinen Engeln und allen vollendeten Tugendhelden; wie an die Stelle der Finsterniß und des Aberglaubens das Licht des hl. Glaubens getreten ist, und an die Stelle der greulichen Götzenopfer das hochheilige reine Opfer des Neuen Bundes.

Solche Gedanken ergreifen den Rompilger mit ihrer ganzen Macht, wenn er im Pantheon steht und an das „ehemals“ und „jetzt“ denkt. Unsere modernen Heiden haben für solche erhebende Gedanken kein Verständniß; sie möchten am



Liebsten das Kreuz verschwinden und die Moral (!) des Heidenthums zurückkehren sehen. Mit dem Neuheiden Schiller klagen sie mit den blasphemischen Worten jenes schmachvollen Gedichtes: „Die Götter Griechenlands“, daß der „Eine“ gesiegt hat — während Himmel und Erde nie genug jubeln können über den Sieg des Löwen aus dem Stamme Juda! O diese armen und blinden Neuheiden! — Schmerzlich hat es mich auch berührt, daß ein Jacob Grimm s. Z. so wenig Verständniß dafür gezeigt, daß das Pantheon in eine christliche Kirche umgewandelt worden! Welche Blindheit bei diesem Manne, wenn gleich sein Protestantismus ihn einigermaßen entschuldigen mag. Wie ganz anders fühlte der nachmalige große Convertit Friedrich Leopold Graf zu Stolberg die Bedeutung dieser Umwandlung, indem er i. J. 1792 über seinen Besuch im Pantheon sich äußerte mit folgenden herrlichen Worten:

„Ein großes Gefühl ergreift einen, wenn man mitten in der Rotunda steht, umfassen vom Eindruck der hohen Einfalt, die von allen Seiten auf das Auge, tief auf die Empfindung wirkt. Die Reihe der Jahrhunderte, welche seit der Gründung dieses Tempels entflohen sind, schwebet mit ihnen in Staub gesunkenen Menschengeschlechtern vor dir vorüber. Die Erde war mit Götzenaltären bedeckt, als Agrippa dieses Denkmal von der Macht des Augustus erhob.

Es wehete die Morgenröthe der Sonne, welche den Erdkreis erhellen sollte. Dem lebendigen Gotte ist nun der Götzentempel gewidmet. Ich empfand es mit frohem Schauer, sah auf, und da strahlte über der offenen Wölbung die Bläue des unendlichen Himmels. Wolken umhüllen ihn dann und wann, aber sie weichen dem Strahl der allerleuchtenden Sonne.“

Ein gar prächtiger Bau, dieser alte Heidentempel! In der Vorhalle desselben stehen 16 prachtvolle korinthische Säulen, jede aus Einem Stück Granit, 35 Fuß hoch und 16 Fuß im Umfange. Der Durchmesser des Pantheon ist seiner Scheitelhöhe gleich und beträgt 132 Fuß. Der ganze herrliche Rundbau hat kein Fenster; er erhält sein Licht durch die im Scheitel befindliche runde Oeffnung von 27 Fuß Durchmesser. Diese Oeffnung ist durch kein Glas bedeckt, so daß auch der Regen durch dieselbe freien Eintritt hat. Deshalb



ist denn aber der Fußboden so angelegt, daß das Wasser wieder abfließt. In den großen Nischen, die sich zwischen je zwei korinthischen Säulen befinden, standen einst Gözenstatuen; jetzt erheben sich dort christliche Altäre. Bei einem derselben hat der berühmte Raffael († 6. April 1520) seine letzte Ruhestätte gefunden.

Das Pantheon hat die Idee zur herrlichen Peterskuppel gegeben. „Ich will das Pantheon in der Luft erbauen!“ — sagte einst Michel Angelo — ein großartiges Wort, in großartiger Weise erfüllt!

Das Pantheon ist in der Geschichte der Baukunst epochemachend; es steht da vollständig erhalten als Baudenkmal der alten Zeit; nur ist es schade, daß der sonst als Baumeister so berühmte Bernini († 1680) an die herrliche Kuppel zwei geschmacklose Thürmlein gebaut, gleichsam angepappt hat. Der römische Volkswitz hat ihm dafür den Lohn gegeben, indem er diese Thürmlein „die Gfellsöhren des Bernini“ nannte, eine Benennung, die Niemand vergißt, der sie nur einmal gehört hat; und so oft man dann dem Namen Bernini begegnet, fallen Einem auch seine „Gfellsöhren“ ein. — Es ist ein merkwürdiges Ding — so ein Witz; der sitzt für immer im Gedächtniß.

Doch wir wollen nicht mit einem Witz vom Pantheon scheiden, sondern mit der ernstesten und schönsten Reflexion, die sich einst dem gläubigen Protestanten G. H. von Schubert in Rom aufgedrängt, als er dort vor nahe 50 Jahren der Feier der hl. Charwoche be wohnte. Er schreibt: „Als ich die Leidensgeschichte Jesu las, die so einfache als ergreifende Schilderung seines Todes, ward ich von dem Gedanken betroffen, daß Diejenigen, welche den Heiland gerichtet und verurtheilt hatten, Römer gewesen waren, und daß römische Soldaten es waren, welche den Erlöser zur Schädelstätte führten und die Wache vor dem Kreuze bildeten. Was würden jene Römer wohl Dem geantwortet haben, der zu ihnen gesagt hätte: Ihr Bürger Roms, die ihr auf den sieben Hügeln eurer ewigen Stadt Tempel errichtet habt für alle Götter, und Paläste für eure Cäsaren, vernehmet es: dieser Jesus, den ihr soeben den schändlichen Tod der Mörder und Bösewichter habt sterben lassen, wird dereinst allein in eurem Pantheon verehrt werden, wird allein in



eurer Roma seinen herrlichen Tempel behaupten, wenn die Tempel eures capitolinischen Jupiter, eurer Minerva und Venus zerstört, zertrümmert, in Staub zerfallen sein werden; man wird die Steine, die Säulen, das Erz eurer Heiligthümer nehmen und daraus Demjenigen einen Tempel bauen, den eure Hände gezeitigt und ans Kreuz genagelt haben. Und jener Jünger, Simon Petrus genannt, der schwach und furchtsam seinen Herrn und Meister dreimal verleugnet hat, er wird in eure Stadt kommen und das Werk von Jesu Christo predigen; eure Mitbürger werden ihn tödten, euer Hügel Janiculus wird sein Golgatha werden — aber die Nachfolger desselben Simon Petrus werden fortfahren, den gekreuzigten Gott zu verkünden, und eben diese Nachfolger werden auf dem Thron eurer Cäsaren sitzen!

Man würde den Menschen, der am Tage der Kreuzigung Jesu solche Worte geredet hätte, als einen Wahnsinnigen verlacht oder als einen Gotteslästerer gleichfalls gekreuzigt haben."

Und doch — der Löwe aus dem Stamme Juda hat gesiegt!

## 82.

Schubert's schöne Reflexion hat uns an Jerusalem erinnert. Uebrigens bietet Rom ganz von selbst diese Erinnerung; ja es dürfte wohl keine Stadt mehr an Jerusalem und sein tragisches Ende, sowie überhaupt an das Ende der jüdischen Nation erinnern als eben Rom. Wir werden dies gleich sehen.

Schreitet man über das Capitol die Via sacra (die hl. Straße), auf der so mancher siegreiche Feldherr des alten Roms triumphirend eingezogen, in östlicher Richtung entlang, so gelangt man an das Forum Romanum und dann weiter durch den Triumphbogen des Titus zu dem des Constantin, und lenken wir dann unsere Schritte nordöstlich etwas weiter, dann liegt vor uns der Riesenbau des Colosseum's. Titusbogen und Colosseum das nun sind die beiden Monumente aus alten Tagen, die uns das tragische Endschicksal der jüdischen Nation in's Gedächtniß rufen.



Der Triumphbogen des Titus ist zum Andenken an die Zerstörung Jerusalems durch Titus errichtet worden. An der einen der beiden Seitenwände des Bogens ist Titus dargestellt in Begleitung von Victoren und anderem Gefolge, von der Siegesgöttin gekrönt, auf einem von vier Pferden gezogenen Triumphwagen. Das diesem gegenüber stehende Relief ist besonders ergreifend und denkwürdig: es stellt die im Triumphzuge des Titus aufgeführten Heiligthümer des Tempels zu Jerusalem dar: den goldenen siebenarmigen Leuchter und den goldenen Schaubrodtisch, die silbernen Posaunen zur Verkündigung des Jubeljahres und die Lade, worin die hl. Schriften aufbewahrt wurden.

Sinnend und ernst blickt der christliche Pilger zu diesem Triumphbogen empor, der die Weissagung Christi über Jerusalems und des Tempels Zerstörung buchstäblich erfüllt zeigt. Die heidnischen Römer haben es nie geahnt, als sie dem Titus zu Ehren diesen Triumphbogen erbauten, daß sie damit der christlichen Wahrheit ein Monument errichten würden. Wissen Sie einen bündigen Beweis für die Wahrheit des Christenthums? fragte der ungläubige Preußenkönig Friedrich II. einst seinen ungläubigen Freund Voltaire, und diesem entschlüpfte gleichsam unbewacht die lakonische Antwort: „Die Juden!“ — und der König mußte die Trefflichkeit der Antwort anerkennen.

Kein Jude geht unter diesem Triumphbogen des Titus her, „sondern lenkt seine Schritte, zum Zeichen seiner Entrüstung ausspeiend, um denselben herum.“ (Dr. Joh. Kahser.)

Ich begreife es; dieser Bogen erinnert an den verhängnisvollsten Tag, der die jüdische Nation betroffen, an den Tag, wo Titus auf den rauchenden Trümmern Jerusalems stand. Und was war das für ein Tag? **Es war der 2. September des Jahres 70.**

„Am 2. September des Jahres 70 stand Titus auf den rauchenden Trümmern des nach unerhörten Anstrengungen eroberten Jerusalems“ — so schreibt der gelehrte Prof. Dr. Schegg in München in seinem „Leben Jesu“ II. Bd. S. 317.

Wann war die Schlacht bei Sedan? Genau 1800 Jahre später: am 2. September des Jahres



1870, und am 2. September wird darum alljährlich „Sedan“ begangen.

Merkwürdiges Zusammentreffen! Und noch merkwürdiger, daß gerade die Judenblätter für die Wahl dieses Tages zur Festfeier plädirt haben! Es ist ja der Unglückstag, das „Sedan“ der Juden, welchen Tag Gott nach dem Talmud fortwährend beweinen soll, „indem er täglich zwei große Thränen mit solchem Getön in's Meer fallen läßt, daß man von einem Ende der Welt bis zum andern den Schall davon hören kann; selbst Erdbeben entstehen durch den Fall dieser Thränen.“ So fabelt und klagt der Talmud; und Israel jubelt an diesem Tage? Das soll nicht merkwürdig sein?

Für christliche Festredner auf Sedanius, denen es etwa an interessantem Stoff zur Abwechslung gebrechen sollte, dürfte es sich empfehlen, die Parallele zwischen Sedan I. (2. Sept. 70) und Sedan II. (2. Sept. 1870) zu ziehen, was gar nicht schwer ist. Jerusalem blieb verstockt und verschloß sich der Stimme der christlichen Wahrheit, steinigte den Stephanus, verfolgte die Apostel und die Kirche Jesu, und da kam jenes Sedan 70; Napoleon handelte wesentlich wie weiland die Juden, und da kam Sedan 1870, und seine Herrlichkeit war zu Ende. Dann folgt das Lob der Gottesfurcht und frommen Sitte und ähnliche Reflexionen, und die Rede ist fertig und hat sich nicht in den abgedroschenen Cultorkampfsphrasen bewegt.

Das tragische Ende der jüdischen Nation geht uns, scheint es, mehr zu Herzen als den Juden selbst. Wie könnten sie sonst allenthalben den 2. Sept. so jubelnd feiern, an dem einst i. J. 70 ihr Schicksal entschieden worden? Wie die Weissagung Christi sich buchstäblich bei Jerusalem und des Tempels Zerstörung erfüllt, darauf habe ich schon hingewiesen. Zur Warnung der Auserwählten ließ Gott auf die bevorstehende Zerstörung auch noch durch verschiedene Vorzeichen hinweisen. So kam ein gewöhnlicher Mann vom Lande, der Sohn des Ananias, zum jüdischen Laubhüttenfeste nach Jerusalem. „Der fing mit einem Male zu schreien an: „Eine Stimme vom Aufgange, eine Stimme vom Niedergange, eine Stimme von den vier Winden, eine Stimme wider dieses ganze Volk.“ So schrie er Tag und Nacht durch alle Gassen der Stadt. Auf alle Fragen, ja selbst auf Gei-



ßelstreiche und Foltern gab er keine andere Antwort als: „Wehe über den Tempel, wehe über Jerusalem!“ . . . Endlich setzte er, auf Jerusalem's Mauern stehend, noch die Worte bei: „Wehe auch mir!“ In diesem Augenblicke kam ein Stein aus den Wurfgeschossen der römischen Belagerer geflogen und zerschmetterte ihn. Sein Ruf: „H e p, h e p!“ hat sich sprichwörtlich noch erhalten.“ So schreibt der gelehrte Benedictiner Scherer in der homiletischen Erklärung des Evangeliums Matth. 24, 16, wo der Heiland die Seinen zur Flucht mahnt, wenn die Vorzeichen der Zerstörung Jerusalem's sich zeigen würden. Am 2. Sept. 70 war das Wort Christi erfüllt — Titus stand an diesem Tage auf den rauchenden Trümmern Jerusalem's und erklärte, obschon Heide, daß nicht er, nicht Menschenhand es gewesen, die Jerusalem bezwungen, sondern die rächende Gottheit. Eine Million Juden war bei dem Vorrgerichte über Jerusalem umgekommen, 97,000 Juden wurden in die Sklaverei verkauft, Hunderttausende, die beim Kriege in Gefangenschaft gerathen, wurden nach Rom geschleppt und dort zum Bau jenes Gebäudes verwendet, das nächst dem Titusbogen uns besonders lebhaft an das Endschicksal der jüdischen Nation erinnert. Wir meinen natürlich das Colosseum, mit dem wir uns jetzt des Näheren befassen wollen.

Ueber das Colosseum, das großartigste Bauwerk des alten Roms und vielleicht der ganzen alten Welt, sind Bücher geschrieben worden; wir müssen unserm beschränkten Raume Rechnung tragen und können nur die Hauptsache berühren. Wer mehr lesen will, den verweisen wir auf den gründlichen Vortrag, den Dr. Joh. Kayser i. J. 1861 im „Wissenschaftlichen Vereine zu Paderborn“ gehalten und dann bei Junfermann in Druck gegeben hat, auf welchen Vortrag wir hier besonders Bezug nehmen werden.

Das Colosseum, das jetzt in riesenhaften Ruinen dasteht, trägt seinen Namen nicht, wie man zu meinen versucht ist, von seiner colossalen Größe, sondern von einer über 100 Fuß hohen Riesenstatue Nero's, welche Hadrian aus Erz gießen und vor dem Gebäude aufrichten ließ. Von dieser Statue, Colossus Neronis geheißen, benannte man das Gebäude selbst Colosseum, das ist: das Gebäude bei dem Coloss.

Der erste Erbauer dieses achten Weltwunders, oder



besser der Erbauer des ersten Stockwerkes, war Flavius Vespasianus, der i. J. 69 nach Christus aus dem Lagerzelt vor Jerusalem auf den römischen Kaiserthron berufen worden. Um das Volk zu gewinnen, das nichts mehr liebte als die blutigen Fechterspiele, unternahm er es, ein Rundtheater (Amphitheater) im großartigsten Maßstabe für solche Spiele zu erbauen, eben das Colosseum, das deshalb anfangs von seinem ersten Erbauer Amphitheatrum Flavii oder Flavium — das Rundtheater des Flavius — genannt wurde. Der von Vespasian begonnene Bau wurde von seinem Sohne und Nachfolger Titus, dem Eroberer Jerusalems, um das zweite Stockwerk erhöht, dessen Vollendung er i. J. 80 mit großartigen Spielen feierte, die 120 Tage dauerten und 5000 Bestien und 10,000 Gladiatoren dem Tode weiheten. Das dritte und vierte Stockwerk führte Domitian, der Nachfolger des Titus und Vespasians zweiter Sohn, aus und vollendete damit das Riesenwerk seines Vaters.

Die Gestalt des Colosseums ist eiförmig, länglich rund. Die Arena, oder der flache Boden, der innere freie Platz, auf welchem die Fechtspiele stattfanden, hatte einen Umfang von 916 rh. Fuß; die Höhe des Colosseums betrug gegen 200 Fuß. Die Sitze für die Zuschauer erhoben sich ringsum stufenförmig über und hinter einander, so daß jede weitere Zuschauerreihe über die Köpfe der vor ihr Sitzenden leicht hinweg- und auf die Arena hinabschauen konnte. Die untere Reihe oder das Podium erhob sich nur 8 Fuß über die Arena und enthielt (nach Süd und Nord) die Kaiserloge und die Sitze für die sanften (!) Vestalinnen, für die Prätores und Senatoren. Ueber ihnen saßen auf vielen Reihen übereinander die römischen Ritter, über diesen die Bürger, weiter oben die Weiber, auf den höchsten Sitzen die vornehmen Matronen. Ganz oben standen die Männer, welche das Tuch über den ganzen Schauplatz zu spannen hatten, um den Sonnenstrahlen zu wehren. Das Colosseum konnte 107,000 Mann Zuschauer in sich fassen, das Dienstpersonal und die Fechter nicht mitgerechnet.

Welch ein Bau! Und wie war es möglich, einen solchen Riesenbau in kaum 15 Jahren zu vollenden? „Das läßt sich nur begreifen — sagt Dr. Kayser — von Tyrannen, die sich mit dem Fette der Völker und dem Blute der Nationen ge-



mästet; das läßt sich nur begreifen von Gewalthabern, die über die Reichthümer einer halben Welt und über die Arbeitskraft ganzer Sklavenheere unbeschränktes Verfügungsrecht besitzen. . . . Aber indem sie mit Tyrannengewalt und Erschöpfung des Staatsschatzes Bauten schufen, welche Jahrtausenden widerstanden, untergruben sie die Fundamente des eigenen Thrones; denn nur der Staat kann dauernden Bestand haben, welcher auf Recht und Freiheit der Bürger und der Wohlfahrt der Nation beruht.“ Sehr richtig!

Es graut uns bei dem Gedanken an die Tyrannei, die das Colosseum gebaut hat. Mag ein Jacob Grimm von einem „h e h r e n Colosseum“ neuheidnisch faseln; wir sagen statt dessen mit Dr. Kayser: „Das sind Räume, die mit Blut gebaut und mit Blut zum Blutvergießen geweiht wurden!“

Und damit komme ich zum Schlusse dieses Artikels wieder auf Israel zurück. Die Mauern des Colosseums wissen von dem furchtbaren Loose seiner Söhne zu erzählen, zumal nachdem der 2. Sept. 70 Israels Geschichte entschieden hatte. Lassen wir statt unser Dr. Kayser sprechen:

„Vespasian und Titus verwendeten zum Bau des Amphitheaters Hunderttausende von Juden, die beim jüdischen Kriege in Gefangenschaft gerathen waren. Ueber je zehn war ein Aufseher gesetzt, über je hundert ein Oberaufseher, die ihre Untergebenen mit scharfem Stachel unablässig zur Arbeit trieben, wie der italienische Ochsentreiber noch heute die Zugtiere. Unter der kurzen Regierung des Eroberers von Jerusalem sollen allein 12,000 den Mühen der Arbeit und den Grausamkeiten ihrer Dränger erlegen sein. Wer ist, der da seinen Blick nicht von dem Schlupfpunkt der Geschichte dieses merkwürdigen Volkes zu ihrem Anfange zurückwendete? Seltsames Schicksal der Söhne Abrahams! Das Entstehen dieser Nation ist bezeichnet durch die Frohndienste an den Prunkbauten der ägyptischen Pharaonen, ihr Untergang markirt durch die Handlangerdienste bei den Riesenschöpfungen der römischen Imperatoren. Pyramiden errichtet sie neben ihrer Wiege, ein Colosseum erbaut sie über ihrem Grabe!“



In unsern Tagen wird — Gott sei es geklagt — so oft das Heidenthum gepriesen und an die Stelle des Christenthums zurückgewünscht. Da ist es wohl angebracht, unsere Leser einen Blick in das gepriesene Heidenthum und seine Greuel werfen zu lassen. Ich will dieselben nun nicht etwa hinführen an Stätten, wo dem Bacchus oder der Venus gefröhnt wurde, sondern sie einen Blick werfen lassen auf die Scenen, die sich in römischen Amphitheatern, speciell im Colosseum vollzogen. Der vom Heidenthum zum Christenthume bekehrte Rhetor Arnobius nennt die Amphitheater „Blutstätten, in welchen man sah, wie Menschen von wilden Thieren zerrissen und gefaut wurden, und man sich gegenseitig ohne Verschuldung tödtete, bloß zur Ergözung der Zuschauer.“ Grauenhaft — und wie war man allmählich dahin gekommen? Durch das ewige Blutvergießen auf den Schlachtfeldern. „Einem Volke, das unter Blutvergießen aufgewachsen war, sagten besser als die Künste . . . die blutigen Spiele der Bellona (Kriegsgöttin der Römer) zu. Sie waren dem Römer ein eben so großes Bedürfniß, wie das tägliche Brod.“ (Dr. Kayser.)

„Im Jahre 488 nach Erbauung der Stadt — so schreibt Stolberg in seinen Reiseerinnerungen aus Italien — ward in Rom zuerst auf dem Circus das blutige Schauspiel der Gladiatoren (Fechter) von M. und D. Brutus gegeben, welche das Begräbniß ihres Vaters dadurch ehren wollten. Die unsinnige Liebe zu diesem Greuel nahm schnell zu. Im Jahre Rom's 536 gaben die Söhne des M. Aemilius Lepidus, sein Andenken zu ehren, Spiele, in welchen 22 Paar Fechter auftraten, sie dauerten 3 Tage. 33 Jahr nachher erschienen 70 Fechter. Es ward Sitte, daß fast jeder Feldherr, ehe er auf eine Unternehmung auszog, dem Volke dieses Vorspiel des Mordes gab. Cäsar ließ auf seine Unkosten einige tausend Fechter ernähren, und gab als Aedilis Spiele, in welchen 320 Paar auf den Kampfplatz traten. Trajan, dieser Stolz des Heidenthums; Trajan, der liebenswürdigste und größte unter den Kaisern; Trajan, dessen Güte jedem nach ihm erwählten Kaiser durch den Zuruf: „Sei glücklich wie August und gütig wie Trajan!“ empfohlen ward; dieser Tra-



jan gab 120 Tage nach einander Spiele, in welchen 10,000 Fechter erschienen."

Wir haben schon erwähnt, wie Titus bei der „Einweihung“ des Colosseums Fechterspiele gab, bei denen 5000 Bestien und 100,000 Gladiatoren abgemekelt wurden; „denn diese — die Fechter — waren wohlfeiler als die wilden Thiere“, bemerkt Dr. Kayser sehr treffend, der dann weitere Zusammenstellungen gibt von Bestien, die bei verschiedenen Festspielen aufgetreten sind, z. B. bei den Festspielen des Scaurus 150 Panther, des Sulla 100 mähnige Löwen, des Pompejus 600 Löwen, 410 Panther, 20 Elephanten, des Servilius 300 Bären und ebenso viele vierfüßige Kinder der Wüste Sahara, des Domitian 100 Strauße, 1000 Hirsche, 1000 Eber, 1000 Giraffen, u. s. w. u. s. w.

Die mindestens doppelt so große Anzahl der „wohlfeilen“ Menschen, die bei solchen blutigen Spielen elendiglich hingemordet wurden, müssen wir uns hinzudenken.

Diese armen Menschen wählte man aus Sklaven, Kriegsgefangenen, verurtheilten Verbrechern. Zu der letzten Kategorie stellten namentlich die wegen Ungehorsam gegen die gotteslästerlichen Staatsgesetze zum Tode verurtheilten Christen ein ungezähltes Contingent. *Ad bestias!* — „vor die Thiere!“ lautete tausend und aber tausend Mal der Ruf der Rechtsvertreter auf dem Forum und in den Gerichtshallen, wenn die Jünger Jesu ihre Treue gegen Christus und seine Kirche betheuerten. Wir kommen hierauf nächstens zurück.

Beschreiben wir vorerst in allgemeinen Zügen den Vorgang der blutigen Spiele im Colosseum. Versetzen wir uns im Geiste in die blutigen Räume. Auf den Sitz- und Stehplätzen haben 107,000 Zuschauer Platz genommen. Der Kaiser sitzt in seiner Hofloge in der untersten Reihe der Zuschauer; in derselben Reihe sitzen die Vestalinnen, eine Art heidnischer Nonnen. Aus der Tiefe hört man das Brüllen der wilden Bestien, die aus ihren Behältern bald auf die Arena gelassen werden sollen. Da tritt zunächst ein Gözenpriester, ein Priester des Jupiter, auf die Arena; ihm folgt ein bekränztes Schlachtopfer, geführt von einer Prätorianerschaar. Unter dem blinkenden Messer des Gözenpriesters fällt das Opfer; Jupiter ist versöhnt, und nun kann das grausige Spiel beginnen.



Eine schmetternde Musik erschallt, und auf der Arena erscheinen die *venatores*, Jäger, in zwei Reihen geordnet. Sie tragen Peitschen in ihren Händen, um die Schaaren der für den Thierkampf bestimmten Unglücklichen, — *bestiarii* — welche nackt in ihrer Mitte gehen, zum bevorstehenden Kampfe mit den wilden Thieren anzutreiben, falls sie furchtsam zurückscheuen sollten. Ein Theil dieser für den Thierkampf bestimmten Menschen ist mit Schwertern und Lanzen bewaffnet, um gegen die Bestien zu kämpfen, ein anderer Theil wird in Netze verstrickt oder an Pfosten gebunden, um dem Zerstoßen und Zerreißen preisgegeben zu werden. Zunächst aber ziehen sie, ein Herold voran, unter dem Schalle der Musik rings um die Arena, und vor dem Kaiser sich tief verbeugend, müssen sie laut ausrufen: *Caesar, morituri te salutant* — „Kaiser, dich grüßen die Kinder des Todes!“ Dann werden sie in verschiedenen Abtheilungen aufgestellt, um der Reihe nach die Beute der Bestien zu werden.

Ungeduldig harren die 107,000 Zuschauer des Anfanges. Endlich erheben sich die „heidnischen Nonnen“, die sanften (!) Vestalinnen, und geben das Zeichen zum Beginne der Mezelei. Da öffnen sich die Fallthüren vor den Thierbehältern, und ausgehungerte Löwen, Tiger, Panther, Bären, Eber stürzen sich, zuvor durch Stacheln oder glühende Eisen in Wuth gesetzt, auf die Arena und ihre Opfer. Man erlasse uns die weitere Schilderung. Ha, wie die 107,000 Zuschauer sich weiden am Blute!

Schluß der ersten Vorstellung: Thiere und Menschen liegen blutend, röchelnd, todt auf der Arena. Hungerige Menschen stürzen über die erlegten Eber u. s. w., um einen Wildbraten zu erhaschen — von Thieren, die mit Menschenfleisch gesättigt sind! An die erschlagenen Fechter macht sich eine Schaar *confectores* — Abdecker. Zwei als Götter verkleidete Führer — Mercur und Pluto — gehen ihnen voran. Mercur untersucht mit einem glühenden Stabe die Leichen: Pluto schlägt den noch Zuckenden mit einem Hammer den Schädel ein; die *confectores* schlagen Haken in die Leichen und schleifen sie weg. Dann erscheinen zahlreiche Sklaven in glanzvoller Livree, um den Sandboden — arena — zu ebnen und die Blutlachen zu beseitigen. Während dies vor sich geht, werden die Zuschauer durch Gesang und Musik unterhalten.



Denn die blutige Vorstellung ist noch nicht zu Ende. Es soll gleich der zweite Act folgen.

„Die Grausamkeit ist schwer zu befriedigen, sie will mannigfaltigen Mord und ihr schreckliches Bedürfnis macht sie erfinderisch.“ (Stolberg.) Auf das Blutbad der Thierkämpfe soll das Blutbad der Gladiatoren folgen. Zu letzterem wird die Arena eben bereitet. Werfen wir während der Zwischenpause unsern Blick auf die Zuschauer. Wie sie da behaglich ruhen auf den mit weichen Polstern und Kissen belegten Sizen! Damit der Magen sie in ihrer behaglichen Situation nicht störe, haben sie Speise und Trank in's Amphitheater mitgenommen und essen und trinken nun ganz gemüthlich in der Zwischenpause. So kann man's lange aushalten, bis tief in die Nacht. In der That wurden denn auch die blutigen schaurigen Spiele oft Tag und Nacht hindurch fortgesetzt. Zur Nachtzeit wurde das Colosseum mit Tausenden von Fackeln erleuchtet, die ihr flackerndes Licht über Zuschauer und Fechter ergossen und die Greuelszenen noch schauriger und darum noch angenehmer machten.

„Domitian“ — so berichtet sein Biograph Suetonius — „gab Thiergefechte und Gladiatorenspiele zur Nachtzeit beim Scheine von Fackeln; und nicht bloß Männer, sondern auch Frauen schickte er auf die Arena.“ Zwei, drei, ja fünf Tage und Nächte haben die blutigen Spiele mitunter ohne Unterbrechung fortgedauert.

„Um die Lust zu erfrischen, hatten die Römer in diesen üppigen Zeiten den Gebrauch, Wasser, Wein und Safran zu mischen und durch verborgene Maschinen fein wie einen sanften Regen bis an die obersten Sitze gedrängter Zuschauer hinauf zu spritzen.“ (Stolberg.) Zwischen den Sizen ragten Metallröhrchen hervor, aus denen dieses duftende Eau de Cologne der Römer hervorquoll, durch Maschinen so kräftig emporgetrieben, daß es wie ein Thau oder sinkender Nebel den ganzen Raum erfrischte. „Es war nicht genug, Safran hiezu zu nehmen, er mußte vom cilicischen Vorgebirge Corycus, und zwar in der sogen. corycischen Höhle gewachsen sein.“ (Stolberg.) Ebenso „war es den Römern nicht genug, sich mit Leinwand, welche sehr theuer war, zu überschatten; sie nahmen feine Leinwand von verschiedenen Farben dazu und ergözten sich am wallenden Schein dieser Farben, welcher, wie



Lucrez sagt, die ganze Versammlung überfluthete." (Stolberg.) Dazu kam der Glanz der prächtig ausgeschlagenen Kaiserloge sowie der malerische Kleiderschmuck mancher Zuschauer, z. B. der „heidnischen Nonnen“, der Vestalinnen, die ein weißes, purpurverbräuntes langes Gewand, eine köstliche Stirnbinde und einen wallenden Schleier trugen, oder der ehrwürdigen Senatoren in goldverbräunten Mänteln, oder der römischen Damen, die in Purpur und Diamanten strahlten u. s. w.

Doch genug mit dieser Schilderung! die Zwischenpause ist vorüber, die zweite Scene soll beginnen.

Schaugierig harrt das Volk im weiten Ringe,  
 Schon flirrt das Schwert; das Kampfspiel soll beginnen  
 Mit Stoß und Hieb, mit Netz und Fechterschwinge!  
 Wie wird im Sande Menschenblut verrinnen!

Die Gladiatoren nahen. Nachdem sie an der Meta Sudans („schwitzende Säule“ — ein berühmter Springbrunnen, dessen Reste man heute noch auf dem Wege vom Titusbogen nach dem Colosseum sieht) die letzte Erquickung getrunken, fahren sie auf buntbemalten Wagen in's Colosseum und dann rings um die Arena. Vor dem blutigen Kaiser sich verneigend, müssen auch sie das ekelhafte „Caesar, morituri te salutant“ rufen, und dann beginnt das grausige Kampfspiel.

Zunächst müssen die sogen. andabatae — Heruntapper — bei verbundenen Augen mit dem scharfen Schwerte gegen einander kämpfen. Dann folgten die retiarii — Netzkämpfer — „welche ein elastisches Netz in der Rechten und eine dreizackige Gabel in der Linken hielten; sie suchten ihrem Gegner das Netz über den Kopf zu werfen und dann ihn zu durchbohren. Wenn jenem das mißlang, so verfolgte ihn dieser und suchte ihn zu tödten. — Die Netzträger fochten auch mit geharnischten Galliern, welche Mirmillonen genannt wurden. Diese suchten dem Netze dadurch zu entgehen, daß sie sich schnell bückten, darunter weg duckten, ihrem Feinde mit einem Hiebe die Füße lähmten und dann ihn durchbohrten.“ (Stolberg.) Dann folgen noch verschiedene andere Kämpfer, wie die laquearii oder Schlingenkämpfer, essedarii, Wagenkämpfer, dimachaeri, die mit zwei Schwertern zugleich kämpfen. Ob schon bei diesen verschiedenen blutigen Mezeleien Hunderte von Menschen den grausamen Tod finden — es sind immer



nur Vorspiele, gleichsam Reizmittel für den Blutdurst der Zuschauer, der sich nun an dem eigentlichen Kampfe der Gladiatoren laben soll.

Die Gladiatoren sind die eigentlichen Fechter, von einem Lehrmeister im Fechten (*lanista*) vorgeübt und geschult — zum kunstgerechten Morde. Die Kaiser nährten zahlreiche Fechterschaaren, um sie stets in Bereitschaft zu haben, so oft das Volk seine Lieblingsspiele verlangte. (Auch ein Cicero, das Idol einseitiger Philologen, unterhielt auf eigene Kosten eine Gladiatorenschule!)

Sieh, jetzt kommen die Gladiatoren an die Reihe; über das Antlitz der sanften (!) Vestalinnen und aller Zuschauer gleitet ein Zug lebhafter Freude. Der größere Theil der Gladiatoren kämpft zu Fuß mit langen Degen, ein anderer Theil zu Pferde mit mächtigen Lanzen. So oft ein Fechter die Todeswunde erhält, äußern die Zuschauer ihre Freude durch lautes Geschrei. Habet! hic habet! ertönt es, was der gebildete Berliner durch „Hat ihm! hat ihm!“ wiedergeben würde. Oft ist der Betroffene auf der Stelle todt; oft aber ist er bloß tödtlich oder schwer verwundet. Im letzten Falle erhebt er sich, nachdem er blutend zu Boden gesunken, auf ein Knie und fleht mit zitternd erhobener Hand um Gnade. Wird das Volk die Hand mit niedergedrücktem Daumen erheben (das Zeichen der Begnadigung), oder wird es die geschlossene Hand mit erhobenem Daumen ausstrecken (das Zeichen der Verurtheilung zum Tode)? Gewöhnlich ist letzteres der Fall und dabei ertönt der Ruf: *Recipe ferrum* — empfang das Schwert! Der Unglückliche muß nun, auf den Knien liegend, die Spitze des gegen ihn gezückten Schwertes des Siegers mit eigener Hand ergreifen, sich auf die Kehle setzen und sich so selbst den Tod geben. Schallender Jubel und Händeklatschen begleitet eine jede solche Execution und übertönt das Todesröcheln.

„Wenn ein Gladiator seinen Schmerz nach einer Wunde äußerte, so gerieth oft das Volk in Wuth und rief: Tödtte, brenne, geißle ihn! (*occide! ure! verbera!*). Ich erinnere mich irgendwo gelesen zu haben, daß man auch wohl die Grausamkeit beging, solche, welche halbtodt hingefallen waren, mit glühenden Zangen zu zwicken, um sie zur Aufraffung ihrer letzten Kräfte zu zwingen.“ (Stolberg.)



Gewisse Gladiatoren „wurden oft Samniten genannt, nicht als ob sie wirklich Samniten gewesen wären, sondern weil die Römer, voll u n e d l e n H a s s e s gegen ein Volk, das ihren Waffen hundert Jahre widerstanden hatte, auch an der Vorstellung eines ermordeten Samniten sich ergötzten.“ Diese Worte Stolberg's möchte ich, nebenbei bemerkt, gewissen sogenannten Patrioten unserer Tage zur Erwägung anheimgeben, die von ähnlichem Haß gegen die Franzosen erfüllt sind. Wenn es in einem „Deutschen Volksliederbuche“ z. B. bezüglich der Franzosen heißt:

„Prügel los auf die Coujonen,  
Auf das ganze Lumpenpack.  
Haut ihm, daß die Lappen fliegen,  
Daß sie All' die Kränke kriegen  
In das klappernde Gebein“ —

so wende ich mich mit Ekel weg von solchen „Patrioten“, die lebhaft an die Römer im Colosseum und ihren Haß gegen die Samniten erinnern. Videant Consules! — möchte ich da auch allen maßgebenden Stellen zurufen, daß solcher Haß nicht epidemisch werde. — „Es würde mich nicht wundern — schrieb Stolberg s. B. von den französischen Revolutionshelden — wenn wir erlebten, daß Gesetzgeber einer Nation, welche vor unsern Augen den Segen des Christenthums von sich stößt, diese die Menschheit entehrende Sitte (der blutigen Gladiatorenspiele) wieder einführen.“ So ganz unrecht hat der edle Stolberg nicht gehabt; die im Namen der Humanität vollzogenen Niedermetzungen gläubiger Christen aller Stände war im revolutionären Frankreich eine Art Gladiatorenspiele. Eben dahin aber würde es auch bei uns kommen, wenn es gewissen Elementen je gelänge, bei uns eine zweite Auflage der französischen Revolution zu veranstalten. Gott schütze unser Vaterland!

Doch werfen wir zum Schlusse unseres Artikels noch einen Blick auf die Arena des Colosseums. Die Gladiatorenkämpfe sind beendet; zahllose Leichen bedecken die Arena: in das Todesröcheln mischt sich das Freudengeschrei der Zuschauer. Grausiges Heidenthum! Wie kann man dich preisen?! „Wem nicht Barbarenblut das Herz oder Berserkerwuth die Seele erfüllt, der fühlt selbst bei der Schilderung dieser Greuel den innersten Nerv seines Wesens erbeben.“ (Dr. Kayser.)



## 84.

Was soll ich Dir, mein lieber Leser, noch mehr vom Colosseum erzählen? Ich denke, die vorgeführten Scenen genügen, um uns mit Abscheu und Entsetzen gegen das Heidenthum und seine unmenschliche Lieblosigkeit zu erfüllen. Wenn ich mitzuwirken hätte bei der Gesetzgebung wie bei der Erziehung der Jugend, dann würde ich vor Allem dahin zu wirken suchen, daß der Abscheu vor dem Blutvergießen so groß als nur möglich würde. Für das Duell z. B., das man als eine Art Gladiatorenkampf ansehen kann, würde ich noch hundertmal schärfere Strafe beantragen, als sie die verschiedenen Gesetzgebungen bestimmen; und für die Motive würde ich die Worte des P. Röh empfehlen: „Im Duell liegt ein doppeltes Attentat auf das Leben. Es ist der Menschenmord in Bezug auf deinen Gegner attentirt, und es ist zugleich ein attentirter Selbstmord in Bezug auf dich . . . Wenn zwei Burschen sich mit Taschenmessern zerarbeiten, so wenden wir uns im tiefsten Ekel von ihnen ab und sagen: das sind Hallunken; wenn aber die Messer zu Schwertern verlängert werden, dann sind es — in Folge des unchristlichen Vorurtheils — zwei Ehrenmänner! Es protestirt aber ewig, wie das Evangelium, so das Naturgesetz gegen diese Gestalt des Mordes!“ —

Bezüglich der Schul- und Volksbücher aber würde ich für Entfernung alles dessen stimmen, was die christliche Milde zu fördern nicht geeignet ist. Fort, würde ich sagen, mit den ewigen Schilderungen von Schlachten und „fürchterlichem Gemekel“, fort mit der Verherrlichung blutiger Tage, fort mit Allem, was ein kriegerisches Fieber in's Gemüth tragen könnte! Für alle derartigen Bücher würde ich Confiscation und strafrechtliche Verfolgung beantragen, im Speciellen auch für die Bücher, welche die Verachtung anderer Völker zum Dogma erheben zu wollen scheinen. Das würde allerdings Confiscation im großartigsten Maßstabe absetzen, aber zur Hebung des christlichen Geistes wesentlich beitragen.

Der christliche Leser wolle mir jetzt noch einmal zum Colosseum folgen, um Zeuge zu sein, wie die schaurige Stätte gesühnt worden durch das Blut christlicher Märtyrer. Wer das herrliche Buch „Fabiola“ besitzt, möge das 23. Capitel



„der Kampf“ lesen, um meine schwache Schilderung zu ergänzen. Dort ist das Martyrium des hl. Pankratius in so anschaulicher Weise beschrieben, daß ich die Lesung dieses Capitels nicht genug empfehlen kann. Für die Paderborner Leser und Leserinnen bemerke ich noch, daß es derselbe hl. Pankratius ist, den die Marktkirch-Pfarre als Patron verehrt. Also, verehrte Leserinnen, statt der faden Bücher aus Leihbibliotheken empfehle ich die „Fabiola“.

Wie schon früher bemerkt, ertönte tausend und aber tausend Mal der Ruf „Ad bestias!“ — „vor die Thiere!“ — aus dem Munde der ungerechten Richter über die unschuldigen Christen. Und eben so oft erdröhnte aus den dichtgefüllten Zuschauerstößen im Colosseum der Ruf: „Christianos ad leones!“ — „die Christen vor die Löwen!“ — und das war jedesmal die köstlichste Augenweide für die Heiden, die einen Christen mit ähnlichen Empfindungen betrachteten, wie ein heutiger Culturfämpfer einen „Ultramontanen“. Ein Christ galt den Heiden als ein Ausbund der Reichsfeindlichkeit und Gesetzesverachtung, wenngleich der römische Staat keine treueren Soldaten und Unterthanen zählte, als gerade die Christen. Freilich den Grundsatz: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen“ konnten unsere christlichen Brüder eben so wenig verleugnen, als die Apostel: er trägt für immer seine Wahrheit in sich und war für alle Zeit als unabänderlicher Grundsatz hingestellt, der jedesmal in Anwendung kam, wenn die heidnische Obrigkeit etwas gegen Gottes Gebot verlangte, und das verlangte sie, so oft sie von den Christen die Anerkennung der Staatsreligion in diesem oder jenem Punkte forderte. Darum galten denn die Christen als Reichs- und Staatsfeinde schlimmster Sorte. Sehr belehrend ist auch in dieser Hinsicht das i. J. 1854 geschriebene Buch des Cardinals Wiseman „Fabiola“, wo es z. B. S. 89 heißt: „Der Haß gegen das Christenthum war ebensowohl politisch als religiös; die christliche Religion wurde als unrömisch angesehen; man meinte, die Christen hätten ein Interesse, welches mit der Ausbreitung und Wohlfahrt des Reiches im Widerspruch stehe und sie gehorchten einer unsichtbaren und geistigen Gewalt. Man bezeichnete die Christen als irreligiosi in Caesares, als illoyal gegen die Kaiser, — und das war genug.“ Und S. 206 legt Wiseman dem Maximianus die Worte in



den Mund: „Was mich angeht, so habe ich . . . Grund diese Christen zu verabscheuen. Sie haben es gewagt, im Herzen des Reiches und in dieser Stadt Rom eine höchste religiöse Auctorität zu begründen, die von der Regierung des Staates unabhängig ist und keine geringere Gewalt über sie hat, als diese . . . und ihre Unterthanentreue ist demgemäß eine getheilte“ . . . u. s. w.

Hält es in unsern Tagen schwer, so manche Dumme von der Hohlheit ähnlicher Anschauungen bezüglich der Katholiken zu überzeugen, betonen in unsern Tagen selbst getaufte Menschen einen blinden und unbedingten oder rückhaltslosen Gehorsam gegen alle und jede erlassenen und zu erlassenden Gesetze: dann werden meine Leser leicht begreifen, wie erst bezüglich der ersten Christen den blinden Heiden Schlagwörter und Redensarten alles Nachdenken überflüssig machten, und welch patriotische Wonne der heidnische Pöbel empfand, wenn es hieß: *Christianos ad leones*: „Die Christen vor die Löwen!“

So wurde denn die Arena des flavischen Amphitheaters, des Colosseums, mit Strömen von Martyrerblut getränkt. Und wer dürfte wohl als erster Martyrer des Colosseums angesehen werden? Der geniale Baumeister des Colosseums selbst. In den Katakomben hat man eine Grabchrift gefunden, aus der hervorgeht, daß der Baumeister des Colosseums, *Gaudentius*, statt die versprochene Belohnung zu erhalten, auf Befehl *Vespasians* getödtet wurde. Die Grabchrift heißt u. A.: *Sic praemia servas, Vespasiane dire? Praemiatu morte, Gaudenti!* . . . *Dat Christus omnia tibi, qui alium paravit Theatrum in Coelo* — „So hältst du deine Belohnungen, graufiger *Vespasian*? Du, *Gaudentius*, wirst mit dem Tode belohnt . . . Alles gibt dir Christus, der ein anderes Theater im Himmel bereitet hat.“ Da, wie wir wissen, *Vespasian* den ersten Stock des flavischen Amphitheaters gebaut, so ist der Schluß vielleicht nicht zu gewagt, daß *Gaudentius*, der Baumeister, die große Reihe der Martyrer des Colosseums eröffnet habe. Wer könnte sie nun alle aufzählen, die christlichen Helden und Heldinnen, die freudestrahlend auf die Arena des Colosseums getreten? die bei dem Brüllen der Löwen nicht bebten, sondern darin gleichsam die Trompetenstöße erkannten und die Musik für den bevor-



stehenden Sieg und Triumph? Ein heil. Gustadius, seine Gemahlin Theopista und ihre Söhne Agapitus und Theopistus; die hl. Jungfrauen Martina und Tatiana; die vornehmen Perser, die hh. Abdon und Sennen, der hl. Bischof Alexander, der hl. Marinus, die hh. Vitus, Modestus und Crescentia und so viele andre Heilige legten hier Zeugniß für Christus ab. 260 Christen, so berichtet das römische Martyrologium unter dem 1. März, wurden hier an Einem Tage mit Pfeilen erschossen: kurz hier flossen Ströme von Christenblut, so daß der hl. Papst Pius V. mit Recht sagen konnte: „Wer Reliquien will, nehme nur Erde vom Colosseum, die vom Blute so vieler Martyrer befeuchtet ist.“ Unter diesen Martyrern ragt besonders hervor der hl. Apostelschüler Ignatius, Bischof von Antiochien. Seiner gedenkt vor allen andern Martyrern jeder Besucher des Colosseums. Wie hat dem Schreiber dieses der hl. Ignatius im Colosseum vor der Seele gestanden! Doch darüber im nächsten Artikel!

## 85.

Das Martyrium des hl. Ignatius von Antiochien im Colosseum zu Rom ist allerdings jedem unterrichteten Katholiken bekannt: jeder Katholik wird aber gleichwohl noch einmal die Erinnerung daran hier gern aufgefrischt sehen. Mir persönlich würde es ein schmerzliches Opfer sein, wenn ich seiner hier nicht besonders gedenken sollte. In meinem letzten Colleg, als ich noch nicht „Professor ohne Zuhörer“ war, als uns Baderborner Professoren der „große Kulturkampf“ also noch nicht unsere Zuhörer entzogen hatte, las ich mit meinen Zuhörern die Martyrakten des hl. Ignatius, sowie die Briefe dieses hl. Apostelschülers (natürlich nach dem griechischen Urtexte). Ich ahnte damals nicht, daß ich nach einiger Zeit das Glück haben sollte, an der Stätte zu stehen, im Colosseum zu Rom, wo dieser apostolische Bischof nach seinen Worten als „Weizenkorn Gottes durch die Zähne wilder Thiere gemahlen“ und „als reines Brod Christi erfunden“ worden. Der Leser kann sich nun leicht denken, wie



mir im Colosseum die erhabene Gestalt dieses großen Blutes vor der Seele gestanden!

Ich will also jetzt Briefe und Martyrakten des heil. Ignatius wieder zur Hand nehmen, und die wehmüthige Erinnerung an meine früheren in die weite Welt zerstreuten lieben Zuhörer soll mir der Gedanke versüßen, daß meine Leser doch ein Auditorium bilden, wie es kein Professor im Colleg hat. Also:

Meine Herren! — wollte sagen: Meine verehrten Leser! Der hl. Ignatius, zugenannt Theophrus, soll nach einer alten Ueberlieferung jenes glückliche Kind gewesen sein, das einst Christus in seine Arme schloß und den Aposteln als Vorbild hinstellte mit den Worten: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“ Sein schöner Beiname „Theophrus“ — der, je nach der Betonung, bedeutet: „von Gott getragen“, oder „der Gott trägt“ — soll, in der ersten Bedeutung gefaßt, von diesem Vorfalle herrühren. Aber wie einst Ignatius als Kind vom Sohne Gottes getragen worden (Theophrus), so trug Ignatius als Christ und Bischof Christum, seinen Gott, in seinem Herzen und verwirklichte so die andere Bedeutung seines Beinamens (Theophrus) als „Gottesträger“.

Wie uns die Martyrakten berichten, war Ignatius ein Schüler des hl. Apostels Johannes. Von Petrus selbst mit dem Oberhirtenamte betraut, regierte Ignatius als Bischof die Kirche von Antiochien in Syrien. „Mit Mühe“ — so heißt es u. A. in seinen Martyrakten — „war er den Stürmen der Verfolgung unter Domitian entronnen. Als die Verfolgung für kurze Zeit nachließ, freute er sich über die der Kirche gewordene Ruhe; für seine Person aber schmerzte es ihn, daß er den vollen Rang des Jüngers Christi (durch den Martertod) nicht erreicht habe.“ Dieser volle Rang sollte seiner Liebe indeß auch gewährt werden. Im Jahre 106 kam der römische Kaiser Trajan auf einem Kriegszuge durch Antiochien und ließ den Bischof Ignatius vor sich führen. „Wie er dem Kaiser Trajan gegenüberstand, redete ihn dieser an: Wer bist du, böser Dämon, daß du alles Ernstes unsere Gesetze übertrittst und zugleich Andere verlockest, sich zum Unglück in's Verderben zu stürzen? Ignatius entgegnete: Niemand nennt einen Theophrus (Gottesträger) einen bösen



Dämon . . . Trajan: Wer ist denn ein Theophorus? Ignatius: Wer Christum im Herzen trägt . . . Trajan: Du meinst wohl den unter Pontius Pilatus Gefreuzigten? Ignatius: Ja, den meine ich, der meine Sünden und ihre Urheber an's Kreuz geschlagen und jede dämonische Verführung und Bosheit verurtheilt hat. . . Da sprach Trajan das Urtheil: Wir befehlen, daß Ignatius, der vorgibt, den Gefreuzigten in sich zu tragen, von Soldaten gebunden nach der Hauptstadt Rom transportirt werde, um als Beute wilder Thiere zur Belustigung des Volkes zu dienen."

"Als der hl. Martyrer dieses Urtheil vernahm, rief er voll Freude aus: Herr, ich danke dir, daß du dich herabgelassen, mich mit vollkommener Liebe zu dir zu beehren, da du mich gleich deinem Apostel Paulus in eiserne Bande schlagen läßt. Unter diesen Worten ließ er sich mit Freuden die Ketten anlegen, und nachdem er zuvor für die Kirche gebetet und sie unter Thränen dem Herrn empfohlen hatte, wurde er . . . von der thierischen Grausamkeit der Soldaten fortgerissen, um nach Rom geführt zu werden zum Fraße für blutdürstige Thiere."

So wörtlich in den von Augenzeugen niedergeschriebenen Martyrakten.

Ueber seine Reise nach Rom können wir hier nur kurz berichten. In Smyrna hielt das Schiff einige Zeit an, und es ward dem hl. Bischof — wohl für Geld der Christen — gestattet, bei seinem Freunde, dem hl. Bischöfe Polikarpus, zu verweilen und die Boten anzunehmen, welche die umliegenden Kirchen oder Diöcesen zu seiner Begrüßung nach Smyrna schickten. Er gab diesen Briefe mit — nach Ephesus, Magnesia und Tralles. Auch schrieb er von Smyrna einen Brief an die Römer, den er nach Rom vorausschickte, um die dortigen Christen zu bitten, doch ja keine Versuche zu machen, ihn durch Loskaufung dem Tode zu entziehen.

Hören wir Einzelnes aus diesem Briefe:

"Gebunden in Christo Jesu hoffe ich euch zu begrüßen, wenn anders es Gottes Wille ist, daß ich gewürdigt werde, am Ziele zu sein. Ich fürchte nämlich von eurer Liebe, gerade sie möchte mich beeinträchtigen. Ich schreibe den Kirchen und präge Allen ein, daß ich bereitwillig für Gott sterbe, wenn nicht ihr etwa es hindert. Ich bitte euch also, mir kein unzeitiges Wohlwollen zu erweisen. Eine Beute wilder



Thiere laßt mich werden, wodurch es mir möglich ist, zu Gott zu gelangen. Ein Weizenkorn Gottes bin ich und will gemahlen werden durch die Zähne wilder Thiere, damit ich als reines Brod Christi erfunden werde. Bittet Christum für mich, daß ich vermittelst dieser Werkzeuge möge als Opfer erfunden werden . . . Von Syrien bis Rom bestehe ich gefesselt den Thierkampf, zu Wasser und zu Land, bei Nacht und am Tage, mit zehn Leoparden, d. h. einer Abtheilung Soldaten, die durch erwiesene Wohlthaten nur noch bössartiger werden. Unter ihren Mißhandlungen werde ich um so mehr geschult; doch bin ich deshalb nicht gerechtfertigt. Möge ich zu den Thieren gelangen, die mir bereit gehalten sind, und die ich gefaßt auf mich zu finden bete! Ich werde sie auch locken, auf der Stelle mich aufzufressen und nicht wie Einige aus geheimer Scheu nicht anzupacken . . . Verzeiht mir, was mir nützt, weiß ich. Jetzt fange ich an, Jünger zu sein. . . . Feuer, Kreuz, Haufen wilder Thiere, Zerschneidungen, Zertheilungen, Zerstreuung der Gebeine, Zerhaung der Glieder, Zermalmungen des ganzen Körpers, des Teufels böse Plagen mögen über mich kommen, nur daß ich zu Jesus Christus gelange . . . Ihn suche ich, der für uns gestorben ist; nach ihm verlange ich, der wegen uns auferstanden ist. Er liegt als Gewinn vor mir . . . Lasset mich Nachfolger des Leidens meines Gottes sein . . . Meine Liebe ist gekreuzigt worden . . . und es ruft mir innerlich zu: Komm zum Vater! . . . Betet für mich, daß ich's erreiche . . . Seid eingedenk in eurem Gebete der Kirche in Syrien, die nun statt meiner Gott zum Hirten hat . . . Lebet wohl bis an's Ende in Standhaftigkeit für Jesus Christus! Amen."

Was sagt dein Herz, christlicher Leser, zu solchen Ergüssen felsenfesten Glaubens und innigster Liebe zu Jesus? Welch ein apostolischer Geist spricht aus jedem Worte dieses Jüngers des hl. Johannes! Und solchen Geist athmen alle Briefe des hl. Ignatius. Warum läßt man doch an unsern Gymnasien die jungen Leute ausschließlich alte heidnische Schriftsteller lesen? Freilich einem cultorkämpferischen Oberlehrer würde es schwül werden bei der Lectüre der apostolischen Väter! —

Nach einiger Zeit fuhr das Schiff von Smyrna ab



nach Troas, wo es wieder einige Tage vor Anker liegen mußte. Ignatius benutzte diese Zeit, um Briefe an die Gemeinden von Philadelphia und Smyrna und an den hl. Polycarpus zu schreiben. Damit haben wir die 7 herrlichen auf uns gekommenen Briefe des apostolischen Vaters Ignatius genannt, gleichsam sein geistliches Testament, geschrieben im Angesichte seines Martertodes.

Endlich nach vielen Mühsalen gelangte Ignatius bis Il-Porto bei Ostia, unfern Rom. Hier nahmen ihn Christen aus Rom in Empfang. Ignatius begrüßte sie und betete mit ihnen. Doch lassen wir jetzt wieder die Martyrakten sprechen.

„Während alle Brüder auf den Knieen lagen, flehte er zum Sohne Gottes für die Kirchen um das Ende der Verfolgung, um gegenseitige Liebe der Brüder, und wurde hierauf rasch zum Amphitheater — Colosseum — gebracht. Dort wurde er nach dem Befehle des Kaisers unverzüglich hineingestoßen, weil die Spiele ihrem Ende nahe waren . . . Der hl. Martyrer wurde den grausamen Thieren so vorgeworfen, daß sein Verlangen augenblicklich in Erfüllung ging . . . Einzig die stärkeren von seinen hl. Reliquien blieben zurück, wurden nach Antiochien gebracht und dort in Leinwand — in einem Schreine — beigesetzt als unberechenbarer Schatz, den die dem Martyrer innewohnende Gnade der Kirche verschafft.“

Der Tag, an welchem der hl. Bischof und Apostelschüler Ignatius im Colosseum für Christus den Martertod litt, war der 20. December. Die Martyrakten, zur Mittheilung für die verschiedenen Gemeinden bestimmt, melden dieses Datum mit den weiteren Worten: „Wir zeigen euch den Tag an, damit wir um die Zeit seines Martyriums versammelt Gemeinschaft feiern mit dem Kämpfer und edlen Blutzegen Christi.“ So wurde denn alljährlich der Todestag des hl. Ignatius festlich begangen. Welchen Eindruck mußte es auf die Christen machen, wenn am Feste des hl. Apostelschülers seine Martyrakten oder Abschnitte aus seinen Briefen verlesen wurden! Von den Briefen des hl. Ignatius sagt der gefeierte Möhler, „sie wären würdig, im Kanon (der hl. Schriften) zu stehen.“ Sie athmen ganz den Geist des hl. Liebesjüngers Johannes, dessen würdiger Schüler der hl. Ignatius gewesen, den Geist



innigster Liebe zu Jesus und seiner Kirche. Es gibt in unsern Tagen so viele mit dem Glauben der Kirche zerfallene verschwommene Liebesprediger, die immerfort das Wort „Liebe, Liebe“ auf ihren Lippen führen, während sie Haß und Galle gegen jeden treuen Anhänger der Kirche im Herzen tragen. Diese Menschen sollten zu Ignatius in die Schule gehen, d. h. aus seinen Briefen lernen, was wahre christliche Liebe bedeutet und wie sie sich zu bekunden habe durch Anhänglichkeit an die Kirche Christi. Wir empfehlen ihnen zu dem Zwecke das schöne Schriftchen „Bischof oder Professor, wer ist maßgebende Auctorität in der Kirchenlehre? Beantwortet nach den Briefen des apostol. Vaters Ignatius von Antiochien von Heinrich Joh. Mertens, Kaplan.“ (Paderborn bei Junfermann 1872.) Als Motto trägt das Schriftchen die Worte des hl. Ignatius: „So viele immer Gott und Jesu Christo angehören, — diese halten es mit dem Bischofe“ — ein Gedanke, der sich durch alle Briefe des hl. Apostelschülers wie ein rother Faden hindurchzieht. Wie nachdrücklich warnt der Schüler des Liebesjüngers vor den Irrlehrern! „Ich warne euch“ — so ruft er den Christen von Smyrna zu — „ich warne euch vor den Bestien in Menschengestalt, die ihr nicht allein nicht aufnehmen, sondern mit denen ihr, wenn es möglich ist, auch nicht zusammenkommen sollt [Gerade so lehrt der hl. Liebesjünger Johannes in seinem 2. Briefe B. 10 u. 11!!]; nur beten sollt ihr für sie, ob sie sich nicht etwa bekehren; was zwar schwierig ist, aber doch in der Macht Jesu Christi, unsers wahrhaftigen Lebens, steht.“ Und den Christen von Tralles schreibt der hl. Apostelschüler in seinem geistlichen Testamente: „Fliehet die schlechten Schmarozerpflanzen (die Lehren der Ketzer), die todtbringende Frucht erzeugen; wenn Jemand von ihr kostet, ist er auf der Stelle des Todes. Diese sind keine Pflanzungen des Vaters; denn wären sie es, so würden sie sich als Aeste des Kreuzes zeigen . . . Es beschwören euch meine Ketten, die ich um Jesu Christi willen trage!“ Welch goldene Worte sind es ferner, die er den Christen von Philadelphia vermachet: „Söhne des Lichts und der Wahrheit, fliehet die Spaltung und verderblichen Lehren; wo aber der Hirt ist, dorthin sollet ihr als Schafe folgen. Denn viele des Glanbens gewürdigte Wölfe



stellen in verderblicher Gesinnung denen nach, welche zu Gott eilen; doch bei eurerer Eintracht werden sie euch nichts anhaben können.“

Wie gern theilte ich noch weitere Aussprüche des großen Apostelschülers und heil. Blutzeugen mit; aber ich muß abbrechen, um weiter zu berichten.

Wie oben bemerkt, wurden die Ueberreste des glorreichen Blutzeugen Ignatius, welche die Löwenzähne verschont hatten, nach Antiochien gebracht, wo sie als kostbares Kleinod verehrt wurden. Nach der Eroberung Antiochiens durch den Perserkönig Chosroes i. J. 540 ließ Kaiser Justinian die hl. Reliquien von dort nach Rom überbringen, wo sie in der St. Clemenskirche beigesetzt wurden am 1. Februar, an welchem Tage seitdem die abendländische Kirche das Fest des heil. Ignatius begeht. Vor einigen Jahren wurden bei den Arbeiten in der Unterkirche San Clemente die ehrwürdigen Reliquien des hl. Ignatius erhoben, in feierlicher Procession zum Colosseum getragen, wo der Heilige einst für Christum blutiges Zeugniß abgelegt, und dann wieder unter dem Hochaltar der Clemenskirche beigesetzt. —

Der hl. Ignatius ist der Hauptmartyrer des Colosseums. Andere hl. Martyrer, deren Blut dieselbe Arena getrunken, habe ich früher erwähnt. Eines aber muß ich hier noch besonders gedenken: — des letzten Martyrers des Colosseums, des hl. Telemachus — aus dem 5. Jahrhundert.

Obgleich nämlich nach dem Aufhören der Christenverfolgungen der Kaiser Constantin und nach ihm sein Sohn Constantius die blutigen Gladiatorenspiele verboten hatten, so wurden sie nachher dennoch von Zeit zu Zeit wieder aufgenommen — so sehr waren sie dem römischen Volke Bedürfniß geworden! — bis unter Kaiser Honorius die greuliche Sitte für immer abgeschafft wurde. Leider mußte noch einmal Martyrerblut fließen. Lassen wir Stolberg erzählen.

„Zu den Zeiten des Kaisers Honorius erschien Telemachus, ein morgenländischer Einsiedler, auf dem Amphitheater. Als das Gefecht angefangen hatte, stieg er in frommer Einfalt, vom Geiste der Liebe und von heiligem Eifer entflammt, hinab in die Kampfbahn und suchte die Fechter vom Morde abzuhalten.



Die Zuschauer geriethen in Wuth und steinigten ihn. Es werden vielleicht manche geneigt sein, spöttisch über diese That einfältiger Frömmigkeit zu lächeln, welche sie, wenn ein heidnischer Philosoph sie gethan hätte, bewundern und als Beispiel anführen würden. Telemachos fiel als das letzte Opfer dieser verfluchten Sitte. Honorius ward erschüttert, verbot die Spiele der Gladiatoren, und seitdem hörten sie völlig auf."

## 86.

Wir glauben nunmehr dem Leser bezüglich des Colosseums das Wichtigste zur Genüge mitgetheilt zu haben. Die weitere Geschichte des Riesenmonumentes: wie es im Mittelalter der mächtigen Familie der Frangipani zur Burg und Festung diente, wie dann später aus seinen Travertinquadern ganze Paläste gebaut wurden (zumal während des Aufenthaltes der Päpste in Avignon), wie endlich die Päpste den weiteren Abbruch verhinderten und die Riesenruine erhielten: das im einzelnen zu erzählen, würde zu weit führen. Eines Factums aber müssen wir zum Abschiede vom Colosseum etwas näher gedenken. Papst Benedict XIV. ließ nämlich auf Anrathen und Bitten des hl. Leonard von Porto Maurizio, dieses großen apostolischen Missionars aus dem Franciscaner-Orden († 1751; von Pius IX. heilig gesprochen i. J. 1867; beigesetzt unter dem Hochaltare der Kirche S. Bonaventura auf dem Palatin) in der mit so vielem Märtyrerblute benetzten und geheiligten Ruine des Colosseums einen hl. Kreuzweg errichten. Die 14 Leidens-Stationen bezeichneten ebensoviel Kapellen, in welchen die Geheimnisse des Leidens Jesu durch schöne Gemälde dargestellt waren. (Der Schriftsteller G. Willkomm faselt in nicht ungewöhnlicher Unwissenheit von „Altären der 14 Nothhelfer!") In der Mitte der Arena, wo einst der Gözenaltar stand, wurde ein großes Kreuz aufgepflanzt. Jeden Freitag und Sonntag des ganzen Jahres, und außerdem noch an mehreren Festen, wie an dem Kreuzerfindungs- und Kreuzerhöhungs-Feste, wurde seitdem der hl. Kreuzweg im Colosseum in feierlicher Weise, unter Führung eines Franciscaner-Paters, besucht. Welch' einzige Stätte



für einen Kreuzweg! Der Kreuzweg auf der Arena des Colosseums! Kann man sich etwas Feierlicheres und Ergreifenderes denken! Auf diesem mit dem Blute so vieler Märtyrer getränkten Boden eine fromme betende Menge, in die Betrachtung des Leidens Christi, des Königs der Märtyrer, versenkt!

Die großen Mauern, welche so oft vom Gebrülle wilder Bestien in Thier- und Menschengestalt wie vom Gestöhne der Sterbenden wiederhallten, sie sollten zur Sühne wiederhallen von den süßen Worten: Vater unser, der du bist in den Himmeln! Das Gebet der Liebe statt des Rufes des Hasses, die klagenden Weisen frommer Passionslieder statt der heidnischen Greuelgesänge, das Christenthum triumphirend an der Stelle, wo das Heidenthum es ersticken wollte im Blute der Märtyrer, wahrlich das mußte für ein christliches Gemüth ein so erhabenes Schauspiel sein, daß es allein die Reise nach Rom gelohnt hätte. Und wenn da ein Jacob Grimm (gest. 20. Sept. 1863 zu Berlin) schreiben konnte: „Kindisch erschienen mir die von den Christen in Mitte des hehren Colosseums errichteten Stationen, gleich als vermöge man dadurch ihrer (der heidnischen Denkmäler) Hervorbringung oder ihres Geistes sich zu bemächtigen“ — so sehe ich darin von Neuem den Erfahrungssatz bestätigt, wie wahrhaft klein oft gefeierte wissenschaftliche Größen sind, wenn man sie mit christlichem Maßstabe mißt. Hurter hat Recht, wenn er sagt: „Die Todten, die als Wandervögel alljährlich zu Tausenden nach Rom kommen, sie zieht eine unheimliche Macht in unbewußter Wahlverwandtschaft zu dem Todten . . . In Rück-erinnerungen aus ihrer Jugend, mit Bewunderung für das zertrümmerte Heidenthum und mit Vorurtheil gegen das alle Lebenserscheinungen durchdringende Christenthum getränkt, ergehen sie sich in Wehklagen, daß von jenem nur sparsame Ueberreste sich erhalten haben.“ Und doch sollten diese geistig „Todten“ sich darüber freuen, daß das Colosseum religiösen Zwecken geweiht worden, denn das ist ja zugleich das sichere Mittel, dem so manche Antike ihre Erhaltung verdankt!

Doch die famose piemontesische Regierung hat den Stein des Anstoßes für die Neuheiden aus dem Colosseum entfernt. Zu den ersten Heldenthaten ihrer saubern Wirthschaft in Rom gehört die „Säuberung“ des Colosseums von dem Kreuzwege.



Stationen und Kreuz, „den Juden ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit“ (I. Cor. 1, 23), wurden entfernt — recht bezeichnend für das rothe Kreuz (!) im Wappen Piemonts!

Wir Paderborner Pilger besuchten das Colosseum gerade am 14. Sept., dem Feste Kreuzerhöhung. An diesem Tage wurde in früheren Jahren, wie oben bemerkt, der Kreuzweg des Colosseums feierlich besucht, und am Schlusse der Andacht ertönte das Siegeslied: *Evviva la Croce e chi l'esaltò* — „Es lebe das Kreuz und der es erhöht!“ Piemont aber hat das Kreuz und die Stationen niedergerissen und statt dieser ehrwürdigen Erinnerungen sieht man jetzt den Greuel der Verwüstung an der durch Märtyrerblut und den Segen der Kirche geheiligten Stätte des Colosseums. An einem Pfeiler fand ich noch ein kleines marmornes Kreuz nebst der Inschrift: *Baciando la santa croce si acquista un anno e XI giorni d'indulgenza* — „Wenn man das hl. Kreuz küßt, gewinnt man einen Ablass von 1 Jahre und 11 Tagen.“ Mit schmerz erfüllter Seele habe ich diesen ehrwürdigen Ueberrest des hl. Kreuzweges geküßt und dann den Greuel der Verwüstung näher betrachtet. Unfern der Stelle, wo früher das große Kreuz gestanden, hat der famose Rosa Ausgrabungen vorgenommen und richtig einen Sumpf zu Tage gefördert, den Frösche beleben und dem pestartiger Dunst entsteigt. Eine herrliche Errungenschaft, über deren Werth man jetzt im Reinen ist. Schrieben die katholischen Blätter über die Gefahr, welche für Rom aus den Ausgrabungen Rosa's im Colosseum entstehen müsse, indem das in Fäulniß übergehende Wasser die ganze Umgegend verpestet, so hielt man die nur zu gerechten Klagen für Uebertreibung und Gehässigkeit. Jetzt fangen aber auch die liberalen und rothen Blätter an, auf die Gefahr aufmerksam zu machen. Die Blätter jeder Färbung hatten gut schreiben. Es blieb Alles beim Alten. Die Verpestung der Luft in der nächsten Umgebung dieses Riesenmonumentes brach sich aber immer weitere Bahn, und ist bis in den Palast Caffarelli gedrungen. Herr v. Reudell, der deutsche Botschafter beim Hofe Italiens, sah sich denn veranlaßt, hierüber dem Ministerium des Aeußern Vorstellungen zu machen. Wir hoffen, daß endlich auf diese Vorstellungen die wahnsinnigen Ausgrabungen des Ex-Galerie-Dieners und jetzigen Senators und Commen-



dators Rosa zugeworfen werden, und Rom in der Sommerhitze nicht der Gefahr einer Epidemie ausgesetzt werde wegen der Ignoranz eines Alterthumsforschers.

Ähnliche „gesinnungstüchtige“ Ignoranten helfen — nebenbei bemerkt — die Ausgrabungen in Pompeji leiten, so daß jüngst der italienischen Culturregierung mit Recht der Rath gegeben worden, sie möge doch lieber Pompeji's Kunstschätze in der Erde ruhen lassen, als daß sie beim ungeschickten Ausgraben oft ganz ruinirt würden. Und dann wagen gewisse Leute noch dem Papstthum den Vorwurf zu machen, es habe kein genügendes Interesse für die Alterthümer bekundet! O, ihr Cultur-Helden, ihr „gesinnungstüchtigen“, auf der Oberfläche schwimmenden Ignoranten — wenn ihr nur das erhalten wolltet, was das Papstthum gerettet hat, bis hoffentlich bald euere Stunde geschlagen haben wird!

Ähnliche Gedanken drängten sich mir im Colosseum auf. Möge Rom bald wieder frei werden von der Fremdherrschaft. Möge bald der Kreuzweg wieder das Colosseum zieren, an das sich so viele Erinnerungen knüpfen. Gingendes des schon früher erwähnten Ausspruches des hl. Papstes Pius V.: „Wer Reliquien haben will, nehme nur Erde vom Colosseum“ — habe ich einige Steinchen von der Arena gesammelt und mit in die Heimath genommen zum Andenken an die Stätte, wo einst so viele Helden Christi die Palme des Sieges errungen haben.

## 87.

Unendlich verschieden — schreibt Hurter — ist der Eindruck, den Rom auf den dort weilenden Fremdling macht, ob er als Heide oder als Christ dasselbe besuche: einen elegischen im ersteren, einen lyrischen im andern Falle. Jener durchwandert eine Gräberstadt, in welcher jeder Schritt die Größe und Herrlichkeit des Vergangenen ihm vor Augen stellt; aber er bewegt sich unter Riesentrümmern, denen jeder Lebenshauch entflohen ist; sein Blick haftet an gewaltigen, Staunen erweckenden Resten einer Zeit, die mit der Gegenwart außer Beziehung steht. Den gläubigen Christen dagegen umfängt das volle warme Leben, wie es seit seinen ersten Anfängen



in fortlaufender, vielgestaltiger Entwicklung noch jetzt in voller Blüthe sich zeigt. Ob er in den dunklen Gängen der Katakomben herumwandle, ob er von der Höhe von Pietro in Montorio oder des Monte Pincio über die zahllosen Kuppeln und Thürme der ewigen Stadt den Blick schweifen lasse, in welche der vielen hundert Kirchen er eintrete, überall findet er die Worte des hl. Carl Borromäus bestätigt: „Das ist in Wahrheit die Stadt, deren Boden, Mauern, Altäre, Kirchen, Gräber der Blutzeugen, sammt allem, was dem Auge sich darstellt, das Gemüth mit einem heiligen Schauer durchrieselt, wie diejenigen empfinden und bezeugen, welche wohlgestimmt diese hl. Stätten besuchen.“

Ähnlich lautet der früher mitgetheilte Ausspruch Luther's, als er „wohlgestimmt“, als gläubiger römisch-katholischer Christ, die hl. Stadt besuchte. Als er von der Einheit mit Rom abfiel, lautete, wie leicht erklärlich, sein Urtheil ganz anders: da gerieth er bei dem bloßen Namen „Rom“ in fieberhafte Wuth.

Wir erleben heute an den famosen „altkatholischen“ Wortführern Reinkens und Friedrich dasselbe. So oft Joseph Hubert, der Prediger der „Liebe“, seinen süßelnden Mund öffnet, fließt er über von Invectiven gegen Rom, und Friedrich, der Secundant, äußerte am 19. Juli v. J. in Mehring bei seiner Ansprache an die paar armen „altkatholischen“ Firmlinge: „Wer in Rom war, wer alles das gesehen und empfunden hat, was man dort zu sehen und zu erfahren bekommt, der muß sagen, wenn er von dort wiederkommt und seinen Glauben nicht verloren hat: „Ich bin ein lebendes Wunder.“ Nun, Friedrich kann sich als solches Wunder eben nicht hinstellen. Wie „wohlgestimmt“ er Rom besucht hat, erhellt aus der unqualificirbaren Aeußerung, die er auf dem Monte Pincio gethan, als er auf den Vatican und die St. Peterskirche hinweisend den Wunsch ausdrückte, er wolle, daß ein Blitz hineinführe und Alles in einen Schutthaufen verwandle. (Vergl. die Schrift „Auch eine Enthüllung von Dr. Konrad Martin, Bischof von Baderborn“.) Die paar armen „altkatholischen“ Kinder in Mehring werden Nase und Mund aufgesperret haben, um das neue „lebende Wunder“ in Prof. Friedrich anzustarren; mir und jedem wirklichen Katholiken, der Rom besucht hat, kann eine solche



Tirade nur ein mitleidiges Lächeln abnöthigen; denn wir haben an uns das Wort des hl. Carl Borromäus bestätigt gefunden. Ja, wenn irgendwo der Glaube gestärkt und entflammt wird, dann ist es in der hl. Stadt Rom der Fall. Frage die Tausende katholischer Pilger, welche Rom besucht haben, und tausendstimmig wird dir dieselbe Antwort entgegentönen. Wenn aber ein Reinens und ein Friedrich sich über Rom auslassen, wie sie es thun, so erklärt sich das ganz einfach. Wer den Bann der römisch-katholischen Kirche auf sich lasten fühlt, der möchte die Zähne einbeißen in grim-miger Wuth in den Felsen Petri. Ach, ihr Armen!

Da bin ich nun mal auf „altkatholisches“ Gebiet gekommen und will nun gleich ein höchst sonderbares mysteriöses Erlebnis aus Rom mittheilen. Ich will aber Mann und Pferd nennen, damit man näher forschen und mir nicht etwa den beliebten Vorwurf der „Unwahrheit“ machen könne. Also:

Als wir eines Abends — ich glaube am 15. Sept. — zur Anima zurückkehrten, sagte uns der Rector Jänig, es sei im Laufe des Tages ein Herr zu ihm gekommen, der sich als „Ober-Regierungsrath Wülffing aus Köln“ ihm vorgestellt und ihn um eine Empfehlung für eine Audienz beim hl. Vater ersucht habe. Er habe versäumt, in Köln von dem Herrn Erzbischof Melchers sich eine Empfehlung geben zu lassen, die er dort sehr leicht würde bekommen haben, weil er mit dem Erzbischof sehr befreundet sei und oft von ihm eingeladen werde. Er (der „Oberregierungsrath“) sei mit Familie in Rom, und letztere wünsche namentlich gern, den hl. Vater zu sehen; er habe ihn schon früher gesehen. Auf die gemachten Aussagen hin hatte ihm nun Rector Jänig eine Empfehlung gegeben; aber er war doch etwas besorgt und fragte uns, ob wir nichts Näheres über einen Oberregierungsrath Wülffing in Köln wüßten. Ich erklärte dem Rector, ich wisse nur, daß ein Oberregierungsrath Wülffing in Köln mit an der Spitze der „altkatholischen“ Bewegung stehe und demnach Reinens als seinen „Bischof“ bekenne. Der Name dieses Wülffing sei mir sehr oft bei meinen „altkatholischen“ Beobachtungen begegnet. Ein Pilger aus Köln bestätigte meine Angaben mit dem Bemerken, er kenne nur einen „altkatholischen“ Oberregierungsrath Wülffing aus Köln.



Auf diese Mittheilung hin hat dann der Rector seine Empfehlung zurückgenommen.

Die Geschichte ist mir ganz sonderbar vorgekommen und schwebt mir darum noch so lebhaft vor der Seele, als ob ich sie heute erlebt hätte. Als ich dann später las, daß der Oberregierungs-rath Wülffing aus Köln zum Deputirten für die „altkatholische“ Pfingstsynode in Bonn gewählt sei, dachte ich besonders lebhaft an das Vorkommniß in Rom. Welches Mißverständniß — frage ich mich noch jetzt — mag da doch obwalten? Denn daß ein hervorragendes Mitglied der „altkatholischen“ Genossenschaft in Rom so wenig Farbe bekannt haben sollte — darf ich doch gewiß nicht so ohne Weiteres annehmen. Wer bringt Licht in dieses Dunkel? Wie wäre es, wenn die „altkatholische“ Synode die Sache in die Hand nehmen wollte? Rector Jänig lebt in Rom, zwei Zeugen wohnen in Paderborn, einer in Köln, zwei in Rottenburg u. s. w. — die Sache ließe sich also klar stellen.

Um jedoch von diesem Intermezzo wieder auf das Gewäsch des „Altkatholiken“ Friedrich zurückzukommen, so könnte man, wenn es sich ihm gegenüber der Mühe lohnte, mit Zahlen und Namen beweisen, wie gerade in Rom Befehrungen zur katholischen Kirche häufiger vorkommen, als sonst irgendwo. Der Convertit Hurter hat in seinem Werke „Geburt und Wiedergeburt“ (II. 269 ff.) diesen Punkt näher erörtert; es will uns indeß scheinen, daß allein seine folgenden Worte genügt hätten: „Ganz Rom ist für den, welcher Ohren hat, zu hören, gleichsam eine nie verstummende, in der mannigfaltigsten Redeweise an einen Jeden sprechende Predigt — des christlichen Glaubens.“

Und wie viele Convertiten sind, nachdem sie in diesem oder jenem Lande in die hl. Mutterkirche zurückgekehrt waren, nach Rom gewallfahrtet, um am Mittelpunkte der Kirche, am Grabe des hl. Petrus oder zu den Füßen des Nachfolgers Petri, ihr dankerfülltes Herz auszugießen! Ich erwähnte oben eines katholisch gewordenen früheren lutherischen Predigers aus Schweden, den wir in Rom kennen gelernt, der nach Rom geeilt war, um sich dort zum Priesterstande vorzubereiten. Dies erinnert mich an jene hochberühmte schwedische Convertitin, die vor 200 Jahren in Rom



ihren Wohnsitz nahm und dort im St. Petersdom ihre letzte Ruhestätte gefunden hat: an die Königin Christina, Gustav Adolph's große Tochter.

Ich glaube, eine solche Convertitin verdient es, daß ich ihrer etwas näher gedenke und den Leser zu ihrem Grabe hinführe. Wolle er mir deshalb in die Peterskirche folgen. Wir können das Grab leicht finden.

Von den vielen Kapellen in der St. Peterskirche fesselt (im nördlichen Seitenschiffe) die Pilger besonders die Kapelle der Pietà — so genannt von der schönen Marmorgruppe, welche die schmerzhafteste Mutter Gottes darstellt, wie sie den Leichnam ihres göttlichen Sohnes auf dem Schooße hält (Vesperbild). Diese schöne Gruppe ist die erste Arbeit, die der talentvolle Michel Angelo in seinem 24. Jahre schuf.

Wir wollen diese Kapelle und Marmorgruppe hier nicht näher betrachten; sie soll uns nur als Merkzeichen dienen für die Stätte, die wir jetzt besuchen wollen. Unfern von dieser Kapelle — nach links — befindet sich am Pfeiler ein Grabmonument mit der Inschrift: Christina Alexandra. D. G. Suec. Gothor. Vandalorumque Regina: „Christine Alexandra, von Gottes Gnaden Königin der Schweden, Gothen und Vandalen.“ Und eine weitere Inschrift besagt, daß diese „Christine, Königin von Schweden, wegen des wahren Glaubens auf ihr Königreich verzichtet, die Häresie abgeschworen und Rom zu ihrem Wohnsitz gewählt habe“, wo sie i. J. 1689 gestorben ist.

Wenn die hl. Schrift fragt: „Ein starkes Weib wer findet es?“ — so gibt dies Monument Antwort. Christine, die Tochter und Thronnachfolgerin Gustav Adolph's, entsagt dem Throne, legt ihre Krone nieder, um der erkannten katholischen Wahrheit die Ehre zu geben. Den Starkmuth, meine ich, müßten auch Protestanten anerkennen. Aber während von Christina's Vater, dem ländergierigen Groberer Gustav Adolph, der über Deutschland so großes Unheil gebracht hat, in protestantischen deutschen Büchern soviel Aufhebens gemacht wird, während er als „Kämpfer für das lautere Evangelium“ (jawohl!) von 1000 Zungen, — zumal bei den Gustav-Adolph-Festen — gepriesen wird: erfährt die protestantische Welt von seiner großen Tochter Christine so gut wie nichts. So weiß z. B. Jentsch in seinem „Grundriß der Geschichte“



von ihr nichts zu sagen, als: „Nachdem die eitle und prachtliebende Königin Christine von Schweden, Gustav Adolphs katholisch gewordene Tochter, ihre Krone niedergelegt hatte“ u. s. w. Das ist Alles — ein halber Satz mit zwei verkleinernden Prädikaten, die sich allerdings selbst richten; denn das sieht denn doch Jeder (der nicht zum „Bildungsvereine“ gehört) ein, daß eine Königin, die auf ein Königreich verzichtet, um ihrer religiösen Ueberzeugung zu folgen, wohl anders als „eitel und prachtliebend“ gewesen sein müsse. Der Königin Christine kann man es eben nicht verzeihen, daß sie dem Protestantismus entsagt hat, unter dessen Fahne ihr Vater Gustav Adolph in Deutschland gestritten; darum muß sie verkleinert oder besser ganz todt geschwiegen werden, wo sich doch so Vieles über die denkwürdige und heldenmüthige Königin sagen ließe.

„Selten hat eine Fürstin von früher Jugend an sich solchen Studien, solchen Beschwerden freiwillig unterzogen als Christina, und der Ruhm, durch den sie über ihr ganzes Geschlecht hervorragte, ist ein nur zu mühsam erworbener gewesen. Sie studirte 6 Stunden am Vormittage und 6 am Nachmittage . . . Die Stelle bei Cicero, daß die wahre Religion nur Eine sein könne, und alle andern falsch sein müßten, machte auf sie einen tiefen Eindruck; nicht minder das Verdienstliche des jungfräulichen Standes in der katholischen Religion, was schon in ihrem 9. Jahre ihr den Ausruf erpreßte, diese Religion wolle sie annehmen. Allein einen solchen Entschluß auszuführen kostete nichts Geringeres als die Krone, welche erst ihr Großvater dem katholischen Zweige des Hauses Wasa widerrechtlich entrißen hatte. Aber ihr scharfer und durch das tiefe Studium ausgebildeter Verstand hatte ihr nun einmal die logischen Blößen, alle die dogmatischen und praktischen Inconsequenzen des Lutherthums gezeigt, und bei einer Fürstin, die gewohnt war, was sie wollte, auch ins Werk zu setzen, konnte von jener Halbheit der Gesinnung, die eine spätere Zeit charakterisirt, keine Rede sein. Fünf Jahre brachte sie damit zu, die verschiedenen Religionen mit einander zu vergleichen . . . Christina hatte an ihrem Hofe die ausgezeichnetsten Gelehrten, die kenntnißreichsten Männer versammelt, Freinsheim, Jsaak Vossius, den berühmten Cartesius u. A.“

Also schreibt der Historiker Höfler über Christina von



Schweden, und mit ihm bezeugt der protest. Geschichtsschreiber Ranke, daß Christina den größten Gelehrten und Philosophen, mit denen sie in mündlichem und schriftlichem Verkehre stand, Bewunderung abnöthigte.

Um sich recht gründlich in der katholischen Religion zu unterrichten, bat sie den Ordensgeneral der Jesuiten, P. Goswin Nickel aus Köln, ihr zwei italienische Jesuiten nach Stockholm zu senden, welcher Bitte der General mit Freuden nachkam. Zwei Jahre lang hatte sie mit diesen Patres wissenschaftliche Unterredungen, und nun konnte sie dem Drange, öffentlich der katholischen Wahrheit die Ehre zu geben, nicht länger widerstehen. Am 17. Jan. 1654 entsagte sie feierlich dem Throne von Schweden und übergab die Königskrone ihrem Better Carl Gustav. Im Sommer verließ sie Schweden, um nach Rom überzusiedeln. Am Tage vor Weihnachten schwur sie in der Stille zu Brüssel das Lutherthum ab. Der feierliche Uebertritt zur katholischen Kirche erfolgte im folgenden Jahre 1655 zu Innsbruck. Dorthin hatte ihr der Papst Alexander VII. den unsern Lesern schon bekannten gelehrten Lukas Holstein, einen geborenen Hamburger, Domherr von St. Peter und Custos der vaticanischen Bibliothek, entgegen gesandt, vor dem, als Stellvertreter des Papstes, sie das Glaubensbekenntniß ablegte.

Am Tage darauf theilte sie dem Könige von Schweden ihr Glück mit. „Ich bin glücklich hier (in Innsbruck) angekommen“, — schreibt sie u. A. — wo ich die Erlaubniß und den Befehl Seiner Heiligkeit vorgefunden habe, mich hier öffentlich als das zu bekennen, was ich bereits lange gewesen. Ich habe mich glücklich geschätzt, ihm zu gehorchen, und diese Ehre derjenigen vorgezogen, über die mächtigen Staaten zu herrschen, die du jetzt besitzest.“

In Rom empfing Christine aus den Händen des Papstes die hl. Firmung. Nach einem verdienten Leben starb sie in der Stadt des hl. Petrus, die königliche glückliche Convertitin. Ihre herrliche Bibliothek ist der vaticanischen einverleibt worden. Der Leib der Königin Christine, der Tochter Gustav Adolphs, harret der Auferstehung entgegen im St. Petersdomo an der Stätte, zu der wir soeben unsere Leser geführt haben.



## 88.

Es ist gar nicht meine Absicht, eingehender über das alte, vorchristliche Rom und seine Denkmäler zu berichten. Aber auf das alte Forum Romanum muß ich doch meine Leser führen; die Stätte ist zu wichtig, da auf ihr Jahrhunderte hindurch gleichsam die Würfel der ganzen Welt geworfen sind. Sie bildet zugleich den Knotenpunkt der römischen Ruinen, die sammt dem Forum uns zu ernstern Erwägungen reiche Veranlassung geben. Wir schwärmen nicht wie neuheidnische Philologen für diese alten Ueberreste, wir betrachten sie mit christlichem Auge und vernehmen mit christlichem Ohre ihren ernstern Zuruf: Vanitas vanitatum — Eitelkeit der Eitelkeiten — alles Irdische ist Eitelkeit!

Den Weg zum alten Forum Romanum kennen unsere Leser; wir sind am Forum vorbei gekommen, als wir die Via sacra entlang uns zum Colosseum begaben.

Das einst so herrliche Forum Romanum, das Herz des alten Roms, von wo die Pulsschläge seiner Weltherrschaft ausgegangen, ist jetzt ein schmutziger, unregelmäßiger Platz, an Werktagen gewöhnlich mit Büffeln, Zugschsen und Kühen besetzt, welche Lebensmittel in die Stadt gebracht haben, und führt daher jetzt den wenig poetischen Namen: Campo vacino: „Ruhfeld“. Der Denkvers von Sebastian Brunner:

Jetzt hörst du Ochsen brüllen auf dem Platz, allwo  
Einst seine Reden hielt der große Cicero —

könnte etwas trivial erscheinen, und doch besagt er nicht bloß die reine Wahrheit, sondern auch eine sehr beherzigenswerthe Wahrheit, die wir denselben Brunner hier ernst aussprechen lassen wollen. Er schreibt bezüglich des römischen Forums:

„Das ist die Weltherrlichkeit! Hierher gehe, lieber Leser, wenn dich die Leidenschaft des Ehrgeizes stachelt; — hierher gehe, wenn ein alberner kleiner Mensch, der auf dem Sandhaufen dieses Erdenlebens um ein paar Sandkörnlein höher steht als du — dich will seine Größe fühlen lassen; zieh dich selbst heraus aus dem engen Horizont deiner beengten und gedrückten Weltanschauung, hierher komme und lache dich zuerst selbst aus in deinem kleinlichen Ringen und Streben, und dann kannst du auch über alle Andern



lachen, die sich groß machen wollen in dieser kleinen Welt — und die einherschreiten, als ob das ewig so fortginge, und die keine Ahnung haben von dem zermalmenden Gewicht tausendjährigen Schuttes.“

Ja, hier am Forum — das aus tausendjährigem Schutte ausgegraben ist — redet der Schutt so ganz eindringlich von der Vergänglichkeit irdischer Größe und Herrlichkeit! Wie der Geologe aus den verschiedenen über einander gelagerten Erdschichten die vorhistorische Geschichte unseres Planeten darzustellen unternimmt, so könnte der Alterthumsforscher und Geschichtsschreiber aus dem am Campo vaccino hoch aufgeschichteten Schutte die Geschichte der Stadt Rom und die über Rom im Laufe der Jahrhunderte ergangenen Verheerungen und Verwüstungen herauslesen, und dann würde er beim Anblicke der gehäufteten Trümmer mit einem Dichter des 8. Jahrhunderts ausrufen müssen:

„Wahrlich, schätzten dich nicht der heil'gen Apostel Verdienste:  
Längst schon wärest du, Rom, ganz von der Erde vertilgt!“

Gewiß, über keine Stadt sind häufigere und verwüstendere Drangsale hereingebrochen, als über Rom, keine Stadt hat schlimmere Barbarenhorden sengen und brennen und zerstören sehen, als Rom: und wenn gleichwohl die Stadt nicht gleich so vielen andern vom Antlitz der Erde verschwunden ist, so verdankt sie dies „der hl. Apostel Verdiensten“ und zumal dem Umstande, daß St. Petrus in Rom seinen Bischofsitz begründet hat. Was an die Macht des heidnischen Roms erinnerte, ist in Schutt und Trümmer gesunken oder steht da als geisterhafte Ruine — einzelne Triumphbogen aber sind der Zerstörung entgangen, wie der Triumphbogen des Titus und Constantin, um den Sieg des Christenthums über Juden- und Heidenthum zu verkünden.

Sie transit gloria mundi — so geht die Herrlichkeit der Welt dahin — das ist die Reflexion, die sich dem Christen unwillkürlich aufdrängt, wenn er am Forum Romanum steht und Umschau hält über die dasselbe umgebenden Ruinen!

Jacob Grimm sagt in seiner schwärmerischen Begeisterung für das in Trümmer gesunkene heidnische Rom: „Wie froh rettete ich mich, so oft es vergönnt war, auf das Forum romanum, wo mir die halbzertrümmerten Bauten der alten



Römer in ihrer unbeschreiblichen stillen Größe entgeschauten, Tempel, Columnne (Säulen), Bogen, Colosseum, Alles noch an ihrer natürlichen Stelle haltend. Da hätte ich Monate lang ausschließlich herumwandern und meine Gedanken in alle dargebotenen Lagen und Verhältnisse saugen mögen." Der glaubenswarme Christ denkt und fühlt anders: er sieht hier die Hand Gottes, die Paläste und Burgen heidnischer Tyrannen gleich Töpfergeschirren mit eisernem Stabe zerschmettert, er gedenkt der Worte des 2. Psalmes — Was toben die Heiden — er dankt Gott für die Berufung zum Reiche Jesu, das bestehen wird bis zum Ende der Tage, das über alle heidnische Verfolgung triumphirt hat und triumphiren wird, das in ungeschwächter Kraft unzählige Throne hat in Schutt zerfallen sehen.

Wo mag sie gestanden haben hier auf dem Forum, die Rednerbühne, von der Cicero einst sein: Quousque tandem abutere, Catilina, patientia nostra herabgedonnert? Von der Stätte aus könnte man so recht die Worte des Psalmisten der Welt zurufen: Filii hominum usquequo gravi corde . . . „Ihr Menschenfinder, wie lange noch seid ihr harten Herzens? wozu liebet ihr die Eitelkeit und gehet der Lüge nach? Wisset, daß der Herr seinen Heiligen verherrlicht hat . . . Et nunc reges intelligite — Jetzt also kommt zur Einsicht, Könige, laßt euch belehren, ihr Richter der Erde!“

Ob ich des Cicero auf dem Forum Romanum gedacht? Ich sollte es meinen. Ich schwärme allerdings nicht wie ein einseitiger moderner Philologe für ihn — als Mensch steht ein Cicero, der sein edles aufopferndes treues Weib Terentia nach 30jähriger Ehe verstoßen, um die schöne und reiche Erbin Publilia, deren Vormund er war, zu heirathen, auf niedriger Stufe — aber als Denker und Redner war er unstreitig ein großer Mann. Als Redner tritt er dem Besucher des Forums vor die Seele und noch mehr vielleicht als Opfer niedrig gesinnter Feinde. Als Cicero, von Antonius auf die Nechtungsliste gesetzt, (am 7. Dec. 43) von den Häschern ereilt wurde, hieb ihm eine gemeine Creatur das Haupt und die rechte Hand ab und eilte damit nach Rom zu Antonius, der ihm eine Million Sestertien für den ermordeten Gegner zahlte. Fulvia, des Antonius Gemahlin, durchstach Cicero's Zunge mit glühenden Nadeln, und dann wurden Kopf und Hand auf dem



Forum an der Rednerbühne aufgehängt. — Dieser Act war wohl einer der gemeinsten in der Weltgeschichte — und solchen Feinden gegenüber erscheint Cicero denn doch als großer Mann, und die dem todten Cicero von Seiten roher Gewalt angethane Schmach ist geeignet, jedes edle Herz mit tiefster Entrüstung über seine unedlen Feinde zu erfüllen.

## 89.

Im Norden der Peterskirche und unmittelbar an sie anschließend liegt der Vatican, wohl der größte und, in Anbetracht seiner Kunstschätze, bedeutendste Palast der Welt. Seine höchste Bedeutung gewinnt er jetzt dadurch, daß er die Wohnung des Statthalters Christi ist.

Der Vatican ist seit 1870 die ausschließliche Wohnung des hl. Vaters; der Quirinal, der andere päpstliche Palast, ist von Victor Emmanuel annectirt und occupirt worden. Wir kommen noch auf den Quirinal zurück, hier wollen wir aber gleich auf den Gegensatz hinweisen, der jetzt zwischen Vatican und Quirinal besteht: während nämlich letzterer seit der Annectirung nur äußerst spärliche „officielle“ Besucher findet, pilgern zum Vatican unzählige kleinere oder größere Schaaren von Fremden, gemischt aus allen Nationen.

So lange die heiße Jahreszeit noch nicht vollständig ihre Herrschaft angetreten hat, — heißt es in einer Röm. Corr. der A. B. — vergeht kein Tag, wo man nicht in den Vorzimmern, Sälen und Gängen, welche der hl. Vater um die Mittagsstunde mit seinem Gefolge zu durchwandeln pflegt, solche Schaaren versammelt findet, die den greisen Papst sehen und seinen apostolischen Segen empfangen wollen. Außerdem erscheinen fast jede Woche Deputationen oder Pilgerzüge oder Vereine oder die Mitglieder kirchlicher Institute u. s. w. vor dem hl. Vater, und so ist also die ganze kühle Jahreszeit hindurch, vom October bis in den Juni hinein, durch den ununterbrochenen Strom der Besuchenden ein reges Leben im Vatican.

Außerdem wird es natürlich, wenn der Sommer in den Vatican eingezogen ist. Bei der Nähe der mit Blei gedeckten Peterskuppel und der hohen Travertinmauern der Kirche selber strahlt die Hitze, wie aus einem Gluthofen wieder, und diese



vereinigt sich mit der heißen Luft, die sich zumal in den geschlossenen, jedem Windzuge unzugänglichen Höfen unter den sengenden Strahlen der Sonne entwickelt. In Folge dessen herrscht denn dort und in den anstoßenden Gängen und Gemächern, besonders aber in den glasgedeckten Loggien eine tropische Hitze, die zum Ersticken ist und die sich selbst in der Nacht kaum auf 25° bis höchstens 20° abkühlt. Wenn nun gar noch von der Sahara Africa's herüber der schwüle Scirocco weht, dann ist die lähmende Gluth geradezu erdrückend.

Die ganze heiße Jahreszeit hindurch bleibt kein Römer, der es irgendwie zu bestreiten vermag, in Rom; wenigstens auf einige Wochen oder Tage muß er hinaus in's Gebirge oder an das Meer, um wieder ein Mal frische, leichte Luft zu schöpfen, und so sind die Städtchen im Gebirge, Frascati, Albano, Aricia, Castel Gandolfo, Grotta Ferrata, Marino u. s. w. den Sommer über angefüllt von Römern aus allen Ständen. In gleichem Verhältnisse aber ist es in Rom selber öde und still, um so mehr, als auch der Fremdenbesuch fast ganz ausfällt, da die Hitze, wie die Furcht vor dem Römischen Fieber alles von dort fortscheucht.

Auch die Cardinäle und Prälaten suchen, so weit die Geschäfte es gestatten, die Frische der gesunden Gebirgsluft auf, und daher ist selbst das tägliche Gefolge, das den hl. Vater auf seinem Spaziergange begleitet, klein und gering; nur diejenigen aus der nächsten Umgebung des Papstes bleiben, so lange, bis das Fieber auch sie zwingt, in dem einzigen Heilmittel der Luftveränderung Besserung zu suchen.

Bis zur Occupation Rom's im Jahre 1870 besaßen die Päpste zwei kleine Landsitze, einen am Meere in Porto d'Anzio, den andern im Gebirge, in dem Städtchen Castel Gandolfo am Albaner See. Der erstere wurde von der italienischen Regierung kurzweg annectirt, obgleich er einst Staatseigenthum des Patrimoniums Petri war. Die Villa in Castel Gandolfo überwies der hl. Vater einer Anzahl vertriebener und obdachloser Klosterfrauen zur Zufluchtsstätte und so beraubte er sich in seiner Güte auch dieses letzten Landsitzes, in welchem er sich während der Sommerhize Erholung hätte gönnen können. Während daher jeder Römer einen, wenn auch nur vorübergehenden Aufenthalt im Gebirge als eine für die Gesundheit durchaus gebotene Nothwendigkeit ansieht, hat der hl. Vater



seit sieben Jahren Rom und den Vatican nicht mehr verlassen. Daß er trotzdem wohl und gesund bleibt, ist hauptsächlich seiner äußerst mäßigen und einfachen Lebensweise zuzuschreiben, wozu dann allerdings hinzu kommt, daß die von ihm bewohnten Gemächer weniger der vollen Sonnengluth ausgesetzt und mit Vorkehrungen zur Erhaltung einer kühleren Temperatur versehen sind. Trotzdem aber bleibt es zu verwundern, daß der hl. Vater bei seinem hohen Alter, bei der Menge der ernstesten und verantwortungsreichsten Arbeiten und trotz seiner früheren Gewohnheit, viel auszufahren, bei all dieser Hitze es in Rom aushält und seine volle körperliche wie geistige Frische bewahrt.

Der einzige Ort, wo er, wenigstens in den Morgenstunden, frische Luft schöpfen kann, ist der Garten, der sich zwischen dem Palast und der Peterskirche den vaticanischen Hügel hinaufzieht. Während die Museen, Gemäldegalerien und Kunstsammlungen dem Publicum offen stehen, ist der Garten nur durch besondere Empfehlung den Fremden zugänglich. Dort ist denn besonders ein aus Buxbaum und Lorbeer gebildeter kühler Laubgang, welcher den Lieblings-spazierweg des hl. Vaters bildet, falls er den Garten besucht. Am Ende dieser Laubhalle ist eine getreue Nachbildung der Grotte von Lourdes aufgestellt, die täglich mit frischen Blumen geschmückt wird.

Um die Mitte des September, oder, wie die Römer sagen *tra le due Madonne*, d. h. zwischen dem Feste Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt, pflegt der erste Regen wieder zu fallen, einige kräftige Gewitter kühlen die Luft ab und so ist die glühende Herrschaft des Sommers gebrochen. Der October ist der zweite und der schönere Frühling in Italien. Nun kehren auch die Römer in die Stadt zurück, die Zahl der Fremden mehrt sich wieder — wie denn der October sich am Besten zur Romreise empfiehlt — und zum Vatican, zur Wohnung des hl. Vaters, ziehen wieder täglich Schaaren von Pilgern.

Der Vatican ist eine Vereinigung von mehreren großen Gebäuden. Er umschließt zwei Heiligthümer: die Sixtinische und Paulinische Kapelle, und überreiche Schätze von Wissenschaft und Kunst. Ueber den Vatican ist eine Menge von Büchern geschrieben worden. Es existirt ein Werk in 8 sehr



starken und hohen Folioebänden, welches nur seine Kunstgegenstände bespricht und zwar meist bloß andeutend. Der Leser sieht hieraus, daß ich an kein Ende käme, wollte ich mich an's Aufzählen und Beschreiben geben. „Was soll ich vom Vatican sagen?“ muß man da mit Heusler fragen. „Es sind Wälder von Statuen, Büsten, Inschriften, Gruppen, Urnen und Sarkophagen. Du glaubst zwei Mal, drei Mal am Ende zu sein, immer thut sich eine neue Reihe von Sälen auf und eine Reihe von Alterthümern beginnt, noch schöner als die frühern. Was muß einst Rom gewesen sein, daß nach so vielen und barbarischen Zerstörungen eine solche und so große Sammlung der geretteten Kunstwerke entstehen konnte! Mit welcher Sorgfalt ist für die wiedergefundenen Denkmäler gesorgt, wie schön sind die Räume, welche zu deren Aufstellung erbaut und geschmückt wurden, wie edel und geschmackvoll ist diese selbst! — Am schönsten unter der Masse des Schönen ist jene Abtheilung, welche das Pio-Clementinische Museum heißt — weil von Pius VI. und Clemens XIV. angelegt — und in einem Flügel des Vaticanus untergebracht ist, der von der herrlichen Aussicht auf die Stadt (und Umgegend) der *Belvedere* (schöne Aussicht) heißt.“

Der Belvedere enthält die bedeutendsten Kunstsammlungen nebst der berühmten Vaticanischen Bibliothek. Der große Saal, der gleichsam den Kern der Bibliothek bildet, ist 216 Fuß lang, 48 Fuß breit und 28 Fuß hoch. Sechs Pfeiler, auf denen die Kreuzgewölbe ruhen, theilen ihn in zwei Schiffe. Ringsherum an den Pfeilern und Mauern befinden sich die schönen Schränke für all die kostbaren (lateinischen, griechischen, orientalischen, italienischen) Handschriften, die sich auf ungefähr 24,000 belaufen.

Was soll ich aus den Kunstsammlungen speciell erwähnen? Nun den berühmten Apollo und Torso del Belvedere, die ja weltbekannt sind. Der Torso ist ein schönes, kolossales Fragment von der Statue eines sitzenden Herkules. Kopf, ein Theil der Brust, Arme und die Beine bis an die Schenkel fehlen; es ist eben ein torso, ein bloßer Rumpf; gleichwohl wird dieses Bruchstück mit Recht allen modernen Bildhauern als eine Hauptstudie empfohlen, als ein fast unnachahmliches Muster plastischer Kunst.

Was mir persönlich am Lebhaftesten noch vor der Seele



steht, ist die berühmte, von Lessing so gründlich behandelte Gruppe des Laokoon, aufgefunden i. J. 1506 bei den Wasserbehältern der Titusbäder. Sie stellt den Laokoon (den Priester des Neptun zu Troja, der das hölzerne Roß mit einem Wurffspieße durchbohrte) und seine beiden Söhne dar, wie sie von zwei ungeheuren mörderischen Schlangen umstrickt sind. Die Schlangen umwinden Arme und Füße, während die Hände sie noch abzuwehren suchen. Furchtbarer Schmerz spricht aus den unglücklichen Opfern. Die Schilderung dieser Scene durch Virgil (Aen. 2, 41 ff.) hat hier in Marmor den sprechendsten Ausdruck gefunden. Wie Döllinger in dem Schicksale des Laokoon einen christlichen Landmann versinnbildet sieht, der von einem grausamen Wucherjuden umschlungen wird, habe ich anderswo wörtlich mitgetheilt. (Vergl. Blicke in's Talmudische Judenthum S. 65.) Der Vergleich ist äußerst treffend.

Was einst Michel Angelo dem antiken Rosse an der Bildsäule des Marcus Aurelius Antoninus zurief: *Ricordati che sei vivo e camina* — „erinnere dich, daß du lebst und gehe!“ — das könnte man so vielen antiken Statuen im Vaticanischen Museum zurufen, so naturgetreu ist die künstlerische Darstellung. „Bei den Frauenköpfen aber — bemerkt Brunner — findet man in der Regel nie jene Anmuth, welche die Jungfräulichkeit allein dem menschlichen Angesichte aufzuprägen vermag.“ Gewiß, da zeigt sich der Unterschied von Heidenthum und Christenthum. Eine ähnliche Beobachtung wollte einst mein lieber Freund H. in der Physiognomie von Katholiken und Nichtkatholiken gemacht haben: bei ersteren wollte er einen besonderen Ausdruck entdeckt haben, den er der Wirkung des Bußsacramentes zuschrieb. Ich will die Beobachtung nicht weiter urgiren, befremdet aber hat sie mich gerade nicht, im Gegentheile.

Unter den Kunstschätzen im Vatican finden sich manche, die i. J. 1849 durch die Herren *Italianissimi* geraubt worden waren, durch die französische Regierung aber dem Vatican wieder zugestellt sind. Sebastian Brunner erzählt darüber, wie folgt:

„Ende April 1849 wurden im Zollhause zu Paris über 40 Kisten mit kostbaren Statuen, Gemälden und hl. Gefäßen zurückbehalten, weil man erkannte, woher dieselben seien. Eine



Gesellschaft deutscher, im höchsten Grade kunstliebhaberischer Juden, an deren Spitze ein gewisser Brucker stand, hatten diese Gegenstände — es waren 2500 Nummern — von den damals in Rom das Ruder führenden Räubern um 3 Millionen Franken gekauft. Diese Gegenstände waren aber im Mindesten 10 Millionen werth. Louis Napoleon ließ dieselben, als die Ruhe in Rom wieder hergestellt war, dorthin zurücksenden.“

Soviel in aller Kürze über die Kunstschätze des Vatican's.

Was uns Katholiken den Vatican jetzt so theuer macht, sind nicht seine Kunstschätze — das ist, wie schon bemerkt, der Umstand, daß der Vatican seit dem 20. September 1870 die ausschließliche Wohnung unseres hl. Vaters Pius IX. bildet.

Von jenem 20. September und seinen Greuelthaten habe ich früher Näheres mitgetheilt. Welche Frevel und welche Undankbarkeit fleben diesem 20. Sept. als unauslöschliche Schandflecken an!

Ich trage hier zu dem früher Gesagten noch nach — daß auch die römische Judenschaft sich mit diesem Schandflecken treulofer Undankbarkeit besudelt hat. In dem schönen „Piusbuch“ von Dr. Hülskamp heißt es in dieser Beziehung (3. Aufl. S. 298 f.) also:

„In den Blättern der Geschichte verdient das Benehmen der Juden zu Rom, welchen Pius so große Wohlthaten erwiesen hatte, verzeichnet zu werden. Kaum hatten sich die Piemontesen gegen alles göttliche und menschliche Recht der Hauptstadt der Christenheit bemächtigt, als die Vertreter der römischen Judenschaft bei Cadorna (dem piemontesischen General) erschienen, und eine Adresse an Victor Emmanuel überreichten. In diesem Machwerk, welches von Schmeicheleien und Ergebenheitsversicherungen gegen den neuen Gebieter überströmte, war Pius in der undankbarsten Weise herabgewürdigt. Ein Jahr war kaum vorübergegangen, als am Tage des päpstlichen Jubiläums dieselben Juden von Rom vor den Thron des heiligen Vaters traten, um ihm nebst einem Festgeschenke ihre Huldigung und die Versicherung ihrer Dankbarkeit für seine milde Gerechtigkeit darzubringen und ihm auf's neue ihre unwandelbare Unterthanentreue zu betheuern. Jetzt, beim Wechsel des Glückes, sind es dieselben Juden, welche das Mißgeschick ihres großherzigen Gebieters ausbeuten,



um die Steine des Undanks auf den gebeugten, den Händen seiner Feinde preisgegebenen Greis im Vatican zu werfen.“

## 90.

Nicht gar weit vom Vatican liegt die — durch einen Gang mit ihm verbundene — Engelsburg (Castello di S. Angelo). Es ist die ursprünglich vom Kaiser Hadrian zu einem Familienbegräbniß erbaute Moles Hadriani (Felsenmasse Hadrians). Den Namen Engelsburg erhielt das Gebäude von dem Ereigniß, daß i. J. 590, als eine Bußprocession zur Abwendung der Pest nach St. Peter zog, auf der Höhe der Moles Hadriani ein Engel erschien, der das Schwert in die Scheide steckte, zum Zeichen, daß Gottes Zorn durch die Buße besänftigt sei und die Pest nun aufhören solle. In dem Engel erkannte man den Erzengel Michael; deshalb wurde später auf der Höhe der Burg eine riesige Marmorstatue des hl. Michael aufgestellt, welche Benedict XIV. durch die jetzige Broncestatue ersetzen ließ.

So steht denn droben auf der Engelsburg St. Michael, der Fahnenträger, der Anführer der himmlischen Heerschaaren, der Vertheidiger der streitenden Kirche Gottes auf Erden, und hält gleichsam die Wacht über die neben der Engelsburg liegende St. Peterskirche sammt dem Vatican, der Wohnung des Statthalters Christi.

Damit ist bildlich die Stellung ausgedrückt, welche der hl. Erzengel Michael gegenüber der Kirche einnimmt. Welches großartige Gesicht schaute doch einst die gottselige Anna Katharina Emmerich? (Vergl. oben S. 252 f.) Ich denke oft an dieses Gesicht und tröste mich damit im Hinblick auf die Leiden und Drangsale unserer hl. Kirche und ihres obersten Bischofs in Rom. Mag der Unglaube unserer Tage darüber spötteln — dazu ist ja wenig Verständniß hinreichend — der Glaube wird den Spöttern schon in die Hand kommen. St. Michael wird schon eingreifen, wenn es Zeit ist. Der hl. Vater wird schon befreit werden, wie sehr auch seine Feinde ihren Sieg für gesichert halten.

Victor Emmanuel hat den Papst auf den Vatican beschränkt; in dem andern päpstlichen Palaste, dem Quirinal,



hat er sich eingenistet, nachdem er ihn „annectirt“ und seine Pforten auf dem nicht ungewöhnlichen Cultur-Wege des Dietrichs geöffnet.

Es ist mir immer ein Grauen gekommen, so oft ich an dem Quirinal vorbeigefahren. Da hat der Papst gewohnt, dachte ich, da hat mein Bischof Konrad gewohnt als Gast des Papstes — und jetzt, wer wohnt dort? Ach Gott, wie lange noch, wie lange noch?

Uebrigens soll sich Victor Emmanuel gar nicht behaglich fühlen in dem päpstlichen Palaste; er soll sich sogar für seine Wohnung ein eigenes Stück daran haben bauen lassen — aus Furcht vor dem, der einst auf Sinai das 4. und 7. Gebot gegeben. Ich begreife es; ein katholisches Gewissen schläft nicht so leicht vollständig ein. Zudem knüpft sich an den Quirinal ein ganz besonderes Memento für Könige.

In eben diesem Quirinal wurde im Juli 1809 Pius VII. auf Befehl des Oberräubers Napoleon gefangen genommen; die edlen Schergen erstiegen mit Leitern die Mauern. Drei Jahre später ließ Napoleon in dem annectirten Quirinal für seinen Sprossen, den sogen. König von Rom, eine prachtvolle Wohnung herrichten. Der Quirinal war also von dem großen Kronendieb zum Palast für seinen Sohn, den „König von Rom“, bestimmt. Und das Ende des sacrilegischen Uebermuthes? Das Ende vom Siegesliede? Es ist weltbekannt. Von Napoleon heißt es in unseren Niederbüchern:

Ein nackter Fels fern von Europa's Küste  
Ist zum Gefängniß ewig ihm bestimmt —

und von seinem Söhnchen:

Im Garten zu Schönbrunnen  
Da liegt der König von Rom.

Victor Emmanuel kennt nun zwar diese deutschen Nieder nicht, aber das Ende vom Liede, das Endschicksal des übermüthigen Napoleon und seines Sohnes, kennt er — und wenn er im Quirinal sich so unbehaglich fühlt, so begreift sich das. Gott hat für ihn das Mane-Thekel-Phares und das Memento mori an die Wände des Quirinals mit zu deutlicher Schrift geschrieben.

Eine Erinnerung aus der allerneuesten Geschichte drängt sich mir hier noch in die Feder. Mit welch freudestrahlendem Ge-



sichte mag der liberale papstfeindliche Arnim im Herbst 1870 seine Antrittsvisite im Quirinal gemacht haben bei der Emmanuelschen königlichen Familie! Wie mag sein Herz gegjubelt haben, „als der große Wurf gelungen!“ — und wie froh tanzte er auf dem Hofball im Quirinal! Ich erinnere mich noch sehr gut, was unsere Zeitungen damals aus Rom darüber berichteten, und wie man auf Arnim den Vers machte resp. anwandte:

Bella gerant alii: tu felix Arnime — salta

Andre laß führen den Krieg: du glücklicher Arnim nur — tanze.

Ja, Arnim schwelgte in Seligkeit über die „Eroberung“ Roms durch die piemontesischen Horden, die er e i n g e l a d e n, denen er am 20. Sept. zur Porta Pia entgegen geeilt war. Und jetzt nach 7 Jahren — — Ecco, ecco Arnim — „schau, schau, Arnim!“ rief Pius IX. unwillkürlich aus, als sich das Blatt wandte. Daß Pius IX. hierbei an eine „Wendung durch Gottes Fügung“ gedacht, versteht sich von selbst. In der That würde es kurzfristig sein, wenn man bei Arnim's Schicksale bloß auf Bismarck und die preussischen Gerichte hinblicken wollte. Es gibt ein Bibelwort: Nolite tangere christos meos, das wir oben auf S. 46 übersetzt haben; und bezüglich des P a p s t e s hat es die französische Sprache mit Rücksicht auf die Erfahrung übersetzt mit den Worten: Qui mange du Pape, en meurt — Wer vom Papste ißt, der muß daran sterben. Arnim's Schicksal erregt mein natürliches Mitleiden; aber der 20. Sept. 1870 läßt mich die Sache von einem höheren Gesichtspunkte aus betrachten. Ob a n d e r e Leute, die a u c h an die Reihe kommen werden, die Sache so auffassen, ob speciell Victor Emmanuel auch hieran denkt, das weiß ich nicht; jedenfalls muß der Gedanke nahe liegen.

Im Quirinal hat seit Pius' VII. Tode das Conclave — die Versammlung der Cardinäle zur Papstwahl — stattgefunden. Im Quirinal wurde der gegenwärtige Papst Pius IX. am 16. Juni 1846 zum Oberhaupte der Kirche gewählt; von dem Balcon des Quirinals rief der Cardinal Riario Sforza der lautlos horchenden Menge am Morgen des 17. Juni zu: „Ich verkündige Euch eine große Freude. Wir haben zum Papste den erlauchtesten und hochwürdigsten Herrn J o h a n n e s M a r i a M a s t a i - F e r r e t t i, Cardinal-



priester der hl. römischen Kirche, der sich den Namen P i u s IX. beigelegt hat.“ Von demselben Balcon ertheilte Pius IX. am selben Morgen zum ersten Male seinen päpstlichen Segen der Stadt Rom und dem Erdkreise. Evviva Pio Nono! — erscholl es vieltausendstimmig aus der den Quirinal umstehenden begeisterten Volksmenge. Und diesen ehrwürdigen Quirinal sammt seinen Hauskapellen hat ein Victor Emmanuel an sich gerissen — und zu seinem Palaste gemacht. Mit welchem Rechte? Was kümmern sich solche Leute um diese Frage? Doch droben im Himmel thront, der gesprochen: „Mein ist die Rache; ich werde vergelten.“ Damit tröstet sich der katholische Christ, wenn ihm das Blut kocht beim Anblicke solcher Vorgänge hienieden.

Am Quirinale, wenn ich mich recht erinnere, las ich wiederholt die mit Röthel in großen Buchstaben geschriebene Inschrift: Evviva Pio Nono, Papa-Re! — „Es lebe Pius IX., der Papst-König!“ Dieselbe Inschrift habe ich sehr oft an Monumenten in Rom gefunden. Sie gibt der gewaltsam niedergehaltenen Volksstimmung Ausdruck. Hoffentlich naht bald der Tag der Erlösung für Rom — und dann wird wie vordem der Freudenruf erschallen: Evviva Pio Nono, Papa-Re!

## 91.

Ich muß von Rom Abschied nehmen, so gern ich noch so Manches von der ewigen Stadt erzählen möchte. Zudem dürfte ich in den Aufsätzen, die ich Rom gewidmet, die Hauptmomente berührt haben, die für den Christen und Pilger zumeist in Betracht kommen.

Am Abende vor unserer Abreise besuchten wir den Monte Pincio und die herrliche Villa Borghese. Von dieser Villa, diesem großen schönen Garten und seinen anmuthigen Spaziergängen zwischen Lorbeer- und Pomeranzenbäumen u. s. w. u. s. w. will ich nicht erzählen; aber auf die Höhe des Monte Pincio möchte ich doch meine Leser noch eben führen. Welch ein Anblick ist das am Abend! Die ewige Weltstadt liegt friedlich zu unseren Füßen. Der Blick schweift hin über die Häuser, Paläste, Kirchen. Der Anblick der Siebenhügelstadt, der Fürstin aller Städte des Erdkreises, ruft tausend Er-



innerungen zugleich in der Seele wach; unser Herz kann den Strom nicht fassen — es läßt sich davon überfluthen. Die Geschichte des Alterthums, des Mittelalters, der neueren Zeit, der Gegenwart — sie umfluthet uns hier wie Ein großes Meer. Welche Wellen sollen wir besonders in's Auge fassen? Wir lassen sie eine Zeitlang alle auf uns hereinströmen, und dann fassen wir mit christlichem Blicke die in Purpurglanz und Silberhelle und Goldeschimmer strahlenden Wellen besonders ins Auge: das *Ch r i s t l i c h e* Rom der Martyrer, der Jungfrauen, der Bekenner, der Tugendhelden aller Jahrhunderte, und stimmen ein in die Worte des schönen Hymnus aus dem Vatican (übersetzt von dem begeisterten edlen Convertiten Freiherrn von Maltitz):

O Roma nobilis, orbis et domina  
Cunectarum urbium excellentissima,  
Roseo martyrum sanguine rubea,  
Salutem dicimus tibi! per omnia  
Te benedicimus, salve per secula! . . .

Roma, du prangende  
Herrin und Zier der Welt!  
Welche der Städte ward,  
Hohe, dir gleichgestellt?

Rosen der Martyrer  
Schmücken dich blutgeweiht;  
Jungfrau'n mit Lilien Schnee  
Weben dein Strahlenkleid.

Mutter und Königin,  
Heil dir und Segenspreis  
In der Jahrhunderte  
Rollendem Zeitenkreis!

Sieh, der Herr setzte dich  
Ueber sein Königshaus;  
Spende des Hochzeitmahls  
Gaben uns liebend aus.

Weisheit erfüllte dich;  
Laß auch in unsre Nacht  
Dringen ihr Sonnenlicht  
Durch deiner Lehre Macht!



Mit solchen Eindrücken, davon bin ich überzeugt, scheidet jeder wahrhaft katholische Pilger von der ewigen Stadt, und sein ganzes Leben lang findet sein Geist und Gemüth süße Erquickung im Rückgedanken an Rom.

Mit solchen Eindrücken kehrte vor Allem ein Rompilger zu uns zurück, dessen Bild mir täglich in Rom vor der Seele gestanden: unser unvergeßlicher hochwürdigster Bischof Konrad. Die Erinnerung an ihn gehört auch zu meinen Erinnerungen „aus Italien“ und speciell aus Rom. Die erste Zeitung, die ich in Rom zu Gesichte bekommen, die *Unità Cattolica*, brachte gerade einen Leitartikel „Il Vescovo di Paderborna“ — Der Bischof von Paderborn —, worin der *eroico difensore della fede* — der heldenmüthige Vertheidiger des Glaubens — der *novello Atanasio* — der neue Athanasius — Corrado Martin in der herrlichsten Weise gefeiert wurde. Wie das meinem Herzen wohl that! Der hl. Vater gedachte bei unserer Audienz mit der wärmsten Sympathie des „buono Corrado“; unsere guten Führer Dr. P. und Dr. S. erinnerten uns das eine über das andere Mal: „Hier hat Bischof Konrad die hl. Messe gelesen; hier hat er während des Vaticanischen Concils gewohnt“ u. s. w. An all den ehrwürdigen und denkwürdigen Stätten, die wir Paderborner Priester besuchten, hatte oft und wiederholt unser guter Bischof gestanden und gekniet, unser geliebter Vater in Christo, dessen hohenpriesterliche Hände einst in der hehrsten Stunde unseres Lebens Weihend auf uns geruht. Wie uns da sein theueres Bild aller Orten vorschweben mußte! — Mir persönlich mußte in Rom noch eine besondere Erinnerung nahe liegen, über die einst das „Westfäl. Kirchenbl.“ (14. Mai 1859) wie folgt berichtet hatte: „Als der hochw. Bischof Konrad — in einer der Audienzen bei dem hl. Vater — Erwähnung that der Dienste und der Mühen, welche die edle Gräfin von Bocholz im hiesigen (Paderborner) **Anabenseminare** sich schon seit so vielen Jahren unterzieht, gab ihm der hl. Vater den Auftrag: „Sagen Sie jener edlen Dame: der Statthalter Christi läßt Dir sagen: Du hast ein schönes Werk gethan!“ — O wohl, ein schönes, ein gutes Werk, die Gründung eines Diöcesan-Anabenseminars durch hochherzige Opfer zu ermöglichen, wie es die edle Dame i. J. 1846 gethan; ein gutes Werk, dem Anabensseminar durch



30 volle Jahre aus Liebe zu Gott und seiner hl. Kirche mit dem Opfer der Person und reicher Geldmittel zu dienen, wie es die hochgeborene Frau Gräfin *Clotilde von Bockholtz* vom 21. April 1846 bis zum 21. April 1876 gethan, an welch letzterem Tage sie sich genöthigt sah, die Räume der am 11. April unter Anwendung von Gewalt „gesetzlich“ geschlossenen und aufgelösten Anstalt zu verlassen. Mulierem fortem quis inveniet? „Bonum opus operata est“ — sprach deshalb Papst Pius IX. zu unserm hochw. Bischofe *Konrad* bei dessen erster Pilgerfahrt nach Rom, welches Wortes zu gedenken mir als Präses des aufgelösten Knabenseminars besonders nahe liegen muß.

Als unser hochw. Bischof *Konrad* von seiner (ersten) Pilgerfahrt zu den Gräbern der Apostel nach Paderborn zurückgekehrt war, richtete er unter dem 12. Mai 1859 einen herrlichen Hirtenbrief an seine treue Heerde, in welchem er sich über seine Romreise und die zu Rom gewonnenen Eindrücke des Näheren aussprach. Es wird meinen Lesern nur erwünscht sein, wenn ich hier aus dem schönen Hirtenbriefe Einzelnes auffrische und damit zum Abschied von Rom kurz recapitulire, was ich in meinen Aufsätzen ausführlicher erzählt habe.

„Ich habe — schrieb unser hochw. Bischof *Konrad* — die Pilgerfahrt nach der Hauptstadt der Christenheit unternommen, um im Bischofe von Rom Petrus selbst, den Fürsten der Apostel, zu verehren, auf den, wie auf einen unerschütterlichen Felsen, Christus seine Kirche erbaut, und den er uns als obersten Hirten, als Führer und Vater an seiner Statt hier auf Erden zurückgelassen hat . . . Ich bin hingegangen nach Rom, um zum Bischofe von Rom zu sagen: Heiliger Vater! wie auch die verwandelnde Zeit Alles verwandeln mag, aber Eins wird sie nie verwandeln; und wie auch die Stürme des bewegten Meeres toben und brausen mögen, um das Bestehende zu erschüttern; die höllischen Mächte, die stets gegen diesen Stuhl ankämpften und jetzt mit erneuerter verschärfter Bosheit dagegen ankämpfen, werden in unserer Seele niemals die Treue gegen diesen Stuhl erschüttern, und nie unsern Gehorsam und unsere Liebe gegen deine erhabene Person, weil wir festiglich glauben und weil wir bereit sind, für diesen Glauben Gut und Blut einzusetzen, daß du bist Petrus, auf den Christus die Kirche gebaut, damit die



Pforten der Hölle sie nicht überwältigen; und eher, heiligster Vater, sollte die eigene Rechte uns vergessen und die Zunge am Gaumen kleben, ehe wir dieses Bekenntnisses vergäßen, ehe wir vergäßen, daß wir dir Liebe, Treue, Gehorsam schuldig sind bis zu unserem Tode! Und in diesen Worten habe ich zu Petrus gesprochen."

"Schon von früher Jugend an war meines Herzens Sehnen dahin gerichtet, die ewige Stadt und in ihr den Stathalter Christi von Angesicht zu sehen . . . Und wie danke ich nun meinem Gott, und wie werde ich ihm ewig dafür dankbar sein, daß ich mit meinen Augen Petrus gesehen, daß ich mit Petrus von Mund zu Mund geredet . . . Ja, hätte ich von meiner ganzen Reise keinen andern Gewinn mitgebracht, so würden dennoch hierdurch allein schon die Mühen und Beschwerden derselben reichlich aufgewogen sein. Euch von der Person des gegenwärtigen Nachfolgers des h. Petrus ein Bild zu entwerfen, ist mir durchaus nicht möglich. Ich habe noch nie in meinem Leben bei irgend Einem eine solche wunderbare Mischung gesehen von Milde und Ernst, von Würde und hingebender Güte; aus seinem Auge und Antlitze, aus seiner Stimme und Sprache, aus seinem ganzen Wesen strahlt eine solche Liebenswürdigkeit hervor, daß so wenig der Pinsel des Malers, als menschliche Worte sie wiedergeben können . . .

"Die Pilgerfahrt nach Rom habe ich zweitens in der Absicht unternommen, die Gräber der Apostel Petrus und Paulus und die übrigen durch das Blut so vieler Märtyrer geweihten Stätten mit Andacht zu besuchen. Ich kniete nieder im Dome von St. Peter, an der Confessio, dem Grabe des Apostelfürsten, ich ging alsdann an die Stätte, wo derselbe Petrus gekreuzigt worden, so wie in jenen Mamertinischen Kerker, wo er für Christus die Fesseln getragen; ich ging hinaus nach St. Paul und küßte mit Inbrunst den hl. Boden, wo der Leib des großen Weltapostels ruht; ich ging an die Stätte, wo dieser selbe große und heldenmüthige Bekenner Christi für Christus sein Blut verspritzt; ich habe gesehen und verehrt die Stätte, wo der genannte Apostel Paulus jene bewunderten und nie genug zu bewundernden Briefe abfaßte,\*)

\*) Die hier erwähnte Stätte ist ein jetzt unterirdischer Raum unter der Kirche S. Maria in Via Lata — welchen Beinamen diese Kirche von der so



die noch heute die Quelle unserer Belehrung und unseres Trostes sind, und wo sein glücklicher Begleiter, der hl. Lukas, die Geschichte der Apostel niederschrieb. Ich habe gesehen die Orte, wo die hl. Agnes, die hl. Cäcilia, der hl. Sebastian, der hl. Laurentius und so viele andere glorreiche Bekenner und Bekennerinnen des Namens Jesu ihr ruhmreiches Leben mit einem noch ruhmreicheren Tode beschlossen, sterbend für denselben Glauben, den auch wir noch bekennen. Auch habe ich jenes weltberühmte Colosseum gesehen, wo die ersten Christen unter den grausamen Verfolgungen der römischen Kaiser in ganzen Schaaren mit wilden Thieren gekämpft zum Schauspiele für ein entartetes, grausam-wollüstiges Menschengeschlecht; ich habe jene bewunderten Katakomben gesehen, jene dunkeln unterirdischen Gräfte, wo die ersten Christen ihre Märtyrer, ihre Heiligen und ihre übrigen selig entschlafenen Brüder bestatteten, um sie der Wuth der Verfolger zu entziehen, wo sie in jenen Zeiten grausamer Verfolgung ganze Nächte bei diesen theueren Ueberresten zubrachten zum Lobe Gottes und zur Feier der hl. Geheimnisse, und wo — o wunderbare Wahrnehmung — die handgreiflichen Beweise unseres göttlichen Glaubens in Stein und Felsen eingehauen sind, damit sie gegen den Widerspruch verneinender Geister ein ewiges und unvertilgliches Zeugniß seien: alle diese hl. Stätten, und wie viele andere noch — denn dort in der ewigen Stadt wandelt man immer über heiligem Staube und neben heiligen Denkmälern, womit der Boden besäet ist — habe ich gesehen und verehrt; und ich habe hier gebetet, daß wir so großer Vorväter nicht ganz unwürdig sein möchten, daß wir hier auf Erden möchten dulden und streiten, um uns einstens jenseits mit ihnen bei Christus ewig zu freuen. Und ich glaube niemals eine größere

benannten Straße des alten Rom führt — an der Hauptstraße Roms, dem sogen. Corso. An der erwähnten Stätte lebte der Weltapostel zwei Jahre als Gefangener und schrieb hier jene Briefe, in denen er so oft seiner Fesseln gedenkt und sich derselben rühmt. Da ihm seine Haft an diesem Orte immerhin noch manche Freiheit gestattete, so empfing er hier Juden und Heiden und predigte ihnen als „vincetus Christi Jesu“ — als Gefesselter Christi Jesu — das Evangelium. „Ich leide bis zu Banden wie ein Missethäter: aber das Wort Gottes ist nicht gebunden“ — schreibt er seinem geliebten Timotheus (2. Tim. 2, 9). An diesem Orte weilte mit Paulus zugleich sein unzertrennlicher Begleiter, der hl. Evangelist Lukas. Wie oft wird hier auch der hl. Apostelfürst Petrus den hl. Weltapostel Paulus besucht haben, um mit ihm über die Eroberung Roms und des Erdkreises für die Kirche Jesu zu berathen!



Gnade des Gebetes empfunden zu haben, als an diesen geweihten Stätten, wo man der Gemeinschaft der Heiligen, die man so oft mit dem Munde bekennt, lebendig und durch die Erfahrung selbst inne wird — so daß das blinde Eifern gegen die fromme Uebung des Wallfahrens nach heiligen, durch besondere göttliche Gnadenerweise bevorzugten Orten als nichts denn als das anmaßende thörichte Gerede Solcher erscheint, welche die Natur und die höchsten Bedürfnisse des Menschen gröblich mißverstehen, oder dem geistigen und höheren Menschen keine Nahrung gönnen, während sie doch dem thierischen Menschen alles gönnen und geben, wodurch er sich sättigen kann bis zum Ekel und Ueberdruß.“

So viel glaubte ich aus dem herrlichen Hirtenbriefe unsers hochw. Bischofs R o n r a d hier auffrischen zu sollen, zugleich zur Recapitulirung des früher von mir Gesagten.

Ich nehme hiermit Abschied von der ewigen Stadt — aber auf Wiedersehen! Von der berühmten Fontana Trevi zu Rom geht die Sage, wer vor seinem Scheiden aus Rom von ihrem Wasser trinke, der komme noch einmal nach Rom. Ich gebe auf diese Sage nichts und habe auch nicht aus der Fontana Trevi getrunken. Ich hatte auch gar nicht nöthig, mir für einen neuen Besuch der ewigen Stadt neue Sehnsucht einzutrinken; ich empfinde sie schon so, und ich will zu Gott beten, daß es mir vergönnt werde, sie noch einmal zu stillen und mein Herz noch einmal zu laben an der geistigen Lebensquelle, die dem Felsen Petri entströmt.

Also auf baldiges Wiedersehn, du Stadt des hl. Petrus!  
Wir reisen jetzt nach N e a p e l.

## 92.

In wehmüthiger und doch zugleich begeisterter Stimmung verabschiedeten wir uns in später Abendstunde von Rom. Nach 11 Uhr trug uns der Eisenbahnzug fort in der Richtung nach Neapel. Wir wählten den Nachtzug, um Zeit zu gewinnen. Ueber die erste Hälfte unseres Weges nach Neapel weiß ich darum nichts zu berichten; sie soll indeß auch, wie uns gesagt worden, weniger interessant sein. Als indeß der Morgen graute und



unser durch einen zwar kurzen aber immerhin genügenden Schlaf erquicktes Auge sich öffnete, da waren wir in der herrlichen Landschaft *Campanien* angekommen. Wie ein großer Garten lag die *Campagna felice* — das glückliche *Campanien* — vor uns und um uns herum, und je weiter der Zug voran-eilte, um so herrlicher erschloß sich die prachtvolle Gegend. Wir sandten unsern Morgengruß empor zu der vom steilen Berge niederschauenden Abtei *Monte Cassino*, i. J. 528 vom hl. *Benedict* gegründet, dieser ehrwürdigen Wiege des *Benedictinerordens* und diesem Mittelpunkte der ganzen christlichen Bildung des Abendlandes. Weiter ging es durch den Garten Gottes, und wir erblickten in der Ferne den Vesuv, dessen Rauchsäule sich in der kühlen Nacht- und Morgenluft gesenkt hatte und nun wie ein großer Haarschweif über den Rücken des Berges lang hinabhing, um sich mit der wachsenden Tageswärme immermehr zu heben.

Die am Wege liegenden Ortschaften, wie die Villen, umgeben von dem herrlichsten Schmucke der Natur, bieten dem Auge immer neue Reize. „Hier fangen — sagt *Stolberg* — die Paradiese des südlichen Italiens an. Theils auf Felsen, theils an sie gelehnt, steht zwischen *Pomeranzen-* und *Citronen-*gärten, die einen Wald zu bilden scheinen, das feine Städtchen da, welches minder einer Stadt als einer Reihe von Landhäusern ähnlich ist. Wer nur unsere *Pomeranzenbäume* kennt, der kann sich keinen Begriff von der Schönheit solcher machen, die schwellend von Lebenssaft und bedeckt mit goldenen Früchten, sich frei in befreundenden Lüften erheben. Zwischen ihnen stehen hie und da edle *Palmbäume*.“ (Vergl. die herrliche Naturschilderung in *Wiseman's Fabiola* 16. Kap. „Der Monat October“.)

Hier an Ort und Stelle versteht man das meisterhafte Lied *Gothe's*:

Kennst du das Land, wo die Citronen blühen,  
Im dunklen Laub die Goldorangen glühen,  
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,  
Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht?

Diese Worte *Gothe's* haben selbst die uns Deutschen nicht eben besonders gewogenen Franzosen so schön und treffend



gefunden, daß sie dieselben sich übersezt haben und nun auch in ihrer Sprache begeistert singen:

Connais-tu cette terre où les citrons fleurissent,  
Où croît l'orange d'or sous un feuillage obscur?  
Là plane un vent léger venu d'un ciel d'azur,  
Là, près du myrte verd, les beaux lauriers grandissent.

Ja, das schöne Italien ist dieses Land und werth, daß man sich dorthin sehne. Und darum ziehen alljährlich Schaaren von Fremden hin zum schönen Garten von Europa und glauben eine solche Reise auch mit ihrem specifischen Patriotismus vereinigen zu können.

Ein hochpatriotischer Preuße, der königl. preußische Divisionsauditeur Gustav Nicolai, machte seiner Zeit eine Ausnahme. Er schrieb ein Buch: „Italien, wie es wirklich ist. Warnungsstimme für Alle, welche sich dahin sehnen.“ Besagtes Buch fand seinen Recensenten an dem damals noch geistig frischen Dr. Wolfg. Menzel, der kurz vorher Italien selbst bereist hatte und um so eher im Stande war, die patriotische Schrift Nicolai's zu würdigen. Wir wollen unsern Lesern wenigstens Einiges aus der trefflichen Recension Menzel's mittheilen:

„Diese Geschmacklosigkeit geht von Berlin aus. Die Opposition gegen das schöne Italien konnte nur aus dem Sand- und Haidelande kommen. . . . Den Verfasser entschuldigt sein Patriotismus. Wie der Grönländer, in den üppigen Süden versetzt, unter den saftigsten und würzigsten Früchten hungert und nach seinem stinkenden Thran verlangt, so seufzt Herr Nicolai in der üppig grünenden, wie ein unermesslicher Garten prangenden Lombardei, in den zauberischen Apenninen, unter den Wasserfällen, Burgruinen, phantastischen Bergklöstern, unter den Riesendenkmalen des Alterthums, die auch in Trümmern noch schön sind, am flammensprühenden Vesuv, im mit Orangen vergoldeten Sorrent — seufzt Herr Nicolai nur nach der Hasenhaide, nur nach seiner lieben sandigen Mark und findet die letztere viel schöner. Das ist, wenn nicht gerade geschmackvoll, doch patriotisch, und da man von Niemand fordern kann, er solle Geschmack haben, wohl aber, er solle patriotisch denken, so läßt sich dagegen nichts sagen.“ So findet denn auch dieser patriotische Berliner mit



Neben durchflochtene Ulmenwälder lange nicht so schön als seine heimathlichen Fichtenpflanzungen.

Man sieht, wie so ein specifischer Preuße seinen eigenen Weg gehen und seine aparten originellen Anschauungen haben kann. Warum auch nicht? Wandelte doch vor Jahrhunderten die ganze Mark Brandenburg ihre eigenen Cultur-Wege, wie ich bei Janssen (Geschichte des deutschen Volkes I. S. 70 f.) lese: „Am bedeutendsten wurde seit der Mitte des 15. Jahrhunderts der geistige Verkehr zwischen Italien und Deutschland. Deutsche Lehrer wirkten an italienischen Universitäten, italienische wurden zeitweise auf deutschen angestellt . . . In allen deutschen Territorien herrschte ein so frisches, reges Leben, wie nie zuvor und nie in einer späteren Zeit geherrscht hat. Nur die Mark Brandenburg mit der Hauptstadt Berlin war noch wenig von deutscher Bildung berührt und befand sich noch auf der niedrigsten Stufe der Cultur.“ Jetzt ist das bekanntlich ganz anders; jetzt schreitet Berlin an der Spitze der „Cultur“ und „Civilisation“ und schickt „Bildung“ in's Land — sogar bis nach Paderborn.

Doch sieh, da liegt ja Neapel vor uns mit seiner herrlichen Umgebung — un pezzo di cielo, caduto in terra — „ein Stück Himmel auf die Erde gefallen“. Es ist gegen 9 Uhr Morgens.

Aber Neapel selbst interessirt uns vor der Hand noch weniger. Die Hauptaufmerksamkeit des Fremden, der sich Neapel nähert, zieht der feuerspeiende Berg Vesuv auf sich. Ein feuerspeiender Berg ist ja für fast alle Fremden eine ganz neue Erscheinung, und beim Anblicke des Vesuv fallen uns dessen Heldenthaten aus alten Zeiten ein, wie er namentlich i. J. 79 nach Christus, also vor nahe 1800 Jahren, im furchtbaren Feuereifer mit solcher Heftigkeit drei Tage und drei Nächte lang Steine und Aschenmassen ausgeworfen hat, daß er die umliegenden Gegenden dadurch verfinsterte und — was weit verhängnißvoller war — drei Städte: Pompeji, Herculaneum und Stabiä mit seinen Aschenmassen förmlich begrub, so daß man keine Spur dieser Städte mehr sehen konnte. Plinius der Ältere, welcher dieses Phänomen in einem Schiffe beobachten wollte, fand dabei den Erstickungstod; aber sein Neffe, Plinius der Jüngere, hat uns diesen furchtbaren Aus-



bruch des Vesuv näher beschrieben. Wir werden gleich seine Worte mittheilen.

Bis zum 18. Jahrhundert lagen die erwähnten drei Städte unter der Asche völlig begraben. Man wußte die Stätte nicht mehr genau, wo sie einst gestanden. Bei dem Graben eines Brunnens traf man 1709 zuerst auf die unterirdische Stadt Herculaneum; 1755 wurde das begrabene Pompeji von umgrabenden Weinbauern entdeckt. Da hier nur vulcanische Asche über den Gebäuden lag, so ließen sich die Ausgrabungen leichter bewerkstelligen, und so hat man denn bis jetzt etwa ein Drittel der begrabenen Stadt Pompeji bloßgelegt. Merkwürdige Erscheinung! Vor unsern Augen erwacht eine Stadt der Vorzeit aus 1800jährigem Schlafe und schüttelt die Asche ab, die ihr Grab und Schutzdecke zugleich war. Es ist, als habe für sie die Zeitenuhr 1800 Jahre lang still gestanden und sei erst jetzt wieder in Bewegung gesetzt.

Daß wir dieses Pompeji besuchen mußten, verstand sich von selbst. Als unser Zug auf dem Bahnhofe in Neapel einlief, stand schon ein Zug nach Pompeji bereit. Wir gaben darum schnell unser Gepäck in's depositario und lösten ein Retourbillet nach Pompeji.

Die geringe Strecke von Neapel nach Pompeji (23 Kilom.) ist in kurzer Zeit zurückgelegt, und die Zeit vergeht uns um so schneller, je interessanter die wechselnden Scenen sind, an denen wir vorbeieilen. Nachdem die Bahn Neapel verlassen hat, wendet sie sich dem Meere zu und zieht nun dicht am Rande der blauen Fluth, deren Schaumlinien auf dem schwarzen vulcanischen Sande spielen, dahin. Bei Torre Annunziata lenkt die Bahn von der Küste ab, um sich dem etwa eine Viertelmeile landeinwärts gelegenen Pompeji zuzuwenden. Früher lag Pompeji unmittelbar am Meere. Die ungeheuren Aschenauswürfe des Vesuv vom Jahre 79 n. Chr., durch welche Pompeji und andere Küstenorte verschüttet worden, haben im Verein mit vulcanischen Bodenerhebungen die Küste von Pompeji so weit zurückgedrängt. Zu unserer Linken sehen wir während der Fahrt den alten Unhold, den Vesuv, emporragen, der jetzt gemüthlich seine Frieden Pfeife zu rauchen scheint, indem er eine weiße feine Rauchsäule in den blauen Aether entsendet. Man sollte es ihm jetzt nicht ansehen, daß er es einst gewesen, der in so wilder Wuth getobt und jene Stätte



begraben hat, zu der wir jetzt eilen. „Aberl, dir traue ich nicht!“ — sagte mein Reisegefährte wiederholt im Hinblick auf den Vesuv, und mit vollstem Recht. Bald werden wir als Augenzeugen sehen, was der Unhold vor nahe 1800 Jahren angerichtet. Benutzen wir die kurze Zeit bis dahin, um unsern Lesern kurz die Beschreibung jenes furchtbaren Ausbruches des Vesuv, dem Pompeji sein Begräbniß verdankt, mit den Worten zweier alten Schriftsteller vorzuführen.

Plinius der Jüngere berichtet in einem seiner Briefe wie folgt:

„Schon einige Tage vor dem Ausbruche wurden wiederholte Erdstöße wahrgenommen, auf die man aber nicht achtete, weil sie in Campanien öfter vorkommen; in der Nacht auf den Ausbruch waren sie aber so stark, daß sie um uns her nicht nur Alles erschütterten, sondern auch Boten eines totalen Ruines zu sein schienen.“

„Eine furchtbare schwarze Wolke voll brandigen Geruches war mit Flammen größer als gewöhnliche Blitze durchzuckt. Darnach schien sich die Wolke über das Meer niederzusetzen, sie machte uns auch die Insel Capri und das Kap Misenum unsichtbar. Ein leichter Nischenregen fing zu fallen an, hinter uns bemerkten wir dicke Rauchwolken, die uns einem reißenden Strome ähnlich nachrollten. Wir begaben uns feldwärts von der Straße, um nicht im Menschengewühl erdrückt zu werden. Kaum war das geschehen, so brach über uns eine Finsterniß herein, die nicht mit einer trüben Nacht, in der kein Mond scheint, sondern nur mit der Nacht in einem verschlossenen Zimmer verglichen werden konnte.“

„Nur das Jammergeschrei von Kindern und Weibern und das Hülfserufen von Männern war zu vernehmen; die Einen riefen nach ihren Kindern, diese nach ihren Eltern — es war nur möglich, sich an der Stimme zu erkennen. Einige jammerten über ihr eigenes Geschick, die Andern über das der Ihrigen, Einigen wäre aus Todesangst auch schon der Tod selbst lieber gewesen, Andere rangen ihre Hände empor zu den Göttern, die Meisten aber meinten, es sei schon jene ewige Nacht hereingebrochen, welche die Welt mit sammt den Göttern vernichten werde. Nach langer Zeit tauchte ein glimmendes Licht auf, wir hielten es für ein neues Hervorbrechen der Feuerfluthen, welche in einiger Entfernung von uns nieder-



flossen. Der Aschenregen fiel in solcher Menge auf uns, daß wir ihn bisweilen abschütteln mußten, um nicht von ihm erdrückt und begraben zu werden. Nach und nach verschluckte das Licht die Finsterniß, wie eine Rauchwolke verschwindet, der Tag leuchtete wieder und selbst die Sonne konnte man wieder sehen, sie sah aber so farblos aus, als wäre eben eine Sonnenfinsterniß im Anzug. Alle Gegenstände, die wir bemerkten, waren mit weißer Asche bedeckt, die einem großen Schneefall ähnlich war."

Dio Cassius schildert den graufigen Vorgang mit folgenden Worten:

"Am 1. November, vom ersten Regierungsjahr des Titus, konnte man in der Nähe des Vesuv eine große Wolke von eigenthümlichem Aussehen bemerken. Einer Pinie gleich erhob sie sich anfangs zu einer ziemlichen Höhe gerade und schlank, dann schien sie sich oben in Zweige auszubreiten. Bald schien sie glänzend, bald dunkel und schmutzig. Mit Schrecken umgeben erschien die ganze Natur, die Erde fing an zu beben, wie Wellen wankten die Bergesgipfel, ein unterirdisches Getöse wechselte ab mit donnerähnlichem Gekröse, das von dem bewegten Meere herkam, der Boden wurde brennend, der Golf von Neapel brauste, feurig zeigte sich der Himmel und es hatte den Anschein, als wären alle Elemente entfesselt, und als sollte die Menschheit ihr Opfer werden. Das aufdringende Feuer, welches die Ursache dieser entsetzlichen Bewegung war, überwand nun plötzlich die entgegenstehenden Hindernisse. Steine von ungeheurer Größe wurden vom Vesuv in die Luft geschleudert und rollten dann über den Abhang des Berges. Aus seinem Krater stiegen Flammensäulen empor, diesen folgte bald ein so dichter Rauch nach, daß er die Sonne verdunkelte und der Tag zur Nacht ward. Da wurde die Angst auf's Höchste gesteigert: Jedermann meinte, seine letzte Stunde sei herangekommen. Es war, als ob in dieser Finsterniß Riesen und bewaffnete Schatten gegen einander kämpften, als ob die Welt und mit ihr die Götter zurückstürzten ins Chaos. Alles floh, die Einen von den Häusern auf die Straße, die Andern von der Straße in die Häuser, andere von der See aufs Land, andere vom Land aufs Meer, jeder hielt sich sicherer in der Flucht, als im Verweilen auf seinem Platz, wo er sich eben aufhielt. Da strömte auf einmal ein



Aschenregen nieder, welcher Land, Meer und die ganze Luft erfüllte. Dieser verwüstete an vielen Orten Menschen, Land und Vieh, tödtete Fische und Vögel und begrub sogar zwei Städte, Herculanium und Pompeji, da eben die Einwohner der letzteren im Theater saßen. Es war eine so große Aschenmenge, daß ein Theil davon bis nach Asien, Syrien und Aegypten hinübergetragen wurde, auch bis nach Rom hin die Luft erfüllte und die Sonne verdunkelte. Auch in dieser Stadt entstand eine große, mehrere Tage anhaltende Furcht, man wußte nicht, was sich ereignet hatte, und es konnte auch Niemand vermuthen; auch hier meinte man, es gehe auf einen Weltuntergang los, die Sonne sinke erlöschend in die Erde, und die Erde erhebe sich zum Firmament. Damals machte wohl diese Asche keinen großen Schrecken, aber später brach als Folge davon eine furchtbare Pest aus."

## 93.

Plinius vergleicht also den Aschenregen, womit der Vesuv die Stadt Pompeji begraben, mit „einem großen Schneefall“. Auf diesen Vergleich wäre ich auch ohne Plinius verfallen, da er mir zu nahe lag. Der hohe kahle Astenberg ist allerdings kein feuerspeiender Berg und Winterberg zu seinen Füßen kein Pompeji. Aber wenn der Astenberg in stürmischer Winterzeit anfängt, seine Schneeflocken und sein Schneegestöber Tage lang herniederzusenden, dann füllen sich mitunter die Straßen Winterberg's so mit Schnee, daß er bis zum zweiten Stock der Häuser steigt, und die mit Hecken oder Zäunen umgebenen Gärten sind so mit Schnee angefüllt, daß man von Gärten und Hecken und Zäunen keine Spur mehr sieht. Blicke der Astenberg längere Zeit so am Schneespeien, und zerstörten die Winterberger seine Arbeit nicht durch „Aufschanzen“ des Schnees, dann würde zuletzt nur noch die Kirchturmspitze aus dem Schnee hervorragen, und Winterberg wäre in ähnlicher Weise in Schnee begraben wie Pompeji in Asche. Der Vergleich veranschaulicht die furchtbare Begebenheit des Jahres 79. Doch Schnee ist Gottlob keine Lava und keine Asche eines feuerspeienden Berges, und darum sind meine lieben Winterberger Landsleute ganz vergnügt dabei, wenn der Asten-



berg seine Christagsbescherung mit vollen Händen ihnen zutrent; und wenn der Schnee oft auch bis in den Mai — und stellenweise länger — liegen bleibt, die Sonne bringt ihn doch regelmäßig zum Abzuge, während die glühend heiße Sonne Neapels das in Lava und Asche begrabene Pompeji nicht zu erlösen vermochte noch vermag. 1800 Jahre lang hat Pompeji so begraben gelegen, bis Menschenhand die Asche von seinem Haupte und dann von seinen Straßen wegzunehmen und in Schiefkarren und Körben wegzuschaffen begonnen und so langsam ein Haus nach dem andern, eine Straße nach der andern bloßgelegt hat.

Doch da sind wir ja auf dem Bahnhofe Pompeji eingelaufen und ausgestiegen, und nun werden wir das Heldenstück des Besuchs ansehen und anstaunen. Auf einer Anzahl von Stufen, nicht etwa in die Tiefe, sondern aufwärts steigend, gelangen wir über einen mit Bäumen und Rosensträuchern geschmückten Vorplan auf einen breiten sauberen Weg, der zur Mauer der alten Stadt führt. Wir treten dann durch das alte Thor — jetzt Porta della Marina, Seethor, genannt — immer noch aufsteigend, und stehen sofort in Mitten der ausgegrabenen Stadt. „Freitag, den 17. Sept.  $\frac{1}{4}$  nach 10 in Pompeji inter ruinas“ — heißt es in meinem Tagebuche. Ein Cicerone führt uns in den bloßgelegten Straßen herum und explicirt uns die ausgegrabenen Häuser. „Das Ganze macht überwiegend den Eindruck einer überaus reinlich aufgeräumten Brandstätte, nur daß alle Spuren des schwärzenden Rauches fehlen. Das Ruinenhafte ist vorherrschend. Nichts macht den Eindruck des Unversehrten; sind doch alle Häuser dachlos und nirgends ein Plafond, noch weniger Thüren oder sonstiges Holzwerk erhalten. Es stehen eben nur Wände, und selbst an diesen trifft man neben der alten überall die Spuren neuerer Zerstörung in den zahllosen Lücken, aus welchen man Wandgemälde ausgebrochen hat.“ Daß die Bedachungen der Häuser fehlen, kann nicht auffallen; sie wurden durch die Schwere der glühenden Asche ihrer Zeit theils verkohlt, theils eingedrückt.

So wandern wir durch die bloßgelegten Straßen, auf denen die tief eingedrückten Wagenspuren so deutlich und frisch erscheinen, als hätten hier gestern noch Wagen gerasselt — und doch sind 1800 Jahre verflossen, seitdem hier der letzte



Wagen gefahren. Links und rechts an den Straßen stehen die Reihen der Häuser. Die Häuser von Privatpersonen gleichen einander ganz; die größten wie die kleinsten haben einen innern Hof, in dessen Mitte ein Badebassin ist. Gewöhnlich ist dieser Hof mit einem Säulengange geziert, dessen Bedeckung aber durch die Asche eingedrückt worden ist.

Die prächtigen Mosaiken der Fußböden haben ihre ganze Farbenfrische bewahrt, desgleichen die Frescomalerei an den Wänden. Es gibt wenige Wände, worauf nicht einige Gemälde sich befänden. Die schönsten hat man herausgenommen und ins sogen. Nationalmuseum nach Neapel gebracht. Die Wandgemälde sind sehr oft für ein christliches Auge verlegend. „Die Vorstellung von etwas, was zu nennen die Schamhaftigkeit nicht erlaubt, findet man sehr häufig. Blinde Vertheidiger der Alten werden sagen, daß diese Vorstellung mit ihren religiösen Begriffen in Verbindung stand. Ich weiß es . . . Falsche Religionen werden nach den Lüsten der Menschen gebildet und schmeicheln diesen Lüsten. Welchen Greuel konnte nicht der Grieche oder Römer durch das Beispiel eines Gottes oder einer Göttin beschönigen? Die Begriffe von Lauterkeit des Herzens, von Liebe und Erbarmen folgten allein der wahren Religion, welche sie lehrte.“ Also treffend der spätere Convertit Stolberg über seinen Besuch in Pompeji i. J. 1792.

„Ein guter Mann muß der gewesen sein, der auf den Eintritt seines Hauses das Wort Salve — sei gegrüßt — in musivischer Arbeit auslegen ließ“ — bemerkt derselbe Stolberg. Göthe ahmte dies in seinem Hause nach. Wir haben diesen Gruß wiederholt gefunden; daneben auch Ave — sei gegrüßt. Cave canem — hüte dich vor dem Hunde — ruft uns eine andere Inschrift in Mosaik zu. „Ach“, — bemerkt dazu Brunner und ich stimme ihm bei — „könnte man sich immer vor allen Hunden hüten!“ Ein Kaufmann hat in der Schwelle in Mosaik die Worte einlegen lassen: Salve lucrum — „gegrüßet seist du, Gewinn!“ Es ist das vermuthlich sein heidnisches Morgen- und Abendgebet gewesen; nur schade, daß es auch heute noch christliche Kaufleute gibt, die dies Gebet dem heidnischen Kaufmanne von Pompeji nachsprechen zu Ehren des Gözen Mammon, wobei mir noch das Wort des heil. Augustinus einfällt: Lucrum Punice mammon dicitur (das punische Wort für lucrum heißt mammon). Ja wohl: Salve



mammon! Begrüßet seist du, Mammon — das wäre die richtige Inschrift für manches Geschäftslocal!

Die Außenwände der Häuser sind mit wenigen Ausnahmen schmucklos. Dahingegen tragen sie allerlei Inschriften, die zum Theil mit schwarzer oder rother Farbe aufgemalt (Dipinti), zum Theil mit spitzen Instrumenten eingekratzt sind (Graffiti). Diese nicht von den Hauseigenthümern herrührenden Inschriften enthalten Anzeigen mancherlei Art. Sehr häufig sind Empfehlungen der Candidaten für Gemeindeämter, stets mit der stehenden Formel OVF d. i. orat vos faciatis (N. N. bittet euch zu wählen).<sup>1)</sup> Andere Inschriften entsprechen unsern Zeitungs-Inseraten, wie z. B. die folgende: „Des Aedilen M. Suetlius Tertius Gladiatorengruppe wird am 31. Mai in Pompeji eine Vorstellung geben. Thierheze findet statt, und das Zeltbad wird ausgespannt sein. Heil allen Gaben des Nero!“ Eine Vermiethungsanzeige lautet: „In dem Arrianisch-Bollianischen Quartier werden von Gn. Allejus Rigidius Majus vom 1. Juli an vermietet: Läden mit ihren Galerien, herrschaftliche Zimmer und ein Haus. Der Miether wende sich zunächst an die Sklaven des Rigidius.“ Eine Diebstahlsanzeige lautet: „Ein eiserner Topf ist aus einem Laden verschwunden. Wer ihn wieder bringt, erhält 65 Sestertien, wer den Dieb, . . .“ Eine launige Annonce

<sup>1)</sup> Hierhin gehört auch die später noch näher zu berührende wichtige Inschrift, die am 1. Sept. 1764 in Pompeji gefunden wurde und jetzt im Museum zu Neapel aufbewahrt wird. Sie war mit rother Farbe und großen weithin lesbaren Buchstaben angeschrieben und lautet: CVSPIVM . PANSAM . AED . FABIVS . EVPOR . PRINCEPS LIBERTINORVM — „Fabius Eupor, der Vorsteher der Libertiner, bittet euch den Cuspian Panza zum Aedilen zu wählen.“ „Libertiner“ war die stehend gewordene Bezeichnung für „italische Juden“. Letztere hatten auch, wie die meisten in der Fremde lebenden Juden, eine eigene Synagoge in Jerusalem, die in der Befeindung des hl. Stephanus sich hervorthat, wie die Apostelg. 6, 9 meldet. Der princeps libertinorum der angeführten Inschrift war somit der Vorsteher der Judensynagoge oder der jüdischen Gemeinde in Pompeji. In Hafenplätzen und Handelsstädten bildeten die Juden durch ihren Handel, Geldverkehr und Reichtum schon damals einen wichtigen Bestandtheil und waren bei den Wahlen immerhin schon von Bedeutung. Die genannte Inschrift beweist uns also — und darauf kommt es an — daß es Juden in Pompeji gegeben hat, was auch andere Wandinschriften bestätigen, und daß sie dortselbst eine Synagoge gehabt haben. Diese Vorfrage ist von großer Bedeutung für die später im Texte zu berührende andere weit wichtigere Frage: Hat es in Pompeji Christen gegeben?



heißt: „Unter dem Consulate des L. Nonius Asprenas und des M. Plotius hat am 4. Januar ein Gesein das Licht der Welt erblickt.“ Die Menge von Schreibereien an besonders belebten Orten hat einen ernster gestimmten Pompejer zu dem Distichon veranlaßt:

„Wundern muß ich mich, Wand, daß nicht du sinkest in Trümmer,  
Die du so vieles Geschmier müßiger Schreiber erträgst.“

Was von den Wandmalereien oben bemerkt wurde, daß sie nämlich sehr oft schlüpferige Dinge darstellen, das gilt auch von dem „Geschmier“ an den Außenwänden. „Es muß doch ein gar verkommenes Nest gewesen sein“ — meinte mein Reisegefährte, und gewiß mit volstem Rechte. Wiederholt hörten wir von unserem Führer die schrecklichen Worte: Dies war un lup . . . , und dann blieben wir auf der Straße stehen, um die Stätte nicht zu sehen.

Das Herumwandern auf dem derben Straßenpflaster der Todtenstadt zumal in glühender Sonnenhitze ist ermüdend, nicht minder, vielleicht noch mehr, das Beschauen der einförmigen Häuserreihen, die nachdem man etwa eine Stunde die Einrichtung, die Gemälde u. s. w. der Häuser betrachtet hat, keinen neuen Reiz mehr bieten. Da sucht man gern ein Kaspplätzchen auf, um etwas auszuruhen und über das Gesehene nachzufinnen. Die Trümmer des Forum, verschiedener Tempel und Theater bieten solche Ruheplätze, wie denn der Besuch dieser Stätten wieder an sich von besonderem Interesse ist. Das Forum ist recht imposant, von drei Seiten mit Säulenhallen umgeben. Verschiedene Tempel, z. B. des Jupiter und der Venus, des Romulus, der Isis, des Pantheon, seien hier bloß dem Namen nach genannt. Grausig ist der Anblick des Amphitheaters. Dasselbe hat 30 Reihen Sitz für 20,000 Zuschauer. Hier waren die Pompejer gerade versammelt und labten sich am Anblicke der blutigen Spiele, als die furchtbare Katastrophe hereinbrach. Da das Amphitheater dicht an einem Thore lag, so konnten die Zuschauer leicht in's Freie entkommen, und so hat man denn im Amphitheater nur einige wenige Menschenleichen entdeckt, vielleicht die der Löwenwärter oder schon gefallener Gladiatoren. Ueberhaupt haben sich die meisten Pompejer noch aus der Stadt flüchten können, da der Vesuv anfangs nur Asche warf, und dann erst glühende Steine.



So hat man denn bis jetzt höchstens 600 menschliche Skelette in Pompeji gefunden. Daraus läßt sich aber noch keineswegs schließen, daß in dem bis jetzt bloßgelegten Drittel der Stadt nur 600 (also etwa in ganz Pompeji 1800) Menschen umgekommen seien. Denn wiederholt ist es vorgekommen, daß man beim Nachgraben auf eine Höhlung in der festgewordenen Asche stieß, deren Form darauf hindeutete, daß sich hier ein menschlicher Körper befunden habe, dessen Bestandtheile gänzlich aufgelöst, verwittert und verschwunden seien. Fiorelli, der noch gegenwärtig die Ausgrabungen leitet, ließ diese Höhlungen mit Gyps ausgießen und nach dessen Erhärtung die Form wegräumen — und die Vermuthung bestätigte sich. Menschengestalten aus Gyps, zum Theil mit recht ausdrucksvollen Zügen kamen zum Vorschein: steinerne Leichen, auf deren Zügen sich auch im Gypsabgusse noch der Schrecken der furchtbaren Katastrophe ausprägt. Sieben solcher Abgüsse menschlicher Körper zeigt gleich das am Eingange des Seethores angebrachte kleine Museum, bei deren Anblick uns ein unheimlicher Schauer befällt. Ein Gypsabguß zeigt uns eine Mutter mit der neben ihr liegenden Tochter, ein anderer einen Mann, dessen Verzweiflung sich in der krampfhaften Gliederstellung ausspricht. Einige Monate vor unserm Besuche hatte man noch einen neuen derartigen Ausguß veranstaltet. Früher mögen aber manche Aushöhlungen dieser Art in der verhärteten Asche aus Unkenntniß zerstört sein. Seit 1852 hat man eine sorgfältigere, verbesserte Methode bei den Ausgrabungen eingeführt, die auf möglichste Conservirung des Gefundenen hinzielt; und die Sorgfalt könnte auch jetzt noch eine größere sein.

## 94.

Die Ausgrabungen von Pompeji sind in wissenschaftlicher Hinsicht von der größten Bedeutung. Konnte der Forscher des profanen Alterthums sich vordem nur mühsam und nothdürftig aus abgebrochenen Notizen der Klassiker und unvollständigen Denkmälern ein annäherndes Bild von dem antiken Leben entwerfen, so ist das seit der Entdeckung Pompeji's ganz anders geworden. Eine antike Stadt mit ihrer ganzen Einrichtung erschließt jetzt dem Forscher das Leben



der Alten; es steht augenfällig und greifbar vor seinem Blicke. Darum sollte es sich zumal der Philologe angelegen sein lassen, die Ruinen von Pompeji sowie die Säle des Nationalmuseums in Neapel zu besuchen, in welchen die ausgegrabenen antiken Gegenstände aufbewahrt werden, um sich durch eigene Anschauung von den Einrichtungen u. s. w. der alten Römer zu unterrichten. Nichts könnte ihm in dieser Beziehung nützlicher sein. „Wir sehen — schreibt Wolter — die Läden und Magazine mit Vorräthen, die Keller mit Weinamphoren, die Soldatenquartiere mit Waffen, die Wohnungen mit jeglichem Geräth angefüllt. Fast jedes Haus trägt die Firma seines Inhabers, jedes öffentliche Gebäude die Inschrift seines Stifters. Tempelgeräthe, Bad-Utensilien, Küchengefäße, Toilettengegenstände — Alles steht unverlezt an seinem Orte; ein Altar der Isis ist sogar noch mit Ueberresten seines letzten halbverbrannten Opfers bedeckt. Selbst die heiläufig 600 Skelette, welche bis jetzt ausgegraben worden, scheinen belebte Gespenster zu sein. Hier steht eine Schildwache noch mit Helm und Harnisch angethan und die Lanze in der Rechten, dort im Isis-Tempel hält das Skelett eines Götzenpriesters werthvolle Opfergeräthe, ein zweites eine Nothart und ein drittes vor einer Tafel, auf welcher Reste seines Abschiedsmahles, unter andern Hühnerknochen, liegen, noch das Messer in der Hand; die meisten endlich sind mit Schlüsselbund und Kostbarkeiten beladen.“

In dieser Beziehung hat Schiller Recht, wenn er in seinem Gedichte „Pompeji und Herculaneum“ u. A. sagt:

Welches Wunder begibt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen,  
Erde, dich an, und was sendet dein Schooß uns herauf!  
Lebt es im Abgrund noch? Wohnt unter der Lava verborgen  
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entflohne zurück?  
Griechen, Römer, o kommt! o seht das alte Pompeji  
Findet sich wieder, außs neu bauet sich Hercules' Stadt.  
Giebel an Giebel steigt, der räumige Porticus öffnet  
Seine Hallen . . .

Aufgethan ist das weite Theater . . . Erkennt ihr das Forum? . . .  
Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhtem Pflaster  
Zieheth der schmälere Weg neben den Häusern sich hin . . .  
Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben.  
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg . . .



Kauft, hier geb' ich euch Münzen, vom mächtigen Titus geprägt;  
 Auch noch die Wage liegt hier, sehet, es fehlt kein Gewicht.  
 Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,  
 Und mit glänzendem Del fülle die Lampe sich an!  
 Was verwahret dies Kästchen? O seht, was der Bräutigam sendet,  
 Spangen von Gold . . . hier stehn noch die Salben,  
 Schminke find' ich noch hier in dem gehöhlten Krystall . . .  
 Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächserne Tafeln;  
 Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt. . . .

Gewiß, in profanwissenschaftlicher Hinsicht sind die Ausgrabungen in Pompeji von der höchsten Bedeutung, und wenn Schiller sich mit den von uns reproducirten Versen, die dieses Thatsächliche schildern, begnügt hätte, so wäre sein anschauliches Gedicht von großem Interesse. Aber der neuheidnische Dichter schwärmte für das alte Heidenthum als philosophisch-religiöses System und trug nun seine Abneigung gegen das positive Christenthum, wie sie so grauenhaft in seinen „Göttern Griechenlands“ ausgesprochen ist, auch in sein Gedicht über Pompeji und machte es dadurch zu einer Caricatur. Alles erglänzt ihm in Pompeji im rothigen Lichte seiner heidnischen Sympathie; er möchte das alte Heidenthum wieder erstehen sehen.

Die Altäre, sie stehen noch da, o kommet, o zündet,  
 Lang schon entbehrte der Gott, zündet die Opfer ihm an! —

so schließt er — und dieser Schluß allein würde genügen, uns Schiller's heidnische Gesinnungen zu erschließen, wenn wir sie nicht schon könnten, zumal aus jenem grauenhaften Gedichte „Die Götter Griechenlands“. Ganz und gar anders dachte Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, auch als er noch Protestant war! Er schaute das alte Heidenthum mit christlichem Auge an — und ihn überlief ein Schauer im Hinblick auf die Greuel des heidnischen Göttercultus, den Schiller in so rothigen Farben zu malen liebte. Daher Stolberg's vernichtendes Urtheil über die Schiller'schen „Götter Griechenlands.“ Schiller suchte sich nach Heidenart an dem edlen Stolberg zu rächen durch gemeine Epigramme, die alles Christliche in den Koth ziehen. Ich will das christliche Gefühl meiner Leser durch Wiedergabe derselben nicht verletzen.



Wie erbärmlich klein steht da der Neuheide Schiller einem Stolberg gegenüber! Allerdings hat Schiller auch unter seinen Gedichten manche, in denen dieses oder jenes christlich Religiöse mit poetischem Schwunge dargestellt und verherrlicht wird — wir wollen das gewiß nicht verkennen; aber von der christlichen Religion gläubig durchdrungen war Schiller nicht. Er wußte nach Stolberg's Ausdruck „gar lieblich mit der Religion als einer schönen Mythologie und Schwärmerei einer edlen Seele zu spielen, ohne sich deren Geist weiter als bis zur Phantasie andringen zu lassen, wobei der Verstand und der Wille ungetauft bleiben können.“ (Vergl. Janssen „Friedrich Leopold Graf zu Stolberg seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche“ — Freiburg bei Herder 1877. S. 122.)

Wenden wir uns wieder nach Pompeji. Wie ist die ganze Stätte trotz Schillers rosigter Schilderung so unheimlich! Ist es nur der leibliche Tod, der uns dort so anstarrt? Nein, dem christlichen Besucher flößt ein ganz anderer Tod Grauen und Entsetzen ein. „Die Kette bei der Hausthüre, an der, dem Hunde gleich, der wachhaltende Sklave gefesselt lag, die Skelette von Gladiatoren im Amphitheater, . . . die abscheulichen Gözenbilder ringsum, namentlich aber die empörenden Gemälde und Zeichen der Entsittlichung an den Mauern der Straßen, Tempel und Gemächer, selbst in den Gräbern der Todten, durchschauern einem die Seele.“ (Volter.)

Der edle Convertit D. S. v. Michalowski-Balozs vergleicht in seiner beherzigenswerthen Schrift „Aus der Fremde in die Heimath“ (Paderborn, Bonifacius-Druckerei 1877) das vom Besuch bestrattete Pompeji mit Sodomia und nennt es treffend einen „stummen Zeugen der göttlichen Gerechtigkeit.“ „Daß es — sagt er — in Pompeji und Herculaneum dieselben Verbrechen waren, beweisen uns bis zur Evidenz die ausgegrabenen Reste der untergegangenen Städte und die darin aufgefundenen plastischen Darstellungen, die im National-Museum zu Neapel aufbewahrt werden. Es ist nicht nöthig . . . näheres darüber anzudeuten, was man dort an raffinirter Unsittlichkeit dargestellt hat. Das hieße im Schmutz wühlen und die Phantasie unnöthig bes Flecken, zumal es jeder tief beklagen wird, aus Unachtsamkeit in eine Abtheilung des



Museums gerathen zu sein, in welcher selbst der flüchtigste Aufenthalt der Phantasie schadet und deren Besuch deshalb jedermann ernstlich abzurathen ist. Eins sei jedoch erwähnt, was die Versunkenheit der untergegangenen Städte hinlänglich charakterisirt und uns ihre Verkommenheit ausreichend beweist. Der Acker, auf dem sie ihre Todten beisetzen, stößt unmittelbar an die Häuser ihrer größten Ausschweifungen, so daß die Todten . . . fast unmittelbar daneben, also auf einem wahrhaft schandbaren Plaze ruhen mußten.“ So Herr v. Michalowski.

Ich freue mich, in jene Abtheilung des National-Museums nicht gerathen zu sein, wo jene Schandmonumente aufbewahrt werden. Uebrigens sieht man auch in Pompeji selbst noch soviel, was unter Christen nicht genannt werden soll. O dies grauenhafte Heidenthum! Wird doch selbst auf dem Grabsteine der Titel „Venerea“, d. i. Venusdienerin ohne Scheu gebracht. „Der Titel muß nichts anstößiges gehabt haben, denn man pflegte sich zu demselben ohne Scheu zu bekennen“ — schreibt der Freimaurer Dr. R. Schöner. Gewiß nicht, edler „Bruder“ — aber das ist es ja eben!

Die grauenhafte Sittenlosigkeit Pompeji's durchschauert dem christlichen Besucher die Seele und macht uns die Todtenstadt als Stätte des geistigen Todes so unheimlich. Mag der Freimaurer Dr. R. Schöner in seinen Artikeln über Pompeji in der „Ausg. Allgem. Ztg.“ von Schwärmerei überfließen und unter Pompeji's Trümmern „einen Zug des Besu-Weines zu Ehren der braven Alten thun“, mag er es „entzückend“ finden, dort „zu sitzen, bis die Sonne hinter dem Posilipo in das Meer tauche, und die Rauchwolke des Besu von ihren letzten Strahlen vergoldet werde“: so erklärt sich solche Sentimentalität aus seinem Hass gegen das Christenthum. Es ist eben derselbe Freimaurer, der bei Gelegenheit seines Besuches in Pompeji zu Neapel am Stiftungsfest der Pestalozzi-Voge — 21. Febr. 1875 — jene (in Nr. 13 der „Bauhütte“ von 1875 mitgetheilte) haarsträubende Rede gehalten, worin er von dem „Wahn des Glaubens“ faselt, das „Dasein Gottes“ und die „Unsterblichkeit der Seele“ in Frage zieht und die Forderung stellt: „H i n a u s mit dem G l a u b e n, nicht bloß aus unsern Hallen, sondern aus den Köpfen der Menschheit!“ Wenn solch ein



Mensch sogar die doppelt unheimliche Gräberstraße von Pompeji verherrlicht und eine „liebliche Schönheit über diesen antiken Kirchhof verbreitet“ findet, so merken wir im voraus die Absicht. Aber alle seine Schönrednerei, daß „die reine Menschlichkeit, nicht getrübt und verzerrt durch Glaubenswahn,“ die braven Alten „die Schrecken des Todes“ nicht habe empfinden lassen, daß „für sie nichts Schreckliches in dem Tode lag“, weil „keine ewige Seligkeit, keine harrenden Höllenstrafen ihnen als flügliches Erziehungsmittel dienen“ — all dieses freimaurerische christusfeindliche Phrasenklingel des „Bruder“ Schöner ist lediglich Erfindung seiner Phantasie, und wir bedauern die „gebildeten“ Leser, denen in verzierter Form das Gift des nacktesten Unglaubens geboten wird und die sich mit solchen leeren, erfundenen Phrasen und Phantasiebildern geduldig abspeisen lassen. Wirklich Gebildete, die das Heidenthum kennen, wie es in Wirklichkeit und Wahrheit gewesen, können nur mit tiefem Schmerze alle Jene bemitleiden, welche aus Haß gegen das Christenthum sich und Andere durch Phantasiegebilde betrügen. Finden wir ja doch überall im Heidenthume gerade die entsezlichste Furcht vor dem Tode! Wer im Einzelnen die klassischen Aussprüche der Alten hierüber näher kennen lernen will, den verweisen wir auf den „Eilften Vortrag“ in dem so gründlichen, unübertroffenen Werke *Hettinger's*: „Apologie des Christenthums“ (Freiburg bei Herder), das so geeignet wäre, allen Neuheiden den Weg zum Lichte zu zeigen, wenn sie nicht die Finsterniß mehr liebten, als das Licht und die Lüge mehr als die Wahrheit. Den Phantasien des „Bruder“ Schöner aber wollen wir hier die Worte Stolberg's gegenüber setzen, die dieser edle und gelehrte Mann, der die Alten wirklich kannte, am 19. März 1792 in Neapel niedergeschrieben: „Die Dichter des Alterthums sieht man mitten im frohen Liede erbleichen bei dem Gedanken der nächtlichen Gruft. Was vermag gegen ihn der blumenbefränzte Becher und die Melodie des Saitenspiels? . . . Einige Weisen ahnten, wiewohl umfingen „von Finsterniß und Schatten des Todes“ den großen Morgen und hörten im Tode den Licht verkündenden Hahnenschrei. Nur unter Einem Volke brannte die Lampe göttlicher Hoffnung von Geschlecht zu Geschlecht, mit Del des Himmels genährt. Und die Zeit ward erfüllet! Gottes Weisheit und Liebe wandelte sichtbar in menschlicher Hülle



unter den Menschen. Scheidend zündete sie beim Grabe, aus dem sie siegreich sich erhub, ein Völker erhellendes, Völker erwärmendes Licht. Vor diesem Lichte schwanden die Schatten des Todes mit ihren Phantomen. Zarte Jungfrauen gingen lächelnd und mit Lobgesang seinen fürchterlich gerüsteten Schrecken entgegen.“

## 95.

Im Anschlusse an das Gesagte wollen wir jetzt den Leser zum heidnischen Friedhofe von Pompeji führen. Ist ganz Pompeji als heidnische Todtenstadt so entsetzlich unheimlich, daß man mit Hurter sagen kann: „Sicher müßte der entweder der eifrigste Alterthümeler oder ein Alog sein, der es hier ohne Begleiter einen halben Tag auszuhalten vermöchte“ — so ist doppelt und dreifach unheimlich der Theil von Pompeji, welcher die „Gräberstraße“ heißt. Hier, am Herculaneerthor, befinden wir uns auf dem Friedhofe von Pompeji. Doch wie soll ich sagen? Ein heidnischer Friedhof — ist ja ein Widerspruch in sich selbst, wie wenn man von einer hellen Finsterniß sprechen wollte. Nennen wir also die Stätte „Gräberstraße“. „Der Eindruck, — so sage ich mit Brunner — den du hier empfindest, läßt sich schwer beschreiben. Hier hast du die Quintessenz aller heidnischen Melancholie. Die Gräberstätte gähnt dich an wie ein Schlund und Abgrund heidnischer Verzweiflung; hier versteht man so recht St. Pauli Wort, wenn er spricht: „Wir wollen euch aber Brüder nicht in Unwissenheit lassen über die Entschlafenen, daß ihr nicht betrübt seid, wie die Uebrigen (d. h. die Heiden), die keine Hoffnung haben.“

Die Grabmäler sind zumeist noch ganz erhalten — ihr Material ist fester massiver Stein, sie konnten durch die Wucht des Aschenregens nicht eingedrückt werden; noch sind die Thüren vorhanden, die in die innern Hallen führen. Zur Zeit, als Pompeji verschüttet wurde, war der Gebrauch der Todtenverbrennung. Nach dem Verbrennen wurden die übrig gebliebenen Gebeine — die Leichenasche — zusammengelesen, mit Milch und Wein begossen, dann getrocknet, nachher in eine



Aschenurne aus Stein, Metall oder Glas gelegt, hier wieder von Spezereien umgeben oder auch Del und Wein darauf gegossen und die Urne sodann zugemacht und im Grabe verwahrt. War das Grab für eine Familie bestimmt, so stellte man die Urnen auf eine Art Steinbank mit Nischen, welche wie ein Taubenschlag aussah, daher auch diese Art Begräbnisorte Columbaria genannt wurden.“

Recht bezeichnend ist ein heidnisches Grabbild: die Gestalt einer Frau, die abgewendeten Antlitzes mit der Fackel einen Scheiterhaufen anzündet. Das weist zunächst auf die Feuerbestattung hin, zeigt uns aber auch zugleich im Bilde, wie die Heiden trostlos vor den Leichen ihrer Todten standen, als solche, die keine Hoffnung hatten. War der Leib des Todten zu Asche verbrannt, so war Alles dahin. „Da saßen denn die Heiden mit trostlosem Schmerze bei den Aschenkrügen und Urnen, welche die letzten Ueberreste theurerer Todten umschlossen, und gedachten ihres eigenen Todes und der Hinfälligkeit ihres Wirkens, des ewigen Wechsels, welcher unter der Sonne ist. Dann erschien ihnen das menschliche Leben als ein Räthsel, welches sie nicht lösen konnten und welches Jedem, der es nicht löste, das Herz zernagte. Es kam ihnen vor als ein trauriges, schmerzlich und ohne Zweck abgebrochenes Stückwerk, wie ein flüchtiger Traum, wie ein nichts sagendes, neckendes Spiel. Ein namenloser Schmerz zieht sich durch das Leben der Heiden; das ist die Herrschaft des Todes. Der berühmteste ihrer Dichter ergießt sich in die Klage, daß nichts auf Erden so unglücklich sei, als der Mensch, nichts von Allem, was auf Erden athmet und lebt. Das menschliche Leben, versichern die heidnischen Weisen, sei nichts, als eine Zurüstung zum Leichenbegängnisse, die Erde sei nichts, als ein offenes Grab. Der Tod, der überall hoffnungslos die Heiden angrinzte, ließ es nie zu innerem Frieden und ungetrübter Heiterkeit kommen. Weit entfernt war zu allen Zeiten ihr Leben von jenem paradiesischen Glücke und jenem Frohsinne. Daß dieser Frohsinn in der Heidenwelt geherrscht, das haben erst ungläubige Schriftsteller der neueren Zeit aufgebracht, das hat erst die Poesie der Lüge in die Heidenwelt hineingezaubert, welche die Götter Griechenlands besungen, der Haß gegen das Christenthum, wie er in unsern neuen Heiden lebt.“ (Bischof Dr. Eberhard.)



Mag der vorerwähnte Neuheide, der Freimaurer Dr. Schöner, die Heiden verherrlichen und die Gräberstraße in Pompeji poetisch finden: das ändert an dem wirklichen Sachverhalte nichts. „Die (heidnischen) Todtengebeine erregen Schauer auf Schauer. Die den Tod begleitenden Erscheinungen sind grauenvoll, und grauenvoller die Trümmer der sich auflösenden Menschenhülle.“ (Stolberg.)

Wie bemerkt, wurde die Menschenhülle durch Feuer aufgelöst. Da stehen in Pompeji die Urnen mit der Leichenasche vor uns. Den Christen graut es vor dieser Asche,\*) graut es vor der Art der heidnischen „Feuerbestattung“.

\*) Es kommt mir hier eine Reminiscenz, die ich mit Rücksicht auf die Mehrzahl meiner Leser nicht unausgesprochen lassen möchte. In dem „Leben der gottsel. Anna Katharina Emmerich, von Schmöger“ II. Bd. 2 Abth. S. 601 ff. wird unter Anführung der verschiedensten Thatfachen berichtet, wie diese begnadigte Seherin die Gebeine und Reliquien der Heiligen erkannte an dem von ihnen ausstrahlenden herrlichen Lichte. „Ich sehe und fühle das Licht;“ — äußerte sie sich darüber — „es ist wie ein Strahl, der in mich dringt und mich hinreißt, und ich fühle dann den Zusammenhang des Strahles mit seinem Lichtkörper und der ganzen Lichtwelt und empfangen daraus die Bilder seines irdischen Lebens und seiner Stellung in den Reihen der triumphirenden Kirche. Es ist ein wunderbares Verhältniß zwischen Leib und Seele, das auch nach dem Tode nicht aufhört, so daß die seligen Geister immer noch durch die Theile ihres Leibes auf die Gläubigen wirken. Es muß den Engeln am jüngsten Tage sehr leicht werden, die Guten und Bösen zu scheiden, denn Alles ist entweder Licht oder Finsterniß.“ Als z. B. eine Reliquie vom hl. Ludgerus in ihre Nähe gebracht wurde, erkannte sie sofort die Reliquie: eine innere Stimme sprach zu ihr: „Da ist Ludgerus“ und zugleich erblickte sie den hl. Bischof. Eine ganze Reihe von andern Beispielen ist a. a. O. mitgetheilt. Es wurden bei ihr die vielfältigsten Versuche mit Reliquien angestellt, die sich alle bewährten, ähnlich wie gegenwärtig Louise Lateau bei ihren Ekstasen die Kenntniß der Reliquien hat.

Beachten wir nun aber auch die erschreckende Rehrseite, was nämlich Anna Katharina Emmerich bei der Annäherung unheiliger Gegenstände empfand; und diese Reminiscenz ist es zunächst, die mich an dieser Stelle, wo wir der heidnischen Leichenasche in Pompeji gegenüber stehen, zu dieser Anmerkung veranlaßt.

Der Arzt Dr. Wesener in Dülmen hatte aus einem Heidengrabe einen Aschentrug ausgegraben und darin einzelne Stückchen einer Hirnschale gefunden. Dieses heidnische Gebein wurde der Anna Katharina Emmerich, während sie im ekstatischen Gebete lag, nahe gebracht. Sie näherte die Hand dem Gebeine auf keine Weise, vielmehr, wie sie sonst vom Lichte der hl. Gebeine angezogen wurde, so versteckte sie jetzt die Hände, als man ihr den heidnischen Knochen noch näher schob, und äußerte dann, sie sähe ein altes, braunes, wüßtes Weib sammt Kindern, sie möge sie nicht ansehen, sie seien ihr ein Schrecken. Dann griff sie, noch fortwährend in Ekstase, nach dem neben ihr stehenden Reliquienkästchen, faßte es mit beiden Händen und sagte: Nun kann sie mir



Bekanntlich gehört es zu den Lieblingsideen der fortgeschrittenen „Culturkämpfer“ unserer Tage, uns Christen mit dieser „rationellen Feuerbestattung“ zu beglücken. Das christliche Begraben unserer theuern Todten soll dem heidnischen Verbrennen weichen; so wollen es die an der Spitze der „Cultur“ schreitenden Helden unserer Tage. In tausend „liberalen“ Blättern wird die heidnische „Feuerbestattung“ angepriesen. Auch der „liberale“ Paderborner Kreis-Anzeiger pries seinen Lesern mit ernster Miene die „Feuerbestattung“ an. Er berichtete warm über die Nüchternheit der „Anhänger der Feuerbestattung“ und schrieb u. A. wörtlich:

„Nicht allein, daß sie wo nur möglich Vereine errichten . . sie sind auch fort und fort bemüht, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden! Und das mit wunderbarem Erfolg! So hat . . . Prof. Dens eine Erfindung gemacht, welche bestimmt ist, die Urnen zur Aufbewahrung verbrannter Menschen überflüssig werden zu lassen. Der genannte Naturforscher nimmt die erkaltete Asche, zerkleinert dieselbe in einem Mörser von Bessmerstahl, feuchtet sie hierauf mit einer kleinen Quantität Wasserglas an und setzt das so erhaltene Präparat in der hydraulischen Presse einem ungeheuren Drucke aus.

nichts schaden. Je nachdem man ihr den Heidentknochen näherte, wendete sie den Kopf nach der entgegengesetzten Seite.

Man entfernte endlich den Heidentknochen und näherte dann ihrer Hand den Splitter von einem versteinerten Thierknochen, den Dr. Wesener in dem Lippefluß gefunden hatte. Diesen Splitter faßte sie an und sagte: Das schadet sich noch eher hierher, das schadet nicht, das ist ein gutes Thier und hat keine Sünde gethan. — Man hatte ihr selbstverständlich vorher nicht das Mindeste gesagt, weder von dem einen noch von dem andern Knochen.

Als später nach der Ekstase das Gespräch auf den erwähnten Vorgang gebracht wurde, beklagte sich Anna Katharina Emmerich sehr, daß man ihr das Heidengebein genähert habe. „Das Gebein der Heiden — sprach sie — stieß mich zurück und wirkte Abscheu und Widerwillen erregend in mir . . . Ich fühlte etwas Finsternes, von Gott Abgewendetes, Nacht-Verbreitendes, oder vielmehr Finsterniß-Neuerndes in ihm, ganz das Gegentheil von dem Leuchtenden, Anziehenden, Wohlthuenden der Gebeine der Heiligen. Ich sah diese alte Frau sehen um sich blickend; es war, als stehe sie in einem Verbande mit bösen Mächten, als könne sie Schaden stiften. Ich sah Alles dunkel um sie . . . Es ist keine Nacht im gewöhnlichen Sinne, es ist geistige Finsterniß . . .“ u. s. w. j. a. a. D. S. 617 ff.

Was würde eine Anna Katharina Emmerich wohl gesehen und empfunden haben angesichts der heidnischen Leichenasche des gottlosen Pompeji, wo ein weit greulicheres Heidenthum herrschte als bei unsern deutschen heidnischen Vorfahren!



Die Asche erhärtet alsbald zu einem festen marmorartigen Stein von großer Glätte, auf den Name, Datum des Todes, ein Nachruf und dergl. mehr mit unauslöschlicher Dinte geschrieben werden können. Auch lassen sich Portraits der Verbliebenen in Bronze schneiden, die als Matrizen dienen zur Herstellung von broschenartigen Medaillons, die man an einer Kette um den Hals tragen oder als Busennadel vorstecken kann. Diese letztere Art der Verwendung von Leichenasche dürfte eine große Zukunft haben, da sinnigere und werthvollere Familiengeschenke kaum zu denken sind, als die tragbaren Portraits geliebter Verstorbenen, aus ihrer eigenen Asche angefertigt.“

Wir antworteten s. Z. auf diese von dem „Kreis-Anzeiger“ mit vollem Ernste und feurigem Interesse vorgetragenen albernem Sentimentalitäten mit dem Rathe, unsere Paderborner „Leichenverbrenner“ möchten nur mit gutem Beispiele vorangehen, sich selbst „feuerbestatten“ und aus den aus ihrer Asche „wunderbar“ gewonnenen Steinen sich ein „Cultur“-Denkmal errichten lassen, neben dem Neptun auf dem Marktplatz, und schlügen als Inschrift für das „wunderbare“ Denkmal vor:

Schau, Wandrer, diese graulich-schwarzen „Steine“,  
 Sie waren alle einst „Cultur“-Gebeine:  
 Im „Feuerofen“ nach dem Tod „verbrannt“,  
 Dies Denkmal hier aus ihrer „Asch“ erstand.  
 Die Armen litten heidenmäßig Hitze,  
 Drum, lieber Freund Neptun, sie kühl besprizt!

Indeß ist die Sache doch gar zu ernst. Ein katholischer Christ kann nur mit Grauen daran denken, daß ihm der „Culturfampf“ in weiterer Entwicklung eine heidnische Verbrennung statt eines christlichen Begräbnisses in Aussicht zu stellen wagt. Dieser gräßliche Gedanke drängt sich zumal dem christlichen Besucher der Gräberstraße in Pompeji auf, wenn er dort die Urnen mit der Asche der „feuerbestatteten“ Heiden vor sich sieht. Und doppelt gräßlich erscheint ihm die heidnische Leichenverbrennung, wenn er vor seinem Besuche in Pompeji die Katafomben in Rom besucht hat.

Die Heiden nannten ihre Todtenkammern mit den Nischen für die Aschenurnen columbaria — Taubenschlag — die Christen in Rom ihre Katafomben coemeteria — Schlafstätten.



Dem Christen ist der Tod eben nur ein Schlaf; die Todten nur Entschlafene, die Christus am Auferstehungsmorgen aufwecken wird. Christus spricht im Evangelium bezüglich des gestorbenen Töchterleins des Jairus: „Das Mägdlein schläft nur“, und tröstet die über die Todte Weinenden mit den süßen Worten: „Weinet nicht!“ Dann faßte er das todte Mägdlein bei der Hand und sprach zu ihr: Talitha cumi — Mägdlein stehe auf — und die Todte erwachte von ihrem Todeschlaf zu neuem frischem Leben. So ist auch uns Christen der Tod nur ein Schlaf. „Wie schön und lieblich“ — heißt es im herrlichen „Theophilus von Dr. Konrad Martin, Bischof von Baderborn“ II. 488 — „ist nicht dieses Bild für uns, aber diese Sprache konnte uns auch nur Christus lehren, welcher sich selbst die Auferstehung und das Leben nennt, und nur für denjenigen, der an ihn glaubt, ist dieses Bild wahr und tröstlich. Die Heiden hatten Ursache genug, beim Tode der Ihrigen sich hoffnungslos abzuhärmen und vor ihrem eigenen Tode zu zittern, denn er beraubte sie des einzigen Glückes, das sie kannten... O Tod, wie bist du denen so bitter, die Christus nicht kennen! Für diejenigen aber, die ihn kennen, die ihn mit Simeon auf ihre Arme nehmen... für sie ist er nicht Tod, sondern nur ein Schlaf, und auch ihre Grabstätten sind... Schlafstätten, Cömeterien oder Dormitorien, wie sie die Kirche nennt, über denen als Bürgschaft des Sieges des Lebens über den Tod sich das Kreuz erhebt.“

Wie nun eine Mutter ihr schlafendes Kind auf der Lagerstätte bettet, so bettete die hl. Kirche von jeher ihre ent schlafenen Kinder, wie ja auch ihr Stifter und ihr Haupt und ihr Vorbild Jesus Christus sich hatte in's Grab betten lassen, um am Oftermorgen glorreich aufzuerstehen. Den greulichen Gebrauch der Heiden, die Leiber der Verstorbenen zu verbrennen, hat die Kirche stets verabscheut; nicht als ob es Gott schwerer werde, aus der Asche der Urne am jüngsten Tage die Todten zu erwecken, sondern im Hinblick auf das Begräbniß ihres Vorbildes und aus heiliger Scheu vor dem christlichen Leibe als einem Gliede Jesu Christi, das mit Feuer zu verbrennen ihrem Herzen widerstrebte. Wenn Christen als Märtyrer verbrannt wurden, so geschah dies von den feindseligen Heiden — und wenn in unsern Tagen der Leichen-



verbrennung das Wort geredet wird, so geschieht das entweder aus Gedankenlosigkeit — oder und meist aus neuheidnischem Hass gegen die Kirche Christi. Wir aber protestiren mit voller Entrüstung gegen die heidnische Barbarei; wir wollen wie unsere Vorfahren zur Grabesruhe gebettet werden, und „im Schlafe des Friedens schlafen“, bis unser Herr und Heiland, er, der des Jairus Töchterlein das Talitha cumi zurief, auch unsern Leib vom Todesschlaf zu ewigem Leben erwecken wird.

## 96.

Wir wiesen in unserm letzten Artikel kurz auf die römischen Katakomben und den Unterschied zwischen ihnen und der heidnischen Todtenstadt Pompeji hin. Der Gedanke an die Katakomben liegt jedem Besucher Pompeji's nahe. Der Vergleich der beiden Todtenstädte drängt sich jedem christlichen Pilger ganz von selbst auf. Im Einzelnen ist dieser Vergleich angesetzt und gut durchgeführt in dem 11. Hefte der „Katholischen Studien“ betitelt: „Zwei Todtenstädte, Pompeji und die römischen Katakomben. Eine Parallele von R. Schetters.“ 34 S. (Würzburg bei L. Böhl 1875.) Wir wünschen dieser schönen Broschüre bald eine neue (von mehreren unangenehmen Druckfehlern gefäuberte) und vermehrte Auflage, da die Parallele, die von selbst zum Gegensatz wird, zum Nutzen des christlichen Lesers noch weiter ausgeführt werden kann.

Wir wollen hier diesen Gegensatz zwischen der heidnischen Todtenstadt Pompeji und der christlichen Todtenstadt der römischen Katakomben kurz darlegen durch Anführung einiger — in der Schetters'schen Broschüre nicht enthaltenen — Aussprüche früherer Besucher.

„Pompeji und Roms Katakomben — schreibt Hurter — welch eine Verschiedenheit des Eindrucks, der Gefühle, welche sie anregen, zurücklassen! Ueber dir wölbt sich dort Neapels heiterer, tiefblauer Himmel . . . Aber es bewältigt dich . . . ein Mißbehagen, eine Beklommenheit, die dich hinaustreibt aus diesem schaurigen Thal des Todes . . . Wie ganz anders in Roms Katakomben! . . . Es durchdringt



dich ein eigenes Gefühl der Ruhe, du findest dich heimisch, es umweht dich der Hauch des Glaubens . . . der unzerstörlichen Lebenshoffnung dieser Bekenner Christi; du erschaust in der Einfachheit der vorkommenden Bilder ihre Lostrennung von dem zierlichen Heidenthum, ihren Gegensatz gegen dasselbe."

"Um die Gemüthseindrücke — schreibt Gerbet — tiefer empfinden zu können, welche das unterirdische Rom einflößt, braucht man sie nur mit jenen zu vergleichen, welche die Ruinen von Pompeji erwecken. Nichts ist hoffnungsloser, als der Anblick dieser todten Stadt, welche aus ihrem Grabe emporsteigt, nicht um zu erwachen und sich wieder zu bevölkern, sondern um sich in gewisser Hinsicht ein falsches Aussehen von Leben zu geben, während die Brandungen des Meeres, die Wohlgerüche des Frühlings, die Ausflüsse der schönen Natur ringsumher sich bis in die Straßen verbreiten, welche die Sonne unnütz bescheint. Die Finsternisse der Katakomben haben auf die Seele eine entgegengesetzte Wirkung von jener der Sonne vor Pompeji. Denn der große Reiz dieser Orte liegt zum Theil in dem Contraste beider. Pompeji erinnert uns, fast ohne Ausnahme, an das materielle Leben seiner Bewohner, an alles, was vergänglich ist. Kein Ort scheint mehr geeignet für die Ceremonien der Kirche, welche das Nichts der Erde besonders darstellen. Wenn zu Anfang der Fastenzeit ein Priester die Arbeiter in diesen Ruinen einäschert, was zwischen den morschen Mauern eines alten Hauses geschieht, das in eine Kapelle umgewandelt worden ist, und die Worte spricht: „O Mensch! bedenke, daß du Staub bist und wieder zum Staube wirst“, so könnte er hierauf kein entsprechenderes Echo erwecken. — In den unterirdischen Friedhöfen Roms ist, obwohl sie ganz Friedhöfe sind, doch der Gedanke an den Tod nur Nebensache; das vorwaltende Gefühl ist das der Unsterblichkeit. Wenn sich der Glaube an das künftige Leben auf Erden verlieren könnte, würde man ihn in den Gräbern der Martyrer wiederfinden. Der verhärtetste Materialist, glaube ich, würde erschüttert, wenn er in den Katakomben nur eine halbe Stunde nachdenken wollte."

"Die Erinnerung an Pompeji — schreibt sehr schön Guthmacher a. a. O. S. 132 f. — führt zum Vergleich, wie ganz anders in den Katakomben die Seele bewegt werde, als



bei der Durchwanderung jener heidnischen, aus dem Grabe wieder aufsteigenden Stadt. Dort (in der ausgegrabenen Stadt Pompeji) ist Alles, was äußern Reiz gewähren, was großartige Eindrücke bewirken kann. Eine herrliche paradiesische Natur umgibt sie. Ein tiefblauer süditalienischer Himmel, eine prachtvolle Sonne, die Blumen und Wohlgerüche des Frühlings sind da, während das tiefblaue Meer, mit Silberglanz übergossen, die lieblich grünen Ufer, welche sich am Abhange einer majestätischen Gebirgskette hinziehen, bespült. Alles Liebliche, Großartige und Erhabene ist dort in der Umgebung Pompeji's vereinigt. Und dennoch ist der Eindruck dieser Stadt ein so wehmüthiger, ein so schmerzlicher, daß unser Mund keine Worte hat auszusprechen, von welchen Gefühlen unser Gemüth bewegt wird. Warum aber dieses? — Weil Alles, was dort das christliche Auge sieht, uns die so oft gesprochenen aber auch wiederum vergessenen Worte des weisen Königs Salomo zuruft: Eitelkeit und nichts als Eitelkeit! In jener Stadt zeigt uns Alles, daß schon der Tod hier seine Beute in Menge gefunden, der geistige Tod, da sie noch mit Lebenden zahlreich bevölkert war. Alles gibt Kunde, daß ihre früheren Bewohner nur ein sinnliches, abscheuliches, materielles Leben kannten; daß ihre Vergnügungen und Freuden nichts als Thorheit und Laster waren. Tugend und Sittlichkeit trieben hier keine Blüthen, wo die Unsittlichkeit triumphirte und Alles durchdrungen zu haben scheint. Dieser schmerzliche, traurige Eindruck war es nun eben, der nicht im geringsten verwischt oder gehoben werden konnte durch den Anblick jener paradiesischen Umgebung.

In den Katakomben dagegen ist es anders. Da herrscht physische Nacht, aber ein geistiger Tag ist es, welcher ihre Besucher, wie früher ihre glaubenstreuer Bewohner erleuchtet. Obgleich sich Nichts dort vorfindet, was natürlicher Weise das Gemüth erfreuen und beleben könnte: Grabesstille, dunkle Nacht, unheimliche Umgebung, so ist der Eindruck auf dasselbe doch ein höchst wohlthuender und großartiger. Aus diesen Gräbern brechen die Sonnenstrahlen einer bessern Welt hervor. Die seligen Glaubenshelden in Lichtglanze des himmlischen Paradieses treten vor uns auf, erscheinen vor unserm Geiste, umschweben uns. Wir vernehmen den Ruf zur Nachahmung, und es ist als wenn jeder Stein der heiligen Schrift



Worte uns zurief: *pretiosa in conspectu Domini mors sanctorum ejus* (kostbar in den Augen des Herrn ist der Tod seiner Heiligen)! Der Gedanke an den Tod und die Vergänglichkeit ist Nebensache. Das vorwaltende Gefühl ist das der seligen Unsterblichkeit."

Hören wir hier vor Allem die trefflichen und interessanten Worte des gelehrten Katakombenkenners P. Maurus Wolter:

"Zwischen Pompeji und den Katakomben Roms, welch ein Abstand! Dort Verfinsterung und trostlose Verzweiflung, hier fröhliches Glaubenslicht und Himmels Hoffnung; dort Grausamkeit und Laster, hier nur Blüthen reiner Liebe und Tugend; dort in der Stadt der Lebendigen nur geistiger Tod, hier in der Stadt der Todten nur überirdisches Leben. Als wir vor einigen Jahren Pompeji's öde Straßen durchwanderten, wie hätten wir aufgeathmet, wenn nur ein leiser Strahl christlichen Lichts die dichte Nacht durchbrochen hätte! Aber der Vulkan begrub die Stadt sammt ihren sodomitischen Greueln schon im J. 79 unserer Zeitrechnung, so daß Spuren der apostolischen Predigt nicht gehofft werden konnten.

Und dennoch sind sie inzwischen aufgefunden worden. Man hat ein Gebäude ausgegraben, das schon von außen eine ganz räthselhafte Aufschrift trägt. An den Wänden des innern Saales aber hat man unter andern Graphiten (Einkritzungen) auch folgende Spottbemerkungen entdeckt: „Ein Maulesel belehrt hier Mücken!“ — „Schönen Gruß vom Lügner, Wahrheitsfreund!“ — „Stets schönen Gruß vom Lügner!“ Und dann zwei bedeutsame Worte, welche über jene Sarkasmen wie über die Bestimmung des Gebäudes Licht verbreiten: „AVDI CHRISTIANOS“, „höre doch, was die Christen lehren!“ Wir befinden uns nach de Rossi's Muthmaßung in einem Versammlungsort der Christen. Die Apostel pflegten nach ihrer Ankunft in einer Stadt zunächst die Synagoge aufzusuchen und dann eine Gast- oder Miethwohnung zu beziehen, wo sie Heilsbegierige empfingen und belehrten. Eine solche muß obiges Gebäude gewesen sein. Die Existenz einer Judensynagoge in Pompeji ist durch eine Inschrift constatirt. Ebenso ist aus Apostelgesch. 28, 14 ersichtlich, daß Paulus, welcher i. J. 61 als Gefangener in der nahen Hafenstadt Puteoli landete, hier



eine Christengemeinde vorfand, bei der er sieben Tage weilte. Bestand schon damals die Gemeinde zu Pompeji? und war es dem Apostel vergönnt, sie zu sehen und zu trösten? Wir wissen es nicht. Nur so viel können wir mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Neronische Verfolgung (67) auch sie getroffen und daß der Versammlungsort, wo die frohe Botschaft erklingen, unsterbliche Seelen gewonnen, vielleicht das keusche Lamm auf dem Altare geopfert worden, nachher ein Gegenstand des Spottes wurde für die Heiden, die an dessen Wände dann jene heißen Satiren und auf die Außenmauer mit großen Lettern die ironische Aufforderung schrieben: „Hier ist für Faulenzer keine Stätte; geh' vorüber Zauderer!“

Die hier erwähnte Inschrift „Audi Christianos“ wurde i. J. 1862 entdeckt und zwei Jahre später von de Rossi nach einer ganz genauen Copie des Näheren studirt. Im Einzelnen ist dies alles mitgetheilt von G. Wandering in einer höchst schätzenswerthen Abhandlung der histor.-polit. Blätter (1876 S. 825—851) betitelt: „Christen in Pompeji“. Wir müssen es uns hier mit Rücksicht auf Raum und Leser versagen, näher auf diese herrliche wissenschaftliche Abhandlung einzugehen, und können nur ganz kurz referiren. Wandering betont zunächst die schon 1764 entdeckte Inschrift, aus der sich ergibt, daß es in Pompeji Juden gegeben und daß diese daselbst auch eine Synagoge gehabt haben. (Vergl. oben S. 376 Anmerkung, wo wir die Inschrift mitgetheilt haben.) Wie wir nun aus der Apostelgeschichte wissen, wurde das Christenthum regelmäßig zuerst in den Synagogen gepredigt. Wird das auch in Pompeji der Fall gewesen sein? Die Annahme ist von vornherein wahrscheinlich. Die Hafenstadt Pompeji lag nur 5 deutsche Meilen von Puteoli entfernt, und in Puteoli traf Paulus auf seiner Romreise — fast 20 Jahre vor Pompeji's Untergange — eine Christengemeinde. Da liegt die Annahme, daß das Evangelium bald nachher auch in Pompeji verkündigt worden (in der dortigen Synagoge) sehr nahe — und die nunmehr entdeckte Inschrift „Audi Christianos“ nebst den andern in dem erwähnten Raume gefundenen Spottinschriften: *Mulus hic muscellas docuit* (ein Maulesel belehrt hier Mücken), ferner: *Mendax veraci salutem* (Grüß vom Lügner dem Wahrheitsfreund), sowie der Vers:



Otiosis locus hic non est, discede morator (hier ist für Faulenzer keine Stätte, geh' vorüber, Zauderer) — alles dieses läßt uns nicht zweifeln, daß an der Stätte, wo diese Inschriften gefunden sind, vor dem Untergange der Stadt das Evangelium verkündet worden ist.

Wie sind doch diese Inschriften so wichtig! Es sind nur wenige aber viel besagende Worte von Feindeshand, voll der Lästerungen und Schmähungen, wie sie bei den Heiden gegen die Christen üblich waren. „Maulesel — Lügner“ sind die Ehrentitel, die das verkommene Heidenvolk den Bekennern Christi gab. Warf man ja den Christen sogar vor, sie erwiesen einem Esel göttliche Verehrung, welche grauenhafte Verleumdung so unsäglich grauenhaften Ausdruck gefunden hat in jenem heidnischen Spottcrucifix vom Palatin. (Näheres in der genannten Abhandlung S. 843 ff.) Was werden die wenigen Christen in Pompeji von den sittenlosen Heiden zu erdulden gehabt haben! Die aufgefundenen Spottinschriften lassen es errathen. Aber sie beantworten doch die allerwichtigste Frage: Hat es in Pompeji Christen gegeben? Und somit bilden sie den kostbarsten Fund, der seither in Pompeji gemacht ist. Hoffentlich und wahrscheinlich wird dieser Fund bei den weiteren Ausgrabungen nicht vereinzelt dastehen. Vor Allem werden wir auf christliche Documente hoffen dürfen in jenem Stadttheile Pompeji's, den die Juden bewohnten. Dieser befand sich wahrscheinlich in der Nähe des Sarnoflusses, welcher Stadttheil von dem jetzigen Standpunkte der Ausgrabungen aber noch sehr entlegen ist. Wenn man in der jetzt eingeschlagenen Richtung fortgräbt, so würde der in Rede stehende Stadttheil erst gegen Ende der Arbeiten aufgedeckt werden. Da die Arbeiten der Natur der Sache nach nur langsam und vorsichtig betrieben werden können, so müssen wir uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß es wohl sehr wenigen von den jetzt Lebenden vergönnt sein wird, einst das vollständig aufgedeckte Pompeji zu besuchen.

## 97.

Doch nun endlich hinaus aus der heidnischen Todtenstadt! Wie wir uns freuten, nach stundenlangem Umherwandern



in der Todtenstadt Pompeji wieder in die volle blühende Natur zurückzukehren!

Ein sehr anmuthig gelegenes kleines Gasthaus mit einem nach vorn freien Salon — einer Art Veranda — sammelte uns „Pompeji-Forscher.“ Hier athmeten wir allmählich wieder auf. Der unsern Lesern schon bekannte liebenswürdige Domherr aus Ungarn versuchte es mit Erfolg, uns einigermaßen mit dem bösen Vesuv zu versöhnen, indem er von der berühmten Gabe des Vesuv — Lacrimae Christi genannt — heranbringen ließ. Dieser, den üppigen Weingärten, die den Fuß des Vesuv umgeben, entstammende edle Tropfen spülte die Asche herunter und söhnte selbst meinen Reisegefährten, der wiederholt mit den Worten: „Aerl, dir traue ich nicht!“ die Faust gegen den rauchenden Vesuv geballt hatte, halbwegs mit seinem wuthentbrannten Gegner aus. Als der freundliche Domherr einem uns noch nicht bekannten Tischgenossen ein Glas von dem edlen Naß eingeschenkt hatte, erwiderte dieser: „Aber ich bin kein Oesterreicher; ich bin ein Preuße!“ — Thut nichts zur Sache, entgegnete der Domherr. „Aber ich bin auch nicht katholisch, ich bin Protestant“ — bemerkte der Fremde weiter. Auch das thut hier nichts — erwiderte der Domherr, und heiter stießen wir mit dem offenerzigen Preußen und Protestanten an. Was sich der protestantische Preuße wohl für Vorstellungen von dem katholischen Domherrn aus Ungarn gemacht haben mochte! Er wurde eines Andern belehrt und auch seine culturfämpferischen Anschauungen fanden in gemüthlicher Unterhaltung nähere Aufklärung. „Was meinen Sie wohl, mein lieber Freund“, — so wurde der preußische Protestant u. A. gefragt — „wenn die Apostel Petrus und Paulus, wie wir sie aus der hl. Schrift kennen, nach Deutschland kämen, um dort zu predigen, würden sie sich dazu erst Erlaubniß von irgend einer weltlichen Behörde erbitten, oder würden sie sich auf den Standpunkt der katholischen Bischöfe stellen?“ Ich habe die interessante Frage genau behalten, ebenso die verneinende Antwort des preußischen Protestanten, der sich nach und nach ganz behaglich zu fühlen schien in unserer schwarzen Gesellschaft. In die Unterhaltung kam kein Miskton, auch nicht als ein fahrender Muscant in unsern Salon eintrat und zu den Klängen seiner Laute das beliebte Lied Santa Lucia sang.



Wenn der „Bruder“ Dr. Schöner in seinen Pompeji-Erinnerungen sagt: „Ein blinder Musicant, der die „Santa Lucia“, das populärste neapolitanische Volkslied, beharrlich einen halben Ton tiefer spielt als seine 50 jährige Ehehälfte sie singt, erzwingt durch die Fortsetzung drohende Miene einige Soldi“ — so kann er unmöglich den Musicanten meinen, den wir gehört, und der unsere Ohren keineswegs nach Art deutscher Orgeldreher maltrairt hat. Auch war das Lied, das er zum besten gab, keines jener unzähligen poesielosen Soldaten- und Schlachtlieder, worin wir seit unsern glorreichen Kriegen in Neu-Deutschland so Erbärmliches geleistet haben: es war eben das Lied Santa Lucia:

„Sanft zieht der Mond hin, strahlend im Meere  
Schimmern der Sterne zahllose Heere:  
So wirfst du wahren uns in Gefahren,  
Heil'ge Lucia.  
Wenn uns umstarren Felsen und Riffe,  
Wenn grimme Wellen drohn unserm Schiffe . . .  
Lenk' uns're Barke, Gütige, Starke,  
Heil'ge Lucia.“

Statt der poetischen „Barke“ kam gegen 2 Uhr das profaische Dampfroß. Wir stiegen in den Zug und waren bald am Bahnhofe Neapel.

„Hôtel Allegria“ lautete unsere Parole für Neapel, und bald eilte unsere Droschke durch unzählige meist enge und winklige Straßen, woran Neapel so großen Vorrath besitzt. Da unser Gasthof recht tief in der großen 50,000 Häuser zählenden Stadt lag, so bot uns gleich die erste Fahrt reiche Gelegenheit, das Gewühl und Gewimmel auf den Straßen zu beobachten, von dem behauptet wird, dergleichen finde sich nirgends in Europa. Ja, das war ein Spectakel, ein Lärmen und Drängen, daß einem Hören und Sehen hätte vergehen müssen, wenn wir keine westfälischen Nerven gehabt. Die neapolitanischen Kutscher haben übrigens dieselbe Gewandtheit in der Lenkung der Droschken wie die venetianischen Gondelführer in der Leitung der Gondel, und so kamen wir ohne allen Anprall durch die vielen Kutschenmäuel glücklich hindurch zur Allegria. Der freundliche Wirth wies uns unsere Wohnung hoch oben — vielleicht im 7. bis 8. Stockwerke — in



seinem hohen Hause an. Von diesem erhabenen Wohnsitze konnten wir ein gutes Stück Nachbarschaft betrachten. Alle Häuser haben platte oder flach gewölbte Dächer, auf denen wir in der kühlen Abendfrische Spaziergänger und spielende Kinder wiederholt bemerkt haben. Vor dem Herabfallen schützt ein eisernes Geländer.

Wir erholten uns zunächst von dem betäubenden Lärm, den unsere Ohren ausgestanden hatten, und diese Zeit will ich jetzt dazu benutzen, dem Leser über die Stadt Neapel im Allgemeinen etwas Näheres zu erzählen.

Die Stadt Neapel ist von hohem Alterthum. Ihre Gründer waren Griechen. Ihr alter, von den Dichtern gern gebrauchter Name war Parthenope, den man auf die gleichnamige Sirene zurückführte, die man hier begraben sein ließ. Den (griechischen) Namen Neapolis — zu deutsch: Neustadt — erhielt sie, um sie von ihrer, durch eine Mauer von ihr getrennten Schwester Paläopolis — d. h. Altstadt — zu unterscheiden. Beiden Städten gibt Livius denselben Ursprung. Zur Römerzeit fiel die trennende Mauer, und aus den zwei Städten wurde Ein Neapel. Viele vornehme Römer lebten hier den Studien oder zumeist dem Vergnügen. Schon Horaz nannte diese Stadt *otiosa Neapolis* — das müßige Neapel — Ovid bezeichnet Neapel als *in otia natam* — zur Muße geboren, und Virgil spricht mit Entzücken von der Zeit, wo er weilte, „in der holden Parthenope freundlich nährender Flur.“ Unter allen Großstädten der Erde, so behauptet man, hat Neapel die schönste Lage. Daher stammt das bekannte Wort: *Veder Napoli e poi morir* — Neapel sehen und dann sterben! — womit man sagen will, man könne nach Neapel nichts Schöneres mehr auf Erden sehen. Das Wort gilt nicht dem Innern der Stadt, sondern den Reizen ihrer Lage — und darum heißt es jetzt nach kurzer Erholung: hinaus in's Freie, in Gottes Natur, hinaus aus Neapel, um Neapel zu sehen!

Wir steigen in die erste beste Droschke, rufen dem Kutsher „San Martino“ zu, und dann eilt er mit uns durch die Straßen, und hinaus geht's zur herrlichen Karthause San Martino. Wie sie dort am Berge malerisch schön liegt, die wundervolle Karthause! Doch ach, die Söhne des hl. Bruno haben auf Geheiß der piemontesischen „Culturfämpfer“ ihr Kloster und ihre Kirche verlassen müssen. Wir betreten die prachtvolle



Kirche: kein ewiges Licht brennt mehr in derselben, und keine hl. Messe wird dort mehr gefeiert: die Kirche wird uns bloß als schönes — Baudenkmal gezeigt. O ihr Barbaren! — wie unser katholisches und deutsches Blut kochen möchte, daß ihr euch an Kirche und Kloster der Söhne unseres hl. Landsmannes Bruno (geboren zu Köln um das Jahr 1035, stiftete er im Juni 1084 den Karthäuserorden) vergriffen habt. Ueber diese Karthause bei Neapel heißt es in dem — in der Bonifacius-Druckerei in deutscher Uebersetzung erschienenen — die piemontesische Wirthschaft brandmarkenden „Briefe des Herrn Bischofs von Orleans an Herrn M i n g h e t t i, Finanzminister Königs Victor Emmanuel über die Plünderung der Kirche in Rom und Italien“ S. 25:

„Ich habe zu Neapel die berühmte Karthause, jenes wundervolle Kloster auf seinem herrlichen Berg im Angesicht des Besuns und des silberglänzenden Meeres besucht, wie alle Welt es besucht hat. Ehedem war es ein guter, leutseliger Vater, der den Reisenden empfing, ihm eine Erfrischung anbot und ein einsichtiger Führer für ihn war; heute ist es ein unbeholfener Soldat, der lächerliche Anstrengungen macht, ein schlechtes Französisch zu sprechen. An die Stelle der großartigen Bibliothek, die man weggenommen und wer weiß wohin geworfen hat, ist ein Magazin von Venetianischem Glas und gemalter Fayence getreten — ein großer Fortschritt für die Cultur! Von den zwei und dreißig Religiosen, die sonst hier wohnten, sind nur zwei zurückgeblieben, die in den vereinsamten, öden Hallen nun traurig umherirren. Da wird das Lob Gottes nicht mehr gesungen, da sind die alten weißen Mönche nicht mehr, die majestätisch in den herrlichen Säulengängen wandelten und in den prachtvollen Nächten Neapels zum Gebete aufstanden, indeß die ganze, große Stadt am Fuße des heiligen Berges im Schlafe lag.“

Wir haben keinen dieser „alten weißen Mönche“ mehr gesehen; die beiden letzten waren vielleicht auch ausgewiesen worden.

Nachdem wir die „öden Hallen“ mit schmerzbelegtem Herzen besichtigt hatten, eilten wir wieder ins Freie und fuhren dann weiter bergan bis zum Fuß des prachtvolles Bergschlosses Castello di St. Elmo. Dieses fast ganz in einen Felsen gehauene sechseckige Fort gehört zu den berühmten Aussichtspunkten. Aber



war für uns Aussicht da, zu dieser schönen Aussicht zu gelangen? Fortes fortuna adiuvat — frisch gewagt, ist halb gewonnen — dachten wir, gingen durch die wachhabenden Soldaten und ließen uns bei dem Capitano des Forts melden als zwei Prussiani, die gern das Castello di St. Elmo lediglich der schönen Aussicht wegen ersteigen möchten. Es dauerte nicht lange, da kam der Capitano mit echt italienischer Liebenswürdigkeit zu uns herab und lud uns mit den höflichsten Worten ein, wir möchten ihm nur folgen und ihm erlauben, daß er selbst den Cicerone mache. Und nun ging er uns voran auf die höchste Spitze — oder richtiger Fläche — des Castells, führte uns dort nach allen Himmelsrichtungen umher und zeigte uns von der Mauerbrüstung aus die herrliche Umgegend, indem er uns jedesmal die einzelnen Punkte erklärte, die sich unserm erstaunten Blicke erschlossen. Hören wir, wie Stolberg sich über die Aussicht von dem Castell Sant Elmo äußert: „Hier sieht man die Stadt unten zu seinen Füßen, den Hafen, das Land umher, den Vesuv und den ganzen Meerbusen von Neapel. Links bergige krumme Gestade bis zum Vorgebirge von Sorrento; rechts die vorlaufende Landzunge des Berges Posilippo, hinter ihr die Küste von Bajä und das hohe Vorgebirge Misenum, welches durch einen langen Isthmus mit dem Ufer zusammenhängt. Die Inseln Capri, Ischia, Procida verschönern noch diese Aussicht, deren Größe das Auge fesselt, deren Lieblichkeit es erquickt.“ — Ich bemerkte dem lebenswürdigen Officier, der uns alle diese Herrlichkeiten — nicht flüchtig, sondern mit eingehender Ruhe — zeigte, hier verstehe man das Wort: Neapel sehen und dann sterben. Scherzend erwiderte er: „Ich halte es nicht mit diesem Worte; ich meine: Neapel sehen und dann — noch recht lange leben, damit man es noch recht lange sieht.“

Gerade nach Neapel hin gerichtet stand oben auf dem Castell eine prachtvolle Kanone. Ich las die Inschrift; sie besagte, daß die Kanone ein Geschenk für Papst Pius IX. sei, wenn ich mich recht erinnere, ein Geschenk der Königin von Portugal. „Die Kanone ist von Rom hierhergebracht“, sagte der Officier; „mit ihr wird die genaue Mittagszeit für Neapel angegeben.“ Er enthielt sich jeder „Cultur“-Bemerkung, die mancher Andere gewiß nicht zurückgehalten hätte bei der Wahrnehmung unseres großen Interesses für diese Kanone. Ueber-



haupt hat dieser italienische Officier, ein junger rüstiger Mann, — de Luca ist sein Name — den besten Eindruck auf uns gemacht, und schon zum Danke für seine uns bewiesene Lebenswürdigkeit möchte ich ihm von Herzen einen ganz andern Kriegsherrn gönnen, als — Victor Emmanuel.

## 98.

Ein Abend in Neapel ist etwas fast unbeschreiblich Schönes; er will genossen, nicht beschrieben werden. Wir lenkten unsere Schritte zum Meere, an dessen Ufer sich ein öffentlicher langer Spazierweg hinzieht. Welch eine erquickende Luft nach des Tages Hitze! Weit angenehmer als unser Spaziergang war indeß unsere Spazierfahrt auf den schönen Wellen des herrlichen Golfs. Ein Professor aus Belgien, ein Doctor und ein Maler aus Luxemburg und wir zwei Baderborner bestiegen denselben Kahn, den ein Führer mit dem klassischen Namen Vesuvio lenkte. Glitt anfangs der Rachen sanft dahin, so rauschten doch bald höhere Wogen, die sich mit lautem Schall an der Felsenburg Castello dell' Uovo — von seiner Gi form so genannt — brachen. Dem Professor aus Belgien kam die Angst; er gab seiner Furcht, ob es dem Fährmann gelingen werde, die Wogen sicher zu durchschneiden, lauten Ausdruck. Senza paura, signori — beruhigte uns Vesuvio — ho mangiato una gran porzione di maccheroni — „Nur ohne Furcht, meine Herren, ich habe ordentlich gegessen“ —; und richtig, Vesuvio hatte Kraft genug, das Fahrzeug sicher zu lenken. Bald wurden die Wogen auch wieder ruhiger, und so dehnten wir unsere herrliche Spazierfahrt möglichst weit aus.

Nach dieser angenehmen und erquickenden Spazierfahrt begaben wir uns zur Villa Reale — der schönsten Promenade Neapels. Sie ist 2000 Fuß lang und 200 Fuß breit und in 5 Baumalleen abgetheilt; herrliche Marmorstatuen zieren dieselbe. Es wimmelte auf ihr von Menschen, die den schönen Klängen der Militärmusik zulauschten. Wir thaten dasselbe, labten uns an der schönen Luft und an Gefrorenem, das man in Neapel so trefflich zu bereiten versteht. Da möchte man die ganze Nacht hindurch auf einer Steinbank sitzen und den herrlichen tiefblauen Himmel betrachten. Wie der Abend-



stern so freundlich funkelnd niederleuchtet, als ob er uns grüßend zurufen wollte: Kennt ihr mich auch noch hier in fernem Lande? Er erweckt in uns dieselben Empfindungen, wie einst i. J. 1483 in unserm deutschen Landsmann Jost Artus, der auf seiner Fahrt zum hl. Lande auf der Insel Cypern an einem ähnlich schönen Abende seine Laute ergriff und das innige deutsche Liedlein sang:

„Vom Vaterland so fern so fern  
Hat mich erkannt der Abendstern  
Und lacht mich an.“

Doch nun zurück von dieser harmlosen Nachtschwärmererei zu unserm Gasthose Allegria. Wir müssen uns doch durch einen kurzen Schlaf für den folgenden Tag stärken, der uns so viele neue Ueberraschungen bieten will.

Was soll ich von diesem folgenden Tage erzählen? Ich hebe nur Einzelnes hervor. Wir besuchten das berühmte Museo Borbonico — bourbonisches Museum — jetzt Museo Nazionale genannt, nächst dem Vatican die großartigste Kunstsammlung der ganzen Welt. Zum flüchtigen Durchgehen der Säle und Ansehen der Kunstschätze gebraucht man den ganzen Vormittag. Am Interessantesten ist die Reihe von Sälen, welche die in Pompeji ausgegrabenen Alterthümer enthalten. Stundenlang waren wir in den hundert Sälen des Museo Nazionale zwischen den tausend und tausend Merkwürdigkeiten: den Statuen, Büsten, Vasen, Gemälden, Büchern u. s. w. u. s. w. herumgewandelt, da wollte uns der Kopf von all dem Sehen schwindeln und da drängte es uns wieder hinaus in's Freie.

„Wer fährt mit nach Camaldoli?“ hieß es jetzt, und bald waren unser 10 bis 12 Deutsche für die gemeinschaftliche Tour gewonnen. Ein Wagen wurde gemiethet, ein schriftlicher Accord über den Preis vorsichtig aufgenommen, und dann ging es hinauf zu dem etwa zwei Stunden nordwestlich von der Stadt liegenden Kloster Camaldoli. Die Kanone von Sant Elmo hatte gerade die Mittagsstunde verkündet. Die ganze Strecke Weges läßt sich nicht zu Wagen abmachen, da Camaldoli hoch oben auf einem steilen Berge liegt. Wir ließen den Wagen halten und auf unsere Rückkehr warten. Dann erstiegen wir zu Fuße die Anhöhe.



„Wer die Anhöhe von Camaldoli erstiegen — sagt Jacob Grimm — und nach der Stadt, den Seen und dem Meere hinabgeschaut hat, dem wird vielleicht im ganzen übrigen Europa kein Anblick gegönnt sein, der diesem nur in fernem Abstand zu vergleichen wäre.“ Ich reihe hieran das Citat aus meinem Tagebuche: „Auf Camaldoli, 10 Minuten nach 2 Uhr, Samstag, 18. Sept.“ Mehr brauchte ich auf Camaldoli nicht zu notiren — die Erinnerung schreibt sich unvergeßlich in jedes Besuchers Seele. Eine vorspringende Spitze des Gartens gilt für den schönsten Punkt Italiens und der Welt. Dorthin führte uns ein freundlicher Camaldulenser-Mönch — der nebst bloß drei andern Mönchen von den 30 vordem Camaldoli bewohnenden Söhnen des hl. Romuald von den Piemontesen belassen worden — und zeigte uns von dort aus die unbeschreiblich herrliche Aussicht. Zur Linken tief unten Neapel und der mit feinem Stirnbande von Städten geschmückte Golf; über ihm der Vesuv. Dann die Inseln Capri, Ischia, Nisidi und Procida, die unzähligen Vorgebirge und zackigen Bergeshöhen der Drangenhaine von Sorrent. Nordwestlich zur Rechten breitet sich ein Horizont von 40 Meilen Weite, die Campagna felice, die Ponza-Inseln bis Terracina u. s. w. vor den Blicken aus. Näher rechts ein Gewimmel von Bergen und Thälern, Seen und Fischteichen, die Trümmer Bajä's, der alten Königin der Bäder, und der Posilipp, der tief unten mit seinen schattigen Ulmenwäldern und Weinbergen wie ein breites grünes Beet vor uns ausgestreckt liegt. Luft und Himmel glänzen in unsäglichlicher Helle auf das blaue Meer hernieder, und die schlanke Rauchsäule des Vesuv steigt wie Opferduft empor. Das ist die Aussicht von Camaldoli! Außer einem Berlinischen Nicolai findet Jeder die Aussicht entzückend schön. Schrieb doch der eben nicht phantastische Seume von Camaldoli einem Freunde: „Wenn du einmal hörst, daß ich unbegreiflich verschwunden bin, so bringe unter deine Muthmaßungen, daß ich vielleicht der schönsten Natur zu Ehren . . . hier unter den Anachoreten hause.“

Man hat das Kloster oder besser die Eremitage Camaldoli wol „die holde Leiter des Himmels“ genannt. Darin liegt zunächst eine Anspielung auf das Gesicht des hl. Romuald, († 1027), des Stifters der Camaldulenser, in welchem



er seine geistlichen Söhne, mit weißen Kleidern angethan, auf einer Leiter in den Himmel emporsteigen sah, und dann eine Hinweisung auf die himmlisch schöne Lage von Camaldoli.

Nachdem der freundliche Camaldulenser uns von verschiedenen Punkten des Gartens aus die herrliche Umgegend gezeigt und erklärt hatte, setzten wir uns unter schattigen reich beladenen Obstbäumen und saftigen Weinstöcken voller Trauben auf einer Steinbank nieder, während der Ordensmann zu seiner Glause eilte, um uns einen Imbiß und Labetrunk zu holen. Hier im Angesichte der herrlichen Gartencultur der Camaldulenser hätten wir nun die beste Gelegenheit gehabt, über die tiefe Weisheit und Wahrheit nachzudenken, die der Freimaurer Lucifer Illuminator in seinem Buche „Mönchscandale“ (Leipzig 1874) niedergelegt hat, wo er S. 25 wörtlich wie folgt schreibt:

„Camaldulenser sind Bettelmönche; ihr Regel fordert beständige und zwar stets undankbare Arbeit. So thun sie nichts anderes als gepflanzte Bäume ausgraben und sie verkehrt mit der Baumkrone in den Boden wieder verpflanzen. Man verspottet die Hindu Fakirs als asketische Narren, die sich selber peinigen, diese Camaldulenser sind vielleicht noch wahnsinniger, denn sie verpfuschen die Schöpfung durch ihren pietistischen Unsinn.“

Das ist Alles, was der Freimaurer seinen „gebildeten“ Lesern über die Camaldulenser zu sagen weiß. Daß dieser schöne Orden noch in unserm Jahrhundert der Kirche zwei grundgelehrte Cardinäle, Dom Placido Zurla und Dom Mauro Cappellari geschenkt, von denen letzterer als Papst Gregor XVI. den Stuhl Petri geziert hat — dies und alles Andere und alles Wahre weiß der Freimaurer nicht; er weiß bloß Unsinn und Lüge, die trotz ihrer Handgreiflichkeit doch von den „Gebildeten“ geglaubt werden; und das genügt dem Freimaurer. Ach du lieber Gott! was läßt sich ein „Gebildeter“ nicht Alles aufbinden, wenn es nur die katholische Kirche betrifft und geeignet ist, gegen sie und ihre Einrichtungen zu heken und sie à la Kolkmann „lächerlich zu machen.“

Doch genug über solchen Blödsinn! Da ist der gute Ordensmann wieder bei uns eingetroffen. Wir laben uns



an dem edlen Tropfen, den er uns vorsetzt, und hören ihm zu, wie er uns von der Vertreibung seiner Ordensbrüder durch die Piemontesen erzählt. Später besuchen wir seine Eremitage und die schöne Ordenskirche, begrüßen das hl. Sacrament in der Seitenkapelle — und nachdem wir noch einmal unsern Blick von Camaldoli's Höhe über die Umgegend haben schweifen lassen, treten wir, uns von dem guten Mönche verabschiedend, den Rückweg nach Neapel an.

Von Camaldoli nach Neapel zurückgekehrt, begaben wir uns direct zur Domkirche San Gennaro — hl. Januarius — um der feierlichen ersten Vesper für das Fest des hl. Januarius beizuwohnen. Wir Alle hatten unsere Reise resp. unsere Abreise von Rom so eingerichtet, daß wir am 19. Sept., am Feste des hl. Martyrers Januarius, des gefeierten Schutzheiligen, in Neapel wären und das weltbekannte Wunder des Flüssigwerdens seines Martyrerblutes mit eigenen Augen sähen. Jetzt war der Vorabend des großen Festes gekommen: die erste Vesper wurde im St. Januarius-Dome mit aller kirchlichen Pracht abgehalten, als wir den Dom betraten. Der Paderborner Leser kann sich die kirchliche Feier dieser Vesper einigermaßen vorstellen, wenn er sich die Pontifical-Vesper am Nachmittag vor Libori im Geiste vergegenwärtigt. Was in Paderborn das Libori-Fest ist, das und noch mehr ist in Neapel das Januarius-Fest.

Der Cardinal und Erzbischof von Neapel, Sisto Riario Sforza, hielt selbst die Pontifical-Vesper ab. Er saß mit prachtvollem Chormantel bekleidet, die rothe Mitra — Infel, Bischofsmütze — auf dem Haupte, auf seinem erzbischöflichen Throne; zu seiner Rechten und Linken standen zwei Assistenten mit weißen Mitren auf dem Haupte. Ich hielt die Assistenten wegen der Infeln für Suffragan-Bischöfe. Aber da saßen im Chore im Halbkreise etwa 24 geistliche Herren, die sämtlich solche weiße Infeln trugen. Sollten das denn alle Bischöfe sein, dachte ich, und fragte einen neben mir stehenden neapolitanischen Priester, ob das lauter Bischöfe seien. „Nur Ein Bischof ist da, erwiderte er, der Cardinal; die übrigen Herrn mit Mitren sind Domcapitulare; das ganze Dom-Capitel ist infulirt.“ Das Domcapitel in Neapel dürfte wohl in dieser Beziehung einzig da stehen. Es gewährte einen recht feierlichen Anblick — dieser Halbkreis



von „infulirten Prälaten.“ Malerisch schön nahm sich ferner aus, wenn jedesmal nach Absingung eines Psalmes eine Reihe von Domicaren, sämmtlich in schönster violetter Amtstracht in den infulirten Halbkreis trat, um die Antiphon zu singen. Seine äußere Verbrämung erhielt der Halbkreis durch eine lange lange Reihe von Mummern des großen und kleinen Seminars, die sämmtlich die lange Soutane nebst Rochet und Biret trugen. Für diese Mummern interessirte ich mich aus naheliegenden Gründen besonders lebhaft; und wenn einst ein französischer Domherr bezüglich des infulirten Domcapitels von Neapel den Ausruf gethan: „Warum mußten wir so etwas nur in der Fremde sehen!“ — so hätte ich mit ganz anders berechtigten Gefühlen angesichts der angehenden Leviten, dieser Hoffnung der Zukunft, ausrufen können: Warum muß man jetzt die Blüthe der Leviten nur in der Fremde sehen!

Als die feierliche Januarius-Vesper beendet war, geleiteten die Mummern der Seminare, die violetten Domicare und die infulirten Domcapitulare den Cardinal und Erzbischof in wohlgeordneter Prozession aus dem Dome. Segnend durchschritt der ehrwürdige Cardinal langsam die Hallen der Cathedrale. Ich freute mich, den gefeierten Kirchenfürsten so ganz aus der Nähe sehen zu können und von seiner hohenpriesterlichen Hand den Segen zu empfangen.

Kennen meine Leser diesen großen Cardinal etwas näher? Sisto Mario Sforza, aus hochangesehener und berühmter Familie am 5. Dec. 1810 zu Neapel geboren, wurde als Erzbischof von Neapel am 19. Jan. 1846 von Papst Gregor XVI. zum Cardinal-Priester ernannt. Er ist ein heiligmäßiger Bischof, ein Vorbild für den Klerus, dessen religiöse Erziehung und wissenschaftliche Durchbildung er mit allen Kräften befördert. So blüht denn gerade beim Klerus von Neapel das Studium des hl. Thomas von Aquin, welcher große hl. Kirchenlehrer einst in Neapel (im Dominicanerkloster) gewohnt und gelehrt hat. Wie für den Klerus so hat sich der Cardinal und Erzbischof Mario Sforza auch für die Heerde als ein zweiter Carl Borromäus erwiesen, namentlich als zu Anfang des Jahres 1856 die Cholera so furchtbar in Neapel wüthete. „Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe!“ — rief damals Erzbischof Mario Sforza aus,



und eilte tagtäglich zu den Kranken. Man traf ihn zu jeder Stunde, bei Tag und bei Nacht, bald in diesem, bald in jenem Stadtheile und zumeist in den engsten und schmutzigsten Gäßchen, wo die Cholera in den Wohnungen der Armen sich ihre meisten Opfer suchte. Er spendete den Kranken die hl. Sakramente, und den Armen gab er nebst den Tröstungen der Religion reichliche Almosen; Arzneien und Betten ließ er auf eigene Kosten verabreichen. Nachdem seine Geldmittel erschöpft waren, machte er bedeutende Anleihen, um den Armen und Kranken helfen zu können. So war er unablässig thätig, bis die furchtbare Epidemie vorüber war. Gott erhielt sein Leben, zufrieden mit der Bereitwilligkeit des guten Hirten, dasselbe für seine Schafe hinzugeben. Der König von Neapel verlieh dem Erzbischofe für sein Verhalten bei der Cholera die sogen. Fascia di San Gennaro — das Ordensband des hl. Januarius — ein in Neapel sehr hochgeschätztes Ehrenzeichen.

Wie seine Treue als Hirt zur Zeit der Cholera, so bewährte Cardinal Riario Sforza seine Treue als Staatsbürger i. J. 1860, wo jenes Scheusal der Menschheit, der Freimaurer und Banditenführer Garibaldi, den rechtmäßigen König Franz II. aus Neapel vertrieb und dessen Unterthanen zum Treubruch verleitete. Der Cardinal Riario Sforza stand treu zu seinem Könige und wurde deshalb von Garibaldi verbannt. Er suchte anfangs ein Asyl in Frankreich, begab sich aber bald nach Rom zum hl. Vater. Der piemontesische Statthalter Farini sah sich indeß schon nach kurzer Zeit genöthigt, den Cardinal um die Rückkehr nach Neapel zu ersuchen, weil Hoch und Niedrig den geliebten Oberhirten laut zurückverlangten. Am 30. Nov. 1860 kehrte der Cardinal in aller Stille zurück. Er wurde indeß in Neapel, als er zu seinem Palaste ging, erkannt, und bald umgab ihn eine zahllose Volksmenge, die ihn unter lauten Evviva's wie im Triumphe zu seiner Wohnung geleitete. Durch diese Manifestation wurden die Garibaldianer erbittert; sie umzingelten in der Nacht den erzbischöflichen Palast und forderten, daß der Erzbischof erscheine und die — piemontesischen Fahnen segne. Um ihrer Forderung nach Banditen Art Nachdruck zu geben, hatten sie Reiserholz herbeigebracht und am Palaste aufgeschichtet. Sie drohten es anzuzünden und schrien gebieterisch: La benedizione! la benedizione! — den Segen!



den Segen! Der Erzbischof trat hervor, ein Crucifix in der Hand, und sagte mit lauter, fester Stimme: „Ich segne das der Kirche treue Volk; aber niemals werde ich etwas von dem segnen, was denen angehört, welche außerhalb der Kirche stehen, denen, welche der hl. Vater excommunicirt hat, denen, welche der hl. Vater nicht segnet.“ Nach diesen Worten zog sich der Cardinal zurück, unbekümmert darum, ob die Garibaldianer ihn dem Flammentode preisgeben würden. Sie wagten es nicht.

Das sind einige wenige Züge aus dem Leben des berühmten Kirchenfürsten Riario Sforza, den aus unmittelbarer Nähe zu schauen uns im Dome zu Neapel vergönnt war.

## 99.

Wir stehen noch am Vorabende des St. Januarius-Festes. Einen Abend in Neapel aber dürfen wir nicht unbenutzt vorüber gehen lassen. Wir wollen uns deshalb das Leben und Treiben des Volkes noch einmal etwas näher ansehen und dann über Land und Leute einige allgemeine Reflexionen anstellen.

Das ärgste Getümmel herrscht auf der Hauptstraße Neapels, auf der Toledo-Straße, so genannt nach dem Vizekönig Karls V., Peter von Toledo, der sich um die Vergrößerung und Verschönerung Neapels ungemein verdient gemacht hat. Mit Recht lebt sein Andenken in dem Namen der Hauptstraße fort. Auf dieser Toledo-Straße wird täglich gleichsam Libori-Markt gefeiert, daß Einem Hören und Sehen vergehen sollte. Das bringt die neapolitanische Lebhaftigkeit so mit sich. Wir kalten Nordländer dürfen nicht Alles mit unserm Maßstabe messen und darnach urtheilen wollen. Jedes Volk will nach sich beurtheilt werden. Weil dies zu wenig beachtet wird, deshalb begegnen wir häufig in den Reiseberichten norddeutscher und englischer Touristen vor-eiligen abfälligen Urtheilen über die Neapolitaner und Italiener überhaupt.

So stößt uns ruhige Nordländer z. B. das unruhige, lebhaft-e Benehmen der Italiener in den Kirchen. Ich will es gewiß nicht billigen; aber wir dürfen da nicht sofort den



Stab brechen wollen. „So ein Italiener — sagte uns P. Ignatius in Padua — kann nicht länger als 5 Minuten sich ruhig verhalten.“ „Wer an vorschnelles Urtheilen gewöhnt ist — heißt es bei Schöppner in dieser Hinsicht — würde sicherlich der Meinung sein, es gäbe kein irreligiöseres Volk auf Erden als die Italiener, und dennoch ist es keineswegs der Fall. Solche Ausbrüche ihrer natürlichen Lebhaftigkeit bekennen und bereuen sie mit zerknirschtem Herzen; niemals aber gibt ihre gründliche poesiereiche Seele überlegtem, herzlosem Spott und gemeiner Frivolität Raum. Wahrlich ist dieser schöne Zug einer der entschiedensten im Charakter der Italiener, und obgleich die Römer noch heut gern satirisiren, obgleich die Neapolitaner besonders durch ihre stehenden Masken, wie z. B. den Pulcinell, die Sitten sarkastisch geißeln: so kann man dennoch von ihnen mehr als von manchem andern Volke Europa's sagen, daß sie nicht sitzen, wo die Spötter sitzen.“

Weiterhin heißt es dort bezüglich der bei so vielen Norddeutschen als stereotype Redensart figurirenden „Trägheit“ der Italiener: „Das dolce far niente — das süße Nichtsthun — steht in Deutschland in schlechtem Rufe. Wir (Deutsche) müssen arbeiten, aber wir arbeiten oft zu viel und werden stumpf. Der Italiener wird nicht stumpf; sein Müßiggehen ist kein Nichtsthun, sondern bloß ein Nichtarbeiten. Wenn er auch nach vollbrachter Siesta, auf den Ellbogen gestützt, im Schatten eines Hauses liegt, so schafft doch sein Geist und ergeht sich in heiterer Beschaulichkeit. Dieser Geist ist nicht müde und abgetrieben, wie so oft der unsere, sondern ausgeruht und frisch; daher faßt er auch klare Gedanken, und eben weil sie klar sind, steht ihm der leichte Ausdruck zu Gebote. Wie wenig Deutsche beherrschen ihre Sprache! Männer von hoher Bildung unter uns stümpfern oft das Leben lang in Rede und Schrift; in Italien handhaben schon die Kinder die Sprache, wie der Virtuose sein Instrument.“

Lassen wir das Gesagte hier noch durch Jacob Grimm ergänzen. Er sagt: „Ohne Zweifel hat der Italiener manche günstige Eigenschaften dem dauernden Wohnen seines Geschlechtes in einer schönen und milden Natur zu danken. Alle Völker des heutigen Europa's zusammengehalten, läßt sich nicht verkennen, daß dem Italiener die natürlichste unge-



zungenste Lebensart eigen ist. Schon seine Geberden spielen frei und ungehindert, er sticht vortheilhaft ab gegen den gezierten, übertriebenen Franzosen, den feierlichen Spanier, den eingebildeten Engländer und den unbeholfenen Deutschen . . . Jeder Italiener weiß damit auf das Angelegenste und Ungezwungenste seine Rede zu unterstützen. Er besitzt mehr angeborenen als erzogenen Anstand und hat fast von selbst feines Geschick für das Rechte . . . Ueberall sind Männer und Frauen leutselig, gesprächig und unverlegen, während wir Deutsche im Umgange anfangs steif erscheinen und erst aufthauen müssen . . . Zu diesem Allen stimmt nun im höchsten Grade die ausnehmende Schönheit und Gelenkigkeit der italienischen Sprache . . . und steht meine Ueberzeugung fest, daß die italienische Sprache Königin aller romanischen, die reichste und wohlklingendste unter ihnen sei.“

Doch ich ergehe mich zu weit in solchen Reflexionen. Thut nichts: ich bin so vielen vorlaut absprechenden Urtheilen über Italien schon begegnet, daß ich mich freue, ihnen andere Urtheile entgegenstellen zu können. Traf ich da z. B. mit einem Engländer in Neapel zusammen, der mir immer von der industriellen Thätigkeit und Rührigkeit seiner Landsleute sprach im Gegensatze zu den italienischen „Müßiggängern“. Ich habe über diese beliebte Phrase vorhin schon Einiges bemerkt; da man sie aber vor Allem gern auf die Neapolitaner anwendet, so stehe hier noch das modificirende Urtheil des Grafen Leopold von Stolberg: „In Speise und Trank ist der Neapolitaner, wie überhaupt alle Italiener, sehr mäßig.<sup>1)</sup> Er entbehrt lieber aller Bequemlichkeiten des Lebens, ehe er solche durch Arbeit erwirbt. Und das scheint mir sehr natürlich. Welche Bequemlichkeit ist in einem heißen Lande der Ruhe im Schatten vorzuziehen? Die bis zum Ekel wiederholte Verwunderung über die Trägheit dieses

<sup>1)</sup> Alle Südländer sind dies von Natur aus schon aus klimatischen Gründen. Bei uns Nordländern ist eine ganz andere Glast, und müssen wir Deutsche es uns schon gefallen lassen, daß uns Dante (Hölle, 17. Ges. V. 21) *Tedeschi lurchi* — deutsche Schlemmer — titulirt. Wir nehmen das dem großen Dichter übrigens gar nicht übel. Jedes Volk hat seine „berechtigten Eigenthümlichkeiten“. König Johann von Sachsen bemerkt zu der genannten Dantestelle: „Daß die Glast der Deutschen von jeher den mäßiger Südländern sehr auffiel, ist natürlich. Noch jetzt sagen die Franzosen: *Boire comme un Allemand*“ (— Trinken wie ein Deutscher).



Volkes beweiset einen flüchtigen oder übelgesinnten Beobachter. Daß der Mensch, welcher, um einige erkünstelte Bequemlichkeiten des Lebens mehr zu haben, einige Stunden mehr arbeitet, demjenigen vorzuziehen sei, der die natürlichste aller Bequemlichkeiten, Ruhe in der Hitze, vorzieht, kann ich nicht einsehen. Dasjenige, was der Neapolitaner braucht, wird ihm von der milden Natur, beinahe ohne daß er die Hände darnach ausstreckt, in den Schooß geworfen. Sehr mäßig im Essen und Trinken, bedarf er auch wenig zur Kleidung, keiner Heizung, und kann sogar einer Wohnung entbehren."

Letzteres beweisen manche Lazzaroni, welche Menschenklasse in Neapel durch etwa 50,000 vertreten ist. Die Lazzaroni werden von manchen unkundigen Touristen mit „ladroni“ (Räubern) verwechselt und diesen fast gleichgestellt. Und doch haben die Beiden nichts mit einander gemein. Die Lazzaroni entsprechen vielmehr der in allen Großstädten vorhandenen Menschenklasse, welche man Commissionäre, Lohnbediente, Dienstmänner, Lastträger u. s. w. zu nennen pflegt. Sie sind ein kräftiges Geschlecht mit nervigen, starken Gliedern und hohem Manneswuchs. Lärmende Lebhaftigkeit ist ihnen in hohem Grade eigen. Sie rühmen sich mit dem hl. Januarius verwandt zu sein und behaupten deshalb auch am Feste des Heiligen, wie wir sehen werden, das Ehrenrecht des schreienden Gebetes, das sie auf ihre Nachkommen mit treuer Sorgfalt zu verpflanzen beflissen sind. Gilt überhaupt Rang oder Stand nirgends weniger als in Italien, so fühlt sich auch der Lazzarone in seiner vollen Menschenwürde und hält sich für beinahe eben so hoch als den Fürsten, vor dessen Palast er im Schatten ruht. „Was ist der Unterschied zwischen mir und dem Könige von Neapel?“ so ließ man ihn vordem fragen und darauf antworten: „Kein anderer, als daß der König so viel Maccaroni ißt, als er will, und ich so viel, als ich habe.“ Kein Geringerer als Göthe hat sich die Vertheidigung der Lazzaroni gegen den Vorwurf der Müßiggängerei angelegen sein lassen. „Ich fragte — schreibt er — zu Neapel einige Freunde nach den „40,000 Müßiggängern“; sie konnten mir solche nicht zeigen.“ Und dann schildert er die verschiedenartige Thätigkeit der Lazzaroni. „Freilich — bemerkt Göthe zum Schluß seiner interessanten Darstellung — dürfen wir sie nicht mit einer nordischen Industrie vergleichen, die nicht



allein für Tag und Stunde, sondern am guten und heitern Tage für den bösen und trüben, im Sommer für den Winter zu sorgen hat. Dadurch, daß der Nordländer zur Vorsorge, zur Einrichtung von der Natur gezwungen wird; daß die Hausfrau einsalzen und räuchern muß, um die Küche im Winter zu versorgen; daß der Mann den Holz- und Fruchtvorrath, das Futter für das Vieh nicht außer Acht lassen darf u. s. w., werden die schönsten Tage und Stunden dem Genuß entzogen und der Arbeit gewidmet. Dagegen beurtheilen wir die südlichen Völker, mit welchen der Himmel so gelinde umgegangen ist, aus unserm Gesichtspunkte zu strenge.“

„Warum wollt ihr — fragt Hurter die nordischen Kritiker — dem Lazzarone, dem die heitere Sonne Feuerung und einen Vorrath von Kleidern erspart, über welchen der blaue Himmel sein Sternengezelt ausspannt, dem zu seiner Lebensnahrung einige Pomeranzenschaalen und für das Festmahl Maccaroni genügen — warum wollt ihr diesem seine Genügsamkeit und sein daran geknüpftcs Far niente zum Vorwurf machen? Wäre er ein edlerer Mensch, wenn er als leibeigener Frohnknecht eueres Industrialismus sein Leben in einer Spinnstube verdumpfte?“

Weiterhin zieht Hurter dann einen Vergleich zwischen den Armen in England und in Italien, wobei letzteres weit besser weg kommt, und gewiß mit vollem Rechte. In Italien gibt es Bettler — sogar recht viele und schon darum, weil so viele fremde Touristen mit so vielem Gelde gar zu einladend zu solch leichtem Erwerbe erscheinen — aber keine Armuth, die entsittlicht und entehrt wie in England. Der Arme fühlt in Italien noch seine menschliche Würde und sieht sie anerkannt. Er spricht auf offener Straße vertraulich mit den Vornehmen, selbst mit einem Principe; er ißt mit ihm an demselben Tische in der Osteria. In England dagegen sieht der Arme sich verachtet und verstoßen: es fehlt ihm ja das Eine, was in der industriellen Gesellschaft Werth hat: das Geld. Diese Anschauungsweise, die dem bescheidensten Ideal der Menschheit Hohn spricht, schließt sich nur zu leicht an die Herrschaft der Industrie und der Maschine. Besser keine Schornsteine und Maschinen als eine solche Anschauungsweise. Der Werth einer Nation ist nur ein moralischer, nach der Zahl der Schornsteine und Maschinen läßt er sich nicht bestimmen.



Soviel zur richtigeren Beurtheilung der Italiener, speciell der Neapolitaner. In unserm nächsten Artikel gehen wir zur Beschreibung des St. Januarius-Festes und seines Wunders über.

## 100.

„Sonntag, den 19. Sept. San Gennaro“ — heißt es jetzt in meinem Tagebuche als Ueberschrift, und dann habe ich viele Seiten gefüllt mit Notizen über das, was wir am Feste des hl. Januarius im Dome zu Neapel erlebt, als Augen- und Ohrenzeugen wahrgenommen haben. Es betrifft das wunderbare Flüssigwerden des Märtyrerblutes des heil. Januarius. Ich will hier eingehender referiren. Allerdings fühle ich eine gewisse Scheu, einen derartigen heiligen Gegenstand in einem Reisebuche zu behandeln, das in allerlei Hände kommt; Perlen soll man ja nicht vor — „Liberale“ werfen, weil sie dieselben nicht zu würdigen wissen. Andererseits aber gedenke ich des Wortes des Erzengels Raphael: „Eines (irdischen) Königs Geheimniß zu bewahren, ist gut; die Thaten Gottes aber kund zu machen und zu preisen ist ehrenvoll.“ (Lob. 12, 7.) Zudem brauchen wir Katholiken und die uns heiligen Dinge die Oeffentlichkeit und das Tageslicht nicht zu fürchten; es sind ganz andere Leute, die das Tageslicht fliehen.

Wir gehen nunmehr zur Sache über, schicken aber zunächst zur Orientirung des Lesers einige allgemeinere Mittheilungen voraus.

Der hl. Januarius erlitt um das Jahr 305 als Bischof von Benevent in der diokletianischen Christenverfolgung mit einigen Genossen den Martertod. Seine Enthauptung durch das Schwert fand zu Puteoli, unfern Neapel, statt. Umstehende muthige Christen sammelten, wie das überhaupt frommer Gebrauch war, das für Christus vergossene Blut des hl. Bischofs mit Schwämmen auf und drückten es in zwei gläserne Fläschchen aus, um es als hl. Reliquie aufzubewahren, die in den Augen der Christen mit Recht mehr Werth hatte, als Gold und Edelstein. Auch den Leib des hl. Märtyrers wußten die Christen für sich zu gewinnen. In



der Folgezeit wurde der hl. Leib des Märtyrer-Bischofs Januarius so wie die beiden Gläschen mit seinem hl. Märtyrerblute nach Neapel übertragen. Dort ruhen diese hl. Reliquien im Januarius-Dome. Neapel verehrt den hl. Januarius als Schutzpatron und feiert zu seiner Ehre jährlich zwei Hauptfeste mit Octav: das Fest der Uebertragung seiner hl. Reliquien — am ersten Sonntag im Mai — und den Tag seines Martertodes — am 19. September. Zu beiden Festen des hl. Januarius eilen außer den Neapolitanern Fremde aus allen Gegenden und Ländern herbei, um jene wunderbare Erscheinung zu sehen, von der das Römische Brevier wie folgt berichtet (19. Sept. l. 6.): *Praeclarum illud...* „Eine hochberühmte Erscheinung ist es, daß sein Blut, welches geronnen in einem Glasfläschchen aufbewahrt wird, wenn man es in die Nähe des Hauptes desselben Märtyrers stellt, auf eine wunderbare Weise (*admirandum in modum*) flüssig wird und Blasen wirft, gerade als wäre es eben vergossen, wie man dies bis auf diese Zeiten sieht.“ Wir wollen auch die betreffende Stelle aus dem neapolitanischen Diöcesan-Brevier hierhersetzen, da sie das bisher Gesagte zusammenfaßt und specieller berichtet. Sie heißt: „Zu der Zeit, als der hl. Bischof Januarius zu Puteoli um des Bekenntnisses Christi willen enthauptet wurde, sammelte man sein Blut, das er um der christlichen Wahrheit willen so standhaft vergossen, in zwei gläserne Fläschchen. — Diese Fläschchen werden bis heute gesondert aufbewahrt und geben ein gar herrliches Wunder zu schauen. Denn wenn sie dem Haupte des Heiligen genähert werden, wird das Blut auf wunderbare Weise flüssig, als wäre es eben vergossen.“

Ich kann mir leicht vorstellen, was so ein „Liberaler“ und „Gebildeter“ hier für ein Gesicht machen wird; denn — *Wunder?! — im 19. Jahrhundert noch — Wunder?! — das überschreitet seinen beschränkten Horizont, und da möchte er den berühmten Berliner „Irländer“, den Herrn v. Meerscheidt-Hüllessem, zu Hülfe rufen, um dem „Schwindel“ auf die Spur zu kommen — wenn nur Neapel bei Marpingen läge!*

Wir gläubigen Christen kennen keine Wunder-scheu, eben weil wir gläubige Christen sind. Für uns ist Gottes Hand wie immer so auch im 19. Jahrhundert



unverfälscht; wir glauben an ein wunderbares Hineingreifen Gottes; wir glauben, ohne im Mindesten zu zweifeln, an täglich sich auf unsern Altären und sonst vollziehende Wunder der göttlichen Macht und Liebe und Gnade, die weit größer sind, als der in Rede stehende wunderbare Vorgang mit dem Blute des hl. Januarius. Und darum macht uns letzteres Wunder ebensowenig Schwierigkeiten, als andere Wunder. Derselbe Gott, welcher den Teich Bethsaida oder Bethesda in Jerusalem zeitweise durch seinen Engel in Heilkraft aufwallen ließ (Joh. 5); derselbe Gott, der durch seine Diener laut der hl. Schrift unzählige Wunder gewirkt; derselbe Gott, der das erstorbene Blut in den Adern eines Lazarus mit neuem Leben pulsiren ließ; derselbe Gott, der den todten Gebeinen seines Dieners Eliseus die Kraft gab, einen Todten zum Leben zu erwecken (4. Kön. 13.); dieser Gott kann auch das für ihn vergossene Märtyrerblood des hl. Bischofs Januarius, so oft er will, wunderbar aufwallen lassen, gleichsam wie in lebendiger neuer Freude darüber, daß es einst gewürdigt worden, für Christus zu fließen.

So viel im Allgemeinen und zur Feststellung des Standpunktes, den wir dem in Rede stehenden Wunder gegenüber einnehmen. Nur sei zum Ueberfluß noch bemerkt, daß wir es hier mit keinem Dogma der Kirche zu thun haben, sondern mit einer Erscheinung, zu deren Erklärung menschliche Wissenschaft sich als incompetent bekennen muß. Wir werden das im Laufe unserer Darstellung des Näheren zeigen.

Verfahren wir zunächst erzählend. Wir haben dem Leser bereits erzählt, wie wir im Dome des hl. Januarius der Pontifical-Vesper beigewohnt. Am folgenden Morgen begaben wir uns zu demselben Dome, um dort die hl. Messe zu lesen. Wir mußten bis gegen 8 Uhr warten, wo zwei Altäre für uns frei wurden. Es waren nämlich Priester aus aller Herrn Ländern — zumal Franzosen — zum St. Januarius-Feste eingetroffen, die meist auch im Januarius-Dome celebrirten. Zöglinge des kleinen Seminars — Knabenseminaristen — dienten uns zur Messe. Sie zeichneten sich vortheilhaft vor andern italienischen Meßdienern dadurch aus, daß sie das Latein vollständig und rein aussprachen. Sowohl mein Reisegefährte als auch ich hatten in der hl. Messe an Pilger die hl. Communion auszutheilen, wobei wir uns an



deren Andacht erbauen konnten. Ueberhaupt denke ich mit Freuden an die italienischen Communicanten zurück; aus ihrem Blicke leuchtete der kindlich fromme, innig lebendige Glaube.

Nachdem wir nach unserer Messe in einem dem Dome naheliegenden Gasthause das Frühstück genommen, kehrten wir gegen 9 Uhr wieder zum Dome zurück, um bei dem Wunder mit dem Blute des hl. Januarius zugegen zu sein. Wir hörten tausendstimmiges lautes, schreiendes Gebet. Es kam aus der dicht gefüllten St. Januarius-Kapelle, einer Seitenkapelle des Domes, die indeß größer ist als die Capuciner-Kirche in Paderborn. Das Gebet sollte das Wunder erlehen. Wir suchten uns durch die Volksmasse in die Kapelle zu drängen, aber vergebens. Da kam als wahrer Nothhelfer ein amerikanischer Priester zu uns und lud uns ein, mit ihm durch die Sakristeithür direct auf das Chor der Januarius-Kapelle zu kommen. Er habe sich vom Cardinal eine Einlaßkarte zum Chore erbeten, und dort könnten wir Alles aus nächster Nähe sehen. Wir folgten dem Amerikaner, erhielten Einlaß durch die Sakristeithüre und konnten nun aus nächster Nähe Alles genau beobachten, was am Altare vor sich ging.

Am Altare stand ein Priester, der eine Art breiter Monstranz, etwa in Gestalt eines Handlaternchens, an einer Handhabe hielt. In dieser Monstranz, die auf der Vorder- und Rückseite mit einem Glas versehen ist, befinden sich befestigt die beiden Fläschchen mit dem Märtyrerblute des hl. Januarius; sie berühren indeß das Glas der Monstranz nicht, es ist zwischen den Fläschchen und dem Vorder- und Rückglas der Monstranz ein leerer Raum von etwa Fingerbreite. Auf dem Altare stand in kostbarer Einfassung das Haupt des hl. Januarius. Dicht neben dem Altare standen geistliche und weltliche Deputirte als genau beobachtende Zeugen des Wunders; denn seit 1659 wird jedesmal ein genaues Protokoll über alle Wahrnehmungen bei dem Flüssigwerden des Blutes amtlich geführt, und ist deshalb eine besondere Commission, aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern bestehend, zu diesem Zwecke eingesetzt. Der Priester, der die Monstranz mit den beiden in derselben eingeschlossenen Fläschchen hielt, ging damit an dem Altare hin und her, um den Anwesenden das Blut des hl. Januarius zu zeigen, wobei er die Monstranz



wiederholt von oben nach unten umkehrte. Ein anderer Priester hielt eine brennende Kerze hinter der Monstranz, damit die Anwesenden deutlich beobachten können, daß das Blut sich zunächst in festem Zustande befinde. Von einer Wärmeausstrahlung der Kerze durch das Glas der Monstranz und den leeren Zwischenraum und das Glas der Fläschchen, so daß etwa durch solche Wärmeausstrahlung das verdichtete Blut flüssig würde, kann keine Rede sein, zumal die Kerze so gehalten wurde, daß zwischen ihr und der Monstranz noch immer ein Zwischenraum blieb. Mit dem kleinen Lichte wurde und wird eben bloß deshalb geleuchtet, um Jeden zu überzeugen, daß das Blut sich in festem, verdichtetem Zustande befinde, und um genau den Moment wahrzunehmen, wo es flüssig wird. Ebenso wenig kann von einer Wärmeeinwirkung durch die Hände des Priesters, der die Monstranz hält, die Rede sein; denn dieser Priester berührt bloß mit der einen Hand die metallene Handhabe der Monstranz und mit den Fingerspitzen der andern Hand den obern metallenen Theil der Monstranz, das Glas der Monstranz berührt er nie, und die eingeschlossenen Blutfläschchen kann er gar nicht berühren.

Alles dies konnten wir als nahestehende Augenzeugen genau und bestimmt wahrnehmen.

Als Ohrenzeugen nahmen wir zu gleicher Zeit ein Beten wahr, wie sich desgleichen wohl nirgends auf Erden mehr findet. Hier muß man das *Et clamor meus ad te veniat* übersetzen: Und mein Geschrei komme zu dir. Die Tausende beteten alle laut: bald das Vater unser und Ave Maria, bald das Credo, bald die lauretanische Litanei, bald Gebete zum hl. Januarius. Ich bemerkte schon früher, daß die neapolitanischen Lazzaroni sich rühmen, aus dem Geschlechte des hl. Januarius zu stammen, und darum an seinen Festen das Ehrenrecht des schreienden Gebetes ausüben. Auf ihre Verwandtschaft mit dem Heiligen sind sie — gewiß mit Recht — stolzer, als ein Adeltiger auf seine Ahnen es nur sein kann, und wie sie das Privilegium des schreienden Gebetes zur Geltung zu bringen wissen, davon können meine Ohren nachsagen. Das „O Santa Trinità“, welches ein gerade hinter mir stehendes Lazzarone-Weib in gellendem Tone aus voller Kehle schrie, überstieg alles, was sonst eine Menschenstimme



zu leisten vermag. „Nein, nein, das ist denn doch zu arg!“ meinte ein neben mir stehender norddeutscher Tourist. Ich bemerkte ihm, jedes Volk habe seine berechtigten Eigenthümlichkeiten, und wir dürften an heißblütige Neapolitaner nicht unsern kühlen norddeutschen Maßstab legen. Daß unserm Ohre solch schreiendes Gebet nicht zusagt, begreift sich leicht; daraus folgt aber noch gar nicht, daß wir solches Gebet weniger hoch anschlagen dürften. Im Gegentheil sprach hier aus ihm ein solch kindlich inniger, lebendiger Glaube, wie man ihn sich selbst nur wünschen sollte. Jene schreienden Lazzaroni-Weiber haben ihr Vorbild in der hl. Schrift in jenem chanaanäischen Weibe, das auch ganz laut schrie und beharrlich schrie — „sie schreiet uns nach“, sagten die Apostel zu Jesus — bis Jesus sie erhörte und zu ihr sprach: „O Weib, dein Glaube ist groß: dir geschehe, wie du willst!“ (Matth. 15.) Der große Convertit Hurter, der i. J. 1844 bei derselben Gelegenheit im Januarius-Dome zu Neapel dasselbe Geschrei der Lazzaroni-Weiber hörte, schreibt darüber sehr treffend: „Meinem Gefühl nach liegt etwas Rührendes in dieser innern Herzensfreude armer Weiber (der sie so lauten Ausdruck geben) . . . Der flache Spott mag hier für schale Witze seinen wohlgedüngten Boden finden: das Gemüth wird diesem Gebrauch immer eine anziehende Seite abgewinnen.“ Ganz gewiß.

Etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde lang hatte dies schreiende Gebet gedauert, und wir hatten fortwährend unsere Augen auf den Altar gerichtet, vor welchem sich das Wunder vollziehen sollte. Eine hl. Ungeduld schien ab und zu aus dem Tone des lauten Volksgebetes zu sprechen. Da endlich warf das Blut des hl. Januarius einige leichte Bläschen, und plötzlich war es flüssig geworden. Sobald der Priester das erfolgte Wunder anzeigte, wurden Blumen in die Luft geworfen und mehrere kleine Vögel los gelassen, die zwitschernd emporflogen und dann den Weg aus der Kapelle zum Dome suchten und so dem Volke in der Kapelle wie im Dome die ersehnte Botschaft brachten: Das Wunder ist geschehen.

Wer es nicht mit erlebt hat, macht sich keine Vorstellung von dem lauten Jubel, der sich erhebt, sobald es heißt: *Il miracolo è fatto* — „das Wunder ist geschehen“. Lautes Schreien des Volkes, Glockengeläute, Orgel, Gesang, Alles



das greift in einander, und ein vieltausendstimmiges Te Deum schallt durch Kapelle und Dom.

Während des Te Deum findet die feierliche Verehrung des hl. Märtyrerblutes statt. Das Volk drängt sich an die Communionbank, und der Priester berührt der Reihe nach eines Jeden Stirn mit der Monstranz und reicht sie zum Kusse hin. Mein Reisegefährte und ich gehörten mit zu den Ersten, denen es an jenem Morgen vergönnt war, die ehrwürdige Reliquie des hl. Märtyrerblutes in dieser Weise zu verehren. Wir sahen nun so recht deutlich bei dem Hin- und Herdrehen der Monstranz, wie das vorhin feste hl. Märtyrerblut in beiden Fläschchen flüssig geworden war.

Nachdem wir das Blut des hl. Bischof-Märtyrers Januarius verehrt hatten, begaben wir uns durch die Sacristei ins Freie und zurück zu dem Dome, um dem feierlichen Pontificalamte beizuwohnen. Ein junger, freundlicher Priester aus Aquino, der Vaterstadt des hl. Kirchenlehrers Thomas, theilte uns mit, für die fremden Priester seien eigene Plätze vor dem Chore im Dome reservirt. Richtig, da standen viele Reihen Stühle, die man in echt italienischer Höflichkeit und Freundlichkeit für uns Fremde hingestellt hatte, und die bald von 50—60 Priestern aus allen Weltgegenden occupirt wurden. Wir hatten Zeit, unser Brevier zu beten, ehe das Hochamt nur anfang; denn die Verehrung des Blutes des hl. Januarius in der Seitenkapelle dauerte fast 2 Stunden ununterbrochen fort. Gegen 11 $\frac{1}{4}$  Uhr wurde dann in feierlicher Procession die hl. Reliquie in den Dom übertragen, und zugleich mit ihr das Haupt des hl. Januarius, bedeckt mit jener berühmten Mitra aus Gold, die an 20 Pfund schwer und mit 3700 Edelsteinen geziert ist. Beide Reliquien des hl. Januarius wurden zum Hochaltar getragen, und dann folgte die feierliche Verehrung des hl. Märtyrerblutes seitens des Domcapitels und der Seminaristen. Um 1 $\frac{1}{2}$ 12 Uhr begann das feierliche Pontificalamt, celebrirt vom Cardinal und Erzbischof Sisto Riario Sforza, den das Domcapitel zur Verehrung der hl. Reliquie wie zur Feier des Hochamtes processionaliter abgeholt hatte. Während des Hochamtes, das bis 1 Uhr dauerte, wurde das Blut des hl. Januarius von einem Priester an der großen Communionbank des Domes zur Verehrung herumgereicht, und da konnten mein Reisegefährte und ich dem Drange



nicht widerstehen, daß heil. Märtyrerblut noch einmal zu verehren.

So viel über jenen wunderbaren Vorgang, dessen Augenzeuge gewesen zu sein ich Gott von Herzen danke.

In dem folgenden Artikel wollen wir den Leser mit dem Berichte Hurter's über dasselbe Wunder bekannt machen und die Wahrheit des Wunders gegen die Einwürfe der Gegner vertheidigen.

## 101.

„Unter den Männern, die sich im Laufe dieses Jahrhunderts vom Protestantismus losgesagt und der katholischen Kirche zugewandt haben, nimmt der große Geschichtsschreiber Friedrich Emanuel von Hurter unstreitig eine der ersten Stellen ein.“ So beginnt Dr. Rosenthal in seinem schönen Werke „Convertitenbilder“ das Lebensbild Hurter's, das er dann ausführlich zeichnet (I. Band S. 569—607.) Hurter war protestantischer Prediger, ja seit 1835 Antistes, d. h. Vorsteher der gesammten protest. Cantonsgeistlichkeit von Schaffhausen, als er durch seine gelehrten jahrelangen Forschungen zur Ueberzeugung kam, der Protestantismus sei nicht das wahre Christenthum. Er legte, wie wir schon früher mitgetheilt haben, am 16. Juni 1844 in Rom das katholische Glaubensbekenntniß ab.

Einen Monat früher hatte er eine Reise nach Neapel gemacht und war dort eben zu günstiger Zeit eingetroffen, wo gerade — am Feste der Uebertragung der Reliquien des hl. Januarius — das Wunder mit dem Blute dieses Heiligen stattfinden sollte. Hurter dachte in Betreff dieses Wunders bei seiner Ankunft in Neapel, daß „in vollkommen gleicher Berechtigung mit dem Glauben auch der Zweifel könnte geltend gemacht werden.“ Er sollte sich eines Bessern überzeugen. Er wohnte dem Vorgang in aller Nähe bei, beobachtete ihn mit aller Unbefangenheit eines nüchternen Forschers, dachte und studirte weiter darüber nach und zweifelte nun nicht an der Wahrheit eines wirklichen Wunders. In seiner berühmten Conversionschrift „Geburt und Wiedergeburt“ hat er im 3. Bändchen unter der Ueberschrift: „Das Blut des hl. Januarius“ auf 40 Seiten (S. 339 bis S. 379) einen ruhigen und genauen



Bericht über das in Rede stehende Wunder niedergelegt. Wäre das Buch in den Händen der Mehrzahl meiner Leser, so könnte ich mich damit begnügen, auf diesen Bericht einfach hinzuweisen. Das ist indeß nicht der Fall, und darum halte ich es für angebracht, hier wenigstens einen Auszug aus dem Berichte Hurters mitzutheilen, wobei ich das ihm wörtlich Entlehnte durch „Anführungszeichen“ kenntlich mache.

„Es war Samstag Nachmittag, den 4. Mai (1844), als das Blut des hl. Januarius in großer Procession aus der Domkirche nach der Kirche St. Clara begleitet wurde, wohin schon am Vormittage das Haupt des Heiligen gebracht worden war. Bei den Empfehlungen, womit ich versehen war, und den Berwendungen meines Freundes und Landsmannes, des Herrn Abbé Eichholzer, fiel es nicht schwer, innerhalb der Schranken um den Hochaltar meinen Platz zu finden. . . . Endlich kam, in eine Art Monstranz eingefügt, das Fläschchen mit dem Blut und wurde auf die Epistelseite des Altars gestellt. Ich drängte mich diesem so nahe als möglich und fand zwischen schaulustigen Gesichtern und foppenden Bocksbärten noch Raums genug, um den ganzen Vorgang mit der genauesten Aufmerksamkeit zu beobachten. Anfangs wollte es mir als tadelnswerthe Nichtachtung des Schicklichkeitsgefühls vorkommen, daß eine Handlung, die — wenigstens nach neapolitanisch-kirchlichen Begriffen — eine eminent religiöse sein sollte, unter einem solchen, bis zu den obersten Stufen des Altars und dicht an die Seite des Priesters sich vordrängenden Gehäufe von Neugierigen und gewiß auch Trivolen sollte vorgenommen werden. Nachher aber ward es mir klar, daß die Möglichkeit, den Vorgang mit der größten Genauigkeit, ohne alle Rücksicht auf Gesinnung und Zweck, beobachten zu können, nicht nur nicht sollte beschränkt, sondern in dem größten Umfang eingeräumt werden. Sind es doch immer Fremde, die am ersten Tage der Ausstellung des Blutes innerhalb der Schranken des Altares ihre Stelle suchen. Welches deren Absicht sei, die so nahe stehende Unschuldigung: es sei nicht von dem Flüssigwerden des Blutes zu reden, Niemand könne sich nahen, Täuschung der Fernstehenden sei leicht möglich, sollte beseitigt werden. Und in der That, gegen vierzig Personen standen dicht um den Gegenstand, daß es für diese Alle keines scharfen Auges bedurfte,



um den Hergang mit der möglichsten Aufmerksamkeit zu beobachten."

Dann beschreibt Hurter den Hergang bis zum Flüssigwerden des geronnenen Blutes in den beiden Gläschen: es war genau derselbe, wie wir ihn beobachtet und schon beschrieben haben. Auf die Einwendung, daß durch die Wärmeausstrahlung der Kerze und der Hände des Priesters das Flüssigwerden erfolge, bemerkt Hurter: „Alle, welche Solches behaupten, haben entweder dieses Flüssigwerden nicht gesehen, oder, wenn sie es gesehen haben und dennoch von einer Manipulation sprechen, sind sie die schändlichsten Lügner, welche wissentlich Etwas vorgeben, was durchaus anders sich verhält, wovon nicht einmal eine Spur vorhanden ist."

„Während das Gefäß öfters gewendet wurde und der darin enthaltene Stoff fest blieb, sang der Chor das Miserere und das athanasianische Glaubensbekenntniß. Lauter und inbrünstiger beteten die Weiber die lauretanische Vitanei, die Versammlung schloß sich an die Gebete an. . . . Bald eine Viertelstunde hatte der Priester das Gefäß gewendet, und immer noch zeigte sich der Stoff in seinem festen Zustande. Endlich warf er einige leichte Bläschen, und plötzlich war er zerronnen, die Flüssigkeit füllte das Gläschen, welches zuvor den leeren Raum (etwa  $\frac{1}{3}$  des Hauptgläschens) gezeigt hatte. Sobald der Priester das erfolgte Wunder ankündigte, schallte, von der Menge angestimmt, das Te Deum durch die Hallen der Kirche; der Priester aber fuhr fort, das Gläschen mit der flüssig gewordenen Materie Jedem zu zeigen, drückte es Jedem auf Stirne und Brust und reichte es zum Küssen dar. Das ist der getreue Bericht meiner Beobachtungen an jenem Samstag Abend. Ich könnte auf Alles, was ich hier mittheile, jeden Augenblick den Eid ablegen: daß ich Anderes, als was ich mit meinen Augen gesehen habe, nicht, dieses aber auch so berichte, wie ich gesehen habe. . . ."

„Am folgenden Vormittage fand ich mich frühzeitig genug in der Capelle des hl. Januarius ein, wo das Flüssigwerden wieder vor sich gehen sollte. Dießmal konnte ich noch näher, noch genauer beobachten. Wieder wurde das Miserere angestimmt, und die auf den Knien liegende Menge harrete mit Ehrerbietung und freudigem Erwarten, die Augen nach dem Altare gewendet. Mit dem Bischof von Lancaster



und einem General-Vicarius aus Canada stand ich auf dessen oberster Stufe, unmittelbar neben dem Priester, welcher das Gefäß in den Händen hielt. Er behandelte es auf vollkommen gleiche Weise, wie der andere Priester am Abend vorher. Mehr als einmal hielt er mir dasselbe unter Augen, und ich überzeugte mich von der vollkommenen Dichtigkeit und Festigkeit des Stoffes, sowie man bei gesunden Augen und klarem Bewußtsein von irgend einer Sache nur immer sich überzeugen kann . . . Diesmal dauerte es nicht so lange, bis der Stoff flüssig wurde. . . . Wieder ergoß sich die dichte Menge, welche die Januariuskapelle und außer derselben einen Theil der Domkirche gefüllt hatte, in das Te Deum."

"Am letzten Tage der Octave führte mich der Zufall nochmals in die Kapelle des Heiligen, wo ich den Inhalt des Gläschchens in flüssigem Zustande der Verehrung ausgestellt fand. In dieser erschien in eben diesem Augenblicke ein neapolitanischer Großer aus einem der vornehmsten Geschlechter. Er nahte sich ihm mit der gleichen Ehrerbietung, wie ein nebenan knieender Lazzarone" . . .

"Nach dem wiederholt Gesehenen, sorgfältig Beobachteten . . . sah ich keinen zureichenden Grund mehr, mit meinem Urtheil zurückzuhalten, oder durch hervorgesuchte Wenn und Aber dasselbe zu verläusuliren, oder es in die Schwebe zu stellen, oder an der richtigen Wahrnehmungsfähigkeit meiner Sinne zu zweifeln; sondern, wo ich befragt wurde, oder wo das Gespräch auf diese Sache sich lenkte — was zu Neapel in den der Ehre des Heiligen gewidmeten Tagen so selten nicht ist — äußerte ich mich: etwas Wunderbares, wenigstens Unerklärliches, könne hier selbst von dem Ungläubigsten, so er nur redlich und aufrichtig sein wolle, nicht geleugnet werden. Entweder müsse er ein solches — Wunder — im eigentlichen Sinne, so wie es von dem Oberhaupte der Kirche, von der gesammten Geistlichkeit und von dem ganzen neapolitanischen Volke dafür gehalten werde, annehmen, oder — ein noch weit größeres Wunder darin anerkennen, daß ein Betrug (zwischen welchem und der außerordentlichen Erscheinung es keine Wahl geben kann), der niemals durch einen Einzigen, sondern nur unter dem Zusammenwirken Mehrerer jeweils möglich sein kann, durch den Lauf vieler Jahrhunderte in immer gleich ungeschwächter Wirksamkeit habe fortdauern



können. — Ich weiß wohl, daß die Wörter Blendwerk, Priesterlist, Habsucht, Herrschsucht als allzeit fertige Trümpfe immerwährend in Bereitschaft liegen. Das aber sind Worte, die das Zeugniß gesunder Sinne nicht entkräften können.“

Soviel aus Hurters Bericht. Jetzt der Nachweis, daß von Betrug keine Rede sein.

## 102.

Nachdem Hurter als Augenzeuge über das Wunder mit dem Blute des hl. Januarius berichtet, geht er zur näheren kritischen Untersuchung über. Es gibt hier nur, bemerkt er mit Recht, ein Entweder — Oder: entweder ein Wunder — oder ein Betrug. Hören wir jetzt, wie er gründlich und schlagend die Annahme eines Betruges widerlegt.

„Stellen wir uns — sagt er — für den Augenblick auf den Standpunkt des Betruges, so darf man des Vorganges nur Einmal Zeuge gewesen sein, um sich gestehen zu müssen, daß ein solcher jedenfalls unmöglich Werk eines Einzigen sein könne, etwa eines Solchen, dem das Geheimniß, unter Verpflichtung sorgfältiger Ueberlieferung an einen Nachkommenden, wäre anvertraut worden, sondern daß ein Zusammenwirken Mehrerer unerläßlich sein müsse. Nun wäre es unbedingt eine Thatsache sonder gleichen zu nennen, wenn durch den Verlauf mehrerer Jahrhunderte eine zahlreiche Reihe der gewissenlosesten Betrüger ununterbrochen den ersten Rang unter der neapolitanischen Geistlichkeit hätte einnehmen können, somit ein Jeder in die Zwecke und Absichten der Vorangegangenen und der Gleichzeitigen mit der nämlichen Willenlosigkeit oder Gewissenlosigkeit eingegangen wäre; indeß die Geschichte mehr als einem Erzbischofe oder ihm Nahestehenden das unverwerfliche Zeugniß der Frömmigkeit und aller priesterlichen Tugenden beilegt. Aber auch dieses in Abrede gestellt und angenommen, was sich durchaus nicht zurückweisen läßt, daß immerfort ihrer Mehrere in das Geheimniß müßten eingeweiht sein: wäre es nicht das unbegreiflichste aller Wunder, wenn im Verlaufe so vieler Jahrhunderte, von einer so großen Zahl Wissender, nie ein Einziger je — wo nicht aus Redlichkeit und Wahrheitsliebe — doch in Beschränktheit, in unüberlegter Blanderhaftigkeit,



in unbewachtem Augenblick, zuletzt aus Bosheit, aus Rachsucht, in Widerspruchsgeist, in Zeiten, welche dergleichen begünstigten, aus Speculation, in Hoffnung sich in Credit setzen zu können, aus welchen lobenswerthen oder verwerflichen Gründen immer es seie, aus der Schule geschwaht, entweder den Betrug rein aufgedeckt, oder doch genugsame Merkmale, die zu dessen Enthüllung konnten führen, an die Hand gegeben hätte."

Wer neben einiger Menschenkenntniß etwas Denkvermögen besitzt und gebrauchen will, kann sich dem Gewichte dieses Argumentes gar nicht entziehen.

Jener Vorgang in Neapel datirt nicht von gestern, er läßt sich aus den verschiedensten geschichtlichen Zeugnissen durch Jahrhunderte nachweisen.

"Die Bollandisten haben bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts mit der genauesten Scrupulosität sich bemüht, nicht nur die schriftlichen Zeugnisse und Berichte über diesen Vorgang aus allen Zeiten zu sammeln, sondern wiederholt an Ort und Stelle Alles zu erforschen und zu beobachten." So i. J. 1661 und 1754. In einem hierüber an Ort und Stelle aufgenommenen Protokolle heißt es: „Die ehrwürdigen Reliquien werden mit der größten Vorsicht (*summa cautela*) verwahrt; die Schreine sind aus Werkstücken von Marmor in die Mauer gebaut, durch zwei Thüren, jede in- und auswendig mit Silberblech beschlagen, verschlossen. Jede Thüre hat zwei Schlösser und zwei verschiedene Schlüssel; zwei derselben verwahrt der Erzbischof, zwei ein zu der Deputation Verordneter (aber mit öfterem Wechsel der Person durch das Jahr). Blut und Haupt zugleich werden des Jahres nur dreimal, das Letztere allein wird an mehreren hohen Festen hervorgenommen. Der Erzbischof sendet alsdann einen Delegirten, der (weltliche) Verordnete findet sich in Person ein, und Zeugen geistlichen und weltlichen Standes sind immer viele anwesend. Würden aber die Verordneten nicht zur bestimmten Stunde sich einfinden, so wäre es (wegen der Verschiedenheit der Schlüssel) unmöglich, die Reliquien hervorzunehmen." Kann man größere Garantien verlangen? Und da sollte ein Betrug obwalten, Jahrhunderte lang fortwalten, ohne daß auch nur eine der vielen Persönlichkeiten, die zu ihm mitgewirkt haben müßten, jemals aus irgend einem der vielen, vorhin von Hurter angegebenen Gründe



ihn verrathen hätte? So etwas zu glauben, dazu gehört ein stärkerer Glaube, als der an das in Rede stehende Wunder.

Dem englischen Geistlichen Weedall wurde bei seiner Anwesenheit in Neapel i. J. 1831 von einem Ungenannten eingewendet: „Die gebildetsten und achtungswerthesten Neapolitaner und der Erzbischof selbst (damals der greise Cardinal Ruffo) glaubten wahrscheinlich nicht an das Wunder.“ Eine solche Verdächtigung spricht ein „Liberaler“ leicht aus. Weedall interpellirte einen der „gebildetsten und achtungswerthesten Neapolitaner“, zugleich Mitglied des Domcapitels, und erhielt folgende Antwort: „Ich will Ihnen frei meine Meinung gestehen. Ich bin nicht leichtgläubig, und prüfe Alles. Man spricht oft von Wundern, die da oder dort sich sollen zugetragen haben. Im Allgemeinen schenke ich ihnen nicht leicht Glauben. Was aber das Blut des hl. Januarius betrifft, so ist mir jeder Zweifel darüber aufgehellt. Ich halte das Flüssigwerden augenfällig und ohne Bedenken für eine wunderbare Sache. Ließe sich vernünftiger Weise annehmen, es wälte unter uns ein geheimes Einverständniß? Sie kennen unsere Stellung. Wir bilden zwei getrennte Corporationen . . . Das Wunder geht bald in unserer Kirche, bald in der Kapelle vor, und dies durch so manche Jahrhunderte hinab, unter so vielen politischen Revolutionen, über welchen so oftmals die Interessen und die Gesinnungen der Bürger in Zwiespalt gekommen sind. Es wäre unmöglich, daß wir in versteckter Spitzbüberei eine geheime Verabredung treffen, daß so viele unserer Vorfahren sie hätten aufstellen und festhalten können. Wer über diesen Gegenstand mich befragen mag, dem weiß ich keine andere Antwort zu ertheilen als: Komm und sieh! Kommen auch Sie und sehen auch Sie, nicht bloß an einem einzigen Morgen, sondern jeden Morgen, die ganze Octav hindurch. Prüfen Sie genau, und Sie werden finden, daß das Flüssigwerden nicht nur wirklich erfolge, sondern daß sich zuweilen eine Vermehrung des Volumens zeigt, worin meiner Ansicht nach die bemerkenswertheste Eigenthümlichkeit bei diesem Vorgange besteht.“

Weedall theilte diese Antwort i. J. in dem zu Birmingham erscheinenden Catholic Magazin and Review mit, worin er als Augenzeuge das Wunder mit dem Blute des hl. Januarius beschrieben und gegen alle Einwendungen ver-



theidigt hat. Bezüglich der Einwendung, daß die körperliche Wärme von der Hand des Priesters, der die Monstranz mit den Blutfläschchen hält, den festen Stoff flüssig mache, bemerkt er treffend: „Leichter würde die an einen Leuchter gelegte Hand eine Kerze entzünden, als jene Berührung einen festen Stoff flüssig machen.“

Um jedoch noch einmal auf die hodenlose Verdächtigung zurückzukommen, als ob die „gebildetsten und achtungswerthesten Neapolitaner“ an das Wunder „wahrscheinlich“ nicht glaubten, so ist das gerade Gegentheil der Fall. „Die namhaftesten Aerzte, Philologen, Kritiker“ — so bemerkt Hurter mit dem neapolitanischen berühmten Mathematiker Fergola, der einen *discorso apologetico sul miracolo di S. Gennaro* (eine Abhandlung zur Vertheidigung des St. Januarius-Wunders) geschrieben — „sind häufig Zeugen des Vorganges gewesen, und Keiner je fand sich zu Einwendungen dagegen veranlaßt.“ So seit mehreren Jahrhunderten. „Das älteste neapolitanische Druckwerk sind wahrscheinlich die *Pandectae medicinales Matthaei Silvatici*, herausgegeben im Jahre 1474 von dem königlichen Leibarzt Angelo Cato. In der Zueigungsschrift an König Ferdinand von Aragonien zählt derselbe zu Neapels Schätzen auch das Blut des hl. Januarius. „Was soll ich“, sagt er, „von dem Blute dieses Märtyrers sprechen, welches zu Neapel mit der größten Ehrerbietung aufbewahrt wird? Welche Wunder auch immer unter den Augen der Bekenner Christi in unserer Zeit vor sich gehen mögen, wo wäre eines leuchtender, eines unleugbarer? Von dem Haupt entfernt, wird das Blut hart, in dessen Nähe gebracht, wird es flüssig, ebenso als wäre es an diesem Tage vergossen worden.“

Wir werden später noch andere Aussprüche wahrhaft Gebildeter anführen; jetzt schließen wir unsern Artikel mit einem kleinen, gar nicht unschönen lateinischen Gedichte, das im Anfange des vorigen Jahrhunderts ein neapolitanischer Rechtsgelehrter zur Ehre des St. Januarius-Wunders verfaßt hat. Die gefälligen Distichen lauten:

Nondum credis, Arabs, Scythicis quin Barbarus oris  
 Confugis ad verae religionis iter?  
 Aspice, palpa haec! Stat longum post Martyris aevum  
 Incorruptus adhuc et sine tabe cruor:



Imo hilarius gliscit, consurgit, dissilit, ardet  
 Ocyor, extremae est impatiens tubae.  
 Perfidus an cernis, capiti ut cruor obuius, ante  
 Frigidus et durus, ferveat et liqueat?  
 Cautè vel asperior, vel sis adamantinus, Afer,  
 Sanguine quin duro sponte liquente liques?  
 Araber, glaubst du noch nicht? Barbar von den scythischen Küsten,  
 Gilest du nicht auf den Weg christlicher Religion?  
 Schau und taste doch dies! Nach langen Zeiten noch stehet  
 Unverdorben und frisch hier des Martyrers Blut.  
 Ja in Freud' es entbrennt, steigt auf, zerinneth, erglühet  
 Eilig, als währte zu lang ihm die letzte Posaun'.  
 Siehst, Ungläubiger du, wie das Blut, genähert dem Haupte,  
 Bordem eisig und hart, glühend und fließend zerschmilzt?  
 Ob du rauher als Fels, ob du stahlhart jeist, Africaner —  
 Hartes Blut so zerschmilzt, warum zerschmilzt nicht auch du?

## 103.

„Wer entweder in dem königlichen Museum zu Neapel die in Pompeji gefundenen Gegenstände, oder zu Rom in dem christlichen Museum des Vaticanus, oder endlich in der Sammlung des P. Marchi die in den Katakomben gefundenen Glasgefäße zur Aufbewahrung des Martyrerblutes — es sind kleine Gefäße, ähnlich den bei den Heiden vorkommenden Thränenfläschchen, die den Aschenkrügen der verbrannten Heiden als Zeichen der Trauer beigelegt wurden — gesehen hat, der wird keinen Zweifel darüber hegen, daß auch diese Fläschchen, (die das Blut des hl. Januarius enthalten) aus eben jener Zeit herkommen.“

Von Seiten der archäologischen Forschung kann somit auch nichts eingewendet werden.

Der Unglaube wird sich mit seinen Einwendungen also lediglich auf den Inhalt der Fläschchen beschränken müssen; er wird behaupten, es sei kein Blut darin, sondern irgend ein chemisches Präparat.

Bei dieser Behauptung muß der Unglaube zunächst neben der — im vorigen Artikel widerlegten — Annahme eines jahrhundertelangen Betruges noch die andere „höchst seltsame



Voraussetzung" machen, „daß nämlich die höhere neapolitanische Geistlichkeit vor Jahrhunderten schon in dem Besitze chemischer Geheimnisse gewesen sei, welche die in neuester Zeit erstaunlich vorangeschrittene Wissenschaft bis auf den heutigen Tag noch nicht zu entziffern gewußt hat.“ Oder ist es nicht höchst „bemerkenswerth, daß der berühmte englische Chemiker Davy (gest. 1829) — der an Ort und Stelle das St. Januarius-Wunder forschend beobachtet hat — sich nicht im Falle sah, eine befriedigende Erklärung aufstellen zu können, daher der Annahme eines außerordentlichen Herganges nicht abgeneigt war.“

Nichts hindert die Wissenschaft, chemische Präparate herzustellen, um damit den vermeintlichen „Betrug“ in Neapel zu widerlegen. „Das Einfachste, irgend ein chemisches Präparat in durchaus übereinstimmendes Raumverhältniß zu bringen, auf durchaus gleiche Weise zu behandeln, und dann mittelst eines durchaus gleichen Erfolges von dem angeblichen Geheimnisse den Schleier zu lüften, daß ist meines Wissens noch nie versucht worden, wenigstens noch nie gelungen. Man kennt zwar wohl in der Chemie ein Präparat, welchem man den Namen Januariusblut beigelegt hat; dasselbe mag das Aussehen von Blut haben, es mag sein, daß es bei gewisser Behandlungsweise, bei gewissen Temperaturgraden flüssig wird; darin liegt aber noch kein Beweis, überzeugend würde er nur bei Anwendung einer durchaus gleichen Behandlung, ohne alles Hinzutreten eines von außen einwirkenden Elementes.“ Das künstlich von den Chemikern bereitete sogenannte Januarius-Blut bedarf zum Flüssigwerden einer weit höheren Temperatur und weit mehr Manipulationen, als bei dem wirklichen St. Januarius-Blute in Neapel vorkommen. Kurz, alle unsere Chemiker kennen keine Substanz, die bei gleicher Behandlung wie das St. Januarius-Blut flüssig würde; sie müssen mit Davy gestehen, daß sie das Ereigniß in Neapel auf natürliche Weise nicht erklären können.

Wie bei dieser Sachlage die „dummen Pfaffen“ vor vielen Jahrhunderten schon zu solcher unentdeckbaren und unerreichbaren Weisheit gekommen sein sollen, das, meine ich, müßte einem „Liberalen“ auch als so ein Stück Wunder vorkommen.

Wie will er sich ferner folgende Beobachtungen erklären,



die so bestimmt für die Annahme eines Wunders sprechen? Hören wir: „Unter die tiefsten Denker und unter die ausgezeichnetsten Gelehrten seines Faches, die Neapel in letzter Zeit aufzuweisen hat, gehörte der Professor Nicolaus Fergola, ein Mathematiker ersten Ranges, ansehnlich hervorgehoben durch alle jene höhern und edlen geistigen und moralischen Eigenschaften, welche die Römer unter dem Worte Virtus begriffen haben. Er starb als Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften am 21. Juni 1824.“ Er ist, wie schon bemerkt, der Verfasser eines Discorso apologetico sul miracolo di S. Gennaro — einer „apologetischen Erörterung über das Wunder des hl. Januarius.“

„Mathematiker gelten in der Regel nicht als Leute, welche durch Eindrücke auf die Einbildungskraft leicht sich bestechen lassen; sie gehen in der Regel bei ihren Forschungen behutsam zu Werke, wollen auf den Grund der Erscheinungen dringen, begnügen sich nicht mit Schein und Möglichkeiten, sondern verlangen zwingende Beweise. Fergola's Definition eines Wunders ist kurz folgende: „ein Phänomen, von dem sich keine natürliche Erklärung geben läßt“ . . . .

Zuerst beschreibt er mit aller Genauigkeit das Gefäß, in welchem das Gläschchen gezeigt wird, und stimmt bezüglich der Weise der sorgfältigen Aufbewahrung mit dem früher Erwähnten vollkommen überein. Das Flüssigwerden erfolgt 25 Mal im Jahre, mithin in einem Jahrhundert 2500 Mal, obwohl es etwa zu einer Zeit unterbleibt. Das Blut, so wie es flüssig wird, zeigt keine leimartigen Bestandtheile, sondern wird flüssig wie Wasser, und bleibt sich in diesem Zustande stets gleich. Ob vor den Beschauenden das Gläschchen täglich über tausendmal gedreht werde, nie wird dasselbe trübe. Fergola hat seiner Abhandlung eine Tabelle beigelegt, in welcher die Wärmegrade der Kirche während drei Octaven, nach Fahrenheit'schem Thermometer, und zugleich die Zeitdauer des Flüssigwerdens und der Stand von diesem genau verzeichnet ist. Während der ganzen Octave vom 19. bis 26. September 1794 wechselte der Wärmegrad bloß zwischen 77 und 80 Grad Fahrenheit (20 bis 21½ Reaumur), wahrlich ein unbedeutender Unterschied; die Zeit des Flüssigwerdens dagegen von 5 bis 27 Minuten, und einmal nur wurde die Substanz bloß halb flüssig. Bemerkenswerth ist, daß am 19.



Sept. bei 80 Graden 27 Minuten, am 26. aber bei bloß 77 Graden nur 5 Minuten verslossen. Vom 2. bis 10. Mai 1795 wechselte das Thermometer zwischen 67 und 80 Grad, die Zeit zwischen 2 und 41 Minuten, bei 67 Grad verslossen 15 Minuten, bei 80 G. 33 M.; wonach Wärmegrad und Zeitdauer außer aller gegenseitigen Beziehung stehen. Noch merkwürdiger ist der Wechsel der Zeitdauer in dem Verhältniß zu der Folge der Tage. Man wäre vielleicht geneigt, zu glauben, die Zeit bis zum Flüssigwerden nehme im Fortschreiten der Tage ab, und wenn dasselbe heute stattgefunden, werde es morgen um so schneller vor sich gehen. Keineswegs. Am 2. Mai verslossen 12 Minuten, am 3. bloß 2, am 4. hingegen 41 und am 5. nur 22. In den acht Tagen vom 19. bis 26. September des gleichen Jahres schwankte das Thermometer zwischen 74 und 81 Grad, die Zeit aber zwischen 3 und 32 Minuten. Auch diesmal standen Zeit und Wärmegrad durchaus in keiner Wechselverbindung. Im September erfolgt das Flüssigwerden um 9 Uhr Vormittags, worauf das Blut aus der weit wärmern Januars-Kapelle auf den Hochaltar der kältern Domkirche getragen wird, und bis zum Abend, wo man es wieder in seine Nische stellt, in immer gleich flüssigem Zustande bleibt. Im Mai ist es täglich zweimal flüssig, Vormittags von 9 bis 12 Uhr; um Mittag wird das Reliquarium verhüllt und die Kirche geschlossen. Wird hierauf Nachmittags 3 Uhr die Hülle weggenommen, so findet sich das Blut wieder in festem Zustande, bis es abermals fließend wird."

Durch diese Beobachtungen Fergola's ist die vom Unglauben aufgestellte Behauptung von dem Einflusse der Temperatur der Kirche endgültig widerlegt. Der Wärmegrad zur Schmelzung ist bei beliebigen andern Stoffen — bei Butter, bei Eis u. s. w. — immer ein genau bestimmter; in unausweichlich gleicher Zeitfrist tritt bei ihnen nach einem feststehenden Naturgesetze das Zerschmelzen ein. Bei dem geronnenen Blute des hl. Januarius findet sich ein solches Naturgesetz gar nicht; es herrscht in dessen Flüssigwerden die größte Verschiedenheit, und der Wärmegrad übt auf die Zeit des Flüssigwerdens keinerlei Einfluß aus. Das constatiren die mitgetheilten Beobachtungen Fergola's, das constatiren die seit 1659 regelmäßig aufgezeichneten Wahrnehmungen.



Der aus den Hermessischen Wirren herü—hmte P r e u ß i s c h e Staatsrath von Rehfues hatte f. Z. neben spöttischen Bemerkungen über das St. Januarius-Wunder den „pfiffigen“ Einfall: „Wie, wenn jene trockene dunkelrothe Masse Eis wäre?“ — Hurter erwiderte hierauf: „Am Bequemsten, wenigstens am Leichtesten für Herrn Rehfues wäre es gewesen, die Sache mit Eis sogleich nachzumachen und sein „Gefunden!“ durch die Welt zu rufen. Daß doch oft die größten Spitzköpfe auf das Allereinfachste nicht verfallen können!“ Wir erinnern bloß daran, daß für das Flüssigwerden von Eis feste Naturgesetze bestehen und daß diese Naturgesetze sich auch in stets gleicher Weise in Neapel geltend machen würden. Mit dem Rehfues'schen Einfall ist es also nichts, wenngleich Herr v. Rehfues Preußischer („pfiffiger“) Staatsrath war. Zudem lügt Herr v. Rehfues noch ganz direct und ganz abscheulich, wenn er schreibt: „In der Hand des Priesters vergeht es — das erfundene Eis — zuverlässig, besonders wenn er die Flasche recht fest hält.“ Der Priester berührt ja das Blutfläschchen gar nicht, wie wir schon bemerkt haben, er würde es gar nicht einmal berühren k ö n n e n , da es in jene Monstranz eingeschlossen ist. „Preußischer Pfiff“ und selbst Lüge helfen hier nichts!

In der That, Fergola hat Recht, wenn er sagt: „Wer die Wahrheit der Wunder leugnen will, sieht sich zu tausenderlei Tollheiten gezwungen.“

Wie Fergola, so hat der englische Naturforscher G. Waterton den Vorgang in Neapel an Ort und Stelle geprüft und schließt seinen Bericht darüber mit folgenden Worten: „Alle meine früheren Erlebnisse traten vor diesem Ereignisse in den Hintergrund, und ich spreche hiermit als meine vollste Ueberzeugung aus, daß das Flüssigwerden des Blutes des hl. Januarius ganz unzweifelhaft durch ein Wunder bewirkt werde.“

## 104.

Wir glauben nunmehr über das Wunder in Neapel so viel Beweismaterial beigebracht zu haben, daß jeder katholische Leser auf die albernen Tiraden ungläubiger Touristen genügend Rede und Antwort stehen kann. Es ist unglaublich,



wie der Unglaube bezüglich dieses Vorganges das Ungereimteste und Unglaublichste aufgestellt hat, um an der Annahme eines Wunders sich vorbei zu drücken. „Ein Deutscher brachte die scharfsinnige Erklärung: es wären zwei Monstranzen vorhanden, eine mit dem harten, die andere mit dem flüssigen Blut, und während der Functionen würde jene von dem Priester escamotirt. Wer auch nur einmal den Vorgang beobachtet hat, der käme hiermit wieder zu einem Wunder, wenigstens zu einem wahren Hexenmeister, der mit der wunderwerthesten Leichtigkeit vor den Augen von Tausenden eine ganze Monstranz wegstippen könnte, ohne daß Jemand es wahrnähme. Das wäre dann freilich eine Hexenmeisterei, dergleichen die Welt noch keine gesehen.“ Solche verlogene Albernheiten beweisen nichts anders, als was längst bewiesen ist, daß nämlich ein Ungläubiger lieber das Wunderlichste glaubt als ein Wunder und damit den Ausspruch Roger's bestätigt: „Ungläubiger, dein Glaube ist groß!“

Doch lassen wir solche Albernheiten ihren Erfindern; wir würden nur Papier verschwenden, wenn wir uns weiter mit ihnen befassen wollten. Statt dessen mögen hier noch einige geschichtliche Zeugnisse über den wunderbaren Vorgang in Neapel Platz finden.

Das älteste Zeugniß ist das schon früher mitgetheilte des Breviers, insofern sich dasselbe auf die Märtyreracten des hl. Januarius stützt. Wir reihen daran dasjenige, welches sich in dem Leben des hl. Peregrinus, des schottischen Königs Malcolm's Sohn, findet, der im zwölften Jahrhundert nach Neapel kam. Dort liest man: „Der hl. Peregrinus kam auch zu dem erlauchten Wunder des hl. Januarius. Es werden zu Neapel zwei Glasfläschchen mit dem Blut des Heiligen aufbewahrt. Dieses ist steinhart. Werden die Fläschchen dem Haupte des Blutzegen genähert, so wird das Blut mit einem gewissen schäumenden Brodeln alsbald flüssig, und die Fläschchen bleiben unverfehrt.“

Der gelehrte Aeneas Sylvius, der, i. J. 1405 geboren, i. J. 1458 als Pius II. den römischen Stuhl bestiegen, zählt in seinem Commentar zu den Reden und Thaten König Alfonso's unter den Merkwürdigkeiten Neapels auf: „jenes hl. Blut des hl. Januarius, welches bald geronnen, bald flüssig



gesehen wird, wiewohl es vor 1200 Jahren für den Namen Christi vergossen worden ist."

Das Zeugniß aus den i. J. 1474 gedruckten *Pandectae medicales* haben wir schon mitgetheilt. Ähnliches berichtet der genuesische Doge Fregoso, welcher vom Jahre 1478—1483 als Flüchtling zu Neapel sich aufhielt.

In dem „Geschichtsspiegel von Frankreich“ (*Miroir hystorial de France*) berichtet Robert Gaguin: „am 3. Mai 1495 habe König Karl VIII. in Begleitung vieler Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten in der St. Januarius-Kirche der Messe beigewohnt; darauf sei ihm Haupt und Blut des Heiligen gezeigt worden, letzteres steinhart; kaum habe es aber einige Zeit auf dem Altare gestanden, so habe es alsbald begonnen sich zu erwärmen und zu fließen, gleich Blut, welches so eben einem lebendigen Menschen wäre entzogen worden.“

Am ausführlichsten spricht darüber einer der merkwürdigsten Männer am Anfang des 16. Jahrhunderts, der berühmte Franz Pico, Fürst von Mirandola, nämlich der gleichnamige Better von jenem, welchen Scaliger das Monstrum der Gelehrsamkeit genannt hat. Derselbe gab im Jahre 1502 ein Werk heraus: *de fide et ordine credendi*. Darin findet sich folgende Stelle: „Zu Neapel, in der Campagna, werden die Ueberreste des Blutzengen Januarius aufbewahrt. Ein Gefäß enthält sein Blut, welches frommer Sinn nach seiner Hinrichtung aufbewahrte. Stellt man dasselbe in die Nähe der Glieder, so fängt es gleichsam zu schäumen an und wird flüssig und kehrt in den frühern Zustand des Blutes zurück; entfernt man es an einen andern Ort, so gerinnt es wieder und wird fest, und nimmt die Gestalt an, wie Blut sie haben muß, das vor vielen Jahrhunderten vergossen worden. Doch geschieht dieses nicht immer, denn sobald jener Gegend irgend ein Unfall droht, oder Ruhestörung es hindert, so deutet es durch seine Unbeweglichkeit die bevorstehende Plage an, wie die Landesbewohner aus langjähriger Erfahrung wissen. Ich habe mit meinen eigenen Augen dieses feste und seiner Natur gemäß dunkle Blut bei der Annäherung an das Haupt roth, flüssig werden, Blasen werfen sehen, gleich als wäre es unmittelbar der Ader entströmt. Ich wiederhole es: ich habe es mit eigenen Augen gesehen und habe mich vollkommen überzeugt, daß dieses auf natürlichem Wege unmöglich so sich



zutragen könne. Denn für den Philosophen ist es eine ausgemachte Wahrheit, daß Etwas, was seine Gestalt verloren hat, in dieselbe nicht wieder zurückkehren könne. Wer dieses nicht glauben wollte, den würde leicht die Erfahrung belehren: er dürfte nur Blut nehmen; wäre es erst geronnen, und nach Monaten — ich will nicht einmal sagen Jahren — in einen erdichten und staubförmigen Stoff verwandelt, so würde es in seine vorige Gestalt, d. i. Röthe, Flüssigkeit u. s. w., nicht wieder zurückgebracht werden können.“

Diesen Zeugnissen läßt sich noch eine Bulle Sixtus' V. beifügen, worin er sagt: „Wir wollen, daß die in der erzbischöflichen Kirche von Neapel gelegene Kapelle, der Schatz des hl. Januarius genannt, wo das Haupt und das Blut dieses Heiligen aufbewahrt wird und, wie Wir vernommen haben, die göttliche Majestät beständige Wunder wirkt, mit erforderlicher Ehrerbietung besucht werde.“

Dem Zeugnisse des Papstes Sixtus V. könnten wir noch beifügen das Zeugniß des gelehrten Papstes Benedict's XIV. in seinem Werke *De Servorum Dei beatificatione*, sowie das des gelehrten Cardinals Baronius, der den Vorgang mit dem Blute des hl. Januarius *insigne et perenne miraculum* — ein hervorragendes und fortwährendes Wunder — nennt.

Andere Zeugnisse gelehrter Neapolitaner wie fremder Forscher haben wir schon früher mitgetheilt.

Die Reihe ließe sich noch weiter fortführen, wenn es nach allem Gesagten nicht überflüssig wäre. „Gegen dergleichen Zeugnisse“ — so bemerkt Hurter mit Recht — „könnten nur Gegenzeugnisse, erwiesene Thatsachen, concrete Gründe Gewicht haben: bloßes Abweisen, nacktes Leugnen, wohlfeiles Spotten erklärt nichts, entkräftet nichts“ . . . Die Worte „Blendwerk, Priesterlist“ u. dgl. sind elende Auskunftsmittel, welche einen immerhin achtenswerthen Stand während des Verlaufes von Jahrhunderten durchweg zu gemeinen Betrügnern stempeln. Wir haben sie in ihrer Unhaltbarkeit nachgewiesen. Es wäre eigentlich nicht einmal nöthig gewesen; denn solchen Schlagwörtern gegenüber darf man sich ihrer Quelle, ihrer Natur und ihrem Zwecke nach einer Beweisführung für überhoben halten.

Man könnte nun noch die Frage aufwerfen: Wozu dieses fortwährende Wunder? Ich meine, die beste Antwort gibt



der Apostel in den Worten des Römerbriefes 11, 33 f.: „O Tiefe des Reichthums der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie — — unerforschlich sind seine Wege! Denn wer hat den Sinn des Herrn erkannt? Oder wer ist sein Rathgeber gewesen?“ Genug, wenn Gott dieses fortwährende Wunder wirkt und seinen Heiligen dadurch verherrlicht. Gleichwohl dürfen wir in aller Demuth hier wie bei ähnlichen Vorkommnissen auch für unsern Verstand diesen oder jenen besondern Grund aufzufinden suchen. Bei dem lebendigen Wunder der Gegenwart z. B., bei der stigmatisirten Jungfrau Louise Lateau in Bois d'Haine, oder bei den Mutter-Gottes-Erscheinungen und Wundern in Lourdes — oder denen in Marpingen, an deren Wahrheit ich persönlich nicht im Mindesten zweifle — können wir uns dreist unsere besonderen Gründe denken: bei Louise Lateau die Sühne für die zahllosen Sacklegien unserer Tage, bei den Mutter-Gottes-Erscheinungen die Belebung unserer Hoffnung und unseres Vertrauens auf Maria, die „Hülfe der Christen“ u. s. w. So denkt sich Hurter — gewiß mit Recht — für das fortdauernde Januarius-Wunder in Neapel folgenden besondern Grund: „Beobachte den Neapolitaner, wie lebhaft, wie beweglich, wie als Spielball seiner Einbildungskraft er sich erzeigt! Sein Auftreten, in welcher Gestalt du ihn sehen magst, seine Gebärden, der Ausdruck seiner Sprache verräth dir schon sein wallendes Blut, seinen des Ungewöhnlichen bedürftigen Sinn. Bei einem solchen Volk könnte bloße Belehrung unmöglich lange vorhalten; dasselbe bedarf Etwas, was ihm seine Abhängigkeit von dem Höhern nicht vor die Ohren, sondern durch die Augen vor den innern Sinn bringt. Ihm ist eine gewaltige Macht nothwendig, die ihn zwischenein von der Erde, welche alle Reize und Lockungen vor ihm enthüllt, oder deren verzaubertes Kind er ist, losreißt, die ihm laut und vernehmlich zuruft: es ist Etwas über dir, in dessen Hand dein Geschick steht, was mit Segen dich überschütten, was Landesnoth über dich herwälzen kann. Dieses Verborgene, Geheimnißvolle ist ihm, der weniger durch die Speculation, als durch das Wahrnehmbare sich ziehen läßt, zu unsaßbar, gewinnt unmittelbar auf ihn nicht diejenige Einwirkung, wie auf den mehr geistigen Menschen. Darum ruft jener alljährlich wiederkehrende Vorgang, für seine Begriffe weit verständlicher, ihm zu: das Verborgene,



welches jenes so Erfreuende als Bekümmernde dir zu bereiten vermag, tritt dir nahe in seinem Boten, dem hl. Januarius, der zugleich dein Anwalt vor demselben ist; in dem, was unter deinen Augen zu verschiedenen Zeiten des Jahres sich zuträgt. hast du das Siegel, daß Gott deiner gedenkt, zugleich die Weckstimme, daß du seiner ebenfalls gedenkest."

Unsere Erörterungen über das St. Januarius-Wunder können wir jetzt abschließen. Wer noch mehr darüber lesen will, den verweisen wir auf die früher genannte eingehende Abhandlung Hurter's in seinem Werke „Geburt und Wiedergeburt“ (III. S. 339—379) oder auf die etwas abgekürzte Darstellung desselben Hurter in den „Historisch-politischen Blättern“ Jahrgang 1845, S. 776—793. Letzterer Darstellung hat Hurter denselben Titel gegeben, wie der ersten „Das Blut des hl. Januarius“; sie ist ein meist wörtlicher Auszug aus der größern Abhandlung. Da i. J. 1845 die „historisch-polit. Blätter“ in Preußen noch verboten waren, so ist die in Rede stehende Abhandlung schon schwerer hier zu Lande aufzutreiben, welche Erwägung für mich ein neuer Grund war, mich nicht mit einer Hinweisung zu begnügen, sondern meinen Lesern ausführlichere Citate mitzutheilen; umsomehr, da außer den Hurter'schen Aufsätzen meines Wissens keine deutsche Monographie über das St. Januarius-Wunder existirt. Was wir um so reichlicher besitzen, sind spöttische fade Glossen protestantischer und ungläubiger Touristen, zu deren Fabricirung ja eben kein Denken und keine Forschung nöthig ist. In Frankreich hat vor 20 Jahren der Abbé Postel ein ausführliches schönes Werk über unsern Gegenstand herausgegeben, betitelt: *Le miracle de S. Janvier à Naples, étude critique, historique, théologique et scientifique* (Paris chez Paumier).

Soviel also über das St. Januarius-Wunder, dieses hehre Ereigniß, welches vor Allem uns nach Neapel gezogen hat, und welches mit eigenen Augen gesehen zu haben, eine unserer erhebensten Erinnerungen aus Italien ist und bleiben wird.



Was soll ich nun noch weiter aus Neapel berichten? Ich denke über die Hauptsache, worauf es hier ankommt, habe ich ausführlich berichtet, nämlich über das Wunder mit dem Blute des hl. Januarius. Deshalb waren wir ja auch an erster Stelle nach Neapel gereist. Was sodann Neapel zum höchst interessanten Reiseziele macht, ist seine wahrhaft unvergleichliche, unbeschreiblich herrliche Lage und der ebenso unbeschreiblich lebhafte Charakter seiner Bevölkerung. Ueber Beides habe ich schon berichtet. Den Volkscharakter konnten wir so recht am Januarius-Feste wahrnehmen, besonders auch in der Kirche. Ich erinnere an das schreiende Gebet in der Januarius-Kapelle, das um so eindringlicher wird, je länger sich das Wunder verzögert, weil diese Verzögerung als schlimmes Vorzeichen gilt, wie schon der Fürst Franz Pico i. J. 1502 in seiner (in unserem letzten Artikel mitgetheilten) Beschreibung angegeben. Die Anekdote, die mir mein lieber Freund, der selige Dr. Bachhaus, erzählt, will mir nicht so unglaublich vorkommen, seitdem ich in Neapel San Gennaro mitgefeiert habe. Einmal nämlich, so lautet die Anekdote, verzögerte sich das Wunder. Immer lauter beteten die in der Januarius-Kapelle Versammelten; aber das Wunder wollte nicht erfolgen. Da, in einer der kleinen Zwischenpausen, die einem Gebete vorangehen, spricht ein Lazzarone als Grund der Verzögerung aus: Tra noi è un gran peccatore — „Unter uns ist ein großer Sünder.“ Tra noi è un gran peccatore — wiederholen alsbald die Umstehenden, und ihre prüfenden Blicke fallen auf einen Lazzarone Peter, dem sie nicht recht trauen. Pietro, voi siete il gran peccatore; su! su! confessatevi subito! — „Peter, du bist der große Sünder; auf! auf! beichte auf der Stelle!“ Und bei den Worten drängen sich die Anwesenden sofort nach beiden Seiten zusammen und bilden eine Gasse, die unser Peter in aller Eile zu durchschreiten hat, bis zu dem nächsten Beichtstuhl im anliegenden Dome. Ein anderer Lazzarone folgt dem Peter in heiligem Eifer und nöthigt ihn in den Beichtstuhl, indem er zugleich dem Beichtvater mittheilt, der Peter hier sei un gran peccatore, und feinetwegen wolle das Wunder nicht vor sich gehen. Peter will sich nothgedrungen fügen und seine Beichte



anfangen — aber da ertönt es aus der Kapelle: Il miracolo è fatto: evviva San Gennaro! — „das Wunder ist geschehen; es lebe der hl. Januarius!“ „Hören Sie, sagt Peter zum Beichtvater, und sehen Sie, daß ich doch nicht Schuld bin? Und nun lassen Sie mich zurückkehren in die Kapelle; ich beichte nächstens!“

Von dem Hiftörchen kann man sagen: Se non è vero, è ben trovato — „wenn es nicht wahr ist, so ist es doch gut erfunden“, insofern es einerseits den lebhaften Charakter des Volkes und anderseits auch seine tief gläubige Anschauungsweise zum Ausdrucke bringt.

Diese Lebhaftigkeit folgt dem Neapolitaner auch in den Beichtstuhl. In dem Januarius-Dome standen eine Reihe von Beichtstühlen, und in jedem saß ein Beichtvater. Die Frauen beichteten durch das Gitter: aber dem Lazzarone schien diese Stellung vor dem Beichtstuhlgitter zu beengt zu sein. Ich sah, wie er sich gerade vor den Beichtstuhl hingekniet hatte und nun mit den lebhaftesten Gesticulationen beichtete und mit dem Beichtvater unterhandelte, bald mit den Armen und Händen, bald mit den Achseln agirend.

Doch genug hiermit.

Ich könnte nun noch über verschiedene Kirchen und Bau-  
denkmäler erzählen und allerlei geschichtliche Notizen hinzufügen. Ich will es nicht thun, da ich dem Leser, nachdem ich ihm Rom's Kirchen und Denkmäler gezeigt, doch nichts Besonderes mehr zeigen könnte.

Aber zu einer Stätte möchte ich doch meine Leser im Geiste hinführen: zum sogen. Grabmal Virgil's auf dem dicht an Neapel anstoßenden — und durch die verlängerte Straße Chiaja damit verbundenen — Posilippo. Unsere Leser erinnern sich, wie wir bei der Schilderung der Aussicht von St. Elmo, wie der von Camaldoli des herrlichen Posilippo schon Erwähnung gethan. Der Name „Posilippo“ stammt von den Griechen, die diese paradiesische Landzunge Pausilype, d. h. Kummerstillung, nannten. Von diesem Fleckchen Erde hat der italienische Dichter zunächst den Ausspruch gethan: „Ein Stück Himmel, das auf die Erde gefallen.“

Auf diesem Posilippo nun soll der berühmte heidnische Dichter Virgilius Maro begraben liegen. Virgil starb am 22. Sept. des Jahres 19 vor Christus zu Brundisium.



Seine Gebeine wurden seinem Wunsche gemäß nach Neapel gebracht und in der Nähe der Stadt, deren Flur ihn so entzückt hatte, beigesetzt. So zeigt man denn auf dem Posilippo auf einem Felsen ein Gewölbe von Backsteinen mit mehreren Nischen als das Grabmal des Virgilius Maro. Man hat indeß keine Bürgschaft, daß hier wirklich der Dichter ruht. „Ungern — schreibt Stolberg — entsagte ich der süßen Täuschung, gewiß an Virgil's Grabe zu stehen.“ Ein Grab ist allerdings da — ein alberner Engländer hat sich nämlich dort begraben lassen, um an der Seite des großen Dichters zu ruhen.

Zu diesem sogen. Grabe Virgil's sind unzählige Personen, darunter ausgezeichnete Gelehrte, gewallfahrtet, und ich nehme es ihnen nicht übel; Virgilius Maro hat allen Anspruch auf die Ehre der Nachwelt. Er ist einer jener edlen Männer des Heidenthums, auf die auch der Christ voll Ehrfurcht hinblicken kann. An seinem Grabe brauchte man nicht zu schauern, wie an den heidnischen Gräbern zu Pompeji. Wir werden das gleich sehen.

Ich habe in meinem Bericht über Voreto — vergl. oben S. 162 f. — der sibyllinischen Bücher gedacht und darauf hingewiesen, daß auch im Heidenthume sich vom Paradiese her der Kern des tröstlichen „Rathschlusses Gottes“ bezüglich des zukünftigen Erlösers erhalten habe und später in den Sibyllenbüchern schriftlich niedergelegt worden sei, so daß sich die Kirchenväter mit Recht auf dieselben bezüglich der Ankunft des Messias berufen konnten. Die Sibyllenbücher enthielten die Weissagung vom großen Könige und Gottessohn, vom Friedenskönige und Erretter des Menschengeschlechtes, vom Wiederhersteller des goldenen Zeitalters, und nach der Erfüllung dieser tröstlichen Weissagung sehnten sich die besten Männer des Heidenthums, und namentlich um die Zeit der nahen Ankunft Christi.

Ganz besonders aber war es da Virgilius Maro, der diese Hoffnung nicht bloß theilte, sondern ihr auch Ausdruck gab. Als durch den Friedensschluß des Consuls Pollio i. J. 39 v. Chr. die Bürgerkriege beendet schienen, da trat der edle Dichter Virgilius mit seiner vierten Ekloge auf und begrüßte den erwarteten Sohn des Pollio als den von der Sibylle verheißenen Friedenskönig und Wiederher-



steller der Saturnischen Herrschaft, des goldenen Zeitalters. In dieser vierten Ekloge schildert er ganz mit den Farben der sibyllinischen Darstellung jenes geweissagte glückliche Zeitalter, in dem Aëtræa, die von der Erde verschwundene Gerechtigkeit, wieder erscheinen, „in dem ein geheimnißvolles Kind solle geboren werden, ein Sohn der Gottheit, durch den die Schöpfung sich erneuern, die Schlange getödtet die Schuld getilgt und Friede wiederkehren soll über die ganze Erde.“ (Hettinger a. a. O. 16. Vortrag. Ausführlicher Lügen, Die Traditionen des Menschengeschlechtes (2. Aufl.) S. 396 ff. und Die sibyll. Weissag. S. 26 f.) Hören wir einzelne Verse dieser vierten Ekloge Virgil's:

Schon ist das äußerste Ziel des Cumäischen Liedes erschienen,  
Und großartig erneun Jahrhunderte wieder den Reih'nlauf.  
Schon kehrt wieder die Jungfrau (Aëtræa), es kehrt Saturnische Herrschaft  
Wieder, schon wird ein neues Geschlecht vom Himmel entsendet . . .  
Unter dir, wo noch Spuren zurück sind unseres Frevels,  
Werden, getilgt, sie die Länder von ewigem Bangen erlösen . . .  
. . . Nicht wird fürchten das Kind den gewaltigen Löwen . . .  
Sterben auch wird die Schlang' und die trüg'rische Pflanze des Giftes  
Sterben, und ringsumher aufsprossen Assyriens Balsam . . .  
Schicke dich an, schon naht die Zeit zum erhabenen Ruhme,  
Göttern erkorener Sproß . . .  
Schau, wie das Weltall bebet in schwerumlastender Wölbung,  
Länder und Räume des Meeres ringsum und die Tiefen des Himmels.  
Schau, wie Alles sich freut des künftigen Weltjahrhunderts!

Virgilius Maro hat die hier so herrlich geschilderten Hoffnungen und Erwartungen unzweifelhaft sibyllinischen Aussprüchen entnommen, wie er ja auch damit beginnt, daß jetzt das „cumäische Lied“ — der weissagende Ausspruch der cumäischen Sibylle — sich erfüllen werde. „Die Schilderungen sind ganz der von Isaias gegebenen Darstellung der messianischen Zeit (Is. Kapp. 7 u. 9 u. 11) entsprechend.“ (Hettinger.) Irrthümlich erwartet Virgil den Erlöser von Rom selbst, während andere Schriftsteller (Tacitus, Suetonius) ausdrücklich auf den Orient und Judäa hinweisen.

Eine alte sehr sinnige Sage (oder ist es nicht vielleicht mehr?) erzählt, als der Apostel Paulus nach Neapel gekommen, habe er das Grab des großen Dichters Virgilius



Maro besucht, die vierte Ekloge gelesen und laut geweint. Das Andenken an diese Erzählung hat sich in einem Liede erhalten, das lange im Dome zu Mantua (Virgil war zu Andes, ganz nahe bei Mantua geboren) gesungen wurde:

Ad Maronis mausoleum  
Ductus, fudit super eum  
Piae rorem lacrymae:  
Quem te, inquit, reddidissem,  
Si te vivum invenissem,  
Poetarum maxime!

Zu des Maro Grab geführt,  
Weichte Thränen fromm gerührt  
Er dem großen Todten hier:  
„Wen dürst' ich aus dir erhoffen,  
Hätt' ich lebend dich getroffen —  
Dich, der Dichter größte Bier!“

Ich weiß nicht, ob dies mehr als eine sinnige Sage ist; aber das steht fest: „das ganze kirchliche Alterthum sah in Virgil einen Propheten auf Christus, namentlich wegen seiner vierten Ekloge, in welcher die Sehnsucht seiner Zeit nach dem Erlöser ihren, den Propheten der Schrift ähnlichen Ausdruck gefunden.“ (Mainzer „Katholik“, 1876 S. 127). Wegen dieser Ekloge wurde Virgil vom Kaiser Constantin vor dem versammelten Concil zu Nicäa als ein Prophet bezeichnet, der unter den Heiden auf die Ankunft Christi hingewiesen habe. „Es gibt außer Christus dem Herrn keinen Andern“ — sagt der hl. Augustinus — „zu dem das Menschengeschlecht sprechen könnte (die Worte Virgils in der 4. Ekloge):

„Unter dir, wo noch Spuren zurück sind unseres Frevels,  
Werden, getilgt, sie die Länder von ewigem Bange erlösen.“

„Von ihm (von Christus) — schreibt der hl. Augustinus anderswo — hat der berühmteste Dichter dichterisch zwar, weil in der umschatteten Person eines Andern, aber doch wahrhaft, wenn du es auf ihn beziehst, gesagt:

Unter dir“ . . . (folgen dieselben Verse.)



Im ganzen Mittelalter galt diese Deutung. „Diese Ekloge“, — schreibt König Johann von Sachsen zu Dante's *Fegf.* Ges. 22, V. 72 — „welche offenbar aus Sibyllinischen Prophezeiungen entnommen ist und manche nicht zu verkennende Analogie mit den Weissagungen des Isaias enthält, wurde im ganzen Mittelalter auf die Geburt des Heilandes gedeutet.“ Darum gerade hat Dante in seiner *Divina Commedia* den Virgil zum Führer gewählt und ihn hingestellt und gefeiert als das Organ jener — leider spärlich gesäeten — edlen Heiden, welche das Ungenügende der menschlichen Vernunft und Wissenschaft einsehend, das Bedürfnis einer göttlichen Offenbarung anerkannten und nach den Segnungen eines Erlösers verlangten. Darum läßt er (*Fegf.* 22, 67 ff.) den Dichter Statius zu Virgil sprechen:

Du that'st wie jener, der des Nachts einhergeht,  
Und hinter sich ein Licht hält, das ihm selber  
Nichts hilft, doch kundig macht, die nach ihm kommen:

Dort wo du sprachst: Jahrhunderte erneu'n sich,  
Asträa kehrt, es kehrt die Urzeit wieder,  
Und niedersteigt ein neu Geschlecht vom Himmel.  
Durch dich ward Dichter ich, durch dich zum Christen.

## 106.

Ich möchte noch gern länger bei diesem ansprechenden Gegenstande verweilen; es würde indeß zu weit führen. Unterlassen aber kann ich es nicht, die akademisch gebildeten Leser meiner Schrift und zumal die Herrn Philologen hier auf die schöne wissenschaftliche Abhandlung des sel. Gymnasial-Oberlehrers Ferdinand Schwubbe „*Virgilius per mediam aetatem gratia atque auctoritate florentissimus*“ (Paderborn 1852) zu verweisen, worin der vortreffliche, edle Jugenderzieher darlegt, wie man im Mittelalter, in den Klosterschulen u. s. w. gerade den Virgil besonders hochgehalten, weil er reiner und ehrbarer dastand, als andere heidnische Klassiker. „Man war der Ansicht, — sagt Schwubbe — daß in seinen Gedichten gewisse Samenkörner und Gleichnisse der christlichen Wahrheit enthalten seien; er schien zwischen der falschen und wahren Religion gleichsam in



der Mitte zu stehen und ohne Christus fast Christ zu sein." Diesen Samenkörnern der christlichen Wahrheit, jenen Lichtstrahlen aus der ursprünglichen Offenbarung ging man mit Interesse nach, wies darauf hin, und so wurde das Studium Virgil's wie der Alten überhaupt in den Dienst der christlichen Religion gezogen. „Jenes Zeitalter, — bemerkt Schwubbe weiter — das mit Herz und Seele auf's Innigste an der christlichen Religion hing, wollte gleichwohl die Lectüre der alten Schriftsteller als Grundlage fast des ganzen Jugendunterrichts. Das Studium der alten Literatur, mit Ausnahme der Stellen, die irgend etwas wider die Sittlichkeit enthalten, erachteten sie als geeignet den Geist zu bilden, und waren der Ansicht, daß auch im Heidenthume einige Samenkörner des Guten und Gleichnisse der christlichen Religion enthalten seien, wie sie es anderseits für nöthig erachteten, daß der gebildete Christ erkenne, welche Unwissenheit in göttlichen Dingen bei den Alten geherrscht und welche Sehnsucht nach göttlicher Hülfe sie empfunden haben, damit der Christ sich umso mehr der Güter bewußt würde, mit denen er von Gott durch Christus überhäuft worden.“

Dieser Standpunkt des „finstern“ Mittelalters ist der einzig richtige und wahrhaft erleuchtete Standpunkt. Man bilde die studirende Jugend aus allen Kräften an dem Studium der Alten, aber im Geiste der christlichen Wahrheit und Sitte. Man weise vor Allem auch hin auf die Bruchstücke der göttlichen Offenbarung, die sich im Heidenthume noch als Erbstück aus dem ursprünglichen gemeinsamen Vaterhause — wenn auch nur sagenhaft — erhalten haben. Diese Bruchstücke sind „ein laut redendes Zeugniß, daß . . . die ganze Menschheit von dem einen Adam her stammt, daß die heilige Geschichte die wahre Urgeschichte der Menschheit ist. Und wenn dann der Christ bei den Heiden zwar noch erkennbare, aber so vielfach entstellte und verkommene Reste der Offenbarung sieht, und diese dagegen in seiner Religion allein im reinen unverfälschten Lichte erblickt, so muß ihm das zum freudigen Bewußtsein dienen, wie er als Kind des Hauses im Vollbesitze jener Güter . . . sich befindet, wogegen der verlorene Sohn in der Fremde, der Heide, nur noch einige Lappen und Fetzen von seinem Erbtheile übrig hat, die nicht mehr hinreichen, seine Blöße zu decken. Das muß



vor Allem ihn erfüllen mit warmer Anhänglichkeit an seine Religion."

So schreibt ein anderer wackerer Jugenderzieher, Dr. Heinrich Rüken in dem vorhin schon genannten vortreflichen Buche: "Traditionen des Menschengeschlechtes" S. 14, welches Buch kein Lehrer der studirenden Jugend unstudirt lassen sollte. Hätte z. B. der frühere Gymnasiallehrer und jetzige Provinzialschulrath Franz Linnig den Abschnitt des Rüken'schen Buches über die Sündfluth (S. 189—307) gründlich studirt, so würde er unmöglich den biblischen Bericht über die Sündfluth als „asiatische Sage“ (grauenhaft!) haben passiren lassen können — und das in einem Buche, das zunächst für katholische Gymnasiasten bestimmt ist!

Soviel im Anschluß an den Besuch bei Virgil's Grabmal. Wie bin ich doch bei dieser Gelegenheit zu den langen Reflexionen gekommen? Nun, wovon das Herz voll ist, darüber spricht man sich gern aus — und mein Herz ist voll von Besorgniß über die moderne einseitige Heranbildung unserer studirenden Jugend. Geht es darin auf der schiefen Ebene weiter, kommt der Einfluß der Kirche nicht wieder zur vollen Geltung, rücken an die Stelle kirchlich gesinnter Lehrer „strebssame“ Cultorkämpfer: so fürchte ich, das Wort unseres hochw. Bischofs Konrad Martin, womit die Vorrede seines — nunmehr in Preußen verpönten — Religionshandbuches beginnt, könne sich neuerdings traurig bewahrheiten: „daß ein Primaner mit den scandalösen Gebräuchen der altheidnischen Religionen vertrauter“ sein werde, „als mit den Erfordernissen seines ewigen Heiles.“

Es sind gar sehr beherzigenswerthe Worte, die einst Stolberg an Werner von Harthausen geschrieben: „Wie ein Krebszschaden nagt die falsche Vergötterung des Alterthums an der Erziehung des christlichen Volkes. Du weißt, ich liebe die Alten, ich las sie von Jugend auf, ich lese sie mit meinen Söhnen; ich bin bei ergrautem Haar ebenso begeistert für das Gute und Schöne, was sie uns bieten, wie ich als Jüngling war. Darum freut es mich, liebster Werner, daß Du sie so liebst und so ernstlich ihrem Studium obliegst, auch daß Du aus ihnen Deine so herzhafte Liebe zum Vaterlande kräftigst. Aber gleichwohl sage ich, nimm Dich in Acht vor fal-



scher Verehrung, besonders vor dem Geiste, in welchem sie in unseren Schulen von Christusleugnern und Ungläubigen gelehrt werden; dieser Geist hat dem christlichen Wesen unglaublich geschadet, und so lange nicht wieder der ganze Unterricht, wie die ganze Erziehung auf christlichem Grunde ruht, kann man nicht, worauf Du so freudig hoffst, ein neues Zeitalter der Gottesfurcht und christlichen Sitte erwarten.“\*)

\*) Wir entnehmen diesen so beachtenswerthen Ausspruch Stolberg's der eminent vortrefflichen Schrift: Friedrich Leopold Graf zu Stolberg seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche 1800—1819. Aus dem bisher noch ungedruckten Familiennachlaß dargestellt von Johannes Janssen (Freiburg, Herder 1877. XX, 516 S. Preis 6 Mark). Wir wollen es nicht unterlassen, an dieser Stelle unsere gebildeteren Leser ausdrücklich auf dieses Buch aufmerksam zu machen. Dasselbe ist wie eine Art Selbstbiographie; Janssen läßt den großen Stolberg meist selbst reden und dadurch gewinnt der Leser recht unmittelbar und lebendig das Bild des so hervorragenden Mannes, dessen Anschauungen über Gott und Welt, Glauben und Wissen, Kirche, Familie und Vaterland. Hat der Leser unseres Büchleins wegen der Stellen, die wir aus des protest. Stolberg's Reisebeschreibung wiederholt mitgetheilt, schon voll Achtung zu Stolberg emporblicken müssen, während dieser noch Protestant war: wie weit höher steigt dann diese Hochachtung gegenüber dem katholischen Stolberg, der „nach siebenjähriger Untersuchung, unter steter Anrufung des hl. Geistes katholisch ward“ — am 1. Juni 1800 zu Münster zur hl. Mutterkirche zurückkehrte. „Die Reise (nach Italien) war wohl ohne Zweifel der erste Anlaß zu dem Schritte, den ich nachher that“ — schreibt Stolberg. Wie herzerhebend aber sind Stolberg's Aeußerungen über die Gründe zu diesem Schritte! „Das dringendste Gefühl“ — schreibt er z. B. am 26. Oct. 1800 an seinen alten Freund Lavater — „des Bewußtseins einer durch den Geist Gottes geleiteten, daher in der Lehre unfehlbaren Kirche, einer Kirche, bei welcher Jesus Christus seiner Verheißung nach bleiben würde, bis an das Ende der Tage, einer Kirche, in welcher noch immer der Fels, auf den sie gebaut ward, den Pforten der Hölle Trost bot, einer Kirche, in welcher noch immer Machthaber des ewigen Hohenpriesters Sünden behalten und Sünden lösen konnten, einer Kirche, in welcher am Strahle göttlicher Liebe die Ambrosius, die Augustin, die heiligen Einsiedler in der Wüste und Ludwig IX. auf dem Throne, die Leone, die Katharinen, die Theresen, die Franciscus, die Borromäen zu Früchten für den Garten Gottes reiften, einer Kirche, in welcher der Sohn Gottes in den Hefen unserer Zeit (in dem Augenblicke, da der Antichrist mit so organisirter, so furchtbarer Macht, mit dem Schlunde der geöffneten Hölle dräut) — solche Wunder thut — o Freund und Bruder, das dringende, heiße Gefühl des Bedürfnisses, zu einer solchen Kirche zu gehören — riß mich mit Banden, die stark sind wie der Tod, das heißt mit Banden der Liebe zu ihr hin. Und ich fühle mich wie so selig obgleich so unwürdig in ihrem Schooße! Da indessen sie mich gegen Sicherheit warnet, da ich, wiewohl auf Gottes Erbarmen kindlich hoffen, doch mit Furcht und Zittern meine Seligkeit suchen soll und also nicht weiß, ob ich ewig jauchzen werde;



## 107.

Verabschieden wir uns nunmehr von Neapel. Am Abende des hohen St. Januarius-Festes war Illumination zu Ehren des hl. Schutzpatrons. Die piemontesische Polizei hatte es nicht verboten — und daran hatte sie klug gehandelt, fñntemalen ein heißblütiger Neapolitaner kein kaltblütiger Norddeutscher ist.

Gegen 10 Uhr Abends fuhren wir durch die illuminirte Stadt zum Bahnhofe, ließen unsere Billete nach Rom stempeln, und bald trug uns der Zug von dannen. Die Herren aus Ungarn, der erwähnte Amerikaner und einige Franzosen theilten mit uns dasselbe dichtgefüllte Coupé. Wir beiden Preußen interessirten die Herren Franzosen in leicht begreiflicher Weise und knüpften sie darum mit uns sofort an. Eines Vorfalles erinnere ich mich noch ganz lebhaft, weil ich jämmerlich dabei ausgelacht worden bin. Im Laufe der Unterhaltung sagte nämlich der mir gerade gegenüberitzende Franzose, er kenne auch ein

so will ich doch nun jauchzen und frohlocken, daß diese Kirche Gottes auf dem Felsen gegründet steht und stehen werde, daß der Antichrist ihr nichts anhaben könne.“

Wer Janssen's Buch über Stolberg liest, dem muß das Herz aufgehen und höher schlagen bei dem Gedanken: Ich bin katholisch! Und welch ein Vorbild gewinnt zumal der Mann der Wissenschaft an Stolberg, dessen Feder in Gottes heiligem Dienste nie ruhte! Doch das Alles lese man in Janssen's Buche selbst. Wir wollen hier nur noch aus einem anderen Buche anmerken, was für Alle interessant und für diejenigen, die mit Lehre und Beispiel zum Heile Anderer wirken, sehr ermunternd sein muß: nämlich ein Gesicht, das die begnadigte Anna Katharina Emmerich bezüglich desselben Stolberg bald nach dessen Tode hatte. Sie erzählte dieses Gesicht, wie folgt (vergl. Schmüger a. a. O. 2. Bd. 2. Abh. S. 483 f.): „Von dem einem Thore des Paradieses sah ich einen schönen Zug kommen, und alle die anwesenden Seelen strömten dahin und bildeten zwei Reihen, die Ankommenden zu bewillkommen. Es waren dies viele Seelen, welche den seligen Stolberg hereintrugen. Sie gingen in ordentlicher Prozession, hatten Fahnen und Blumentränze bei sich. Vier trugen ein Ehrenbett, auf dem er in liegendstehender Stellung sich befand, auf den Schultern, doch ohne Last. Die andern folgten nach, und die Empfangenden hatten Blumen und Kränze. Es ward eine Krone über sein Haupt gesetzt, besonders von weißen Rosen und blinkenden Steinchen und Sternen. Diese Krone lag nicht auf seinem Haupte, sondern schwebte immer über demselben. Im Anfange erschienen mir alle diese Seelen gleichgeformt . . . hierauf aber erschien mir jede wie in ihrer Standestracht, und ich sah, daß es lauter solche waren, welche mit Arbeit und Lehre Andere zum Heile geführt hatten.“



deutsches Wort und bloß dies eine; das habe er bei Gelegenheit des letzten Krieges gelernt, und das schöne Wort heiße: „*k a p u t*.“ Statt ihm zu bedeuten, dies Wort sei eigentlich gar kein deutsches Wort, sondern entstamme entweder dem jüdischen oder berlinischen Kauderwälsch, bemerkte ich scherzend: Ah „*kaput*“, je comprends, parce que nous vous avons faits „*kaput*“ — „Ah so, „*kaput*“, weil wir euch „*kaput*“ gemacht haben.“ Kaum hatte ich die scherzhafte Bemerkung gemacht, da richtete sich in der Wagenecke ein alter Franzose auf und gab mir ernst und bestimmt die kurze Antwort: Pardon, monsieur, votre nation est plus „*kaput*“ que la nôtre — „Bitte schön, euere Nation ist „*kaputer*“ als die unsrige.“ Mit schallendem Lachen gaben die Ungarn, der Amerikaner und die Franzosen dem alten Franzosen Recht. Ich besann mich auf eine Entgegnung und Widerlegung, konnte aber keine finden. Ich mußte mich jämmerlich auslachen lassen. Ach ja, der Alte hatte mich besiegt — ich mußte es mir schmerzlich eingestehen. Als ich mich von meinem Sieger am andern Morgen in Rom verabschiedete, drückte ich ihm die Hand unter dem lebhaften Wunsche, daß seine Worte bald Lügen gestraft werden möchten. Der Wunsch ist leider noch nicht erfüllt worden, der „*Culturkampf*“ hat das „*plus kaput*“ nur noch immer mehr bestätigt. Deutschland hat mittlerweile sein Philadelphia gefunden und Paris will es gar nicht beschicken, weil man dort gar leicht als Motto für seine Ausstellungen das bitterböse Wort hinschreiben könnte: „*Plus kaput!*“

Wenn so ein spezifischer schwärmerischer „*Cultur*“-Preuße mein fatales Erlebnis mit dem alten Franzosen und mein Unvermögen, ihm auf sein verflitztes „*Plus kaput*“ zu replizieren, an seinem tief denkenden Geiste vorüberziehen ließe, so würde er zweifelsohne ausrufen: Da haben wir's ja wieder — so ein „*ultramontaner Pfaff*“ besitzt keinen „*Patriotismus*“ und keine „*Bildung*“, um einem „*verrotteten*“ Franzosen den Standpunkt klar machen zu können. Wenn so 'n Pfaff nur Sedan mitfeiern wollte, dann würde er allein aus den patriotischen Liedern, die dort unsere Schuljugend begeistert singt, so viel „*Bildung*“ davontragen, um so einem Kerl von der „*Franzosenbrut*“ aufzutrumpfen. Steht da doch in dem „*Jugendlied*“ S. 93 das jottvoll schöne Sedanlied mit den Lieben „*auf die Rejonen, auf das ganze Lumpenpack*“ und



der herrliche Vers: „Haut ihm, daß die Lappen fliegen, — daß sie All' die Kränke kriegen, — in das klappernde Gebein.“ Aber es ist nun mal so: ein „ultramontaner Pfaff“ hat keine „Bildung“ nicht. Es ist so, wie es der große Baderborner Dichter in seinem Liebe gegen den ver — — „Viborius-Boten“ so unübertrefflich schön und jottvoll gesagt hat:

Den Liederbrüdern traut er nicht,  
Der Bildung haut er in's Gesicht,  
Die Bildung fängt bei ihm erst an  
Bei Lourds, Lateau und Marpingan.

Und solche Menschen ohne alle „Bildung“ machen denn noch Reisen und müssen sich da blamiren und compromittiren lassen von so 'nem verrotteten Franzosen.

Thue deinen Gefühlen keinen Zwang an, Gutester; ich weiß, du hast der geistvollen Redensarten noch viele aufgespeichert in deines „gebildeten“ und „hochpatrioschen“ Herzens Kammern. Gewiß, du hättest an meiner Stelle sein müssen. Ich zweifle gar nicht, du hättest dich stolz in die Brust geworfen und aus dem „Preußenliede“ die Stelle declamirt:

Wol tauschten nah und ferne  
Mit mir gar viele gerne,  
Ihr Glück ist Trug und ihre Freiheit Schein:  
Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein.

Der alte Franzose hätte dir dann vielleicht mit den zwei Versen des jüngeren Racine geantwortet:

Quand viendra ce printemps par qui tant d'exilés  
Dans les champs paternels se verront rappelés?  
Wann wird der Frühling nahn, der Alle, die verbannt,  
Uns wieder ruft zurück in's theure Vaterland?

Die unparteiische Reisegesellschaft aber, der Amerikaner und die Ungarn, hätten entschieden, wer als „plus kaput“ aus dem patriotischen Wettstreite hervorgegangen wäre, ob der alte Franzose oder du.

Doch genug von diesem „plus kaput“, das mir ohnehin immer noch in den Ohren tönt. Es war mein Haupterlebnis auf der ganzen Strecke von Neapel nach Rom.



Siehe, da sind wir wieder zu Rom angelangt! Die Pilger, welche ihre Besichtigung der ewigen Stadt durch den Abstecher nach Neapel zum St. Januarius-Feste unterbrochen haben, setzen diese Besichtigung jetzt fort. Wir haben unsere Leser bereits zur Genüge (d. h. für unsern Zweck) mit den Merkwürdigkeiten Rom's bekannt gemacht und können darum jetzt ohne Unterbrechung die Heimreise antreten.

Mit den Erlebnissen auf unserer Rückreise kann und will ich es kurz machen.

Wir nahmen unsern Rückweg — in Begleitung der Herren aus Ungarn und des Amerikaners — über Civita Vecchia nach Florenz. In Civita Vecchia hatten wir eine längere Unterredung mit dem dortigen hochw. Bischöfe, die sich zumeist auf die kirchenpolitischen Verhältnisse in Neu-Deutschland bezog. Der hochw. Bischof erkundigte sich nach unserm hochw. Bischöfe Konrad mit lebhaftem Interesse. Er erinnerte sich seiner vom Vaticanischen Concil her. Bischof Konrad sei einer der hervorragendsten Bischöfe des Concils gewesen. *Fere omnia scripsit* — „er hat fast Alles geschrieben“, rühmte ihm der Bischof von Civita Vecchia nach, und gedachte dann eben so warm der herrlichen Reden, die unser hochw. Bischof Konrad auf dem Concil gehalten. Es ist wahr: Bischof Konrad hat die Diocese Paderborn in der weiten Welt bekannt und berühmt gemacht. Wo wäre sein Name nicht mit Ehrfurcht genannt in der katholischen Welt? Freilich, bei den „gebildeten“ Culturhelden ist sein Name ebenso verhaßt — doch dieser dunkle Hintergrund der „liberalen“ Welt läßt die hehre Lichtgestalt unseres erhabenen Bekenner-Bischöfes nur um so deutlicher hervortreten. Mag sie nur toben, die „liberale“ Welt und ihre „Cultur“-presse — mag sie mit Lüge und Verleumdung unsern gottbegeisterten Bischof befeuern, um so inniger wird unsere Verehrung und um so begeisterter schlagen unsere Herzen unserm guten Bischof entgegen. Wenn in nicht mehr ferner Zeit der „Culturfampf“ elend verendet, und wenn dann jener Frühling anbricht, der uns den theueren Verbannten wiederbringt, dann wird sich bei uns wiederholen, was das römische Brevier vom verbannten hl. Bischöfe Eusebius berichtet (am 16. Dec.): *Ad eius reditum lugubres vestes Italia mutavit* — „bei seiner Rückkehr legte Italien die Trauerkleider ab.“ Dann legt



Stadt und Di ese des hl. Vitorius das Festgewand an — und in feierlicher Procession holen wir unsern theueren Oberhirten ab — und die „Liberalen“ sollen dabei zusehen, wosern es ihr Befinden erlauben wird. —

Die Hafenstadt Civit  Vecchia bietet wenig Interessantes. Das Interessanteste ist das Meer. Gerade wo ich über das Meer hinschaute, kam eine Woge herangebraust, die sich ohnmächtig am Ufer brach. Schau, dachte ich, auch ein Bild des „Culturkampfes.“ Wie der Meereswoge, so gilt auch der „Cultur“-Woge das Wort des Allmächtigen bei Job 38, 11: *Usque huc venies, et non procedes amplius, et hic confringes tumentes fluctus tuos* — „Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter vordringen, und hier sollst du deine schäumenden Wellen brechen.“

Ueber unsere Reise von Civit  Vecchia bis Florenz habe ich nichts Besonderes in meinem Tagebuche notirt, außer daß einem unserer lieben Reisegefährten, dem Dr. med. N., dem Bruder des ungarischen Domherrn, das Unglück passirte, auf einer Zwischenstation wegen Verspätung seines Gep ckes unseren Schnellzug zu verfehlen. Das war der Grund, daß unsere angenehme Reisegesellschaft zersplittert wurde. Der Domherr stieg auf der nächsten Station aus und fuhr zurück, um seinen Bruder wieder aufzusuchen. Die beiden andern Ungarn reisten mit uns nach Florenz.

Ueber Florenz habe ich auf der Hinreise nach Rom ausführlich berichtet; deshalb übergehe ich es hier mit Stillschweigen; ebenso Bologna. Von Bologna ging es weiter nach Piacenza, der alten Römerstadt Placentia am Po. Die Stadt liegt in einer „gefälligen“, fruchtbaren, reizenden Ebene. Von ihrer gefälligen Lage an den Ufern des sehr breiten Stromes gaben ihr die Römer, welche sie i. J. 569 nach Roms Erbauung gründeten, den Namen Placentia. In der Kirche des hl. Sixtus war früher die jetzt in der Galerie von Dresden sich befindende weltbekannte Sixtinische Madonna. — Unfern von Piacenza ergießt sich in den Po die Trebia, „berühmt“ durch Hannibals Sieg über die Römer i. J. 217 v. Chr. Das grausige Schlachtfeld f hrt noch jetzt den Namen Todtenfeld (Campo Morto). Weg mit dem Gemälde! Weg mit dieser „glorreichen“ Menschenchl chtere! !



In Piacenza verabschiedete sich der Amerikaner von uns, um nach Turin zu reisen. Die beiden Ungarn fuhren mit nach Mailand.

## 107.

Mailand! Mailand! was zieht mich so mächtig zu dir hin? Es ist nicht deine herrliche Lage in der schönen und fruchtbaren Po-Ebene, nicht die Erinnerung, daß du einst das zweite Rom und das neue Athen gewesen, nicht die Erwägung, daß in dir einst die deutschen Könige sich die eiserne Krone aufsetzen ließen: es ist die Erinnerung an St. Ambrosius und Augustinus, die Erinnerung an St. Carl Borromäus. Die Erinnerung an diese hl. Helden der Kirche macht dich zu einer ehrwürdigen Wallfahrtsstätte für den katholischen fremden Pilger. Steh, da haben wir deinen Boden betreten!

Hier in Mailand hat also einst der hl. Bischof Ambrosius als der Athanasius des Abendlandes gekämpft und gestritten wider die arianische Irrlehre und sie besiegt, hier hat er seine Heerde als guter Hirt geweidet, hier hat er einen Augustinus für Christus erobert, hier ihn getauft, und bei dieser Taufe ist vielleicht zum ersten Male der Ambrosianische Lobgesang — Te Deum laudamus: „Großer Gott, wir loben dich!“ — erklingen.

Wie hier an Ort und Stelle die ehrwürdige Erscheinung eines hl. Ambrosius vor unsere Seele tritt!

Ambrosius, um das Jahr 340 zu Trier als Sohn des römischen Oberstatthalters von Gallien geboren, gelangte durch Gottes wunderbare Fügung i. J. 374 auf den bischöflichen Stuhl von Mailand, den er bis zu seinem Tode i. J. 397 mit allen Hirtentugenden zierte. „Mit Freundlichkeit und Herzensgüte verband er eine Charakterstärke, die sich durch kein Ansehen der Person, durch keine Drohung und Gefahr von dem, was er als Recht erkannt hatte, abbringen ließ. Als im Jahre 385 die arianisch gesinnte Kaiserin Justina für die (excommunicirten) Arianer in Mailand eine Kirche außerhalb der Stadt verlangte, weigerte sich Ambrosius dessen und weigerte sich noch, als der Kaiser das



Verlangen seiner Mutter unterstützte, und ließ ihm sagen: „Was hast du mit einer Ehebrecherin zu thun? Denn eine Ehebrecherin ist diejenige Gemeinde, welche mit Christus durch keine rechtmäßige Ehe verbunden ist.“ Ebenso furchtlos und unparteiisch bewies er sich dem Kaiser Theodosius gegenüber.“ Also Hefele zur Charakterisirung des hl. Bischofs Ambrosius.

Ueber die Verweigerung jener Kirche glauben wir etwas ausführlicher berichten zu sollen mit den Worten Schneemanns (Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche, Freiburg bei Herder 1867 S. 94 f.): „Valentinian hatte von Ambrosius die Uebergabe einer Kirche an die Arianer verlangt, zu denen seine Mutter und die einflußreichsten Beamten des Hofes gehörten, und dieselbe bereits dem Fiscus zugesprochen. Fürwahr eine schöne Gelegenheit für Ambrosius, nach liberalen Grundsätzen zu handeln! Hätte er nicht durch die Herausgabe der Kirche zugleich die Grundsätze der Säkularisation, der Toleranz, der Allgewalt des Staates anerkannt? Oh ja, aber eben deshalb hat er die Kirche nicht übergeben, eben deshalb wollte er lieber sterben, als nach diesen dem heiligen katholischen Glauben so entgegengesetzten Grundsätzen handeln. „Wenn der Kaiser von mir forderte, was mein wäre, etwa meinen Acker, mein Silberzeug, ich würde nicht widerstreben, obwohl ich alles das für die Armen bestimmt habe; aber das, was Gott zugehört, ist der kaiserlichen Macht nicht unterworfen. Verlangt ihr mein Erbe, nehmt es, verlangt ihr meinen Körper, ich will kommen. Wollt ihr mich in Fesseln werfen? wollt ihr mich tödten? Es gereicht mir das zur Lust. Ich werde mich nicht vertheidigen durch eine Menge Volkes, noch zu den Altären eilen, um das Leben zu erslehen, sondern mich für die Altäre aufopfern . . . . Die Basilika aber darf ich nicht überliefern, noch frommt es dem Kaiser, sie anzunehmen. Wenn er kein Recht hat, das Haus eines Privatmannes zu verletzen, glaubt er, das Haus Gottes wegnehmen zu dürfen?“ Gerade so wie Ambrosius dachten auch die Katholiken Mailands. Obwohl Soldaten den Eingang zur Basilika besetzt hatten, gingen sie durch eine Seitenthür hinein und blieben in derselben, bereit, eher in der Basilika zu sterben, als dieselbe preis zu geben. Die Kaufmann-



schaft wurde zu einer Geldbuße von 200 Pfund Gold verurtheilt; sie erbot sich, dieses, ja selbst das Doppelte zu geben, wenn sie nur ihren Glauben bewahrte. Viele ihrer Mitglieder wurden in den Kerker geworfen, ohne daß dieses ihr Widerstreben brach.

Der Kaiser mußte nachgeben; er that es mit unwilligem Herzen. Noch zorniger waren seine Rathgeber. Der Oberkämmerer Gallionus rief wüthend dem Ambrosius zu: „Wie! Du trodest dem Kaiser in meiner Gegenwart! Ich schlage dir den Kopf ab.“ Ruhig erwiderte Ambrosius: „Gott möge es zulassen, daß du deine Drohung ausführest; ich werde dann dulden wie ein Bischof, du dagegen handeln als ein Ver — —.“ Die Worte und das Benehmen des Heiligen in dieser Angelegenheit zeigen uns hinlänglich, wie sehr man in der alten Kirche überzeugt war, auch dem Staate gegenüber ein unverletzliches Recht auf Immobilien zu besitzen.“

Führen wir jetzt den Leser gleich — mit einstweiliger Uebergangung des Domes — zu der Ambrosius-Kirche, einem Hauptschauplatze der Wirksamkeit des großen Bischofs, und lassen wir hier statt unser den Dr. Brunner zu dem Leser sprechen. Er schrieb i. J. 1857 wie folgt:

„Eine Kirche, historisch bedeutend merkwürdiger als der Dom, ist San Ambrogio, gebaut 387 vom großen Kirchenlehrer Ambrosius. Wer, der die Schriften, das Leben, den Character und die Wirksamkeit des hl. Ambrosius kennt — wird nicht mit heiliger Scheu und Ehrfurcht in diese geweihten Räume treten! In der Taufkapelle wurde der hl. Augustinus getauft.

Im großen Vorhof — der bis auf den heutigen Tag erhalten ist — siehst Du die Schwelle, an welcher sich der Kirchenlehrer im vollen Bewußtsein seiner Pflicht und Würde dem Kaiser Theodosius gegenübergestellt, und diesem nach dem Blutbad, welches er zu Thessalonika angerichtet — den Eingang in die Kirche verwehrt, und ihm die Kirchenbuße aufgelegt. Hier erschollen die Worte des großen Bischofs: „Fühlst Du nicht die Wucht des Verbrechens, das auf Deinen Befehl verübt wurde! Schwach ist Dein gebrechlicher Leib — laß Dich nicht verblenden durch den Purpur, der ihn verhüllt! Wie Deine Unterthanen, bist auch Du aus Lehm gebildet, es gibt nur Einen Herrn der Welt! Wie wagst Du



es, zu ihm Deine Hände zu erheben, die besleckt sind mit Blut, das Du verbrecherisch vergossen hast? Vergrößere die Schuld nicht durch ein neues Verbrechen!"

Darnach des Kaisers entschuldigendes Wort: „Aber auch David hat gesündigt!"

Und darauf des Kirchenlehrers weltbekannte Antwort: „Hast Du ihm nachgeahmt in seiner Sünde, nun so ahme ihm auch nach in seiner Buße!"

Und der Kaiser unterwirft sich der Buße, und bleibt acht Monate lang von dem Gottesdienste der Kirche ausgeschlossen.

Wie ein Donner rollt dies Ereigniß durch die damalige Welt — und befestigt das Ansehen der Könige, die sich Gott und seinem Gesetz hörig zeigen; denn nicht nur Gott, auch das Volk wird durch die Buße versöhnt.

Nur blöde Geschichtschreibung kann einen solchen Akt mißverstehen, und weiß ihn nicht zu würdigen. Hier hat Ambrosius einst denselben Kaiser, als sich derselbe in das Presbyterium drängen wollte, aus demselben hinausgewiesen.

Ein Auftreten der geistig-sittlichen, auf Gottes Gesetz gebauten Macht, wie sie im Heidenthum und außer der Kirche noch nie gefunden wurde! Und doch war Ambrosius der treueste Unterthan seines Kaisers — sein Muth und seine Begabung nützten seinem weltlichen Herrn, als er zu Gunsten des jungen Valentinian II. zwei Reisen zum Usurpator Maximus nach Gallien unternahm. In diesen Räumen war es, wo auch der hl. Augustinus innerlich bewegt wurde von dem Feuer der göttlichen Wahrheit. Es ist dies die älteste und eine der historisch = denkwürdigsten Basiliken der katholischen Christenheit. Hinter dem Hochaltar steht noch St. Ambrosii Bischofsstuhl aus Marmor gehauen. Im Altare ruht sein Gebein."

In dieser selben Kirche empfangen die deutschen Könige die eiserne Krone, bei welcher Gelegenheit der Rückgedanke an den Vorfall mit Theodosius jedenfalls nahe lag und geeignet war, die Könige an ihre Verantwortlichkeit vor dem Könige aller Könige zu erinnern.

Was das für eine Festlichkeit gewesen sein mag, diese Krönung mit der eisernen Krone (so genannt, weil die aus Gold bestehende und mit Edelsteinen reich geschmückte



Krone im Innern einen schmalen eisernen Reif hat, der aus einem Nagel des Kreuzes Christi, den die Kaiserin Helena aus dem hl. Lande mitgebracht, geschmiedet sein soll). Weit hehrer aber muß einst die Festlichkeit gewesen sein i. J. 387, als der nachmalige Kirchenvater Augustinus in der hl. Tauffnacht vor dem Osterfeste aus den Händen des hl. Ambrosius in der Seitenkapelle bei dieser Kirche die hl. Taufe empfing. Wo hätten jemals drei glücklichere Herzen geschlagen, als hier bei dieser Gelegenheit die Herzen eines hl. Ambrosius, eines hl. Augustinus und einer hl. Monica! „Ich konnte“ — spricht Augustinus darüber zu Gott — „in jenen Tagen mich nicht sättigen an der wunderbaren Süßigkeit der Betrachtung der Tiefe deines Rathschlusses über das Heil des Menschengeschlechts. Wie habe ich geweint unter deinen Hymnen und Gesängen, heftig bewegt von der Stimme deiner lieblich tönenden Kirche! Jene Laute ergossen sich in mein Ohr, die Wahrheit träufelte in mein Herz, und es entzündete sich daran das Feuer der Andacht; die Thränen rannen, und mir war so wohl in ihnen.“ Und was mochte das fromme liebende Mutterherz der hl. Monica hier empfinden, die 30 Jahre lang unter heißen Thränen für die Bekehrung ihres Sohnes Augustinus gebetet hatte! Jetzt sind ihre Gebete erhört, und statt der Thränen des Schmerzes weint sie nun Freudenthänen! Ehrwürdige Stätte in Mailand, wo einst ein Augustinus der Kirche geschenkt wurde!

## 108.

Jetzt zum Dome in Mailand!

„Die einzige Kirche“, — schreibt A. J. Rahlert — „welche Demjenigen noch imponirt, der den St. Peters-Dom in Rom gesehen, ist der 454 Fuß lange, 270 Fuß breite, aus dem schönsten weißen Marmor prachtvoll erbaute gothische Dom in Mailand, zu welchem 1386 Johann Galeazzo Visconti den Grund legte.“ Wie ein erstarrter Wald ragt diese weiße Marmorasse mit ihren 98 Thürmen und ihrer 232 Fuß hohen Kuppel in die blaue Luft empor. 4,500 Marmorstatuen schmücken das Aeußere dieses an Größe nur drei Kirchen in der Welt, St. Peter in Rom und St. Paul in



London und dem Dom in Sevilla, weichen Wunderbaues und ragen auf seinen Thürmchen hoch empor. Die eine, welche auf dem 335 Fuß hohen Hauptthurme steht — die Statue der hl. Jungfrau — ist vergoldet. Man kann den Dom zu Mailand fast neben St. Peter stellen, so vollendet in ihrer Art sind beide Gotteshäuser. Die Kostbarkeit des Materials hat der Mailänder Dom vor St. Peter voraus, denn während letzterer aus Travertin besteht, ist der Mailänder Dom ganz aus weißem Marmor aufgeführt.

Das erhabene Innere wird durch sehr schlanke und thurmhohe Säulen in 5 Schiffe getheilt. Die mit größter Kunstfertigkeit gemalte Decke erscheint selbst dem schärfsten Auge so, als wäre sie eine auf's Sauberste durchbrochene Steinarbeit. Sie macht dadurch einen mit dem Ganzen sehr harmonirenden Eindruck, welcher noch durch die herrlichen Glasmalereien verstärkt wird. Man sieht nur Glasmalereien, kein gewöhnliches Glasfenster, und so kann sich der Leser leicht vorstellen, welcher zaubervoller, gedämpfter Glanz über das Innere des Domes und seine Kunstwerke ausgegossen ist. „Dieser Dom von Mailand ist eines von jenen Werken, die alle Beschreibung überflügeln; du kommst mit großen Anforderungen her, und diese werden nicht nur befriedigt, sie werden weit übertroffen.“ (Brunner.)

„Von der ganzen eigenthümlichen Schönheit dieses unvergleichlichen Prachtbaues bekommt man einen Begriff, wenn man nicht vergißt, daß er, die Vorderseite einigermaßen ausgenommen, . . . im reinsten gothischen Stile mit unsäglich vielen Zierrathen, Thürmchen, Spizen u. s. w. erbaut ist; und doch erhebt sich die, sonst nicht zu dieser Bauart passende, hier aber doch consequent aus dem Ganzen entwickelte Kuppel schlank und groß mitten in die Höhe. Es ist eine höchst gelungene und fast nirgends wieder vorkommende Verschmelzung der in ihren Grundzügen so entgegengesetzten Bauarten, ohne daß jede ihre Eigenthümlichkeit, worin gerade ihre Schönheit besteht, aufgegeben hätte . . . Wie in Mailand überhaupt italienisches und deutsches Wesen lieblich sich begegnen, aber nicht ein Zerrbild hervorbringen . . . ebenso hat sich dies in seinem vornehmsten und größten Gebäude ausgeprägt, in dem italienische Kühnheit und deutscher Fleiß wunderbar vereint sind. Um den letztern zu beweisen, erwähne ich nur,



daß die auf den höchsten Thürmen stehenden Statuen mit einer solchen Genauigkeit und Sauberkeit ausgeführt sind, als ob sie dazu bestimmt wären, in nächster Nähe und nicht aus einer Höhe von mehr als 300 Fuß betrachtet zu werden." (So der Breslauer Aesthetiker Kahlert † 1864.)

Und wer war der Baumeister dieses herrlichen Domes? wessen Geiste ist die Idee entsprungen, die wir hier verwirklicht sehen? Mit gerechtem Stolz beantworten wir diese Frage: es war ein Deutscher: Heinrich Arler aus Gmünd (da Gamunda), welchen Namen die Italiener sich mundgerecht gemacht und in da Gamodia verdreht haben. Er begann den Bau 1386, und als es sich um die Weiterführung des Wunderwerkes handelte, „berief man i. J. 1490 deutsche Baumeister aus Straßburg nach Mailand, um für den Fortbau des Domes ihre Rathschläge zu hören.“ „Die Deutschen“ — sagte der Italiener Paul Jobius — „bringen die höchsten Künste hervor, und wir müssen um gute Werkmeister nach Deutschland schicken.“ So in dem herrlichen Buche: „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters von Johannes Janssen“ (Freiburg 1876 bei Herder) S. 133.

Ja, da geht uns unser deutsches Herz auf, wenn wir in „fremdem Land“ vor dem Mailänder Dome stehen und stolz sagen können: den hat unser Landsmann gebaut!

Wenn man mich fragt in fremdem Land,  
Wo ich die Welt erblickte,  
Wo meiner Kindheit Wiege stand,  
Mich das Gesetz beglückte,  
Und wie mein theures Vaterland  
Von seinem Volk geheißt;  
Dann ruf ich stolz zu ihm gewandt:  
Mein Vaterland ist Preußen!

So läßt „der Jugendsänger“ (3. Aufl. 1876, S. 20) unsere Kleinen singen. Hätte man mich in Mailand ähnlich gefragt, so hätte ich wohl ebenso stolz antworten dürfen: Mein Vaterland ist Deutschland, das euch einst den Baumeister für eueren Wunderbau herübergesandt, — in jenem „finstern“ Mittelalter!



Ja wohl — „finsternes“ Mittelalter, wo katholische Glaubensbegeisterung und katholische Kunst solche Tempel aufführte, die wir heute bewundernd anstaunen! Was hat denn der Protestantismus hiergegen aufzuweisen? Noch jüngst hat der protest. Hofprediger Stöcker am Jahresfeste des Berliner Kirchenbauvereins (25. April 1877) es laut gestehen müssen, „daß trotz wiederholter Anläufe „die erste evangelische Kirche der Welt“, der Dom zu Berlin, noch immer keine seiner würdige Gestalt erhalten habe. Nach den Freiheitskriegen habe man den Plan gefaßt, einen mächtigen protest. Dom zu erbauen, und als Bauplatz habe man eine Baustelle vor dem Thore in Aussicht genommen, diese sei jetzt zwar bebaut, aber in anderer Weise. Dann den Platz an der Gertraudtenkirche, diese werde aber demnächst weggerissen werden und, schließlich habe man den Platz neben dem Dome selbst gewählt, aber die zum Theil schon gesetzten Fundamente ragten unvollendet aus der Spree hervor; der Dom selbst sei sehr ärmlich, denn nicht himmelanstrebende gothische Pfeiler weise er auf, sondern nur einfache Säulen, und diese beständen nicht aus glänzendem Marmor, sondern seien nur gewöhnliche Stuckarbeit. Nur „Hoffnungen und Wünsche“ seien geblieben. Blicke man dagegen hinüber über den Strom, so sehe man auf engem Raume die St. Nicolai-, Marien-, Kloster-Kirche u. s. w., lauter Prachtbauten aus der Zeit des „sogenannten finstern Mittelalters“. Das seien die redenden Zeugnisse einer damals kleinen, aber gläubigen Stadt. Freilich das jetzige große (aber ungläubige) Berlin habe auch, namentlich um den Dom herum, große Prachtbauten aufzuweisen, wie z. B. das Museum, die Nationalgalerie, das Zeughaus, die Börse. Das seien jedoch Bauten für die Kunst und den Handel, aber nicht für Gott.“

Kehren wir nach dieser Zwischenbemerkung wieder zum Dome in Mailand zurück.

Der eigentliche Schatz des Domes ist der Leich des großen hl. Carl Borromäus. Er ruht in einem Sarge von Bergkry stall vor dem Chore in einer reich geschmückten kleinen unterirdischen Kapelle. Wir knieten am Grabe dieses zweiten Ambrosius zum Gebete nieder. Mit uns knieten dort viele Mailänder, obschon es ein Werktag war — ein Zeichen der großen Verehrung des hl. Schutzpatrons. Der hl. Carl



Borromäus starb als Erzbischof von Mailand — nur 46 Jahre alt — am 3. November 1584 Abends 9 Uhr mit den Worten: „Siehe, Herr, ich komme, ich komme bald!“ Am 1. November 1610 wurde er von Paul V. canonisirt und sein Gedächtniß auf den 4. Nov. festgesetzt, welcher Tag seitdem für Mailand ein hohes Fest ist. Wenn der Leser im Leben der Heiligen den 4. Nov. aufschlagen will, so findet er dort, was wir hier des Raumes wegen übergehen müssen, er findet das Leben und Wirken eines zweiten Ambrosius, eines der besten Hirten, die die Kirche je geziert haben.

Von den übrigen Merk- und Denkwürdigkeiten Mailands will ich nichts erzählen. Ich eile zum Schlusse.

Von Mailand fuhren wir nach Verona, von dort über Ma nach Trient — wo wir wieder deutschen Boden betraten. Damit hat unsere Reise nach Italien ihren Abschluß gefunden und zugleich auch meine Reiseerinnerungen „aus Italien“.

---



## Abschied vom Leser.

Es erübrigt mir nun noch mich von meinem Leser zu verabschieden.

Mit den Lesern irgend einer Reiseschrift über Italien dürfte es sich im Allgemeinen ähnlich verhalten, wie mit denen, die in Person die Reise nach Italien machen. Das schöne Land jenseits der Berge wollen sie alle sehen und näher kennen lernen; aber dabei haben die Einen noch diese, die Andern jene besondern Interessen. Der Tourist reist mehr zur Unterhaltung und zum Vergnügen, will Land und Leute beobachten, diese oder jene Erlebnisse machen, um mitsprechen zu können; der Mann der Wissenschaft wünscht den klassischen Boden zu betreten, welcher Heimath und Wohnsitz der Schriftsteller war, mit denen er sich von Jugend an beschäftigt, welcher Schauplatz so vieler großen Weltereignisse gewesen, an den sich so viele historische Erinnerungen knüpfen; der Kunstfreund möchte sich an den Baudenkmalern, Statuen, Gemälden aus alter und neuer Zeit erfreuen; den katholischen Christ drängt es die heiligen Stätten Italiens und vor Allem Rom zu besuchen, um seine Seele dort zu erquicken und zu stärken, — er ist mehr Pilger als Reisender.

Zu der letztgenannten Klasse gehört der Verfasser der vorstehenden Reise- und Erinnerungsblätter, und darum sind dieselben für ihm gleichgesinnte Leser bestimmt.

Es kommt zwar auch von all den vorhin genannten Momenten etwas in meinem Büchlein vor; aber mehr nebenbei und gelegentlich. Ein Büchlein „für katholische Familien,“ das besondere Rücksicht nimmt auf die hervorragenden Wallfahrtsorte Italiens: auf Padua, Assisi, Loreto, Rom, Neapel — sucht seinen eigentlichen Leserkreis unter den Ultramontanen, die es, wie ihr Ehrenname besagt,



vor Allem hinzieht nach der Siebenhügelstadt jenseits der Berge, weil sie die Stadt des hl. Petrus und seiner Nachfolger, das Centrum der katholischen Kirche ist.

Wohl fühlen auch sie den Drang, das schöne Land Italien zu sehen mit seinem herrlichen Himmel und seinen Gebirgen und seiner Meeresumfassung und seinen vielen erinnerungsreichen Stätten: aber das eigentliche Ziel ihrer Sehnsucht ist Rom, der Sitz des Stellvertreters Christi. Sie halten es mit dem italienischen Dichter, wo er spricht:

Amo l'Italia e il suo bel ciel stellato  
E l' Alpe e 'l mar che le fa specchio in giro: —  
Ma Roma, ah Roma! ove da Dio locato  
Il suo Vicario regna, è il mio sospiro.

Italien lieb' ich, seines Himmels Belt  
Die Alpen, rings des Meeres Spiegelrand: —  
Doch Rom, ach Rom! wohin sich Gott bestellt  
Den Papst, dort ist mein Seufzen hingewandt.

Für die Leser, die so denken und fühlen, ist mein Büchlein berechnet. Mit ihnen habe ich jetzt im Geiste die Reise nach Italien und Rom und anderen denkwürdigen Stätten gemacht, wie ich vorher diese Reise in Wirklichkeit mit ebenso gesinnten Personen gemacht hatte. Bei einer solchen gemeinschaftlichen Reise werden oft Personen, die sich bis dahin noch nicht kannten, innig befreundet. Ich hoffe, daß dies auch bei uns, bei meinen verehrten ultramontanen Lesern und mir, der Fall sein werde. Treffen dann Solche, die einmal gemeinschaftlich eine Reise gemacht haben, später wieder zusammen, so werden die alten Reiseerinnerungen neu aufgefrischt, zumal diejenigen, welche sich besonders lebhaft in die Seele eingeschrieben haben. Auch dies, hoffe ich, wird bei uns der Fall sein. Nichts könnte mir lieber sein, als wenn mein Büchlein „Aus Italien“ wiederholt zur Unterhaltung in katholischen Familien herbeigerufen und dann diese oder jene Erinnerung neu aufgefrischt würde. Ich würde daraus ersehen, daß das Büchlein seinen Hauptzweck nicht verfehlt habe, nämlich unsern katholischen Familien in ernster Zeit eine entsprechende Unterhaltung, Belehrung und Stärkung zu bieten. Darum habe ich so viele erhebende geschichtliche Gr-



innerungen aus alter Zeit, an denen ja Italien vor allen andern Ländern so reich ist, meiner Erzählung eingeflochten.

Wenn die Wogen des Culturkampfes noch höher gehen sollten — nur muthig auf Gott vertraut! Ein Gang in die Katakomben Rom's, ein Besuch am Grabe des Apostelfürsten oder in dem blutgetränkten Colosseum u. s. w. — das macht wieder neuen Muth und neues Gottvertrauen! Göthe hat einmal gesagt, derjenige könne nie völlig unglücklich werden, dem die Erinnerung an das schöne Neapel geblieben. Das ist bloß eine Redensart; aber volle Wahrheit ist es, wenn ich behaupte, der Katholik könne nie muthlos werden, dem die Erinnerung an die Katakomben geblieben.

Will das Neuheidenthum unserer Tage sich breit machen und wähnt es, über das Kreuz zu triumphiren — in Rom, in Pompeji lernen wir Abscheu vor einer Welt ohne Christenthum, lernen aber auch Gottes Macht und Gerechtigkeit und den Triumph des Kreuzes über das gottlose Heidenthum.

Wollen wir unser Vertrauen auf Maria, die Zuflucht der Sünder, die Hülfe der Christen und das Heil der Kranken, neu beleben — knien wir im Geiste immer wieder nieder an Loreto's lieblicher Gnadenstätte, die voll von tröstlichen Erinnerungen ist. Machen wir diesen Besuch in Loreto zumal an den Festtagen der hl. Jungfrau: wir werden dann um so vertrauensvoller die Lauretanische Vitanei an die hl. Jungfrau richten.

Rehren im Kreislaufe des Kirchenjahres die Festtage gewisser hervorragender Heiligen wieder: das Fest des hl. Antonius, des hl. Franciscus, des hl. Dominicus, der hl. Clara, des hl. Moysi, der hl. Agnes, des hl. Ignatius von Antiochien, des hl. Ignatius von Loyola, des hl. Januarius, des hl. Ambrosius, des hl. Augustinus, des hl. Karl Borromäus u. s. w. gut, lieber Leser, es gilt: dann treffen wir uns regelmäßig wieder an den denkwürdigen Stätten dieser Heiligen in Padua, in Assisi, in Bologna, in Rom, in Neapel, in Mailand, wo wir diese Heiligen auf unserer Reise in Italien begrüßt haben, um sie von neuem zu begrüßen und unsere Kirche und unsere Freunde und uns ihrer Fürbitte immer wieder zu empfehlen.

Vor Allem aber, lieber Leser, wollen wir uns zu Rom alljährlich am Feste Peter und Paul, diesem Sieges- und



Triumphfeste unseres hl. katholischen Glaubens, begegnen in dem St. Petersdome und dort das Gelöbniß unserer Treue gegen die Kirche und den Nachfolger Petri erneuern. Damit verabschiede ich mich von meinem ultramontanen Leser und rufe ihm als Scheidegruß die Worte zu aus dem Liede „Ich bin katholisch“:

Mit Lieb und Treu ich zu dem Felsen stehe,  
 Auf den der Herr die Kirche hat gebaut;  
 Zu ihr ich halte, geh' es, wie es gehe,  
 Hab' ihrer Leitung ganz mich anvertraut.  
 Bleib mit ihr im Verbande,  
 Wenn auch kein Hirt im Lande,  
 Der Kirche Ruf dringt in das Herz mir ein,  
 Ich bin katholisch, will katholisch sein!  
 Dem Schiffer zeigt auf hohen Meereswogen  
 Der Compaß immer treu die rechte Bahn,  
 Ob Tag, ob Nacht — er hat ihn nie betrogen,  
 Drum nimmt er freudig seine Führung an.  
 O Rom, des Glaubens Leuchte,  
 Die nie dem Sturm sich beugte!  
 Du bist mir Compaß, freudig stimm' ich ein:  
 Ich bin katholisch, will katholisch sein!  
 Wie könnt' ich jemals, Mutter dich verlassen,  
 O heil'ge Kirche, der mein Herz geweiht?  
 Am jüngsten Tage will ich nicht erblassen,  
 Ich will die Palme nach dem heißen Streit.  
 Nie leugn' ich meine Fahne,  
 Ich bin Ultramontane!  
 Der Kirche treu, bis man mich senket ein:  
 Ich bin katholisch, will katholisch sein!

















03SR4180





P  
03

SR  
4180